MENSCHLICHE TRAGIKOMÄDIE: GESAMMELTE STUDIEN SKIZZEN UND BILDER

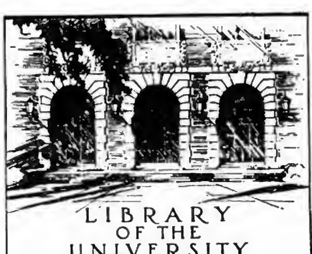
Johannes Scherr













Menschliche Tragikomödie.

Erster Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Erster Band.

This is the state of man.
Shakspeare.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1882.

Inhalt des ersten Bandes.

Aspasia.

Die zu Pheidias' Zeit herrschten und liebten . . . .
Hölderlin.

1.

Eines Tages spazirte Sokrates, der Erzschulmeister des Alterthums, in der Stoa Poikile am Marktplatz oder auch sonstwo im schönen Athen, begleitet von seinen Schülern und Freunden Apollodoros, Antisthenes und Simmias, welche dankbar jedes Wort auffingen, das von den Lippen des nie ermüdenden Pädagogen fiel. Sein gesprächsweise gehaltener Vortrag mochte sich um ästhetische Probleme gedreht haben. Wenigstens macht diese Voraussetzung es erklärlich, daß einer der drei genannten Sokratiker dem Meister die Neuigkeit mittheilte, es befände sich dermalen eine Hetäre Namens Theodote — zu deutsch „Gottesgabe" — in der Stadt, deren Schönheit zu schildern die Sprache zu schwach sei[1]).

Der Sohn des Sophroniskos und der Phänarete spitzte die Ohren. Er witterte neuen pädagogischen Stoff, an dem er jene redselige Bemutterung üben könnte, welche, sagt man, die arme Xanthippe eines Tages so zur Verzweifelung brachte, daß sie den Inhalt einer gewissen miß-

---

1) . . . εἴποντος ὅτι κρεῖττον εἴη λόγου τὸ κάλλος τῆς γυναικός. Xenophon, Apomnemoneum. III, 11. Das citirte Kapitel ist ganz der Unterhaltung des Sokrates mit der Theodote gewidmet.

duftenden Vase dem ewigen Schulmeister über die Glatze goß. Diese Frau ist ohne Zweifel besser gewesen als ihr von Schulfüchsen zurechtgemachter Ruf, und wenn sie einen Xenophon gefunden, der ihre „Memorabilien" aufgezeichnet hätte, würden wir es begreiflicher und vielleicht sogar verzeihlicher finden, daß die gelangweilten Athener dem „Sohne der Hebamme" zum Dank für seine redlichen Bemühungen, sie mittels seiner Gedankengeburtshelferei zu Bildungsphilistern zu machen, zuletzt den Schirlingsbecher kredenzen ließen. Denn wenigstens in den Denkwürdigkeiten Xenophons erscheint Sokrates als der Nikolai oder Dinter der griechischen Welt, ja geradezu als das Urbild der Bildungsphilisterei, während ihm Platon in seinen Dialogen die Phantasiefülle, die Gedankentiefe und den Adlerfittigschwung der eigenen Seele geliehen hat.

„Ei — sagte der Weise — da müssen wir hingehen; denn was zu schildern die Sprache nicht ausreicht, das muß man sehen, um sich davon eine Vorstellung zu bilden." Und sie gingen zur Behausung der Theodote, welche Behausung sie reich und prächtig eingerichtet und mit einer Anzahl wohlgehaltener Sklavinnen ausgestattet fanden. Die Besitzerin dieser Herrlichkeiten stand gerade einem Maler Modell und verharrte, den sokratischen Besuchern zur Augenweide, ganz unbefangen in dieser Stellung. Nachdem der Künstler für heute Pinsel und Palette weggelegt hatte, ging sofort das Schulmeistern los, indem Sokrates die Frage aufwarf: „Sind wohl wir der Theodote zum Danke verpflichtet, weil sie uns ihre Schönheit sehen ließ; oder aber ist sie es uns, weil wir ihre Reize in Augenschein genommen haben?" Er bewies dann auf dem Wege dialektischer Hebammerei des breiteren, daß die Verpflichtung auf seiten der Hetäre wäre, weil die Betrachter ihrer Schönheit den Wunsch mit hinwegnähmen, wiederzukommen und nicht allein mit den Augen zu genießen. „Beim Zeus! — bekräftigte Gottesgabe diese Schlußfolgerung — wenn dem so ist, bin ich euch in der That zum Danke verpflichtet."

Die breitspurige Katechisation, welche der weise Mann

hierauf der Hetäre zutheil werden ließ und welche sich um die Mittel drehte, Liebhaber anzulocken, gehört nicht hierher, wo überhaupt durch Erwähnung dieses sokratischen Abenteuers gleich zum Anfang nur ein drastischer Wink gegeben werden wollte, daß es unpassend, an gewisse Seiten des antiken Lebens den Maßstab der modernen Sitte und Sittlichkeit zu legen. Selbst ein Sokrates konnte angesichts seiner Schüler ganz unbefangen mit einer solchen Person wie Theodote verkehren. Man denke sich aber unsern großen Immanuel Kant in das Boudoir einer zeitgenössischen „Gottesgabe" von dieser Sorte versetzt und der ungeheure Gegensatz von antik und modern, von griechisch und deutsch wird sofort in die Augen springen.

2.

Die Rasse der halb- oder ganznärrischen Philologen und Antiquare, welche an der Sonne des Griechenthums schlechterdings keine Flecken wahrnehmen wollten, ist allmälig ausgestorben. Diese Bombalobombaxe [1]), deren Verstand nirgends saß, wenn nicht in ihrem Sitzfleische, haben über eins der schwerstwiegenden, wirkungsreichsten Momente und Motive in der Kulturbewegung der Menschheit, über die Stellung der Frauen, was Griechenland betrifft, entweder ganz hinweggesehen oder aber geleugnet, daß die fraulichen Verhältnisse in der griechischen Welt unwürdige gewesen seien. Und doch kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Unwürdigkeit dieser Verhältnisse zum frühzeitigen Verderben und vorzeitigen Verfall des Hellenismus als eine Hauptursache mitgewirkt hat.

Die Geschichte der griechischen Gesellschaft zeigt in dieser Beziehung höchst merkwürdiger Weise einen entschiedenen Rückschritt auf, einen Rückschritt vom Edleren

1) Aristophanes, Thesmophor. 48.

und Besseren zum Gemeineren und Schlechteren. Denn im heroischen Zeitalter, wie es in den homerischen Gesängen seine sociale Abspiegelung gefunden hat, war die Stellung des Weibes ganz unbestreitbar eine höhere und würdigere als zur historischen Zeit. Wie charakteristisch schon die keusche Anmuth, womit Homer von den erotischen Genüssen redet — er nennt sie schamhaft die „Werke der goldenen Aphrodite“ — während die späteren griechischen Dichter, Komöden, Idylliker, Humoristen und Novellisten geschlechtliche Dinge bekanntlich mit superlativisch-zügelloser Zotenreißerei behandeln, nicht etwa nur, wie man häufig hat behaupten wollen, in „unbefangener Natürlichkeit“, sondern deutlich genug in raffinirter Absichtlichkeit. Beim Homer findet sich auch die holdeste weibliche Gestalt, welche die hellenische Poesie überhaupt geschaffen hat: die phäakische Prinzessin Nausikaa, der nur noch die Antigone des Sophokles zur Seite zu stellen ist. Nicht, was mädchenhafte Frische und Holdseligkeit betrifft, sondern deßhalb, weil in der sophokleischen Schöpfung die griechische Weiblichkeit ihren höchsten ethischen Ausdruck gefunden hat. Das schöne Wort der Tochter des Oedipus: —

„Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!“ [1])

ist unbedingt die edelste Offenbarung hellenischer Fraulichkeit. Sie fand aber ein würdiges Seitenstück auf geschichtlichem Boden. Denn als nach dem Fehlschlag des gegen Sicilien gerichteten Unternehmens die Athener mittels Volksbeschlusses den Alkibiades vorgeblich wegen Gotteslästerung („Asebie“) — die „Religionsgefahr“, welche ein so beliebtes Hausmittel des modernen Despotismus ist, wurde auch schon von der attischen Demokratie häufig und gern angewandt — zum Tode verurtheilt hatten, ließen sie den klüglicher Weise Abwesenden noch obendrein durch sämmtliche Priester und Priesterinnen der Stadt verfluchen. Aber Theano, die Tochter des Menon von Agraulos,

1) *Οὔτοι συνέχθειν, ἀλλὰ συμφιλεῖν ἔφυν.* Antigone, 523.

weigerte sich, diesen frommen Befehl zu vollziehen, indem sie das beste Wort sprach, welches, seitdem die Welt steht, aus priesterlichem Munde gekommen ist: — „Ich bin Priesterin geworden, zu s e g n e n, nicht aber, zu fluchen!“ [1])

Zur heroischen Zeit war in Hellas das Weib dem Manne ganz entschieden viel mehr als in der historischen. Dafür zeugt, daß in der Welt Homers der später unter den Griechen grassirende Gräuel Sodoms ganz unbekannt gewesen. Diese Affenschande der „Knabenliebe“, welche eine Affenschande bleibt, mag Bombalobombax sich noch so sehr bemühen, sokratisirend oder platonisirend darum herumzunebeln, hat das spätere Hellenenthum geradezu verpestet. Von der Höherstellung der Frauen in früherer Zeit gibt sodann weiter Zeugniß, daß bei Homer der Freiwerber seine Erwählte durch Entrichtung von Geschenken dem Vater gleichsam abkaufte, während später umgekehrt die Väter ihre Töchter, um sie an den Mann zu bringen, möglichst reich ausstatten mußten. Freilich, auch in jener Vorzeit krankte die griechische Ehe an einem fressenden Krebsschaden, an der Kebsenwirthschaft, welche mit Nothwendigkeit aus dem Institut der Sklaverei hervorging. Es muthet uns doch ganz eigen an oder vielmehr es stößt uns widerwärtig ab, wenn wir beim Euripides die Andromache sagen hören:

„O theurer Hektor, dir zu Lieb' ertrug ich es
Mit heiterm Sinn, wenn Kypris dich verleitete,
Und deiner Kebsen Kindern hab' ich oft die Brust
Gereicht, dir zu ersparen jed' Gefühl von Bitterkeit“ [2]).

Gewiß sind diese Worte aus einer Frauenseele voll inniger Liebe und zartester Rücksichtsnahme gequollen; aber daß sie trotzdem dem sittlichen Gedanken der Ehe schnurstracks widersprechen, bedarf keines Nachweises. Eine Lebensgefährtin und die „andere Hälfte“ des Mannes, eine Hausfrau

---

1) . . . *ἔτι καταρᾶσθαι προσεψηφίσαντο πάντας ἱερεῖς καὶ ἱερείας, ὧν, μόνην φασὶ Θεανὼ ἀντειπεῖν πρὸς τὸ ψήφισμα φάσκουσαν εὐχῶν, οὐ καταρῶν ἱέρειαν γεγονέναι.* Plutarchos, Alcib. 22.

2) Euripides, Androm. 220.

in unserem Sinne, war die griechische „Oikodespoina", die rechtmäßige und ebenbürtige Gemahlin, auch zur homerischen Zeit keineswegs. Die Frauen hatten auch damals zu den Männern hinaufzublicken als zu Wesen höherer Art. Was mußten sich die Gattinnen von den Gatten, die Mütter von den Söhnen sagen und gefallen lassen! Man sehe beispielshalber nur, wie der Prinz von Ithaka mit seiner Mutter Penelopeia umspringt. Auf eine ganz verständige, im Männersale von ihr gemachte Bemerkung hin kanzelt der „besonnene Jüngling" Telemachos die Mutter also ab:

„Du doch geh' ins Weibergemach, zu besorgen deine Geschäfte,
Spindel und Webestuhl, und den dienenden Weibern gebiete,
Frisch ihre Arbeit zu thun. Das Wort gebührt nur den Männern,
Allen und mir zumeist, weil mein im Hause die Macht ist" [1]).

Penelopeia gehorcht auf der Stelle und findet das barsche Wort ihres Sohnes noch dazu „sinnig". Hier haben wir also ganz die orientalisch-rohe, ja brutale Redeweise der Männer gegenüber den Frauen, welche auch in dem christlichen Mythenkreis eingehalten ist. Beim „sanften" Johannes fährt Jesus seine Mutter, welche ihm einfach die Thatsache mittheilt, daß den Hochzeitgästen zu Kana der Wein ausgegangen sei, mit den Worten an: „Weib, was hab' ich mit dir zu schaffen?" und im Bereiche der christlichen Moral hat der Apostel Paulus den Befehl ausgehen lassen: „Das Weib schweige in der Gesellschaft!" — ein Befehl, welcher den ohnehin schon sattsam zahlreichen Unmöglichkeiten des Christenthums noch eine weitere hinzufügte. Im übrigen steht die Art und Weise, wie im homerischen Zeitalter von und mit den Frauen gesprochen wurde, immerhin thurmhoch über der kolossalen Schamlosigkeit und Wegwerfung, womit dies später geschah. Vor Alters hatte selbst der Hypochonder Hesiod anerkannt —

„Daß nichts besseres wahrlich vermag sich der Mann zu erwerben
Als ein tugendlich Weib" . . .

1) Odyss. I, 356.

jetzt aber schrieb der Tragiker Euripides eine ganze Reihe von Stücken wie eigens zu dem Zwecke, die Weiber schlechtzumachen, und schütteten die Komiker einen Wolkenbruch von Schimpf und Zoten über sie aus. Menander, welcher doch gewiß kein Griesgram gewesen, gab geradezu den Rath: —

„Heirate nicht, willst leben du beschwerdelos!“

welche Grobheit freilich schon zum voraus beim Aristophanes witzig abgetrumpft worden war, indem die Chorführerin der „Thesmophoriazusen“ die neckischen Anapäste flattern ließ: —

„Wenn ein Weh wir sind, was freit ihr uns denn? Warum, wenn wirklich ein Weh wir?“ [1])

Man hat mit Recht bemerkt, daß sich aus den griechischen Dichtern gerade so viele Zeugnisse für wie wider die Frauen sammeln ließen. Aber das ist nichts Entscheidendes; denn solche sich gegenseitig aufhebende Blumenlesen bieten so ziemlich alle Literaturen. Entscheidend dagegen für die sehr untergeordnete Stellung der griechischen Frauen zur historischen Zeit sind Thatsachen, welche selbst der gewandteste Kommentator nicht wegtaschenspielen kann. Von den Spartanerinnen reden wir gar nicht, weil Sparta in Hellas überhaupt niemals die Kultur, sondern stets nur die Barbarei repräsentirt hat, so daß man sich höchlich verwundern müßte, wie die dumme Bewunderung dieser Barbarei jahrhundertelang auf den Schulbänken platzbehalten konnte, wüßte man nicht, daß daselbst auch anderer Nonsens in Hülle und Fülle jahrhundertelang platzbehielt und behält. Schon die lykurgisch-brutale Vorschrift, daß in Sparta die Jungfrauen, gerade wie die Jünglinge, bei festlichen Aufzügen nackt erscheinen, singen, springen und

1) *Οὐ μὲν γάρ τι γυναικος ἀνὴρ ληΐζετ' ἄμεινον*
Τῆς ἀγαθῆς. Hesiod. Erga, 647.
Ἄλυπον ἄξεις τὸν βίον χωρὶς γάμου. Menandri fragmenta.
Εἰ κακόν ἐσμεν, τί γαμεῖθ' ἡμᾶς, εἴπερ ἀληθῶς κακόν ἐσμεν.
Thesmophor. 789.

ringen sollten, empört jedes gebildete Gefühl. Die spartanische Frau war rein nur ein Kinderzeugungsinstrument, das eheliche Verhältniß geradezu bestialisch; denn die Bestimmungen Lykurgs machten die Ehe zu einer rationell betriebenen Stuterei[1]).

Aber auch bei den ionischen Griechen, ja selbst im hochgebildeten Athen war das eheliche Verhältniß dem Wesen nach nicht viel anders und besser, obzwar die Formen feinere gewesen sind. Selbst die genialsten Denker von Hellas sahen in dem Weibe ein dem Manne unendlich weit nachstehendes Geschöpf, dessen unbedingte Unterwerfung unter den männlichen Willen ganz naturgemäß, nothwendig und gerecht wäre. So der große Idealist Platon, wie der große Realist Aristoteles. Jener dachte sogar vom Weibe ganz entschieden geringer als dieser; denn das platonische Frauenideal verstieg sich kaum über das Aschenbrödelthum, indem er die Vollkommenheit („Arete") einer Gattin mit der eines treuen und anstelligen Sklaven auf die gleiche Linie stellte. Die aristotelische Ansicht über die Ehe und folglich auch über die Frauen war eine viel würdigere, war überhaupt die edelste, zu welcher der Hellenismus es gebracht hat. „Die Gemeinschaft der anderen Thiere — hat der Stageirit gesagt — hat nur die Fortpflanzung zum Zwecke; die Menschen dagegen leben mitsammen nicht allein der Erzeugung von Kindern, sondern auch anderer Verhältnisse wegen. Die Aufgaben von Mann und Weib sind verschieden; sie fördern aber einander gegenseitig, indem jedes das ihm Eigenthümliche zu einem Gemeinsamen macht, und darum ist in einer solchen Verbindung dem Nützlichen das Angenehme zugesellt"[2]). Hier wäre das Bild einer Ehe gezeichnet, wie sie einem civilisirten Volke zu- und ansteht. Schade nur, daß es solche Ehen in der griechischen Wirklichkeit gar nicht oder doch nur sehr ausnahmsweise gegeben hat.

1) Plutarch, Lycurg. 14, 15.

2) Platon, Leges, c. VI, p. 781; Meno, p. 71. Aristoteles, De republ. V, 1254; Hist. anim. IX, 1; De mor. VIII, 14.

Nicht die Frauen trugen die Schuld. Gesetz und Sitte verhinderten dieselben, irgendwelche sociale Gleichberechtigung mit den Männern zu erlangen. Sie waren all ihr Lebenlang rechtlich unmündig und wie hätten sie auch mündig werden können? Ihre Erziehung war elend, ihre Geistesbildung gleich Null, hauptsächlich in Folge der Ausschließung ehrbarer Mädchen und Frauen aus den Gesellschaften der Männer. Das Leben im griechischen, von den übrigen Räumen des Hauses möglichst abgesonderten Weibergemach („Gynäkonitis“) hatte mit dem in morgenländischen Haremen bräuchlichen die bedenklichste Aehnlichkeit. Die Mädchen waren bis zu ihrer Verheiratung vollständig ab- und eingesperrt. Die Heiraten aber wurden von den Vätern der Vermählenden in ganz geschäftsmäßig-prosaischer Weise zurechtgemacht und in der Regel erblickte der Bräutigam das Antlitz seiner Braut erst in der Hochzeitkammer zum erstenmal unverschleiert. Die Neuvermählte ihrerseits hatte nur die Gynäkonitis des elterlichen Hauses mit der im Hause des Gatten vertauscht und innerhalb dieses Raumes verfloß fortan ihr Dasein, in dessen Einförmigkeit die Betheiligung an religiösen Feierlichkeiten nur eine spärliche Abwechselung brachte. Möglich, wahrscheinlich sogar, daß dann und wann die engen, geisttödtenden Schranken dieser Lebensführung auch von ehrbaren Frauen durchbrochen wurden; aber wo es geschah, blieb die derbe Zurückweisung gewiß nicht aus. Als z. B. im Spätherbst von 431 v. Chr. die Schwester des großen Kimon, Elpenike, sich herausnahm, den Perikles, als er im Kerameikos von der Rednerbühne herabstieg, wo er die schönste aller jemals gehörten Grabreden gehalten halte, scheltend anzutreten, bedachte sich das Muster eines attischen Gentleman keinen Augenblick, das „versalbte alte Weib“ mit einem herben Citat aus dem Archilochos abzufertigen [1].

---

1) Plutarch, Pericl. 28.

3.

Und doch gab es in Hellas „emancipirte“ Frauenzimmer in Menge, Frauenzimmer, welche die „Emancipation“ ihres Geschlechts auf die äußerste Spitze trieben und, über die Schranken der Sitte und Sittlichkeit lachend hinwegspringend, die freche Botschaft von der Freiheit des Fleisches zu orgiastischer Wirklichkeit machten. Diese außerhalb des Kreises der ehrbaren Mädchen- und Frauenwelt stehenden Damen repräsentirten in der griechischen „Gesellschaft“ das weibliche Geschlecht, — eine Thatsache, die schlagend darthut, daß der hellenische Sitten- und Sittlichkeitsbegriff ein wesentlich von dem modernen verschiedener gewesen ist. Freilich darf nicht übersehen werden, daß die moderne „Gesellschaft“, in Wahrheit und Wirklichkeit und alle christlichen Katechismus- und Kanzelphrasen beiseite gelassen, nicht eben viel Ursache hat, mit sittlicher Entrüstung auf die antike herabzusehen. Es mag gar nicht in Anschlag gebracht werden, daß unter „Leuten von Welt“ heute wie im Alterthum der Maßstab der Duldung oder Verachtung, womit Buhlweiber gemessen werden, sich gar sehr nach dem Stand und Rang derselben regulirt. Aber daß die Sünderin Athen in den namenlosen Raffinirtheiten der Ausschweifungskünste im Vergleich mit den Sünderinnen London, Paris, Venedig, Neapel, New-York, Berlin und Wien fast nur noch eine Stümperin war, wird kaum zu bestreiten sein. Allerdings, die christliche Heuchelkunst hat gelernt, selbst um Abscheulichstes her einen anständigen Schleier oder gar „Lustre“ zu breiten, während die heidnische Fleischeslust offen einhertrat.

Wie jedermann weiß, ist in den Griechen das sinnliche Element so mächtig gewesen, daß selbst ein hochidealischer Platon es für schlechthin unmöglich erklärt hat, den Verkehr von Mann und Weib auf die Ehe einzuschränken [1]). In Athen war die Prostitution eine Staatseinrichtung, welche auf den großen Gesetzgeber Solon, einen der „Sieben

1) Platon, Leg. VIII, 839 seq.

Weisen Griechenlands", als auf ihren Urheber zurückgeführt wurde [1]). Wenn der attische Komöde Philemon dieses Institut ein „volksthümliches und heilbringendes" nannte [2]), so war das keineswegs ironisch gemeint; denn wir wissen, daß in Hellas die Prostitution nicht allein eine polizeiliche, sondern auch — in vollem Ernste gesagt — eine religiöse, eine gottesdienstliche Veranstaltung gewesen ist. Das klingt freilich seltsam in modernen Ohren, ist aber trotzdem eine gar nicht anzuzweifelnde Thatsache, welche sich leicht daraus erklärt, daß die alten Religionen wesentlich Naturreligionen waren.

Der babylonisch-syrische Mylitta-Aschera-Kybele-Kult, der Dienst der großen Naturgöttin, fand seine verblaßte Abschattung in dem griechischen Dienst der Venus Allgemein oder Venus Buhlin [3]). Seine verblaßte Abschattung, weil in Hellas an die Stelle des in Asien von sämmtlichen Mädchen und Frauen der großen Göttin dargebrachten Keuschheitsopfers [4]) die Preisgebung der „Hierodulen" getreten war, welche bei jedem Tempel der Liebesgöttin gehalten wurden. Daß die Stellung dieser Tempelsklavinnen durchaus nicht für entehrend galt — wenigstens noch am Eingange des 5. Jahrhunderts vor Christus nicht — dafür zeugt, daß der hochernste Pindaros, der Erhabene, es nicht verschmäht hat, in einem anmuthigen Skolion den Hierodulen von

1) Athenaeus, *Δειπνοσοφ.* l. XIII, p. 569, d. . . . *„πρῶτος Σόλων διὰ τὴν τῶν νέων ἀκμὴν ἔστησεν ἐπὶ οἰκημάτων γύναια πριάμενος."*

2) *Δημοτικὸν πράγμα καὶ σωτήριον.* Philemonis fragm. im Anhange zur didot'schen Ausgabe des Aristophanes (1838), S. 107.

3) So übersetze ich *„Ἀφροδίτη Πάνδημος"* und *„Ἀφροδίτη Ἑταίρα"*.

4) Herodot, I, 199: — *„Δεῖ πᾶσαν γυναῖκα ἐπιχωρίην ἱζομένην ἐς ἱρὸν Ἀφροδίτης ἅπαξ ἐν τῇ ζόῃ μιχθῆναι ἀνδρὶ ξείνῳ"* Herodot nennt das freilich einen häßlichen Brauch (*„αἴσχιστος τῶν νόμων"*), was beweis't, daß der „Vater der Geschichte", wie ein Romantiker sagen würde, schon nicht mehr Naivität genug besaß, den ursprünglichen „tiefreligiösen" Sinn dieser babylonischen Muckerei zu verstehen. Vgl. über den unzüchtigen Aschera-Kybele-Dienst auch Justinus, histor. XVIII, 5.

Korinth seine Huldigung darzubringen und dieselben anzureden als die „gastlich heiteren Mädchen, welche, des Dienstes der Aphrodite waltend, aufwärts streben im Gemüth zur ewigen Mutter der Liebe."

Von der Göttin, welcher dieser Kult gestiftet war, von der Aphrodite Hetära, hießen die Venuspriesterinnen im weitesten Sinne des Wortes „Hetären". Man kann Hetäre übersetzen mit Freundin oder Buhlin — (und zwar das letztere Wort in dem unschuldigeren Sinne genommen, welchen es noch im 16. Jahrhundert hatte) — man darf aber, ohne sich einer Unbilligkeit schuldig zu machen, Hetäre auch kecklich mit einem zwar weniger klassisch, jedoch nicht weniger voll klingenden und noch dazu ebenfalls mit einem Hauchlaute beginnenden Worte verdeutschen . . . Unter den profanen Buhlinnen nun waren die gemeineren die „Pornä", welche, weitaus der Mehrzahl nach Sklavinnen, in den Anstalten gehalten wurden, die im Mittelalter „Frauenhäuser", in Griechenland aber „Porneia" hießen, zu unterscheiden von den — falls das Wort gestattet ist — anständigeren, welche, Freie von Geburt oder Freigelassene, auf eigene Hand mit ihren Reizen und Fertigkeiten wucherten. Auch das singende, klingende und springende Laster, d. h. die Zitherspielerinnen (Kitharistriä), die Flötenbläserinnen (Auletrides) und die Tänzerinnen (Orchestrides) waren in dieser Klasse inbegriffen, deren Mitglieder vorzugsweise „Hetärä" genannt wurden [1]. Von der Anschauungs- und Denkweise, von dem Thun und Treiben in diesen Kreisen geben eine belebteste Vorstellung die „Hetären-Gespräche", welche Lukianos geschrieben hat, der geistvolle Humorist, der treffliche Sittenmaler der späteren griechischen Welt. Häufig führt er uns in diesen Dialogen Mütter vor, welche ihre Töchter zur Preisgebung förmlich ermuntern und abrichten, und wir erfahren von ihm auch, daß in den meisten Fällen Armuth und Verlassenheit die unglücklichen Geschöpfe ins

---

1) Ausführlich handeln vom Hetärenwesen Becker („Charikles", 2. von K. F. Hermann besorgte Ausgabe, Exkurs zur 2. Scene, II, 51 fg.) und Jakobs („Von den Hetären", Verm. Schriften, III, 309 fg.).

Verderben trieb — tout comme chez nous. Die Sittengeschichte spielt sich mit derselben Eintönigkeit im ganzen und mit derselben unendlichen Mannigfaltigkeit im einzelnen ab wie die Naturgeschichte und es dürfte eine Zeit kommen, wo die Geschichtewissenschaft dahin gelangt sein wird, von der Warte höherer Erkenntniß herab die Einheit der Grundgesetze der Natur und der Geschichte, welche wir bislang nur zu ahnen vermögen, klar aufzeigen zu können. Bisherige Findungsversuche dieser Einheit sind freilich nicht eben glücklich ausgefallen, weil sie in ihren Berechnungen zwei mitsammen eine ungeheuere Summe von Kräften darstellende Ziffern übersehen haben: die menschliche Narrheit und die menschliche Leidenschaftlichkeit.

4.

Aus den Reihen der freien Buhlkünstlerinnen sind die „berühmten" Hetären hervorgegangen, Damen, welche in ihrer Erscheinung und in ihren Geschicken die Quintessenz der Hetärie darstellten. Etliche derselben haben es schließlich dazu gebracht, die Gemahlinnen von Königen zu werden; andere dazu, daß ihnen auf öffentliche Kosten Ehrensäulen aufgerichtet wurden. Um das letztere weniger befremdend zu finden, ist es nöthig, sich zu erinnern, daß die Griechen vom ionischen Stamme so zu sagen ein Volk von Künstlern gewesen sind, in der guten und schlimmen Bedeutung des Wortes. Die griechische Religion war ein Kultus der schönen Form. Sie statuirte die Verehrung alles vollendet Schönen. Die Schönheit war heilig und anbetungswürdig, weil sie die Erscheinungsform der Idee des Göttlichen. Es war — so absonderlich, ja blasphemisch das dem christlichen Mysticismus vorkommen mag und muß — nicht eine Scene der Schamlosigkeit, sondern ein religiöser Akt, als das wandelnde Schönheitswunder, die Hetäre Phryne, eines

sonnenhellen Tages beim Poseidonsfest zu Eleusis angesichts des am Meeresufer versammelten Volkes sich entkleidete, ihre gelös't'en Haare auf Schultern und Hüften niederrollen ließ und zum baden in die Flut stieg. Fromme unserer Tage mögen sich darob entsetzen, aber es ist doch so: beim Anblick der badenden Phryne, welche den schönheitsdurstigen Augen der Griechen die Erscheinung der Aphrodite Anadyomene gewährte, hat gewiß viele der Wallfahrer, die zum Poseidonsfest nach Eleusis gekommen, ein nicht weniger inniges Gefühl der Andacht überschauert, als christliche Pilger und Pilgerinnen empfinden, wenn sie nach mühsäliger Wallfahrt endlich vor dem Altar stehen, aus dessen Glasschrank ihnen der Todtenkopf irgendeines hochverehrten „heiligen Leibes" entgegengrins't. Wie die Sage will, hat die Schönheit der Phryne zu den Aphroditebildern des Malers Apelles und des Bildhauers Praxiteles sowohl die Inspiration als das Muster geliehen. Auch haben die Griechen der Hetäre für ihre Reize vollwichtigen Dank gezollt. Zu Thespiä, ihrer Vaterstadt, ward ihre von Praxiteles geschaffene Porträtstatue aufgestellt; zu Delphi, dem heiligsten Orte Griechenlands, ward ihr gar auf einem Piedestal von pentelischem Marmor eine goldene Statue errichtet[1]). Philosophische Murrköpfe von der Sekte der Kyniker haben sich allerdings über diese Dankbezeugungen nicht wenig skandalisirt.

Aber wie dachten sich denn die Hellenen ein musterschönes Weib? Wir erhaschen davon eine flüchtige Vorstellung in einem Fragment der sittengeschichtlich wichtigen „Hetären-Briefe" des Alkiphron, welcher Schilderer freilich erst zu Anfang des 3. Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung geschrieben hat. Alkiphron nämlich preis't an der jüngeren (?) Lais, welche der große Maler Apelles zur Buhlkunst erzogen haben soll, „die weder zu magere noch zu üppige, sondern gesundsaftig-schlanke Wohlgestalt; die von Natur gekräuselten, blonden, weich und voll auf die Schultern herabfließenden Haare; die schön gerundeten Augen,

1) Athenaeus, XIII, 590, 591. Pausanias, Περιήγησις, X, 27, 5.

deren tiefschwarze Sterne im reinsten Weiß schwammen" — und ein Nachtreter Alkiphrons, Aristänetos, weiß zur Ergänzung noch zu sprechen von einer „Brust, welche, kydonischen Aepfeln gleich, im Schwellen das Busenband sprengte und den Malern zum Modell für Helena-Büsten diente". Einer Ueberlieferung zufolge war diese jüngere Lais — (oder aber die sogenannte ältere korinthische?) — eine Tochter der Timandra, welche als letzte Geliebte des Alkibiades diesem hellenischen Muster-Roué bis über den Tod hinaus eine rührende Treue bewahrte. Als der genialste, glänzendste und leichtfertigste Athener in dem phrygischen Dorfe, wo er zuletzt mit der Timandra im Exil gelebt hatte, den persischen Meuchelmördern, welche der unversöhnliche Haß der Spartaner auf ihn gehetzt, erlegen war, bis zuletzt eine elegante Heldenfigur, da spendete die Hetäre dem Todten die letzten Liebesdienste. Sie wusch und salbte den Leichnam, hüllte denselben in ihr eigenes bestes Gewand und bestattete ihn „mit liebevollem Eifer" so feierlich, wie es die Umstände nur immer erlaubten[1]).

Als die älteste der berufenen emancipirten Schönen von Hellas dürfte aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. namhaft zu machen sein die Rhodopis, von Geburt eine Thrakierin, welche von ihrem Herrn, dem Samier Xanthos, als Buhlsklavin nach Aegypten gebracht, hier aber von Charaxos aus Mitylene, dem Bruder der Dichterin Sappho, freigekauft wurde und große Reichthümer erwarb, da sie, wie der alte Herodot meldet, „voll Liebreiz war".

Der Boden aber, worauf die berühmtesten Hetären gediehen, war Athen, die schöne „Stadt der Veilchen", von wo ja überhaupt der höchste Glanz und feinste Duft des Hellenismus ausgegangen ist. Hier hatte die Hetäre Leäna ein Ehrendenkmal in Gestalt einer ehernen Löwin, weil sie, welche die Geliebte des Aristogeiton, des Verschwörers gegen die Tyrannis der Peisistratiden, gewesen, von dem Hippias zu Tode gemartert worden war. Hier „blüheten"

---

1) Plutarch, Alcib. 39.

die aus Sicilien (?) stammende Lais, sowie die um ihrer pikanten Drolligkeit willen gesuchte Myrrhina aus Samos und die bereits erwähnte, der ganzen Zunft für alle Zeit den Charakternamen leihende Phryne aus Thespiä, mit welcher, als sie, der Ketzerei angeklagt, vor dem Schwurgerichte stand, ihr Advokat Hyperides die allbekannte wirksame Busenschleierlüftungsscene aufgeführt hat. Hier auch hörte die Hetäre Lastheneia aus Arkadien die Vorträge Platons und die Leontion die Unterweisungen Epikurs, dessen Lehre sie in einer polemischen Abhandlung voll Geist und logischer Schärfe vertheidigt haben soll. Spätere Hetären von Ruf waren geborene Athenerinnen. So Thais, die Buhlin Alexanders des Großen, und Lamia, die Buhlin des Demetrios Poliorketes.

An den Namen der Thais knüpfte sich, falls dem Plutarch zu glauben ist, eine vielbeschriebene und vielbesungene Episode des thatsächlichen Heldengedichtes der Laufbahn des Makedoniers, so recht ein flammendes Stück Romantik mitten im antiken Dasein. Es war eine schwüle Schwelgenacht, als Alexander unter dem goldenen Baldachin des Prachtthrons der Achämeniden zu Persepolis einer Orgie seiner Vertrauten vorsaß. Des Weines luftige Geister waren entfesselt und rumorten gewaltig. Auch unter der Schädeldecke der Thais; denn die geleerte Goldschale niedersetzend rief sie mit hochglühenden Wangen und funkelnden Augen in das Getöse des Bakchanals hinein und zu ihrem königlichen Liebhaber empor die geflügelten Worte: „Viel fürwahr hab' ich ausgestanden auf dieser langen Fahrt durch Asien. Doch für alles entschädigt mich, daß ich heute mitschwelgen darf in Persia's stolzer Königsburg. Freilich, größere Wonne noch wär' es mir, nach diesem Gelage die Brandfackel zu schleudern in den Palast des Xerxes, welcher dereinst meine geliebte Vaterstadt Athen verbrannt hat, zur Rache für Athen, zur Rache für Hellas!" Auftaumelt der trunkene Held, daß ihm der Kranz von Rosen und Eppich vom Haupt auf die Schulter niedergleitet, und auftaumelt die ganze berauschte Tafelrunde. Die tollschöne

Buhlerin drückt dem König die brennende Fackel in die Hand. Er stürmt hinaus, alle ihm nach, sprühende Fackeln schwingend, und unter wildem Gejauchze wirft er und werfen sie alle die Glut in das Cederngebälke der Galerien des Schlosses, an dessen Erbauung und Ausschmückung die persischen Großkönige die Schätze Asiens verschwendet hatten [1]).

5.

„Perikles, des Xanthippos Sohn, zu seiner Zeit der Erste unter den Athenern, ein Mann, ebenso redemächtig wie thatengewaltig“ [2]). Also hat Thukydides in seiner mit ehrernem Griffel auf Granit schreibenden Weise den herrlichen Demagogen bündig gekennzeichnet. Der große Bürger, dessen Mission es war, die attische Demokratie zu ihrer Sonnenhöhe emporzuführen, stammte bekanntlich aus einem der edelsten Geschlechter seiner Vaterstadt. Seine Mutter Agariste, eine Enkelin des Kleisthenes, welcher die Tyrannis der Peisistratiden gebrochen hatte, träumte, als sie schwanger ging, sie würde einen Löwen gebären, und wenige Tage darauf gebar sie den Perikles [3]). Einen rechten Mannlöwen also, welcher das Griechenthum vollendete, indem er in seiner Persönlichkeit das hellenische Menschenideal verwirklichte.

Das hellenische, wohlverstanden! Denn selbst ein vollkommener Grieche blieb immer Grieche oder vielmehr Athener, Thebaner, Spartaner. Zur Erfassung der Idee der Menschheit, zum Gedanken des Weltbürgerthums hat

1) Herodot, II, 134—35 („*χάρτα ἐπαφρόδιτος γενομένη*“). Pausanias, I, 1, 2. Plutarch, Alex. 38.

2) Thucydides, I, 139: — „*Περικλῆς ὁ Ξανθίππου, ἀνὴρ κατ' ἐκεῖνον τὸν χρόνον πρῶτος Ἀθηναίων, λέγειν τε καὶ πράσσειν δυνατώτατος.*“

3) Plutarch, Pericl. 3.

der Hellenismus niemals sich erhoben. Nur in des makedonischen Alexanders Seele dämmerte ein Ahnungsstral von der universalen Tendenz des Menschengeschlechtes auf, zu verwirklichen mittels Ausgießung des hellenischen Geistes über alle Welt. Aber in der makedonischen Epoche war das echte Griechenthum schon im Welken. Als es in seinem Vollsaft und in seiner Hochblüthe stand, also in der ersten Hälfte des 5. Jahrhunderts vor Christus, da hatte es nicht einmal einen nationalen, geschweige einen universalen Charakter, sondern ganz wesentlich einen lokalen.

Freilich, der Lokalpatriotismus, womit ein Perikles, der Freund des Anaxagoras und des Pheidias, sein geliebtes Athen zur Perle der alten Welt machte, war ein anderer als der eines Premierministers von Flachsenfingen oder eines Bürgermeisters von Krähwinkel oder eines Stadtverordneten von Kuhschnappel. Der Hellenismus oder vielmehr Atticismus ist weit genug gewesen, daß innerhalb seiner Schranken der perikleische Genius die demokratische Staatsidee zu einem hohen, lichten, harmonisch-schönen Bau zu gestalten vermochte, in dessen Hallen die Athener als ein empfängliches und strebsames Künstlervolk des heiteren Daseins sich erfreuen sollten. Von Dauer allerdings konnte dieser Bau nicht sein. Denn Edles und Schönes hat der gemeine Sinn der Menschen allzeit nicht lange ertragen; aber mit Dummem, Häßlichem und Schlechtem schleppen sie sich geduldig Jahrhunderte und Jahrtausende lang. Darum heißt groß denken, begeistert fühlen, die Wahrheit suchen und sagen, die Gerechtigkeit lieben und das Unrecht hassen unglücklich sein. Wehe dem, der kein Brett vor der Stirne hat, wie es, so oder anders angestrichen, die ungeheure Mehrzahl der „Ebenbilder Gottes“ trägt. Wehe dem, der um eines Hauptes Länge über das Maß der „aurea mediocritas“ wegragt und nicht bei Zeiten die Heuchelkunst gelernt hat, mittels Biegsam- und Beugsamkeit des Rückgrats in den ordinären Schwarm sich niederzuducken. Jede Ausnahme ist eine Beleidigung für die Regel: die Regel aber beherrscht die Welt. Seid gewöhnlich oder thut wenig-

stens so! lautet der erste und — einzige Grundsatz, welchen Väter, denen das „gute Fortkommen" ihrer Söhne und Töchter am Herzen liegt, denselben einprägen sollten . . .

Perikles war kein glücklicher Mann und konnte kein solcher sein. Denn er war groß und sein edler Stolz verschmähte es, das drückende Gefühl seiner Größe aus neidischen Pöbelseelen fortzuschmeicheln. Der unvergleichliche Volksführer, dessen vorschauende Genialität erst nach seinem Tode recht erkannt wurde[1], ist weit davon entfernt gewesen, ein Volkshöfling zu sein. Thukydides, sein Zeitgenosse, welcher bekanntlich kein Demokrat war, hat diese Tugend dem Meister der Demokratie ausdrücklich zuerkannt. Er nennt den Perikles „mächtig durch Weisheit und Charakterwürde, ganz unzweifelhaft aller Bestechlichkeit unzugänglich, mit Freimuth die Menge in Schranken haltend, nicht vom Volke geleitet, sondern dasselbe leitend, weil nicht durch schlechte Mittel die Gewalt erbuhlend." Der Historiker rundet dann das Charakterbild, welches er von dem größten Bürger und Staatsmann Athens entwirft, mit den Worten ab: „Also hatte dem Namen nach eine Volksherrschaft statt, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes." So war es und so wird es immer sein. Eine rousseau'sche Demokratie existirt bloß in Büchern und in Hohlschädeln. Das Unglück ist nur, daß „erste" Männer von perikleischem Metall seltenste Naturwunder sind.

Der große Athener war nicht glücklich in seinen vier Pfählen, falls dieser deutsch-schneckenhäusliche Begriff überhaupt auf einen Hellenen von damals Anwendung finden kann. Dem Manne, welcher von der Rednerbühne der Pnyx herab mit dem souveränen Herrscherstab seines Wortes die Wogen der Demokratie schwellen machte oder sänftigte, dem Politiker, welchem Platon, der sonst nicht eben sein Freund war, eine „majestätische Intelligenz" zuschreibt, dem Admiral und General, welcher die attischen Flotten und

1) „Ἐπειδὴ ἀπέθανεν, ἐπὶ πλέον ἔτι ἐγνώσθη ἡ πρόνοια αὐτοῦ." Thucyd. II, 65.

Heere siegreich befehligte, dem Patrioten mit der Künstlerseele, welcher seiner geliebten Veilchenstadt das Prachtgewand edelster Kunstschöpfungen anthat, ihm war nicht gelungen, was der deutsche Dichter den „großen Wurf“ des Daseins genannt hat. Allerdings im griechischen Sinne war die Ehe das nicht; allein reinmenschlichen Verhältnissen wohnt eine Macht inne, welche über Gesetz, Brauch und Gewohnheit weit hinwegreicht und immer wieder Geltung sich verschafft.

Perikles hatte als junger Mann eine jener Konvenienzehen eingegangen, wie sie unter den besitzenden und gebildeten Klassen seiner Vaterstadt üblich waren. Seine Gattin war eine nahe Verwandte von ihm und entweder die Witwe oder die geschiedene Frau eines gewissen Hipponikos. Sie gebar dem späteren Lenker des attischen Staats zwei Söhne, Xanthippos und Paralos. Beide haben ihrem Vater großen Kummer gemacht: der ältere, welcher ein Verschwender und Wüstling war, durch sein Leben; der jüngere, geliebtere, durch seinen Tod. Das Verhältniß der beiden Gatten scheint in keiner Weise über die Richtschnur kalter Konvenienz hinausgegangen zu sein. Frostig hatten sie sich zusammengethan, frostig trennten sie sich, als, wie unsere Quelle charakteristisch sich ausdrückt, ihr Zusammenleben nicht mehr „behaglich“ war [1]). Gesetzliche Ehescheidungen machten sich im damaligen Athen kaum weniger leicht als zur Direktorialzeit in Paris und die von Perikles Geschiedene — ihr Name wird uns nicht genannt — nahm sofort wieder einen andern Mann oder wurde vielmehr, genauer gesprochen, von ihrem bisherigen Eheherrn „mit ihrer Zustimmung“ einem anderen übergeben, während Perikles seinerseits „die Aspasia nahm, welcher er mit größter Zärtlichkeit zuge-

1) „*Τῆς συμβίωσεως οὐκ ουσης αὐτοῖς ἀρεστῆς*. Plutarch, Pericles, 24. Dieses Kapitel der plutarchischen Biographie ist die Hauptquelle unseres Wissens von den häuslichen Verhältnissen des Perikles und von seinem Verhältniß zur Aspasia. Ich brauche nicht zu sagen, daß wir das ganze Kapitel Plutarchs gerne hingäben, so es dem Thukydides beliebt hätte, etliche Worte über dieses Thema zu sprechen.

than war“ [1]). Und um diese Liebe als etwas ganz Außerordentliches zu kennzeichnen, fügt Plutarch hinzu, der große Staatsmann sei nie nach der Agora (d. h. an seine Geschäfte) gegangen und niemals von dort nach Hause gekommen, ohne der Aspasia zum Abschied und Willkomm einen Kuß zu geben . . . Keine Frage demnach, der Keil, welcher die erste Ehe des Perikles getrennt hatte, hieß Aspasia; aber eben so wenig kann es einem Zweifel unterstellt werden, daß einem Perikles eine so innige und dauernde Leidenschaft einflößen kein gewöhnliches Weib sein hieß.

6.

Woher nun und wer war diese Aspasia, deren Name wohl als der berühmteste Frauenname uns aus der antiken Welt überliefert ist? Sie war aus Milet und sie war eine Hetäre [2]). Schon der Umstand, daß sie eine Milesierin, gab ihr ein bedenkliches Relief; denn die kleinasiatisch-ionische Stadt Milet galt damals mit Fug für die Hochschule der Ausschweifung, gerade wie Rom im 1., 2., 3. und 4., Byzanz im 6., Venedig im 17., Paris im 18. und London im 19. Jahrhundert dafür galten und gelten. In Milet, der Stadt der Wollüste par excellence, dem Obergymnasium der Buhlkunst, der Heimat tribadischer Gräuel, dem Lieblingsschauplatz auch einer lasciven Novellistik [3]), war die schöne „Willkommene“, „Begrüßte“, „Umarmte“, „Geküßte“, „Liebe“ oder „Geliebte“ — das alles bedeutet

---

1) Ibid. „*Αὐτὸς δὲ τὴν Ἀσπασίαν λαβὼν ἔστερξε διαφερόντως.*“

2) Wie Raumer („Vorlesungen über die alte Geschichte“, 3. A. II, 487) den bestimmten Zeugnissen der Alten entgegen behaupten mochte: „Sie war nichts weniger als eine Hetäre“ — ist rein unbegreiflich.

3) „**Fabulae Milesiae.**“

der Name Aspasia — geboren und aufgewachsen. Die schöne Willkommene, denn daß sie schön gewesen, muß als selbstverständlich angenommen werden, obzwar eine Schilderung ihrer Schönheit nicht auf uns gekommen ist.

Als ihr Vater wird ein gewisser Achiochos genannt, als ihr Vorbild und ihre Lehrerin in den Künsten der Hetärie ihre Landsmännin Thargelia, welche voll Schönheit, Grazie und Wohlredenheit war und eine „Diplomatin im Unterrock“ heißen müßte, falls die Jonierinnen Unterröcke getragen hätten. Sie machte nämlich mittels ihrer Reize und Gunsterweisungen unter den kleinasiatischen Griechen Propaganda für den Perserkönig. Auch als Philosophin wird sie namhaft gemacht und zwar zugleich mit der Diotima und der Aspasia. Wenigstens in der Philosophie des Heiratens scheint sie sehr beschlagen gewesen zu sein; denn sie hatte, die Liebhaber nicht mitgezählt, nach und nach vierzehn Männer und heiratete zuletzt noch — „all's well that ends well“ — den König Antiochos von Thessalien[1]). Vom hetärischen Standpunkt angesehen, war demnach diese Lehrmeisterin sicherlich eine vortreffliche und ihre Schülerin hat dann auch den genossenen Unterricht ausgezeichnet zu verwerthen gewußt.

Wann und unter welchen Umständen Aspasia nach Athen gekommen, hierüber ist genaueres nicht bekannt. Falls dem Plutarch zu trauen — und es ist nicht abzusehen, warum ihm gerade hier nicht zu trauen sein sollte, während man doch anderwärts sein Zeugniß gelten läßt — hielt Aspasia in der Veilchenstadt ein öffentliches Haus, eine Hetärenschule, was selbst der genannte griechische Zeuge ein „nicht gerade anständiges und würdiges Gewerbe“ zu nennen sich gedrungen fühlt[2]). Trotzdem verkehrten die feinsten Gentlemen Athens, die angesehensten Philosophen,

---

1) Plutarch, l. c. 24. Lucian, Eunuch. 7. Athenaeus, XIII, 600. Philostratos, XIII, 920.

2) Plut. l. c. *„οὐ κοσμίου προεστῶσαν ἐργασίας οὐδὲ σεμνῆς, ἀλλὰ παιδίσκας ἑταιρούσας τρέφουσαν.“*

die erlauchtesten Künstler, die einflußreichsten Staatsmänner viel und gern im Hause Aspasia's. So Sokrates, so Perikles. Jener hat sich geradezu als einen Schüler der schönen und genialischen Frau bekannt in der Kunst, zu lieben, und in der Kunst, zu reden. Sie scheint im Kreise ihrer Freunde förmliche Musterreden gehalten zu haben. Wenigstens läßt, wie bekannt, Platon in einem seiner Dialoge den Sokrates sagen, er habe die Aspasia eine Preisgrabrede auf die in der Schlacht gefallenen Athener halten gehört, und an derselben Stelle bemerkt „der Menschen Weisester", man „dürfe sich nicht wundern, wenn er in der Redekunst etwas zu leisten sich getraue, da er ja in dieser Kunst den Unterricht einer trefflichen Lehrerin genossen, welche viele ausgezeichnete Redner gebildet habe und unter diesen den ausgezeichnetsten, den Perikles" [1]). Allerdings wird dies in scherzhaftem Tone gesagt; aber es ist ganz jener „sokratische" Scherzton, welcher es liebte, auch das Ernsteste ironisch anzuhauchen.

Aspasia's Gebaren und Gespräch muß von unwiderstehlicher Anmuth gewesen sein und nicht nur auf die Männer, sondern auch auf Frauen gewirkt haben. Denn wenn wir aus dem Plutarch erfahren, daß die Freunde der hochgebildeten und graziösen Emancipirten in die Gesellschaft derselben ihre rechtmäßigen Ehefrauen mitnahmen, so darf daraus mit Sicherheit geschlossen werden, daß die guten Athenerinnen in dieser Gesellschaft sich behagt haben müssen, weil sie sich sonst gewiß nicht dahin hätten mitnehmen, mitzwingen lassen; denn

„Von allem das Unbezwinglichste ist das Weib —"

hat Euripides gesagt, des Geschlechtes genauer Kenner, und Grazienschweinigel Aristophanes bezeugt uns schon durch den einen Vers:

„Sie drillen noch die Männer, gerade wie allzeit —"

---

1) Platon, Menexenos, 235. Athenaeus, V, 219.

daß seine Landsmänninnen es trotz alledem nicht übel verstanden haben müssen, ihre Eheherrn unter dem Pantoffel, will sagen unter der Sandale zu halten.

Fassen wir den Inhalt der leider sehr dünnen und dürftigen Nachrichten zusammen, welche über Aspasia aus dem Alterthum uns überkommen sind und für authentisch gelten dürfen, so ergibt sich als Summe, daß in der glänzendsten Kulturperiode Athens die Symposien im Hause dieser Frau die schönste Geselligkeitsblüthe des Griechenthums dargestellt haben. An dieser Tafelrunde — die Tafel war freilich nicht rund, sondern dreischenkelig — lagen Perikles, Anaxagoras, Sokrates, Pheidias, Damon, Iktinos, Koroibos und Mnesikles. Hier gesellte sich der attischen Philosophie die Erinnerung an die Lyrik des Alkäos und des Anakreon. Hier mögen die Gäste, ihre Stirnen mit Violen, Myrten und Rosen bekränzt, aus heiteren Gesprächen über Dichter- und Künstlerwerke zur Betrachtung der ernstesten Staatssachen übergegangen sein und dann in patriotischem Aufschwunge wohl nicht selten zu den Klängen der Phorminx das heroische Skolion des Kallistratos:

„Tragen will ich in Myrtengrün mein Schlachtschwert
Gleich Harmodios und Aristogeiton“ —

angestimmt haben. Hier hat wohl der junge Alkibiades, ein Bakchos an Jugendschöne, die mit funkelndem Chier gefüllte Kylix erhebend, dem gegenüberliegenden Sohne des Sophroniskos schalkhaft den Vers des Bakchylides zugerufen:

„O süße Macht, die steigt aus dem Becher herauf!“

und hier flügelten die „Pädisken“ Aspasia's auf einen Wink der Herrin unter Begleitung lydischen Flötengetöns gewiß manchmal den Gebethymnus Sappho's zur Aphrodite empor:

„Thronumprangte, göttliche Kythereia,
Kind des Zeus, Listkundige, dich beschwör' ich,
Beuge nicht mit quälender Angst und Trauer,
Hehre, das Herz mir!“

7.

Aber, wie das immer und überall menschliches Loos, das Dasein kehrte nicht allein seine helle, sondern auch und noch häufiger seine dunkle Seite dem Dache zu, unter welches der Vollender des attischen Staatsbau's die geliebte Milesierin als seine Hausgenossin führte. Denn als die Folge einer innigen Herzensneigung faßten schon die Alten dieses Verhältniß [1]). Da jedoch zwischen dem attischen Vollbürger Perikles und der Nichtathenerin Aspasia ein ebenbürtiges Ehebündniß nicht statthaben konnte, so ließ sich — in unserer Weise zu reden — der große Staatsmann die anmuthige, an Sinn und Geist ihm wahlverwandte Frau zur linken Hand antrauen. Aspasia lebte also in seinem Hause nicht etwa in der Stellung einer „femme entretenue“, sondern als thatsächliche Hausherrin. Sie gebar dem Perikles einen Sohn, sie verstand und pflegte seinen Genius, sie wußte seine Entwürfe zu werthen und theilte seine Sorgen, sie war seine Zuflucht und sein Trost und es ist wohl anzunehmen, das Zusammenleben dieses gleichgenialen Menschenpaares habe den höchsten Höhepunkt des Verhältnisses von Mann und Weib dargestellt, zu welchem das Griechenthum überhaupt es gebracht hat.

Der Ruf der Milesierin, welcher unter anderen Vorzügen auch ein bei Frauen seltenster nachgerühmt wurde: politischer Sinn und Verstand — flog weit in die Welt und fand selbst im Palast des Großkönigs zu Susa anerkennenden Widerhall. Während jedoch, wie erzählt wird, dort der jüngere Kyros aus Achtung vor der Geliebten des attischen Staatslenkers seiner Favoritodaliske den Namen Aspasia beilegte, war die Eigenthümerin dieses Namens daheim in Athen ein Gegenstand, an welchem die attische Rede-, Schreib- und Bühnefreiheit die ganze Zügellosigkeit

1) „*Φαίνεται μέν τοι μᾶλλον ἐρωτική τις ἡ τοῦ Περικλέους ἀγάπησις γενομένη πρὸς Ἀσπασίαν.* Plut. l. c.

ihrer Spottsucht und Lästerwuth ausließ. Pöbelgemeinheit und Parteihaß schossen ihre giftigsten Pfeile auf Aspasia, wohl wissend, daß sie damit dem großen Staatsmann, der mit ruhiger Würde das Geziefer und Gewürme, welches seine Bahn besudelte und seine Schritte hemmen wollte, unter die Füße trat, schmerzende Wunden beibrachten. Weil seine Feinde ihm die Spottnamen Zeus und Herakles gaben, wurde die Frau, welche er liebte und achtete, als eine Hera, Omphale und Dejanira verhöhnt. Und es blieb nicht etwa bei solchen Anspielungen. Schalt doch der Lustspieldichter Kratinos von der Bühne herab Aspasia „die geilbrünstige Metze mit dem Hundeblick“ [1]) — vielleicht dem Perikles ins Angesicht, ob welcher superlativischen Oppositionsmacherei uns von Kindheit auf kläglich zusammenregierten Menschen des 19. Jahrhunderts die Haare zu Berge stehen oder wenigstens von rechtswegen zu Berge stehen sollten.

Die Heftigkeit des Hasses, welchen Aspasia erregte, bezeugt unwiderlegbar, wie sehr sie an Geist und Charakter unter ihren Zeitgenossen vorragte. Ihre Gegner verschmähten selbst die tollsten Erfindungen und abgeschmacktesten Lügen nicht, um sie beim Volke anzuschwärzen und verhaßt zu machen. So beschuldigte man sie, den samischen sowohl als den peloponnesischen Krieg angezettelt zu haben. Aristophanes, welcher sich bekanntlich den Anschein gab, als Kämpe für die „konservativen Interessen“, als Verherrlicher der „guten alten frommen“ Zeit aufzutreten, während ihm in Wahrheit die gute alte fromme Zeit und die konservativen Interessen, wie alles, aber auch gar alles andere, Himmel und Erde, Kirche und Staat, Mann und Weib, nur Gegenstände einer geistreichen Eulenspiegelei und graziösen Schweinigelei gewesen sind, — Aristophanes hat dem Kitzel nicht widerstehen mögen, noch in seiner Komödie „Die Acharner“, welche zuerst im Jahr 425 v. Chr., also

1) . . . *„Ἀσπασίαν . . . καταπυγοσύνην παλλακὴν κυνώπιδα.“* Ibid.

vier Jahre nach dem Tode des Perikles, aufgeführt wurde, das Andenken des größten Atheners zu beschmutzen, indem er nach dessen Grabhügel am Kerameikos den Lügenkothwurf that:

„Es stahlen junge Kerle, die zu stark
Gebechert, die Simaitha weg, die Metze,
Aus Megara; in brünstigem Knoblauchschmerz
Entführten drauf die Megarer zwei H—etären
Aspasia's. So brach das Kriegsgewitter
In Hellas los um dreier Metzen willen.
Denn zornvoll schmiß Olympier Perikles
Mit Blitz und Donner Hellas durch einander" [1]).

Der Ernst des Thukydides hat es selbstverständlich verschmäht, da, wo er von den Ursachen des unseligen peloponnesischen Krieges redet, von dieser aristophanisch-poetischen Licenz, von diesem feindseligen Klatsch auch nur als von Klatsch Notiz zu nehmen. Nicht weniger selbstverständlich ist jedoch, daß ein in dem angegebenen Stile beharrlich betriebenes Klatschen, Verlästern und Verleumden dem Lenker des attischen Staatshaushalts bedeutenden Schaden zufügen mußte, indem dadurch sein Ansehen bei seinen Mitbürgern — und darin bestand seine Macht — zeitweilig bedrohlichst untergraben wurde. Daß dieses geschah und geschehen konnte, ist ganz in der Ordnung gewesen; denn allzeit wollte und will das Volk belogen und wollte und will die Menschheit betrogen sein.

Nachdem, wie die Feinde des Perikles rechneten, Lüge und Spott den Boden gehörig zubereitet hatten, schritten sie weiter gegen ihn vor. Jedoch immer noch auf Umwegen, wie das eben die Kriegsweise der Niedertracht überall war, ist und sein wird. Man wollte ihn zunächst in seinen Freunden, dann in seiner Frau treffen, um den hierdurch Geschwächten schließlich leichter fällen zu können. Der erste Stoß richtete sich gegen den Kunstheros Pheidias, welchen die Athener, falls die Völker nicht noch undankbarer wären als die Fürsten, hätten auf den Händen tragen müssen.

---

1) Aristophanes, Acharn. 524 seq.

Beschuldigt, einen Theil des Goldes, welches ihm zur Schaffung des Mantels der Pallas Parthenos geliefert worden, unterschlagen zu haben, erwies er augenfälligst die freche Nichtigkeit der Beschuldigung. Nun mußte die Pfafferei aushelfen, welche ja, vom Urbeginne der menschlichen Dummheit an, der menschlichen Bosheit stets die wirksamsten Waffen geliefert hat. Unter den Schildfiguren derselben pheidias'schen Pallas entdeckte nämlich der Späherblick des Hasses zwei, deren eine die Züge des Perikles, deren andere die des Pheidias trug oder zu tragen schien. „Tempelschändung! Gotteslästerung! Religionsgefahr!“ Der herrliche Künstler ward ins Gefängniß geworfen und starb, bevor der Proceß zu Ende, am Herzeleid. Dieser Ring war also aus der Kette perikleischen Daseins glücklich gesprengt. Man versuchte es mit einem zweiten und dritten. Ein schlauer und galliger Pfäffling, Diopeithes, welcher auf dem Kalbsfell des Köhlerglaubens den Religionsgefahrwirbel vortrefflich zu trommeln verstand, setzte in der Volksversammlung den Beschluß durch, daß von der Staatsreligion abweichende Meinungen als „Staatsverbrechen“ verfolgt werden sollten. Man sieht, die Pfaffen waren, sind und werden sein allzeit und überall dieselben; sowie, daß es nur ein von überstiegenen Philhellenen verbreiteter und aufrecht erhaltener Irrthum, die Inquisition sei eine specifisch-christliche Erfindung. Die Griechen und insbesondere die Athener bethätigten ihren religiösen Eifer sehr gerne mittels Ketzerproceduren. Die Erfindung, die Ketzer „ad majorem dei gloriam“ lebendig zu verbrennen, blieb jedoch den Priestern der „Religion der Liebe“ vorbehalten ... Auf Grund des erwähnten, vom souveränen Volksunverstand bewilligten Ketzergesetzes wurden zunächst zwei der vertrautesten Freunde des großen Staatsmanns, der Musiker Damon und der Philosoph Anaxagoras, als „Atheisten“ verklagt. Der erstere kam mit Verbannung davon; aber dem greisen Denker vermochte Perikles nur mit äußerster Anstrengung das Leben zu retten, ohne demselben das Exil ersparen zu können.

Nach diesen Vorübungen ging die Partei, für welche perikleische Genialität und Hoheit ein Aergerniß und Hinderniß war — eine aus verstockten Junkern, giftigen Pfaffen und übelriechenden Maultrommeldemokraten bestehende Partei — keck daran, den verhaßten Mann ins Herz zu treffen. Ein obskurer Komödienschreiber, Hermippos, belangte, sekundirt von dem schon genannten Diopeithes, die Aspasia vor dem Geschwornengericht, und zwar lautete die Anklage auf Ketzerei („Asebeia") und auf Verkuppelung ehrbarer Frauen an den Perikles[1]). Der letztere Anklagepunkt war sehr schlau aus den geselligen Zusammenkünften herauskalkulirt, welche im perikleischen Hause stattfanden, wobei Aspasia die Honneurs machte und woran, wie wir sahen, dem attischen Brauch entgegen auch nichthetärische Frauen theilnahmen. Die Milesierin oder vielmehr Perikles hatte einen harten Stand. Er, der Schöpfer von Athens Größe, Macht und Pracht, er, der von einem ebenso starken als gerechten Selbstgefühl getragen war, mußte sich, um die theure Frau zu retten, dazu erniedrigen, die Geschworenen mit flehentlichen Bitten, mit heißen Thränen zu bestürmen, um einen auf Freisprechung lautenden Wahrspruch zu erlangen. Wie muß er also dieses Weib geliebt haben!

Jetzt trieb man die gegen ihn angelegte Mine bis zu seinen Füßen vor und ließ dieselbe springen, indem man ihn, welchen Thukydides einen „Unbestechlichen" genannt hat, mit gewundenen Worten einer Veruntreuung der massenhaft durch seine Hände gegangenen Staatsgelder anklagte. Er wies diese Frechheit siegreich zurück; aber alle diese gegen ihn gebohrten und gesprengten Minen hatten seine Stellung doch so erschüttert, daß er gewiß nicht ungern sah, wie gerade zur Zeit der gegen ihn betriebenen Verfolgungen das attische Staatsschiff rasch und immer rascher dem Kriege mit Sparta zutrieb, einem Krieg auf

1) „*Περὶ δὲ τοῦτον τὸν χρόνον Ἀσπασίαν δίκην ἔφευγεν ἀσεβείας Ἑρμίππου τοῦ κωμῳδοποιοῦ διώκοντος καὶ προσκατηγοροῦντος, ὡς Περικλεῖ γυναῖκας ἐλευθέρας εἰς τὸ αὐτὸ φοιτώσας ὑποδέχοιτο.*" Plutarch, Pericl. 32.

Leben und Tod. Damit, durfte er hoffen, würden Zustände eintreten, welche die Athener erkennen lassen müßten, was sie eigentlich an ihm hätten, und würden Aufgaben zu bewältigen sein, durch deren Größe die Mittelmäßigkeit und das Lumpenthum einstweilen in ihre Schlupfwinkel zurückgeschreckt werden könnten. Diese Hoffnung täuschte den Trefflichen nicht. Denn obzwar der Wankelmuth der Menge später seinen Feinden noch einmal zu einem nicht ganz erfolglosen Angriffe Raum gab, so wurde er doch von seinen Mitbürgern immer wieder als der zur Führung des Staatsruders „tüchtigste Mann“ anerkannt [1]).

Bald jedoch trat den in die sechziger Jahre Eingetretenen der Tod an, da er den Ausbruch des peloponnesischen Krieges nur um zwei Jahre und sechs Monate überlebte. Seine letzten Tage sind sehr trübe und kummervoll gewesen. Im Sommer von 430 v. Chr. brach in Athen jene Pest aus, die mit zu den furchtbarsten Erscheinungen in der Krankheitsgeschichte des Menschengeschlechtes gehört. Sie wüthete auch in der Familie des Perikles, indem sie zuvörderst seinen ältesten Sohn, dann seine Schwester wegraffte, der er, wie es scheint, sehr zugethan gewesen. Auch liebste und anhänglichste Freunde starben um ihn her. Noch trug er aufrechten Hauptes die schwere Last der Zeit, als Staatsmann und Strateg die Hand fest am Steuerruder. Da raffte die Seuche ihm auch seinen inniggeliebten Sohn Paralos weg und dieser Schlag drang ihm ins innerste Mark. Als er, der, wie Plutarch bezeugt, die edle Fassung eines hohen Geistes und die stille Würde einer großen Seele niemals verlor, dem todten Paralos den Kranz von Cypressenzweigen um die bleichen Schläfen legte, da ist dem unglücklichen Vater das Herz in der Brust gequollen und ein Strom von Thränen entstürzte seinen Augen. Kurz darauf hat er sich selbst zum Sterben hingelegt (429). Freunden, welche ihn besuchen kamen, wies er mit weh-

---

1) . . . „*ὧν δὲ ἡ ξύμπασα πόλις προσεδεῖτο, πλείστου ἄξιον νομίζοντες εἶναι.*“ Thucyd. II, 65.

müthig-ironischem Lächeln ein Zauberamulet, welches wohlmeinende Frauen aus seiner Verwandtschaft ihm umgehangen hätten. So sei er herabgekommen, er, der frei, klar und hoch Denkende. Als aber, während er zu schlummern schien, die Freunde seine glänzenden Verdienste und Erfolge priesen, sagte er plötzlich: „Ihr rühmt mir Dinge nach, die anderen auch gelungen sind und an welchen das Glück einen großen Antheil hat. Aber von dem Größten und Schönsten, was ich gethan, sagt ihr nichts. Es ist dieses: — Niemals mußte durch meine Schuld ein Athener Trauer tragen."

Also starb er, edelstes Selbstlob auf den Lippen, und als er nun todt, da merkten alsbald seine Mitbürger, was sie an ihm gehabt und verloren . . . . . Eines solchen Mannes, eines in seiner Art geradezu einzigen Mannes Witwe — denn das war Aspasia im Sinne des Hingegangenen — hätte es wohl geziemt, durch Treue das Andenken des großen Todten zu ehren, und es ist nach unserem Gefühle der häßlichste Makel an der Gestalt der Milesierin, daß sie nach dem Tode des größten Atheners mit dem Schafhändler Lysikles gelebt hat [1]). Zwar wird uns gesagt, sie habe diesen Mann zu einem bedeutendsten herangebildet; aber ein Perikles und ein Schafhändler — welcher Kontrast! Möglich freilich, daß Aspasia arm war, und gewiß, daß nach griechischer Anschauung die Lebenden nicht dem Tode, sondern dem Leben angehörten.

---

1) Plutarch, l. c. 24.

Thusnelda.

Mariti magis quam parentis animo, neque victa in lacrimas, neque voce supplex — (Mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum weinen gebeugt, noch zum flehen sich erniedrigend —). *Tacitus*, **Annal. I. 57.**

1.

Aus dem Waldesdüster ältester Geschichten unseres Landes tritt eine Frauengestalt hervor, welche von den antiken Autoren, die ihrer gedenken, nur mit wenigen und flüchtigen Zügen gezeichnet ist und dennoch fest, bestimmt und deutlich vor unserem Seelenauge steht: — die Gestalt der Gattin Armins. Der Stahlgriffel des Tacitus hat mittels etlicher Lapidarworte, wie sie „der Blitz in Felsen schreibt", das tragische Geschick dieser Frau der Ewigkeit eingegraben. Ihr Name findet sich jedoch nur bei einem der alten Zeugen, beim Strabon, dem bekannten Geographen des Alterthums, welcher zur Zeit des Augustus und Tiberius schrieb. Er nennt sie Thusnelda [1]).

Ein deutscher Alterthümler, Göttling, hat die Behauptung aufgestellt und mit großem Scharfsinn zu begründen versucht, daß uns aus dem Alterthum eine Por-

---

1) *Θουσνέλδα*. Strab. Geogr. VII, 1, 4.

trätstatue Thusnelda's überliefert sei [1]). Wer in Florenz gewesen, erinnert sich gewiß mit Vergnügen der schönen „Loggia de' Lanzi" auf dem Marktplatz, eines der besten Werke der Frührenaissance. Unter den Statuen, welche das Innere der Halle schmücken, fällt eine mehr als lebensgroße marmorne auf und zwar durch den großartigen Ausdruck tiefer Schwermuth, welche über ihre Gesichtszüge, ja über ihre ganze Gestalt hingegossen ist. Die Florentiner kannten sie früher unter dem Namen der „Göttin des Schweigens", welche Bezeichnung sicher nur von der Bewegung der rechten Hand der Statue gegen den Mund zu herrührte. Einige Archäologen wollten in ihr die Matrone Veturia, Koriolans Mutter, erkennen; andere sahen in der Bildsäule eine griechische Polyhymnia oder Mnemosyne. Der Franzose Mongez hat zuerst die richtige Nachweisung gegeben, daß diese schöne Statue — sie hatte sich früher im Palazzo Kapranika und dann in der Villa Medici in Rom befunden — weder eine griechische Göttin noch eine römische Matrone darstelle, sondern eine von den Römern gefangene und im Triumph aufgeführte „Barbarin". „Das Urbild," fügt Göttling hinzu, „muß einer Nation angehört haben, welche den Römern sowohl kriegerisch als sittlich imponirte, und muß eine an Ansehen hervorragende Frau, eine Fürstin, gewesen sein." . . . Das Gesicht ist nicht von hellenischem oder römischem, sondern von nordischem Schnitt. Es trägt den Stämpel schwermuthsvollen Insichversunkenseins. Der etwas vorgeneigte Kopf scheint sich unter der Wucht eines herben Geschickes zu beugen. Die linke Brust, sowie beide Arme sind bloß und diese Blöße, wie auch die Gewandung der übrigen Gestalt ist ganz entsprechend der von Tacitus (Germ. 17) gegebenen Schilderung, welcher Art die altdeutschen Frauen sich trugen. Das ganze Bild macht einen so durchschlagend germanischen Eindruck, daß auch solche Alterthumskenner, welche Göttlings

1) Thusnelda und Thumelikus, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen von Karl Wilhelm Göttling, 1856.

Aufstellung für nicht völlig erwiesen ansehen, immerhin einstimmen, daß die beschriebene Statue eine Germanin vorstelle[1]).

Angenommen, Göttling habe das Richtige getroffen, so war Thusnelda eine schöne Frau. Falls wir aber nicht annehmen dürften, ihre Porträtstatue stände in der Lanzknechtehalle zu Florenz, müßten wir dennoch zuversichtlich glauben, die Tochter des Segestes sei so gewesen, daß es sich der Mühe lohnte, sich in sie zu verlieben. Wäre sie hässlich gewesen, so hätte Armin sie sicherlich ganz gemüthsruhig dem Bräutigam gelassen, welchem ihr Vater sie bestimmt hatte, und hätte seinen von wahrhaft weltgeschichtlicher Bedeutung gewordenen politischen Entwürfen und Arbeiten nicht die zur Durchführung eines Romans nöthige Zeit abgemüssigt.

Hochschlank von Wuchs, voll und straff von Formen, goldhaarig, kornblumenaugig und rothwangig müssen wir uns das Mädchen denken, welches in stürmischer Nacht, zagend und doch einem unwiderstehlichen Zuge gehorchend, aus der Hinterthüre des väterlichen Edelhofes schleicht, wie ein weißer Schatten über die Lichtung huscht und in dem gegenüberliegenden Eichenkamp verschwindet. Am Außensaum des Kampes harrt lauschend ein Mann, an den Bug seines Pferdes gelehnt. Wenn der Mond mitunter durch die jagenden Wolken blickt, sieht man, daß der Harrende jung, stattlich, gebietend von Zügen ist und sich wie ein Edeling der Cherusker trägt. Er lauscht gegen den Eichenkamp vorgebeugt und durch das Rauschen der Wipfel über ihm dringt ein Ton in sein Ohr, den er kennt. Mit einem Sprung ist er im Holz, ein halbverhaltener Aufschrei, von Mädchenlippen halb in Angst, halb in Wonne ausgestoßen, und einen Augenblick darauf tritt Armin aus dem Haindunkel, Thusnelda in seinen Armen tragend. Er

1) Brunn (Geschichte d. griech. Künstler, I, 453) sieht in derselben die allegorische Darstellung der „Germania devicta“, wogegen Göttling (a. a. O. p. 29) Triftiges geltend macht.

hebt sie auf das Roß, springt nach, umschlingt die Bebende mit seinem linken Arm, rückt mit der Rechten den Zügel und fort geht es mit dem Wind um die Wette[1]).

2.

Der wirklich und wahrhaft historische Roman Arminius und Thusnelda ist kulturgeschichtlich und psychologisch gleich merkwürdig. Diese älteste historisch beglaubigte deutsche Liebesgeschichte zeigt nämlich deutlich, daß in den altdeutschen Wäldern das Verhältniß von Mann und Weib thatsächlich auf einer edleren Anschauung beruhte als in der griechisch-römischen Welt. Dem berühmten Zeugnisse des großen römischen Historikers zufolge hatten sich ja bei den Germanen die Frauen einer viel geachteteren Stellung zu erfreuen als bei irgendeinem Volk im Umkreise des hellenisch-römischen Alterthums. Die Germanin wird nicht als willenlos vorausgesetzt. Auch in ihr regt sich der deutsche Individualismus, der Selbstbestimmungstrieb. Die germanische Frau steht nicht an, das Recht des menschlichen Ich und Selbst gegenüber der Satzung, dem Brauch und der äußerlichen Gewalt geltend zu machen. Die Tochter Segest's ist, zweifelsohne nach den Formen des altdeutschen Brautkaufs (Germ. 18), von ihrem Vater einem Manne verlobt, den sie nicht haben will. Weit entfernt jedoch von feiger Ergebung in die „sociale Ordnung“, verzehrt sie sich nicht in nutzlosen Thränen, sondern läßt sich vielmehr entschlossen von dem Manne entführen, welchen ihr Vater haßt, sie aber liebt.

Die Rebellin gegen die väterliche und staatliche Autorität heiratet den Rebellen gegen die vollendete Thatsache

---

1) Tacitus erzählt freilich diese Entführung weniger „umständlich“: — „Arminius filiam ejus (Segestis), alii pactam, rapuerat.“ Annal. I, 55.

der fremden Zwingherrschaft, deren gehorsamer Diener sein Schwiegervater ist. Fürwahr, ein von vornherein auf einen tragischen Ausgang angelegter Roman der Wirklichkeit. Er konnte gar nicht anders als unglücklich enden, denn Held und Heldin waren ja idealistisch gestimmt, waren hoch und edel gesinnt und „das Schöne muß sterben . . ."

Der General Lafayette erzählt[1]), eines Tages im Jahre 1813 sei Napoleon in eine feurige Lobrede auf den Oktavianus Augustus ausgebrochen, in welchem er das Muster eines wahrhaft „großen" Mannes erblickte. Der Lobredner sprach zweifelsohne aus Ueberzeugung, getrieben von dem starken Zuge der Wahlverwandtschaft mit dem Begründer der römischen Monarchie. Denn ganz wie Napoleon war auch Oktavianus eine wundersam gut gelungene Mischung vom Banditen und vom Komödianten. Beides in höchster Potenz genommen, versteht sich. Der französische wie der römische Despot sie verstanden beide gleich virtuosenhaft auf dem Instrument ihrer Ehrsucht und Herrschgier zu spielen, aber der Römer war doch der bessere Musikant und Komödiant als der Korse. Denn Augustus musicirte und komödirte klug und konsequent und darum auch glücklich bis zum Ende und durfte sterbend seine Vertrauten zum Beifallklatschen auffordern[2]). Napoleon dagegen fiel gar schmählich aus der Rolle, indem er nicht mehr über derselben stand, sondern das Tyrannenspiel für baren Ernst nahm und demzufolge aus einem Virtuosen des Despotismus ein verrückter Despot wurde. Die Ueberlegenheit des Römers über den Korsen erwies sich durch die Selbstbeschränkung,

---

1) Mémoires, V, 400.

2) Sueton (Oktavius, Kap. 99) berichtet: „Am letzten Tage seines Lebens fragte er wiederholt, ob sich das Publikum über seinen Zustand beunruhigte. Dann ließ er sich einen Spiegel geben, ließ sich frisiren und seine schlaffen Wangen zurechtmachen. Dies gethan richtete er an seine Vertrauten die Frage: Meint ihr nicht, daß ich die Komödie des Lebens recht hübsch gespielt habe? und fügte griechisch die Epilogschlußformel hinzu:

„„Falls das Stück euch hat gefallen, ei, so klatschet unserm Spiel
Und erhebt mit Freuden alle ringsumher den Beifallsruf!""

welche jener sich aufzuerlegen wußte. Auch in seiner auswärtigen Politik. Bekanntlich hielt er an dem Grundsatze fest, das römische Reich bedürfte weit mehr der inneren Ordnung und Kräftigung als der Vergrößerung nach außen, und nur nach einer Richtung hin schien ihm ein Abgehen von diesem Princip räthlich, nach dem Norden zu, weil sich die tirolischen und julischen Alpen als ein zu schwaches Bollwerk gegen die fortwährende Bedrohung Italiens durch germanische Völkerschaften erwiesen. Darum wollte er in Pannonien und in Süddeutschland die Reichsgränze bis zur Donau vorgerückt wissen, was mittels Feldzügen, welche seine beiden Stiefsöhne Drusus und Tiberius führten, erreicht wurde. Nicht allein durch Waffen, sondern auch noch mehr durch diplomatische Künste. Die erfolgreichste derselben ist gewesen, den germanischen Stämmen die Oberherrlichkeit Roms in der Form von Bündnissen aufzuschwindeln.

Es war ganz dasselbe Verfahren, welches später von Ludwig den Vierzehnten und von Napoleon gegenüber Deutschland eingehalten wurde. Jedoch hatten es diese beiden Todfeinde unseres Landes dabei bequemer als die Römer, weil diese bei ihren Machenschaften auf die Volksgemeinden der Freien Rücksicht nehmen mußten, jene dagegen bei vollendeter Verknechtung des deutschen Volkes nach diesem nichts zu fragen, sondern nur die Fürsten zu kaufen hatten, bekanntlich eine im siebenzehnten wie im achtzehnten und zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts leicht käufliche Waare.

Freilich gab es auch schon zu Anfang des ersten Jahrhunderts unserer Aera deutsche Fürsten, welche verdienten, die Ahnherrn der Rheinbundsmajestäten und Rheinbundshoheiten von Napoleons Gnaden zu sein. So ein antecipirter Rheinbundsfürst war vornehmlich Segestes, einer der Häuptlinge der Cherusker, ein gehorsamer Diener der römischen Zwingherren und wider Willen der Schwiegervater Armins. Segest ist ein richtiger Realpolitiker gewesen, ein so richtiger, daß er in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben verdiente. Um das

Jahr 7 n. Chr. hatten es die Römer mit ihren militärischen und diplomatischen Künsten soweit gebracht, daß der Hofhistoriograph Vellejus Paterkulus sagen konnte: „Beinahe ganz Deutschland ist in eine tributpflichtige Provinz verwandelt.“ Segest anerkannte dies „fait accompli“ und kalkulirte also: Der römischen Macht zu widerstehen ist unmöglich. Die Politik aber ist bekanntlich die „Wissenschaft des Möglichen“. Folglich nehmen wir das Joch der Fremden, welche noch dazu eine „civilisatorische Mission“ haben, unweigerlich auf unsere Nacken. Unsereinem gewähren ja die lieben Römer die Mittel, das Joch gehörig auszupolstern. Uns thut es demnach nicht weh, wenn mehrbesagtes Joch den Nacken des Volkes wundscheuert. Wir, Segestes der Erste, von Augusti Gnaden Winkelfürst von Cheruskien, stellen uns überhaupt unter römischer Herrschaft so gut, daß man ein Narr, ein Ideolog, ein Principienreiter sein müßte, wollte man dem realpolitisch Möglichen und Wirklichen das idealnärrisch Unmögliche und Phantastische vorziehen und sein sicheres Auskommen und gedeihliches Behagen an solche Marotten wie nationale Ehre und Selbständigkeit, deutsche Freiheit und eigenartiges Recht wagen.

Der römische Hof scheint diese realpolitische Anschauung als bei den Deutschen allgemein vorausgesetzt zu haben. Sonst hätte er nicht den Mißgriff begehen können, den bornirten, brutalen und raubsüchtigen Quinktilius Varus zum Statthalter von Germanien zu machen. Varus hatte zuvor Syrien verwaltet, d. h. brutalisirt und ausgeraubt, so daß selbst der hofhistoriographische Vellejus Paterkulus sich bemüssigt fand, von ihm zu sagen, er habe „das reiche Syrien als armer Schlucker betreten und das arme als reicher Mann verlassen“. Wie er die Deutschen behandeln zu sollen glaubte, geht schon daraus hervor, daß er sie, desselben Paterkulus Bezeugung zufolge, für Geschöpfe ansah, „welche mit Menschen nichts gemein hätten als Sprache und Gliedmaßen (qui nihil praeter vocem membraque haberent hominum).“ Kaum in Deutschland angelangt, verschritt Se. Exellenz rüstig dazu, die also angesehenen

armen deutschen Wilden in seiner Weise zu civilisiren. Das ging etliche Jahre so, nahm dann aber ein Ende mit Schrecken.

3.

Segimers Sohn Armin, welchen sein Schwiegervater Segest als Idealpolitiker verachtete und als einen populären Mitfürsten haßte, war nicht gewillt, die (übrigens auch auf nicht sehr starken Füßen stehende) Thatsache der Eroberung Deutschlands durch die Römer als vollendet anzusehen oder anzuerkennen. Ihm war ein „fait accompli“ überhaupt kein Götze, vor welchem die Menschen unter allen Umständen ihre Kniee beugen müßten. Er faßte die Politik nicht als die „Wissenschaft des Möglichen“. Ihm war sie vielmehr eine Inspiration des natürlichen Gefühls, eine Sache des Gewissens, ein Ruf der Pflicht.

In Wahrheit, er stand auf einer so niedrigen Stufe „staatsmännischer“ Entwickelung, daß er, statt ein Allerweltwindhaspel zu sein, nur ein Principmann war, ein ganz einseitiger und eigensinniger Mensch, welcher nicht zugeben wollte, daß sein Vaterland entnationalisirt und vercivilisirt, d. h. verwelscht und versklavt würde. Zu seiner Entschuldigung ist nur zu sagen, daß er, der im römischen Heere gedient, das römische Bürgerrecht und die Ritterwürde erworben hatte und gut lateinisch sprach, die Römer zu genau kannte, um sich darüber zu täuschen, was alles dieselben unter „Civilisiren“ verstanden. Der gute Armin war aber auch lange nicht aufgeklärt und liberal genug, um sich mit einem mehr oder weniger pathetisch zu Protokoll gegebenen Protest gegen die Thatsache der Fremd- und Zwingherrschaft zu begnügen und dann im Hochgefühle, seine patriotische Schuldigkeit gethan zu haben, die Hände müssig in die Hosentaschen zu stecken. Vielmehr war er

so sehr „Gefühlspolitiker“, so unbesonnen, so unstaatsmännisch, so extrem, so destruktiv, daß er geradezu ein Wühler wurde, welcher gegen das Bestehende anzugehen, die Ruhe und Ordnung zu stören sich unterfing. Ein Glück für ihn, daß er bei diesem seinem Unterfangen Erfolg hatte! Sonst würden die deutschen Historiker ihm sicherlich mitgespielt haben, allwie katholische Hofräthe und lutherische Kirchenräthe etwa dem Thomas Münzer mitzuspielen pflegen.

Der junge cheruskische Edeling nahm sich aber nicht nur heraus, gegen die Römerherrschaft zu rebelliren, sondern auch, schlauer zu sein als die fremden Zwingherren. Die Art und Weise, wie er den vom Dünkelgas geblähten Raubsack Varus nasführte, zeigt, daß auch so ein Idealpolitiker die Sachen, wenn es sein muß, praktisch zur Hand nehmen kann. Ganz meisterlich sodann war es, daß und wie im Sinne seines großen Gedankens Armin die Sprödigkeit des deutschen Partikularismus zu überwinden und eine nicht kleine Anzahl von Völkerstämmen zu einer widerrömischen und nationalen Eidgenossenschaft zusammenzubinden verstand. Daß bei alledem persönlicher Ehrgeiz ein tüchtig Scheit in das Feuer seiner patriotischen Begeisterung gelegt habe, mag gar nicht bestritten werden oder gar nicht zu bestreiten sein. Warum sollte er nicht den Ehrgeiz haben, sein Vaterland zu befreien und auf diese That als auf ein Piedestal sich zu stellen, welches seine heldische Gestalt erhaben in die Nachwelt hineinragen ließ und läßt?

Bekanntlich haben Rheinbundsfürsten für ihren Protektor Napoleon die Spione und Angeber gemacht und haben in den Jahren 1808—13 die nationalen Wiedergeburtsstrebungen ihrem Herrn und Meister eifrig denunciirt. Gerade so that zu seiner Zeit Segest. Er machte sich eine Ehre daraus, den Römern als Spion und Angeber zu dienen, vollends dann, als die Erwählung Armins zum Herzog der von demselben gestifteten nationalen Eidgenossenschaft den schwiegerväterlichen Neidhammel ganz drehend gemacht hatte. Hatte es ihm doch schon giftig am Herzen genagt, daß seine Hoffnung, mit römischer Hilfe

die Großhäuptlingschaft bei den Cheruskern zu ergattern, zu schanden geworden und sein Schwiegersohn vom ganzen Klan zu diesem höchsten Vertrauensposten berufen worden war. Glücklicher Weise hatte Varus seine Ohren mit dem Wachse der Selbstgefälligkeit verstopft und ließ den Verräther mit seinen Angebereien und Warnungen abfahren. So konnte Armin seine wohlausgesonnenen Veranstaltungen ungehindert zu Ende führen, — Veranstaltungen, welche darauf abzweckten, die römische Heeresmacht in Deutschland mit einem Schlage zu vernichten.

Im teutoburger Walde im Gau der Brukterer, wahrscheinlich in der Nähe der heutigen Stadt Beckum, that der nationale Herzog Armin in den Tagen vom 9. bis 11. September des Jahres 9 n. Chr. G. diesen Vernichtungsschlag so gründlich gewaltig, daß der bis gen Rom hindonnernde Widerhall daselbst die Aengsten des „kimbrischen Schreckens" erneuerte. Der glatte Kaiserkomödiant Augustus selber verlor bekanntlich so sehr die Haltung, daß er in seinem Kabinette mit dem Kopfe gegen die Wand rannte und aufschrie: „Varus, gib mir meine Legionen wieder!" Der Varus aber lag mitsammt den Legionen todt in den Schluchten des teutoburger Waldes. Von der ganzen römischen Armee, welche an 50,000 Mann stark gewesen, war nur ein dünnes Häuflein rheinüber entkommen.

4.

Der Bewahrer Germaniens vor Romanisirung, der Retter deutscher Nationalität, der Sieger in der teutoburger Waldschlacht war zweifelsohne ein genialer und großdenkender Mensch. Gar wohl erkennend, daß mit dem Gethanen keineswegs genug gethan sei und daß der römischen Macht in die Länge nur zu widerstehen sein würde, so man ihr die nationale Kraft Deutschlands entgegenstellen könnte, hat

er die Festigung und Erweiterung der im Jahre 9 gestifteten Eidgenossenschaft energisch angestrebt. Er ist geradezu der erste Prophet und Werkmeister der deutschen Nationaleinheit gewesen, aber auch ihr erster Märtyrer. Denn er vermochte seinen großen Gedanken nicht zur That zu machen, er konnte nur dafür leben, streben und sterben.

Am deutschen Partikularismus ging Armin zu Grunde. Den gewöhnlichen Volksdank muß er unlange empfangen haben, nachdem er sein Volk befreit hatte. Sonst wäre ja nicht zu erklären, wie es zugegangen, daß der Verräther Segest Macht genug besaß und es wagen durfte, den beneideten und gehaßten Eidam heimtückisch zu überfallen und selbigen sammt seiner Gattin gefangen zu nehmen. Die Gefangenhaltung des Befreiers muß ins Jahr 15 n. Chr. hinein gewährt haben. In diesem und schon im Herbste des vorhergehenden Jahres wurde traurig offenbar, daß dem Widerstande der Deutschen gegen Roms erneuerte Eroberungsversuche Seele und Führung fehlte. Die schonungslosen Razzias, welche der Neffe des neuen Kaisers Tiberius, Drusus Germanikus, im Spätjahr von 14 und im Frühjahr von 15 aus Gallien rheinherüber gekommen, gegen die Marsen und Katten vollführte, zeigen dies.

Bevor der römische General nach im Kattenland gethaner Raub-, Brand- und Mordarbeit wieder über den Rhein zurückging, war es dem Armin gelungen, die Bande seiner Gefangenschaft zu brechen; wir wissen nicht, wie. Sofort verschritt er dazu, auch seine Gattin zu befreien, welche gesegneten Leibes in der Gewalt ihres Vaters zurückgeblieben war, und belagerte zu diesem Ende den befestigten Hof des Segestes. Allein diesem gelang es, seinen Sohn Segimund und andere Boten mit der Bitte um schleunige Hilfeleistung an den Germanikus zu entsenden. Der römische General hielt inne auf seinem Marsche, kehrte mit seinem Heer um und brachte dem belagerten Rheinbündler den erbetenen Entsatz, indem er mit unwiderstehlicher Uebermacht die Belagerer zersprengte. Bei dieser Gelegenheit that Segest eine Rede an seinen römischen Protektor, welche

nicht allein dem Sinne nach, sondern auch in einzelnen Ausdrücken mit Reden übereinstimmt, welche rheinbündische Fürsten und Minister an Napoleon gehalten haben. Warum auch nicht? Die Niedertracht arbeitet ja allezeit nach derselben Schablone.

Im Cheruskerlande weiter zu bleiben getraute jedoch der Verräther sich nicht. Der Herr Protektor sandte ihn nach Gallien und von dort später gen Rom. Die unglückliche Thusnelda aber kam aus der Gefangenschaft ihres Vaters in die der Römer. Als sie aus der väterlichen Burg heraus und vor den Cäsar geführt wurde, trat sie — erzählt uns Tacitus — vor denselben, „mehr von des Gatten als des Vaters Geiste beseelt, nicht zum weinen gebeugt, noch zum flehen sich erniedrigend, mit unter dem Busen zusammengefaßten Händen stumm auf ihren ungeborenen Sohn niederblickend“ [1]).

Armin versuchte in seinem wilden Schmerze alles, um das Unheil zu wenden und die Gattin zu befreien. „Ihn trieben — berichtet der römische Historiker — neben dem natürlichen Ungestüm die Wegschleppung seines Weibes und sein noch ungeboren in die Sklaverei verkauftes Kind wie sinnlos umher und er stürmte hin durch die Cheruskergauen, zu den Waffen wider Segest, zu den Waffen wider die Römer rufend. So den Deutschen Vaterland, Familie und heimische Sitte lieber wären als Fremd- und Zwingherrschaft, so möchten sie sich an ihn, den Führer zu Ruhm und Freiheit, anschließen.“

Wohl hatte dieser Aufruf Erfolg, wohl belebte des Befreiers Feuereifer den nationalen Widerstand gegen Rom wiederum, allein Thusnelda war nicht mehr zu retten. In der Gefangenschaft gebar sie bald einen Sohn, welchen die Römer Thumelikus nannten.

Die Feldzüge des Germanikus in Deutschland blieben im Grunde resultatlos, obzwar die nach Rom gesandten

1) Mit diesem glücklichen Ausdruck hat Luden das etwas plumpe „gravidum uterum intuens“ des Tacitus wiedergegeben.

Siegesbulletins des Cäsars großartig genug lauteten. Armin hielt ihm mit zäher Ausdauer Widerpart. Tiberius rief den Neffen vom Oberbefehl in Germanien ab, vergoldete aber diese Pille mittels Bewilligung eines Triumphes, welcher am 27. Mai im Jahre 17 in Rom gefeiert wurde. Dem Strabon verdanken wir den Bericht, daß in der Triumphalprocession Thusnelda, ihren zweijährigen Sohn auf dem Arme, mit ihrem Bruder Segimund in Fesseln vor dem Wagen des Triumphators einhergehen mußte und daß der Verräther Segest die namenlose Infamie beging, von einem ihm — „weil er zu uns übergelaufen war“ — angewiesenen Ehrenplatz aus diese echtrömisch-grausame Mißhandlung von Sohn, Tochter und Enkel mitanzusehen.

Der schwergeprüften deutschen Frau geschah noch Bitterstes: — ihr Sohn wurde ihr entrissen, um, wie wir aus Tacitus wissen, in Ravenna erzogen zu werden. Da mag der Leidvollen das Herz in der Brust gelegen haben so schwer und einsam wie ein von seinem Tau losgerissener Anker auf dem Grunde der See. Wann und wie sie gestorben, wissen wir nicht. Hoffentlich bald. Was aus dem armen Sohn Armins geworden, können wir vermuthen. Tacitus, nachdem er gemeldet, daß Thumelikus in Ravenna erzogen worden, fügt hinzu: „Zu welchem Hohn des Geschickes er aufgespart war, werde ich später erwähnen.“ Allein diese Erwähnung ist bekanntlich nicht vorhanden, maßen der Theil der taciteischen Schriften, in welchem sie vorkommen sollte, verloren gegangen. Das Wahrscheinlichste ist, daß Thusnelda's Sohn in der Gladiatorenschule zu Ravenna zum Fechtersklaven abgerichtet wurde, um als solcher, er, der Sprößling Armins, etwa zur Feier eines über die Deutschen gewonnenen Sieges im Cirkus dem vornehmen und geringen römischen Pöbel zum pikanten Spektakel zu dienen. Freilich beruht diese Annahme immerhin nur auf fünf Worten des Tacitus („educatus Ravennae puer, ludibrio conflictatus“). Dem Dichter aber war es erlaubt, auf dieser schmalen historischen Basis eine

tragische Dichtung aufzubauen, was denn auch Friedrich Halm theatralisch wirksam gethan hat.

Nach der Katastrophe vom Jahre 15 führte Armin den nationalen Unabhängigkeitskampf noch volle sieben Jahre weiter, „nicht mehr siegreich in Schlachten, aber unbesiegt im Kriege,“ wie sich Tacitus ausdrückt, der ihn an derselben Stelle ehrend den „unzweifelhaften Befreier Deutschlands“ nennt, welcher dem römischen Reiche auf der Machthöhe desselben Trotz geboten habe. Was aber Rom nicht gelang, den nationalen Helden zu fällen, das brachte der gemeine Neid seiner Mithäuptlinge zuwege. Diese bezichtigten ihn des Strebens nach Alleinherrschaft — als ob er nicht verdient hätte, sie zu führen! — und gingen im Namen der „deutschen Libertät“ gegen ihn an. Also mit derselben dynastischen Lug- und Truglosung, welche die deutschen Fürsten die ganze deutsche Geschichte entlang allezeit erhoben haben, wenn sie Verrath an der Nation verüben wollten. Mitglieder seiner eigenen Familie waren mit Armins Neidern und Hassern verschworen und standen ihm nach dem Leben. Nachdem er zwölf Jahre lang der Bannerherr Germaniens gewesen, fiel er, siebenunddreißigjährig, durch die Tücke seiner Verwandten („dolo propinquorum“). Die Dummheit und Gemeinheit haben es also schließlich über das Genie und den Hochsinn davongetragen, damit ja die Weltordnung nicht aus dem gewohnten Geleise käme.

Die Gattin in der Gefangenschaft am Herzeleid gestorben, der Sohn als Fechtersklave verdorben, der Retter Deutschlands selbst von deutschen Händen meuchlings erschlagen — nicht sehr gemüthlich das, aber lehrreich. Da sieht man wieder einmal recht deutlich, wie es „Gefühlspolitikern“ und „Idealnärrinnen“ ergeht. Nehmt ein Exempel daran und laßt es euch zur Warnung gereichen, ihr armen unpraktischen Leute, „Idealpolitiker“, „Schwarmgeister“, „Principienreiter“, Spieler auf der alten „Gesinnungstüchtigkeitsleier“!

Wohl, ihr Herren Realisten, wir nehmen ein Exempel daran; nur ziehen wir die Nutzanwendung etwas anders.

Wer hat euch denn, fragen wir, in den Stand gesetzt, uns in deutschen Lauten den Text zu lesen, der Erfolgschleppeträger Segest oder der „Principienreiter“ Armin? Wir wissen zwar ganz gut, daß ihr, Bekenner der Machtanbetungsreligion, die Anathemaspritze nicht minder eifrig handhabt als der „Oberbonze von Babel“, welcher nicht müde wird, die Jauche seines alleinseligmachenden Afterwitzes über Europa hinzuspritzen; aber fragen darf man ja doch wohl noch und so werdet ihr uns erlauben, euch noch etliche weitere Fragen vorzulegen, obgleich dieselben mit dem abgehandelten Thema nicht in unmittelbarem Zusammenhange stehen.

Wenn, wie ihr sagt, alles in bestem Geleise der Entwickelung ist, wenn eure reale Politik und Wissenschaft mit dem ganzen Dünkel deutscher Kathedrarierschaft auf die ideale des achtzehnten Jahrhunderts herabsehen darf, wie geht es denn zu, daß jene an aufhellender und befreiender Wirkung dieser bei weitem nicht gleichkommt? Könnt ihr leugnen, daß die Pfaffenmacht heutzutage eine Stellung einnimmt, wie sie vor hundert Jahren unmöglich war? Damals hätte man den Gebildeten in Europa zumuthen sollen, sich mit dem obsoleten Hokuspokus eines Koncils als mit einer ernsthaften Sache zu beschäftigen! Ein unermessliches Gelächter wäre die Antwort gewesen.

Ihr habt Politik und Wissenschaft materialisirt und habt sie glücklich dahin gebracht, die Götter, die Ideale, von den Altären zu stoßen und in dem ungeheuern Mammonstempel, dessen Dach über die Gegenwart sich hinwölbt, den Levitendienst zu verrichten. Aber habt ihr denn ganz und gar kein Auge und kein Verständniß dafür, daß die hochmüthige Verblendung, womit ihr den unausrottbaren idealistischen Zug und Trieb im Menschen entweder als gar nicht vorhanden betrachtet oder demselben doch jede Befriedigung versagt, der pfäffischen Pfiffigkeit Gelegenheit und Raum gab, dieses Triebes sich zu bemächtigen, um ihn wieder in die labyrinthischen Räume der alten finstern Santa Casa hineinzuschmeicheln? Euer Geschäft der Entgötterung und Entgeistung der Gesellschaft florirt, florirt

sehr, kein Zweifel; aber gereicht es denn etwa der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, welche so nüchtern kalkulirt und allen Idealismus als „unpraktisch" verspottet, gereicht es dieser praktischen, auf die Errungenschaften der exakten Wissenschaften und auf die Erfolge der Realpolitik so stolzen Zeit wirklich zur Ehre, daß der Menschheit Gewissen verstummt scheint und die „heilige Dummheit" mit unerhörter Frechheit rasende Orgien aufführen darf? Orgien, in welchen der Papstwahnsinn mit der Schamlosigkeit den Infallibilitätskankan tanzt, Orgien, welche im Tollrausche des Afterwitzes „Encykliken" wie jene vom December 1864 in die Welt hinausschreien. Zeugt es wirklich für einen Vorschritt der europäischen Gesellschaft oder aber aller staunenswerthen materiellen Gewinnste und Schöpfungen ungeachtet für einen Rückschritt, wenn ein auf den sieben Hügeln von Rom so lange nur durch bonaparte'sche Bajonnette aufrecht gehalten gewesenes Gespenst des Mittelalters zur Verhöhnung und Beschimpfung von allem, was denkenden, wissenden und redlichen Menschen heilig ist, einen „Syllabus" ausgehen lassen durfte, worin die traurige Botschaft des Kretinismus mit satanischer Ueberhebung als ein Evangelium verkündigt wurde?

Ihr weis't stolz auf die Fülle von mathematischen, naturwissenschaftlichen und technischen Forschungen und Findungen, welche unserer Zeit eigen und deren Werth kein Verständiger unterschätzen wird. Ja, gewiß jeder Mensch von fünf gesunden Sinnen zollt den exakten Wissenschaften seinen begeisterten Dank für die unberechenbar großen Wohlthaten, welche sie zu unserer Zeit mittels ihrer Arbeiten und Erfolge dem Menschengeschlecht erwiesen haben und zu erweisen fortfahren. Aber Menschen von Kopf und Herz können und werden nicht anstehen, die in unseren Tagen sehr laut gewordenen Ansprüche der exakten Wissenschaften auf Alleingeltung, Allmacht und Alleinseligmacherei ganz entschieden zu verwerfen und zurückzuweisen. Die menschliche Gesellschaft lebt denn doch nicht allein von mathematischen Formeln, von Dampf- und Gasbereitung, von Eisenbahnen

und Telegraphen. Die Bestimmung des Menschen geht nicht im Nützlichen auf. Streicht das Schöne und seinen Kult aus dem Leben weg und ihr werdet bald erfahren, daß die Erde nur noch ein Schweinestall. Ein mittels der Thätigkeit eurer exakten Wissenschaften recht utilitarisch sauber und bequem eingerichteter Schweinestall, aber doch immer nur ein Schweinestall, in welchem für Götter, für Begeisterung, für Gefühlsinnigkeit, für Gedankenhoheit und Opferwilligkeit kein Platz ist und nur der eiserne Moloch des Nutzens fühllos seine gräßlichen Hekatomben empfängt.

Der Vorwurf, ausschließlich und hochmüthig zu sein, trifft freilich mehr die Masse als die Spitzen der exakten Wissenschafter, obzwar es nur einem Humboldt gegeben war, Idealismus und Realismus in völlig harmonischem Gleichmaß zu repräsentiren[1]). Allein diese Masse wirkt mittels ihrer Massenhaftigkeit und diese Wirkung läßt sich darin verspüren, daß junge Leute, welche eine algebraische Gleichung zu lösen oder eine Säure herzustellen oder das Nervengeflecht eines lebendig geschundenen Kaninchens bloßzulegen gelernt haben, sich berechtigt glauben, mit der ganzen Ueberhebung der Unwissenheit auf ideale Schöpfungen hinzublicken, welche zu den edelsten Siegen und unvergänglichsten Triumphen des Menschengeistes gehören. Allerdings kann man sagen, es sei gleichgiltig, was Dummlinge sich einbilden. Nicht gleichgiltig jedoch ist, daß die exakte Wissenschaft selber die nöthige Bescheidenheit lerne. Sie könnte, so sie wollte, dieselbe aus der Thatsache lernen, daß alles Schönste, was die Menschheit besitzt, vor der Blüthe der exakten Disciplinen geschaffen wurde. Alle die ewigen, „menschengeschickbestimmenden“ Phantasie-, Gedanken-, Bildner- und Tonwerke, von der Ilias, dem Prometheus, dem Buch Hiob, der Bhagavadgita, dem Parthenon und der Aphrodite von Melos an und bis herab zur Madonna Sistina, zum King Lear, zur Kritik der reinen Vernunft, zum Faust und zur

1) Wer so recht erfahren will, wie, lese neben den „Ansichten der Natur“ das Kapitel „Anregungsmittel zum Naturstudium“ im 2. Bande des Kosmos.

Symphonia heroica, — sie alle und noch zahlreiche ebenbürtige sind geschaffen worden, bevor das über alle maßen gepriesene Millennium der exakten Wissenschaften angehoben hat. Und wann dereinst gar manche der jetzt angestaunten Errungenschaften derselben versunken und verschollen sind, wann auch die Eisenbahnen da sein werden, wo jetzt die kaiserlich römischen Heerstraßen sind, dann wird die Gedankensaat eines Platon und eines Aristoteles noch immer Halme treiben und Aehren reifen, wird die Stimme des Demosthenes noch fortschallen, wird der Zeus von Otrikoli noch immer die Majestät des zum Göttlichen gesteigerten Menschenthums versinnlichen, wird das gewaltige Lied von Sigfrids Ermordung und Kriemhilds Rache noch immer brausen, werden die Flammen von Dante's Hölle noch immer glühen, wird der Nathan noch immer Vernunft und Gerechtigkeit predigen, der Tell Jünglingsherzen höher schlagen machen und Childe Harold sympathische Thränen in Frauenaugen locken.

Ihr sagt freilich: Was soll uns das alles? Nur die Wahrheit macht frei und Wahrheit gibt nur die „exakte“ Wissenschaft. Aber ist es denn nicht fraglich, ob die einseitig betriebene „exakte“ Wissenschaft freie und ganze Menschen und Männer zu schaffen vermöge? Ist es nicht auffallend, daß gerade Träger der exakten Disciplinen häufig genug bereit sind, jedem Machthaber in den Handschuh zu kriechen? Woher kommt es, daß man so manche Rechner und Experimentirer da in der Langohrenschar erblickt, welche die Säcke des Köhlerglaubens andächtig aus der kirchlichen Mühle trägt, oder dort in der Reihe der Hofpudel, welche so vortrefflich zum Aufwarten und Apportiren dressirt sind?

Ihr rühmt euch, auch der Jugend alles unpraktische Phantasiren, Idealisiren und Sentimentalisiren allmälig verleidet zu haben. Aber habt ihr dadurch nicht mit roher Hand den Schmetterlingsflügelstaub von der Menschenseele gewischt? Habt ihr nicht die liebenswürdige jugendliche Begeisterung in widerwärtige Blasirtheit verkehrt? Habt ihr die Jugend nicht gelehrt, die höchste, die einzige Wissenschaft und Kunst sei im Grunde doch die, ein Millionär

oder gar ein Milliarder zu werden, gleichviel wie? Ist die unter euren Auspicien auch von jungen Kehlen mit der ganzen Frechheit erzstirniger Selbstsucht hergebrüllte „zeitgemäße“ Losung: „Regalias, Veuve Cliquot, Loretten und offenbacher'sche Musik!“ etwa edler als die altfränkische: „Freiheit und Humanität“?

Ihr thut endlich groß damit, die Idee des Staates in den Leuten zum Bewußtsein gebracht zu haben. Aber was für eine Staatsidee? Die des ordinären Militär- und Polizeistaats, unter dessen Joch ihr euch selber unterthänigst beugt. Und ist es wirklich unseres Geschlechtes höchstes Ziel, daß wir, statt freie Menschen, d. h. harmonisch entwickelte, selbst sich bestimmende und selbst sich beschränkende Persönlichkeiten zu werden, uniformirte Staatsatome, willenlos brauchbares und verbrauchbares Staatsvieh seien?

Ja, ihr habt es glücklich dazu gebracht, die Götter ins Exil zu treiben. Seht zu, wie weit und wohin ihr mit euren Götzen kommt.

Messalina.

Meretrix Augusta.
Juvenal. VI, 18.

1.

Am 24. Januar des Jahres 41 der christlichen Zeitrechnung ging zu Rom im Palatium der Cäsaren eine jener Palastrevolutionen vor sich, wie sie zum Wesen des Despotismus stets gehört haben und stets gehören werden. Die Satelliten der Tyrannen werden die Henker derselben und bezeichnen in den Annalen der Knechtschaft mit rothen Mordstrichen die Stellen, wo ein Scheusal zu Falle gekommen, um einem ähnlichen oder noch wüsteren platzzumachen. Denn wo es mit der Verdorbenheit und Verworfenheit einer Nation einmal so weit gekommen ist, wie weit es nach den entsittlichenden Gräueln der Bürgerkriege in der kaiserlichen Roma gekommen war, da muß Rächerin Nemesis darauf sich beschränken, von Zeit zu Zeit den Quälern einer niederträchtig gewordenen Menschheit fühlbar zu machen, daß —

„Endlich herangereift die rächende Stunde der Schuld sei" [1]).

Oktavianus hatte sich glücklich zum Imperator, Autokrator und Augustus emporgeheuchelt und emporgemordet.

---

1) Poenarum grave sit solvendi tempus adactum. Lucretius, V, 1223.

Er müßte der Louis Philippe des Alterthums heißen, wenn er nicht einen Zug an sich hätte, welcher dem Prinzen, der seinen bürgerlichen Regenschirm in ein königliches Skepter umzulügen verstand, ehrenvoller Weise abging: — den Zug frostig-erbarmungsloser Grausamkeit. Augustus verkaiserlichte Rom, indem er den „Principe“ des florentinischen Staatsschreibers fünfzehn Jahrhunderte vor Niederschreibung des Buches meisterlich in Scene setzte. In der Hauptsache ließ er seinen Nachfolgern wenig oder nichts zu thun übrig. Die Canailleisirung des römischen Volkes war vollendet, die Verwandelung des römischen Bürgerthums in eine allgemeine Pöbelei war fertig.

Die Literatur des augustischen Zeitalters spiegelt die entsetzliche Raschheit des Verfalls deutlich wider. Vergil, Horaz und Ovid waren Zeitgenossen und doch welch' ein Absturz vom ersten bis zum dritten! Die Seele von Vergils Poesie ist noch die Idee der ewigen Roma gewesen. Der Gedanke der römischen Weltmacht bildete bei ihm den großartigen Hintergrund und da, wo der Pulsschlag seiner Muse am begeistertsten sich hob, hat sie diesen Gedanken als des Dichters höchsten Wunsch in die tapferen Worte gekleidet: —

„Du sei, Römer, bedacht, mit Macht zu gebieten den Völkern!“ [1]).

Auch bei dem liebenswürdigen Genüßling Horaz wird keineswegs immer das skeptische Evangelium: „Nil admirari!“ gepredigt. Allerdings liebte er es, auf den Flügeln der Ironie über das glänzende Elend seiner Zeit sich hinwegzuheben; aber man sieht ihm doch deutlich genug an, daß er sich etwelchen Zwang anthun mußte, wenn er in seiner hofräthlichen Stellung das Weihrauchsodenfaß vor der Nase des Augustus herumzuschwingen hatte. Denn noch lebten in ihm die Ueberlieferungen der Republik und die römische Staatsidee, in s e i n e n Augen noch groß und

---

1) Tu regere imperio populos, Romane, memento! Aen. VI, 852.

voll über dem Sumpfe des Cäsarismus schwebend, ließ ihn beten: —

„Sonnengott, o könntest du Größ'res niemals
Schauen als Roma!" [1]).

Dagegen stellt sich im und beim Ovid der Römer der anhebenden Kaiserzeit schon als der vollendete Bruder Lüderlich dar, welcher nur noch seinen Privatneigungen und Privatlastern lebte. Da ist alles Große und Hohe vergessen und verschollen oder höchstens gelegentlich und flüchtig als dichterische Zierat verwendet. Der hochbegabte Poet plätschert mit unsäglichem Behagen — dem Rausche folgte freilich bekanntlich später der Katzenjammer in Tomi — in dem Pfuhl der politischen und sittlichen Fäulniß seiner Zeit umher. Kein Wunder also, daß selbst seine anmuthigste Elegie nur die lüsterne Ausmalung einer frechen Situation ist [2]) und daß der zügellose Präceptor der „Liebeskunst", im schreiend-charakteristischen Gegensatz zum Vergil und selbst zum Horaz, keinen höheren Wunsch kannte als den, mitten im wildesten Sinnentaumel vom Tode weggerafft zu werden [3]).

Der Grundstock des Römerthums war von Anfang an und blieb bis zuletzt die Rohheit und der vortretendste Charakterzug im römischen Wesen ist jener brutale Egoismus gewesen, wie er mit solcher bronzestirnigen Frechheit seither nur bei einem Volke wieder vorgekommen und vorkommt, beim englischen. Man verfolge nur die Entwickelung der auswärtigen Politik Roms und Englands und man wird

---

1) Alme Sol, possis nihil urbe Roma
Visere majus! Carm. Secul. II.

2) Aestus erat mediamque dies exegerat horam, cet. Amor. I, 5.

3) Felix, quem Veneris certamina mutua perdunt!
Di faciant, leti causa sit ista mei!
Induat adversis contraria pectora telis
Miles et aeternum sanguine nomen emat.
At mihi contingat Veneris languescere motu;
Cum moriar, medium solvar et inter opus!
Amor. II, 10, 29 seq.

überall die gleiche gränzenlos selbstsüchtige Brutalität finden, verquickt hüben und drüben mit derselben infamen Heuchelei. Weil aber das Römerthum in seinem innersten Kerne inhuman, roh und brutal war und blieb, konnte die ihm aufgepfropfte griechische Bildung stets nur eine äußerliche sein und es trat ein, was überall eintritt, wo eine verfeinerte Kultur mit der Barbarei in Berührung kommt: — Fäulniß vor der Reife. In der Brutalität seines Machtgefühls hochmüthig, wie nur die Unwissenheit es zu sein vermag, und unverschämt wie ein plötzlich zum Millionär gewordener Hausknecht, behandelte Romanus die arme, schöne, feingebildete, kunstfertige und graziöse Gräcia wie eine Sklavin oder höchstens wie eine Maitresse, deren Liebkosungen so ein großer Herr gelegentlich wohl auch mit einem Reitgertenhieb oder mit einem Fußtritt zu erwidern geruht. Die Sklavin rächte sich: sie entnervte ihren Tyrannen.

Es kann keiner Anzweifelung ausgesetzt sein, daß Rom genau in dem Verhältniß, in welchem es sich civilisirte, zugleich auch sich demoralisirte. Die Kultur wurde für die Römer nicht ein läuterndes und kräftigendes Stahlbad, sondern nur ein Lotter- und Lasterbett. Daher die wundersame oder vielmehr widerliche Erscheinung, daß die Weltbeherrscherin Roma bei sich daheim nur eine Canaille war, auf welcher ihre cäsarischen Herren nach Lust und Laune herumstampften. Sie mußten verrückt werden, diese Cäsaren. Es war dies so zu sagen eine logische Folge der Prämisse, daß das den Erdkreis beherrschende Volk aller formalen Standes- und Klassenunterschiede ungeachtet in e i n e charakter- und wissenlose Breimasse zusammengerührt war und mit sklavischer Niederträchtigkeit Gebietern gehorchte, welche, vom Taumelkelche der Allmacht berauscht, den Kynismus der Menschenverachtung zu einer Art von Kunstwerk gestalteten, wie Tiberius, oder in förmliche Raserei ausbarsten, wie Kaligula und Nero, oder mit dem Lächeln des Blödsinns die ihnen erwiesene Vergötterung sich gefallen ließen, wie Klaudius.

Wer von den goldstarrenden Zinnen des Kapitols auf die kaiserliche Roma hinab- und hinaussah, der mußte — falls er nämlich die Seheraugen eines Tacitus besaß — durch allen den kolossalen Reichthum, Prunk und Glanz hindurch in der Prachtstadt das erblicken, was sie war: die Weltkloake, in welche von allen Enden und Ecken des Erdkreises her alles „Gräuelhafte und Schandbare“ zusammenfloß [1]). Hier, auf diesem Markt, wohin alle Länder die Produkte ihres Bodens und ihrer Industrie sandten, in diesem Bazar, wo alle Schätze des Erdballs zur Schau gestellt waren, in diesem Millionendurcheinander, welches aus den Gestalten, Farben, Trachten, Kulten und Lastern aller Völker zusammengesetzt war, in diesem Prachtwald von Tempeln und Palästen, Foren, Theatern und Thermen, Portiken, Triumphbogen und Statuen verbrachte das verpöbelte Römervolk, auf Kosten einer unterjochten und ausgesogenen Welt gemästet, sein Dasein wie ein unendlich tobendes Bakchanal, wie eine aus der Wollust in die Grausamkeit und aus dieser in jene hinüberspringende Riesenorgie, deren giganteske, mit ungeheuerlicher Verschwendung von Geld, sowie von Menschen- und Thierleben, in Scene gesetzte Prunkakte die Spiele des tosenden Cirkus und der blutdampfenden Arena gewesen sind.

Nichts Göttliches oder Menschliches, was in diesem prächtigen Lupanar, wo die Bestie im Menschen zügel- und bügellos von Genuß zu Genuß jagte, nicht mißbraucht, geschändet, ins Scheußliche und Gräuliche verkehrt worden wäre. Da sah man Kaiser, welche mit einem ihrer Sklaven öffentlich Hochzeit machten, und Kaiserinnen, welche kaum minder öffentlich ihre Söhne zur Blutschande aufreizten. Da pralten Metzen einher, die freche Nacktheit mit Juwelenschmuck im Werthe von Millionen behangen; dort gab ein histrionischer Schürzenstipendiat verbuhlter Prinzessinnen der vornehmen Lumpokratie ein Gastmahl, wobei die Zuberei-

---

1) Quo cuncta undique atrocia aut pudenda confluunt. Tacit. Annal. XV, 44.

tung einer einzigen der aufgetragenen Schüsseln 6000 Louis-d'or gekostet hatte, weil sie ein Fricassée von lauter seltenen, kostspielig zum Singen und Sprechen abgerichteten Vögeln enthielt. Alles ins Monströse, Wahn- und Aberwitzige getrieben, eine rasende Verschwendung das Bizarrste, Barockste, Groteskeste aussinnend, die tollgewordene Lust- und Frevelgier ins Unerhörte, ins Unmögliche sich hinaufschwindelnd. Während hier im Amphitheater Tausende und wieder Tausende von Gladiatoren zur Ergötzung des patricischen und plebejischen Pöbels kunstmäßig sich abschlachteten oder tausende und wieder tausende von mit ungeheuren Kosten aus den fernsten Wildnissen herbeigeholten Bestien naturwüchsig sich würgten, ringelten sich dort im Kaiserpalast, welcher in ein Bordell umgewandelt war, unter den Rosen der Lust die Vipern des Giftmordes. Die cäsarische Familie ein Knäuel von Scheusäligem, in welchem alle Arten widernatürlicher Unzucht mit Mutter-, Brüder-, Gatten- und Kindermorden grausenhaft sich verschlangen. Die Blasirtheit der Cäsaren verfiel auf das Absurdeste, wie auf das Grässlichste. Jenen kitzelte es, in Essig aufgelöste Perlen zu verschlingen; diesen, Hirsche, Eber, Löwen und Tiger zum reiten und fahren, Elephanten, Rhinozerosse und Krokodile zum tanzen abrichten zu lassen; einen dritten, seinen Park Abends mit lebenden Fackeln zu beleuchten, d. h. mit als Pechfackeln maskirten und als solche verbrauchten Menschen; einen vierten, Pasteten backen zu lassen, deren Füllsel aus dem Gehirn von etlichen hundert Straußen bestand. In den Theatern deklamirte, gestikulirte, sang und sprang — und zwar nicht allein vor den Augen und Ohren der Männer, sondern auch der Frauen — eine Schamlosigkeit, von welcher wir uns kaum mehr eine Vorstellung machen können. Durch namenlose Frevel zusammengeraffte Reichthümer wurden mittels der Verwirklichung toller Einfälle vergeudet. Dort ließ einer mitten im Meere einen Berg aufthürmen, hier ein anderer auf dem Gipfel eines Berges einen See anlegen. Dieser begoß seine Obstbäume mit Wein, jener ließ seine Schafheerden mit Purpurfarbe an-

streichen. Den einen Feinschmecker lüstete es nach Muränen, welche mit Menschenfleisch großgefüttert waren; der andere wollte nur von Lerchen leben; der dritte nur von Nachtigallenzungen und Pfauenlebern.

In einer solchen Gesellschaft, deren ganzes Dichten und Trachten, Thun und Treiben an die wüsten Gebilde eines Opiumrausches gemahnt, in diesem kaiserlich-römischen Höllenbreughel konnten auch Stellung und Gebaren der Frauen kaum anders sein, als sie waren. Die Römerinnen hatten sich, wie jedermann weiß, überhaupt niemals in einem solchen Zustand unwürdiger Unmündigkeit befunden wie die Griechinnen oder sie hatten sich wenigstens schon frühzeitig von demselben zu emancipiren angefangen und zwar mit Glück. Allerdings hatte das altrömische Familienrecht dem Paterfamilias, dem Haus- und Eheherrn, über alle seine Angehörigen die unumschränkteste Gewalt zugestanden, sogar über Leben und Tod. Allein wie die altrömische Familienhaftigkeit selber, so war auch dieses Recht im Verlaufe der Zeit allmälig obsolet geworden. Das kaiserliche Rom vollends war so recht das Paradies der emancipirten Frauenzimmer, falls nämlich das Wort Paradies mit Zucht- oder Zügellosigkeit irgend etwas gemein hat. Ganz wesentlich hatte hierzu die Veränderung beigetragen, welche hinsichtlich der Fassung und Führung des ehelichen Verhältnisses vor sich gegangen. An die Stelle der strengeren Formen der römischen Ehe, kraft welcher die Frau aus der väterlichen Gewalt in die „Gewalt und Dienstschaft des Gatten“ überging [1]), war mehr und mehr eine freiere getreten [2]), welche die höchst wichtige Bestimmung enthielt, daß den Frauen die freie Verfügung über ihr Vermögen zustehen sollte, und außerdem der Ehescheidung allen möglichen Vorschub leistete. Diese Form der Ehe, sehr häufig nur ein bequemer Deckmantel flüchtig-konkubinarischer Launen, war zur Kaiserzeit gäng und gäbe. Sie

1) „In manum mancipiumque mariti convenire.“
2) Matrimonium justum sine conventio in manum.

emancipirte die Frauen, d. h. die wohlhabenden, reichen oder durch Einfluß bedeutenden und mächtigen, rechtlich, während die also rechtlich emancipirten gesellig sich zur denkbar möglichsten Skalahöhe der Emancipation hinaufschamloseten.

Um den Gegensatz in der Sittengeschichte der römischen Frauenwelt früherer und späterer Zeit in seiner ganzen Schroffheit aufzuzeigen, braucht man den Namen Virginia, Volumnia, Kornelia und Portia nur die Namen Livia, Julia, Agrippina und Messalina gegenüberzustellen. Indessen reichen die Anfänge der Frauenverderbniß weit genug in die Zeiten der Republik zurück und es ist kein Zweifel, daß der mit Roms Macht und Reichthum zunehmende Luxus seine entsittlichende Wirkung auf das weibliche Geschlecht nicht verfehlen konnte. Namentlich müssen eine lascive Malerei und Skulptur, sowie die geilen Schaustellungen in den Theatern verderblich auf die weibliche Sinnlichkeit gewirkt haben. Eine ganze Reihe von römischen Autoren weiß davon zu erzählen; am furchtbarsten Juvenal, dessen Satirik allerdings ein Hohlspiegel ist, aber im Ganzen und Großen doch sicherlich nur das getreue Abbild einer in ihrem ganzen Wesen hohlspiegelig-verzerrten Welt.

Zur Zeit der Bürgerkriege stand die Saat raffinirter Geschlechtssünden bereits in üppiger Blüthe. Wie die Wüstlinge des Zeitalters der Petites Maisons und der Parcs aux Cerfs, z. B. der Kardinal Bernis und sein Kompagnon Casanova, etwas darein setzten, Nonnen zu verführen, so gingen die der römischen Bürgerkriegszeit auf Entehrung von Vestalinnen aus. Solches erzählt z. B. Sallust von dem schon im ersten Jünglingsalter grundlüderlichen Katilina. Die Geschichte der Verschwörung dieses aus dem Griechischen ins Römische übersetzten, d. h. vergemeinerten und verungeheuerlichten Alkibiades beurkundet bereits eine erschreckende Verlotterung des römischen Frauenthums. Schon Sallust klagte laut, daß „die Weiber ihre Keuschheit feilböten,“ und sein jüngerer Zeitgenosse Horaz, der doch wahrlich nichts weniger als ein moralischer Eiferer

gewesen ist, hat in seiner schönen Ode „An die Römer" also sich ausgelassen: —

„Noch unreif lernt die Jungfrau ionische
Schamlose Tänze; wird in der Buhlerkunst
Früh ausgebildet; sinnt, kaum mannbar,
Schon auf die sträflichsten Liebeshändel;
Sucht dann, indeß der Gatte beim Becher wacht,
Die jungen Eheschänder und wählt nicht erst,
Mit wem sie sonder Licht und Zeugen
Rasch die verbotene Wollust treibe.
Wohl auch mit Wissen und Willen des Gemahls
Steht sie vom Lager auf, ob der Krämer, ob
Der spanische Pilot, ein bess'rer
Zahler der Schande, sie zu sich fordert" [1]).

Wieder ein jüngerer Zeitgenosse, Properz, hat, obgleich ein feurigster Sänger der Liebe, in diesen strengen Tadel der Zuchtlosigkeit seiner zeitgenössischen Landsmänninnen eingestimmt. Hier in Rom, sagt er —

„Hier ist ganz treulos das Geschlecht der Gattinnen; keine
So wie Euadne treu, noch wie Penelope keusch" [2]).

Dagegen tönt es bei dem abermals um zehn Jahre jüngeren Ovid ganz anders. Leichtfuß Naso findet nämlich die Lüderlichkeit der römischen Damen allerliebst und ganz in der Ordnung. Er ruft ihnen zu: „Liebet und laßt euch lieben, ihr Schönen! Keusch ist nur d i e, deren noch keiner begehrte; und wenn sie nicht zu linkisch wäre, würde sie sich wohl selbst antragen." Welche moralische Pest mußte da grassiren, wo ein beliebtester Poet lachend sagen durfte: „Nur einem ungebildeten Menschen gereicht der Ehebruch seiner Frau zum Aergerniß, nur einem bäuerischen Kerl, der nicht weiß, was guter Ton ist unter Leuten von Welt" [3]) . . .

1) Sallust. Catil. 13, 15. Hor. carm. III, 6, 21, seq.
2) Propert. III, 13, 23.
3) Ludite, formosae, casta est quam nemo rogavit:
Aut si rusticitas non vetat, ipsa rogat.
Amor. I, 8, 43.

So die Zeit, in welcher das nachstehende Stück römischer Kaisergeschichte spielte. Dies der Boden, aus welchem die „Meretrix Augusta“ erwuchs.

2.

Gajus Cäsar Kaligula hatte, auf dem Kaiserthron aus einem wüsten Jungen zu einem wahnwitzigen Tiger geworden, binnen drei Jahren alles Ruchlose gethan, was eine vor Frevelfreude tollgewordene Phantasie zu ersinnen vermochte, und der Scheußlichkeit des Wütherichs hatte die Niederträchtigkeit seiner Unterthanen so sehr entsprochen, daß der bekannte Tigerwitz des Kaisers: „Oh, hätte doch das römische Volk nur einen Hals!“ nicht so ganz unverzeihlich erscheinen mag.

Jetzt, am 24. Januar des Jahres 41, saß er — ein hochgewachsener Mann, dünnschenkelig und außerordentlich dickbauchig, glatzköpfig und starkbärtig, mit unter der breiten und düsteren Stirne tiefeingesunkenen und unheimlich glühenden Augen[1]) — in der kaiserlichen Loge des Theaters, welches neben dem Palatium zur Gedächtnißfeier des Augustus und der Livia eigens erbaut worden war. Als die Vorstellung zu Ende, nach 12 Uhr Mittags, erhob sich der Kaiser, um sich durch einen unterirdischen Korridor zum Frühstück nach dem Palast zu begeben. Sein Oheim Klaudius und sein Schwager Vinicius schritten ihm vorauf, während eine Anzahl von Stabsofficieren und Hauptleuten der Prätorianer in dem engen Durchgange sich um den Kaiser drängte, scheinbar diensteifrig, um den Zudrang des

---

Rusticus est nimium quem laedit adultera conjux,
Et notos mores non satis urbis habet.
Amor. III, 4, 37.

1) Sueton. Caligula, 50.

Publikums abzuhalten. Kaligula blieb stehen, um eine Truppe von Knaben zu mustern, welche man im europäischen und kleinasiatischen Griechenland gepreßt und nach Rom geschleppt hatte, damit sie daselbst einen auf den Kaiser gedichteten Lobgesang absängen. Während er mit den Knaben sprach, warfen die ihm zunächst Stehenden, der erste Kammerherr Kallistus und die Gardeobersten Kassius Chärea und Kornelius Sabinus, einander bedeutungsvolle Blicke zu, und als der Kaiser weiterging, lockerten die Centurionen unvermerkt ihre Schwerter in den Scheiden. Sabinus trat in straff-dienstlicher Haltung an Kaligula heran und erbat sich die Parole des Tages. „Jupiter!“ gab der Kaiser zur Antwort, worauf Chärea rasch: „Nimm das von ihm!“ dem verwundert nach ihm Umblickenden mit dem Schwerte die Kinnlade durchhauend. „Und das und das!“ schrieen die Gardeofficiere, tumultuarisch auf den zu Boden Gestürzten sich werfend und demselben mit mehr als dreißig Wunden das Garaus machend. Zu spät eilten die Soldaten von der germanischen Garde Kaligula's zu seiner Rettung herbei, in ihrer blinden Wuth niederhauend, wer ihnen gerade in den Weg kam. Es ist ja eine traurigste Thatsache, daß Michel Nebelheimer vor Zeiten überall mit dabei sein mußte, wo es ein Fechten für Despoten gab. Um aber die Ermordung Kaligula's möglichst im kaligulaischen Stile zu Ende zu bringen, schlachteten die Verschworenen dem Ermordeten auch Weib und Kind nach. Ein Hauptmann erstach die Kaiserin Cäsonia, ein anderer zerschmetterte der kleinen Prinzessin den Kopf an der Mauer[1]).

Die Nachricht vom Tode des Scheusals gab das Signal zu einer kläglichen Posse. Zu einer Posse, welche deutlich macht, wie sehr das kolossale Fratzenbild der cäsarischen Roma zur Vollendung noch dieses Zuges bedurfte, daß des Augustus diabolisch-höhnische Schlauheit den äußerlichen Apparat der republikanischen Staatseinrichtungen hatte fort-

1) Cass. Dion, Hist. rom. LIX, 92. Sueton, Cal. 58, 59.

bestehen lassen und auf seine Nachfolger vererbte. Die „Konsuln“ beriefen den „Senat“ auf das Kapitolium und diesem Haufen von Lakaien kam der wunderliche Einfall, die „Freiheit“ und die „Republik“ wieder herzustellen, in diesem Lasterpfuhl von Rom, wo nur noch zwischen Säbelbrutalität und Anarchiegräuel die Wahl sein konnte. Etliche Gardesoldaten machten der Komödie, die übrigens selbstverständlich weit mehr eine in Worten als in Handlungen war, ein Ende. In der Absicht, die allgemeine Verwirrung zum plündern zu benützen, kamen die Landsknechte in den Kaiserpalast und fanden hier den Prinzen Klaudius, den Oheim des ermordeten Kaisers. In einer nicht sehr imperatorischen Situation allerdings. Der arme, fünfzigjährige, geifernde, stammelnde Tropf hatte sich nämlich, als beim Weggehen aus dem Theater unmittelbar hinter ihm das Mordkomplott zum Explodiren gekommen, in das Solarium des Hermes-Pavillon hinaufgeflüchtet und dort zwischen dem Doppelvorhang des Eingangs versteckt. Hier fand ihn zufällig ein gemeiner Soldat Namens Gratus, zog den Zitternden aus seinem Verstecke hervor und erkannte den kaiserlichen Prinzen.

Der prinzliche Fex — denn dieses Wort zieht am richtigsten die Summe seiner Persönlichkeit — fiel dem Gardisten, der vielleicht an den Ufern des Rheins oder der Donau die Schweine gehütet hatte, zu Füßen, kläglich um Gnade jammernd. Der „Barbar“ aber hob den Flehenden ehrfurchtsvoll auf und begrüßte ihn als „Imperator“. Dann rief er seine Kameraden herbei, welche den also von einem gemeinen Soldaten („gregarius miles“) fabrizirten Kaiser auf eine Sänfte hoben und denselben durch die Stadt in das Standlager der Garden trugen. Derweil machte der Senat, was derartige konstitutionelle Versammlungen, wann der „liberale“ Geist über sie kommt, zu machen pflegen: — Phrasen. Als daher am folgenden Tage die Gardesoldaten, nachdem ihnen der stammelnde Klaudius ein Trinkgeld von 750 Thalern auf den Mann ve ... ve ... versprochen hatte, den Prinzen förmlich zum „Imperator urbis

et orbis“ ausriefen, war von Widerstand überall nicht die Rede und begrüßte die sklavische Menge, zu welcher die „römischen Bürger“ zusammengequirlt waren, den neuen Herrscher mit jubelndem Zuruf [1]).

3.

Es war nicht gerade einer der schlimmsten Cäsaren, wohl aber einer der dümmsten, obgleich oder auch weil er, so zu sagen, ein Gelehrter gewesen ist. Seinen Vater Drusus Germanikus hatte die Livia drei Monate nach ihrer Hochzeit mit Oktavianus Augustus geboren, man weiß nicht recht, ob diesem oder aber ihrem ersten Manne Tiberius Klaudius Nero, welchem der Cäsar sie entrissen hatte. Deßhalb pfiffen römische Spottdrosseln um dieses Kindbett der Livia her den griechischen Vers: —

„Wer Glück hat, kriegt wohl auch ein Dreimonatkind!“

Drusus, dessen vorzeitiger Tod ein großes Unglück für Rom und ein großes Glück für Deutschland war, heiratete Antonia, des Markus Antonius und der Oktavia Tochter, also eine Nichte des Augustus, und diese seine Frau gebar ihm als drittes Kind i. J. 10 v. Chr. zu Lyon den schwächlichen, kränklichen Klaudius, der von früh auf in seiner Familie für einen Simpel galt und als solcher behandelt wurde. Seine Mutter pflegte von ihm zu sagen, er sei eine „Mißgeburt, von der Natur nur zu Faden geschlagen, nicht fertig genäht“, und wenn sie Einen der Simpelhaftigkeit bezichtigen wollte, bediente sie sich des Ausdrucks, er sei noch dümmer als ihr Sohn Klaudius [2]). Mit, wo

---

1) Josephus, Antiquit. Jud. XIX, 2, 3. Sueton, Claudius, 10.

2) Mater Antonia portentum eum hominis dictitabat, nec absolutum a natura, sed tantum inchoatum, ac si quem secordiae argueret, stultiorem aiebat filio suo Claudio. Sueton, Claudius 3.

möglich, noch größerer Verachtung wurde der skrophulöse Junge von seiner Großmutter, der Kaiserin Livia, behandelt, und was seinen Großoheim, angeblichen Stiefgroßvater und vermuthlichen wirklichen Großvater, den Augustus, betraf, so machte er den armen Klaudius con amore zur Zielscheibe seiner Spottsucht. Es existiren Briefe von ihm an die Livia, worin er den Prinzen geradezu als einen an Leib und Seele „Defekten", als einen „Tropf" und „Kretin" bezeichnete[1]).

Hieraus erhellt, daß die kaiserliche Würde in der Person des Klaudius, welcher, weil sein älterer Bruder, Germanikus der Jüngere, i. J. 19 n. Chr. gestorben, nach Ermordung seines Neffen Kaligula der „legitime" Thronfolger war, nicht eben würdig und glänzend repräsentirt gewesen ist. Schon die körperliche Erscheinung des im Jünglings- und Mannesalter von beständiger Kränklichkeit hart mitgenommenen „Defekten" war keineswegs imperatorisch. Sein langer und gedunsener Oberkörper saß schlotterig auf dünnen Schenkeln und Beinen, so daß sein Gehen nur ein garstiges Wackeln („foeda vacillatio"). Beim Sprechen stammelte und stotterte er. Das gichtische Zittern seines Kopfes, seine Triefnase und sein Geifermund machten ihn geradezu abstoßend. Im Zorne oder sonst aufgeregt sei er, wie leicht begreiflich, eine wahre Fratze gewesen[2]).

An Geist ein Idiot, war er an Bildung ein Pedant. Er schriftstellerte fleißig, in lateinischer und mehr noch in griechischer Sprache, schrieb „tyrrhenische" und „karthagische Untersuchungen", ferner ein Buch über die Brettspielkunst, war stark in Citaten, vermehrte das römische Alphabet um

1) Ibid. 4: — „Sin autem ἐλαττῶσθαι sentimus eum καὶ βεβλάφθαι καὶ εἰς τὴν τοῦ σώματος καὶ εἰς τὴν τῆς ψυχῆς ἀρτιότητα" ... In einer andern in demselben Kapitel mitgetheilten Epistel nennt der Kaiser den Prinzen einen „misellus".

2) Ibib. 21, 30. Dion, LX, 2: — „Τὸ δὲ δὴ σῶμα νοσώδης, ὥστε καὶ τῇ κεφαλῇ καὶ ταῖς χερσὶν ὑποτρέμειν; καὶ διὰ τοῦτο τῷ φωνήματι ἐσφάλλετο."

drei von ihm erfundene Buchstabenzeichen und ließ seine „Geschichtewerke“ öffentlich durch Liktoren vorlesen, was für die lieben Unterthanen gewiß keine geringere Loyalitätsprobe gewesen ist als für die eines deutschen Monarchen neuerer Zeit die unterthänigsttreue Lesung der königlichen „Gedichte“. Auch im Regieren war er stark: — es kam vor, daß er an einem Tage zwanzig Kabinettsordres ausgehen ließ; darunter eine, worin den getreuen Unterthanen befohlen wurde, „auf die bevorstehende Weinlese hin die Fässer gut zu verpichen“, und eine zweite des Inhalts: „Männiglich kund und zu wissen, daß gegen Viperbiß nichts so gut wie Taxusbaumsaft“. Ebenso pflichteifrig erwies er sich in Erfüllung richterlicher Pflichten, und wie er als Prinz der Hänselpeter seiner Familie gewesen, so trieben jetzt mit dem auf dem richterlichen Tribunal sitzenden Kaiser die Advokaten ihren Ulk. Ein prozessirender Grieche warf sogar in der Hitze seines Plaidoyer eines Tages dem Richter-Kaiser das Wort: „Du bist ein alter Esel!“ in den Bart und eines andern Tages ein fälschlich angeklagter römischer Ritter Schreibtafel und Griffel an den Kopf [1]).

Als vortretende Züge in dem Charakter des Klaudius bezeichnet Sueton Feigheit und Argwohn, womit der weitere der Grausamkeit, von demselben Zeugen betont, ganz gut sich vertrug. Er liebte es, Hinrichtungen in seiner Gegenwart vollziehen zu lassen, und es war ihm eine angenehme Unterhaltung, in der Arena das Mienenspiel der sterbenden Gladiatoren zu studiren. Außerdem war er unmäßig im Essen und Trinken und maßlos im Wollustgenuß [2]). Aus seiner Feigheit, seiner Trunksucht und seiner Geilheit war das Gängelband gewoben, an welchem seine Umgebung den Kaiser-Simpel führte, ihn, der nach Dions Ausdruck, der „Gebieter Roms und des Römerreichs gewesen ist und doch

1) Sueton., Claud. 15, 16, 41, 42.

2) Ibid. 33. „Libidinis in foeminas profusissimae.“ Es ist sehr charakteristisch für die damaligen Sitten, d. h. Unsitten, daß Sueton trocken hinzufügt: „Marium omnino expers.“

nur ein Sklave" [1]). Es paradirt in der modernen Geschichte eine königliche Majestät, mit welcher diese römisch-kaiserliche eine ganz auffallende Aehnlichkeit hat: — Jakob der Erste, der stammelnde, geifernde, geile, feige, blödsinnig-gelehrte Tropf von Stuart.

4.

Man muß gestehen, daß Klaudius so, wie er war, nicht das Zeug hatte, ein Liebling der Frauen zu werden; wohl aber das, ihr Spielball und Narr zu sein. Seine Verlobungs- und Heiratsversuche fielen mitleidswürdig-kläglich aus. Seine erste Braut Aemilia Lepida mußte er auf einen Wink des Augustus hin verstoßen; seine zweite, Livia Medullina, starb an dem zur Hochzeit festgesetzten Tage. Dann mit Plautia Urgulanilla verheiratet, ließ er sich „um unbedeutender Händel willen" von ihr scheiden, nachdem sie ihm einen Sohn (Drusus) und eine Tochter (Klaudia) — deren eigentlicher Vater aber der Freigelassene Boter war — geboren hatte. Sein zweiter, mit Aelia Petina eingegangener Ehebund war von noch kürzerer Dauer. Denn nachdem ihm Petina eine Tochter (Antonia) geboren hatte, mußte er sich ihrer „schmachvollen Ausschweifungen" wegen von ihr scheiden. Jetzt verschritt er dazu, in dritter Ehe seines Vetters Barbatus Messala Tochter zu heiraten, die Valeria Messalina, welche ihm eine Tochter (Oktavia) und einen Sohn (Britannikus) gab und den schon vorher sattsam gehörnten Kaiser der Römer glücklich zum Kaiser der Hahnreie machte. Im Bunde mit dem Oberkammerherrn Kallistus, dem Oberbibliothekar Polybius, dem ersten Geheimschreiber Narcissus und dem Hofschatzmeister Pallas

1) Dion, l. c.

beherrschte Messalina den gelehrten Simpel von Gemahl unbedingt. Die Imperatrix war der Imperator.

Sie muß schön gewesen sein, dieses Weib, schön wie die Sünde, lockend wie eine wollustschwere Sommernacht, bestrickend wie ein Zaubertrank, funkelnd von Reiz und Geist. Eine verzehrende Sinnlichkeit ist ihres Lebens Lust und Qual gewesen. Eine durch und durch dämonische Natur, hat sie sich über alle Schranken der Weiblichkeit und Menschlichkeit lachend hinweggeschwungen und hat sich in ihre beispiellose Schamlosigkeit gehüllt als in eine herausfordernde Draperie. Was die üppige asiatische Mythologie von der Semiramis gefabelt, machte Messalina zur geschichtlichen Wirklichkeit. Hier hatte die Natur in einer ihrer bizarren Launen eine Verkörperung der Unzucht geschaffen und eine gleich bizarre Laune des Schicksals hatte dieses Geschöpf auf einen Weltthron gesetzt. Und wie der Zug kalter Grausamkeit, so durfte auch der Zug dämonischen Humors diesem reizenden Gräuel von Weib nicht fehlen, um dessen Aehnlichkeit mit der Theodora von Byzanz und mit der zweiten Katharina von Russland zu vollenden. In den Abscheu vor diesen drei Kaiserinnen mischt sich aber doch unwillkürlich ein leises Mitleid, welches uns zuflüstert, das nicht zu dämpfende Feuer ihres Temperaments müsse doch wohl einer krankhaften Anlage ihrer Organisation entlodert sein.

Physiologisch also läßt sich das Räthsel der Erscheinung Messalina's zur Noth erklären. Zu einer psychologischen Lösung fehlt uns leider ein Schlüssel, wie uns für ihre Person Katharina die Zweite in ihren eigenhändigen Memoiren einen solchen hinterlassen hat. Ohne Zweifel würde Meister Tacitus im 9. oder 10. Buch seiner Annalen das Werden und Wachsen Messalina's unserer Vorstellung anschaulich nahegebracht haben; allein bekanntlich sind diese Bücher sammt den zwei vorhergehenden verloren gegangen. Für diesen Verlust bietet weder der fleißige, aber geistlose Antiquar Sueton noch der charakterlose Flachmaler Dion Ersatz, und was den Juvenal an-

langt, so zeichnet er uns, wie jedermann weiß, nicht die werdende Messalina, sondern nur das fertige sathriasistische Laster.

Daß und wie sie das werden konnte, ist freilich bei alledem nicht unbegreiflich. In dem Rom des Klaudius mußte sich in der Frau des Klaudius die Anlage des Dämonisch-Bösen rasch und gewaltig entwickeln. Ein junges schönes Weib mit glühenden Sinnen, von, wie man annehmen muß, sehr vernachlässigter Erziehung, ohne eine Spur von sittlichem Fond, hoch- und übermüthig, lechzend nach Genuß und Macht, dem „Herrn der Welt" verbunden, welcher in ihren reizenden Händen war wie Wachs, — was Wunders, daß sie den Taumelkelch, nachdem sie ihn einmal an die Lippen gebracht hatte, bis auf den Grund zu leeren dürstete? Sie sah eine Welt voll Glanz und Luxus, voll Sünde und Frevel ihren Launen, ihren Begierden zur Beute hingeworfen und sie zögerte nicht, sich wie eine Tigerkatze auf dieselbe zu stürzen, um die tollsten Eingebungen einer sicherlich schon frühzeitig und vollständig vergifteten Phantasie zu verwirklichen. Wie eine Tigerkatze! Denn Wollust und Grausamkeit erscheinen in Messalina so recht zu siamesischen Zwillingsschwestern zusammengewachsen und in dem ganzen Thun und Treiben der „Meretrix Augusta", wie Juvenal sie so unübertrefflich bündigwahr genannt hat, glaubt man überall das graziös und unheimlich Katzenhafte wahrzunehmen, welches zugleich abstoßend und bannend wirkt und die Opfer den ganzen Umfang der Gefahr erst dann erkennen läßt, wann ihnen Blut und Mark ausgesogen ist.

5.

Es darf mit Sicherheit geglaubt werden, daß insbesondere Messalina es war, welche in der schwachen Hand

des Klaudius den kaiserlichen Mordstahl lenkte. Die Ausrottung der alten Aristokratie Roms, schon durch Augustus grundsätzlich begonnen, durch Tiberius systematisch fortgesetzt, durch Kaligula wahnwitzig-blutdürstig weitergeführt, hatte auch unter Messalina ihren Fortgang. Dreißig Senatoren, dreihundert und fünfzehn Ritter und eine „ungezählte Menge“ anderer Bürger sind unter dieser Regierung hingeschlachtet worden [1]). Das Motiv der vorragendsten Morde war stets die Gier der Kaiserin nach rastlosem Wechsel im Sinnengenuß. Die Liebe — falls es erlaubt ist, dieses Wort zur Bezeichnung von so Verworfenem zu mißbrauchen — die Liebe dieses Weibes wurde tödtlich, so oder so. Wehe dem, der ihrer Lockung folgte, und wehe dem, der ihr widerstand! Ihr Haß tödtete, ihre Gunst befleckte und vernichtete.

Da war die Prinzessin Julia, eine Enkelin Tibers, vormals dem Sejan verlobt, jetzo die Frau des Markus Vinicius, welche der Kaiserin doppelte Veranlassung zum Hasse gab. Denn die Prinzessin näherte sich in auffallender Weise ihrem Oheim Klaudius und Messalina war nicht gewillt, den Kaiser-Simpel unter den Einfluß einer schönen und als sehr gefällig bekannten Nichte gerathen zu lassen; sodann begehrte sie selbst des Vinicius. Demnach wurde die Julia beim Klaudius als Ehebrecherin verklagt — insbesondere des Ehebruchs mit dem philosophirenden Zweiächseler Seneka — und der Kaiser gezwungen, daraufhin erst den Befehl zur Verbannung, dann den weiteren zur Tödtung seiner Nichte zu geben. Als nun aber der arme Vinicius der sich ihm anbietenden Messalina sich versagte, ließ sie ihn vergiften. Da war ferner Appius Silanus, ein hochangesehener Mann, welchen Klaudius von der Statthalterschaft in Spanien ab und nach Rom berufen hatte, um ihn in seine vertraute Umgebung zu ziehen und ihm die Lepida, die Mutter der Messalina, zur Frau zu geben. Die Kaiserin, plötzlich nach der Umarmung des Stiefvaters

1) Seneca, ad Lucil. X, 14. Sueton, Claud. [illegible]

lüstern, trug sich ihm an. Die Linkischkeit („rusticitas"), welche wir den Ovid an den wenigen keuschen Damen seiner Zeit verhöhnen hörten, war also kein Fehler der Kaiserin. Silanus jedoch, ehrenhaft, wie er war, wollte weder Wink noch Wort verstehen. Sofort verschwor sich die rachgierige Mänade mit dem Geheimschreiber Narcissus zum Verderben Silans, welchen Klaudius auf eine ganz alberne Vorspiegelung hin umbringen ließ. Da war ferner der schöne und beim Publikum außerordentlich beliebte Ballettänzer Mnester, vormals Lustknabe Kaligula's, jetzo zum Liebhaber Messalina's gepreßt. Recht eigentlich gepreßt, denn der vielerfahrene Pantomime hatte, die Gefahr des Verhältnisses deutlich erkennend, den schamlosen Anträgen der Kaiserin nur wider Willen Gehör gegeben. Sie aber war für eine Weile so in ihn verschossen, daß sie ihn gar nicht mehr von ihrer Seite ließ und förmlich im Palast eingesperrt hielt. Darüber gab es lautes Murren unter den zahlreichen Freunden und Freundinnen des Ballets und der kaiserliche Hahnrei Klaudius verwunderte sich selber höchlich über das Nichtauftreten Mnesters, er, welchem man das stadtkundige Skandal des Lebenswandels seiner Gemahlin nicht mitzutheilen wagte, aus Furcht vor dem wilden Wüthen („ob saevitiam") Messalina's [1]). Es muß fürwahr eine tollkomische Scene gewesen sein, als eines Tages das Publikum im Theater an den Kaiser die Frage richtete, warum denn Mnester nicht mehr aufträte, und Klaudius zur Antwort gab, er wi . . . wi . . . wisse es nicht, er kö . . . kö . . . könne nichts dafür, und mit einem Schwur bekräftigte, er habe den Tä . . . Tä . . . Tänzer nicht bei sich. Was das für ein Zischeln und Flüstern und Kichern und wohl auch herausplatzendes Lachen verursacht haben muß! Uebrigens hatte Mnester das Unglück, der Zwangsliebhaber Messalina's gewesen zu sein, später bei ihrem Verderben mit seinem Leben zu bezahlen. Und doch hatte der Mime, wie er in seiner Todesstunde den Kaiser

1) Tacitus, Annal. XI, 12.

erinnerte, sich nur auf dessen ausdrücklichen Befehl der Messalina „zur Verfügung" gestellt (se dedisset), welchen Befehl das freche Weib dem Stumpfsinnigen abzulisten gewußt, lügend, Mnester weigere sich, vor ihr zu tanzen[1]).

Müde des Anblicks einer Gesellschaft, deren Dasein dem Mitlebenden Seneka zufolge nur „ein Zusammenhausen wilder Bestien" war, erquickt sich das Auge gerne an der berühmten Episode von Pätus und Arria, welche aus diesem grundlosen Pfuhl gleich einer grünen Insel emporsteigt ... In despotisch mißregierten Staaten erheben sich Verschwörungen und Attentate zum Range nicht allein erlaubter, sondern auch berechtigter und gebotener Mittel, weil sie die einzigen Korrektive der Tyrannei sind. Wir müssen daher in dem Komplott, welches zwei vorragende Mitglieder der römischen Aristokratie, Annius Vinicianus und Furius Kamillus, zum Umsturz der Herrschaft des Klaudius, d. h. der Messalina stifteten, ein patriotisches Unternehmen erkennen, das freilich, wie die Sachen lagen, ein wenigstens in seinen besten Tendenzen hoffnungsloses war. Es mißlang, zunächst deßhalb, weil dem Kamillus, Statthalter in Dalmatien, die von ihm gewonnenen Soldaten seines Armeekorps alsbald den Gehorsam versagten, als er ihnen von Wiederaufrichtung der republikanischen Verfassung sprach. Damit, murrten sie, würden für sie die Tage des Müssiggangs und Wohllebens vorüber sein. Kamillus, verrathen und verlassen, gab sich selber den Tod. Vinicianus that ebenso. Gegen die übrigen Verschworenen erhob sich eine unerbittliche Verfolgung und Messalina und ihr erster Handlanger, der Kammerherr und Geheimschreiber Narcissus, sie benutzten eifrigst die willkommene Gelegenheit, über eine Menge ihnen aus irgendeinem Grunde verhaßter oder unbequemer Personen, obzwar dieselben dem Komplotte ganz fremd, Tod oder Verbannung verhängen zu lassen. Klaudius, welcher sich während der kurzen Dauer eines Scheins von Gefahr ganz als der feige Lump benommen hatte,

---

1) Dion, l. c. 14, 27, 28. Tacitus, l. c. 26.

der er war, stotterte natürlich zu allen den blutigen Maßregeln der Tigerkatze sein kaiserlich „Fi . . . fi . . . fiat“. Den Konsular Pätus Cäcina, einen wirklichen oder angeblichen Mitverschworenen, traf das Urtheil, sich selbst zu entleiben. Ein Schauder vor dem Tode kommt über ihn. Da faßt seine Gattin Arria, die uns als eine Römerin edelsten Stils geschildert wird, das Schwert ihres Mannes, durchstößt sich damit die Brust, zieht es wieder heraus und reicht die Waffe dem Gatten mit den Worten: „Sieh', lieber Pätus, es thut nicht weh!“ Ermuthigt durch ein so glorreiches Beispiel, durchbohrt er sich und stirbt. Der heldischen Frau aber stillt man das strömende Blut, verbindet ihre Wunden und will sie zwingen, zu leben. Sie aber sagt: „Ich folge dem Gatten!“ und als ihr Tochtermann Pätus Thrasea sie fragt: „Also wolltest du, daß deine Tochter auch also mit mir stürbe, falls ein gleiches Loos mich träfe?“ gibt sie zur Antwort: „Allerdings, falls sie mit dir in so langer und inniger Verbindung gelebt hätte wie ich mit Pätus.“ Man bewachte sie, aber eines Tages sprang sie unversehens vom Lager auf und zerschellte sich den Kopf an der Wand. Ihre letzten Worte waren: „Hab' ich es euch nicht gesagt, daß ich sicherlich den Weg zum Tode finden würde?“ Es wäre zu wünschen, daß ein besserer Mann als der gemeine Schweifwedler und Speichellecker Martialis die Grabschrift der Arria verfaßt hätte: —

„Als dem Pätus das Schwert darreichte die treue Gemahlin,
Das sie der eigenen Brust lächelnd soeben entzog:
Sei du, spricht sie, getrost! Die Wunde, die meinige, schmerzt nicht;
Schmerzen nur wird mich d i e , welche du, Pätus, dir schlägst“ [1]).

1) Seneca, De ira, II, 8. Dion, l. c. 15, 16. Plinius jun., Epist. III, 16. Martialis, Epigr. I, 14.

6.

Derweil schritt die Kaiserin auf der Bahn der Ausschweifung bis zur äußersten Gränze des Erreichbaren, ja des Erdenkbaren vor. Stets darauf aus, der eigenen Unersättlichkeit genugzuthun, unterließ sie auch nicht, zugleich mit dem Kaiser-Simpel von Gemahl übermüthigen Scherz zu treiben, indem sie, die Nächte mit ihren Buhlern durchschwelgend, ihre Stelle im ehelichen Thalamus durch zwei öffentliche Dirnen, Kleopatra und Kalpurnia, vertreten ließ. Sodann war es wohl kaum die Berechnung, durch Infamirung anderer Frauen die eigene Infamie zu bemänteln, sondern vielmehr ein teufelischer Trieb zur Unheilstifterei, wenn Messalina, das kaiserliche Palatium zu einem Lupanar machend, Damen der höchsten Gesellschaftskreise zwang, in Gegenwart ihrer Männer zu Ehebrecherinnen zu werden und in gräulichen Orgien mit Freudenmädchen um die „Palme der Unzucht" zu ringen, welche freilich ihr selbst sogar eine verrufenste Vettel — wie der ältere Plinius bezeugt hat — nicht streitig zu machen vermochte [1]).

Und damit noch nicht genug. Es stachelte sie, in dem gemeinsten Unflat der Lüderlichkeit sich zu wälzen. Gelangweilt — mit Tacitus zu reden — gelangweilt durch die Bequemlichkeit ihrer verbrecherischen Genüsse, sank sie in unerhörtes Laster hinab [2]). Nächtlicher Weile verließ sie heimlich den Palast, um in einem der zahllosen Lupanarien Roms unter dem Namen Lycisca als Priesterin der Venus Vulgivaga für Geld zu dienen. Juvenal hat dieses „unerhörte Laster" an der schrecklichsten Stelle seiner schrecklichen sechsten Satire beschrieben, er, welcher, unter der

1) Dion, l. c. 18, 31. Plinius, Hist. nat. X, 63: — „Messalina, Claudii Caesaris conjux, regalem existimans palmam, elegit in id certamen nobilissimam (sic!) e prostitutis ancillam mercenariae stirpis, eamque nocte ac die superavit quinto ac vicesimo concubitu."

2) Tacitus, l. c. 26: — „Jam Messalina, facilitate adulterorum in fastidium versa, ad incognitas libidines profluebat."

Regierung des Klaudius geboren, als ein Zeitgenosse der „Meretrix Augusta" betrachtet werden darf. Es ist das Gräßlichste, was jemals über ein Weib ausgesagt worden, und es muß Wahrheit sein, weil es, den Beweis der Wahrhaftigkeit in sich selbst tragend, nicht erfunden sein kann[1]).

Mitten in diese beispiellosen Schändlichkeiten hinein fiel eine „neue, an Raserei gränzende Leidenschaft" Messalina's[2]). Diese Leidenschaft, deren Gegenstand Gajus Silius war, der „schönste junge Mann Roms", entwickelte sich, die Kaiserin ins tausendfach verdiente Verderben reißend, zu einem der romanhaftesten Kapitel der Weltgeschichte, welches mit anderen Worten als denen des Tacitus erzählen zu wollen vermessen und lächerlich sein würde ... Um des neuerkorenen Buhlers sich zu bemächtigen, zwang ihn Messalina, seine Gemahlin Junia Silana zu verstoßen. Er muß jedoch ein ziemlich gewöhnlicher Mensch gewesen sein, der schöne Silius; denn er sah die Niedertracht und Gefährlichkeit des Handels wohl ein, allein „seines Verderbens gewiß, so er widerstände, und bei dem großen Vortheil, welcher dabei war, suchte er Trost darin, die Zukunft abzuwarten und der Gegenwart zu genießen". Messalina ihrerseits gefiel sich darin, den ganzen Pomp ihrer Schamlosigkeit in dieses Verhältniß hineinzutragen. Sie besuchte ihren Liebhaber, den sie mit Schätzen und Ehrenstellen überschüttete, nicht heimlich, sondern mit großem Gefolge in seinem Hause, so daß daselbst der kaiserliche Haushalt und Hofstaat zu sehen war, als wäre er des Buhlers Erbschaft und Eigenthum.

Und wiederum auch damit noch nicht genug. Das Raffinement raffinirend, wollte das ungeheuerliche Weib etwas, was noch gar nie dagewesen war: — bei Lebzeiten ihres Fex von Gemahl einen förmlichen und feierlichen Ehebund mit ihrem Liebhaber. Darnach gelüstete sie alles

1) Juvenal, VI, 115 seq.
2) Novus et furori proximus amor. Tacit. l. c. 12.

Ernstes und zwar „um der Größe der Ruchlosigkeit willen, welche ja der letzte Kitzel der Liederlichkeit ist". Nebenbei mag freilich zu diesem Exceß nicht unbedeutend die Befürchtung mitgewirkt haben, daß sich ein messalinischer Lebenswandel in die Länge nicht mehr straflos fortführen ließe. Sie besaß übrigens, das muß man ihr nachsagen, vollauf den Muth der Frevelhaftigkeit und sie muß denselben auch dem Silius einzuflößen gewußt haben, da dieser seine Buhlerin vorwärts trieb mit den Worten: „Wenn man sich einmal in offenkundige Missethaten eingelassen hat, so ist es das Klügste, zur Tollkühnheit seine Zuflucht zu nehmen."

Tacitus hat in Fortführung seiner Erzählung gesagt, er wisse wohl, es klinge fabelhaft, daß mitten in Rom ein Mann von vorragender Stellung an einem bestimmten Tage, unter Zuziehung von Zeugen zur Besiegelung des Ehekontrakts, mit des Kaisers Gemahlin zur Heirat zusammengetreten, daß das Paar die Trauungsformel angehört und den Göttern das übliche Opfer dargebracht habe und daß endlich nach angerichtetem und im Beisein von Gästen eingenommenem Hochzeitmahl die Vermählung förmlich vollzogen worden sei. Aber der strenge Geschichtschreiber fügt ausdrücklich die Versicherung hinzu, daß er aus guten Quellen geschöpft und nur Thatsächliches berichtet habe. Ganz märchenhaft freilich und doch, Messalina's Charakter angesehen, nicht ganz unglaubhaft erscheint, was Sueton meldet: — daß sie nämlich in humoristischer Tolldreistigkeit gewollt und durchgesetzt habe, Klaudius sollte ihren Ehekontrakt („tabellas dotis") mit Silius als Zeuge mitunterzeichnen, was der Simpel wirklich gethan, nachdem man ihm weisgemacht, diese Heirat sei nur eine Scheinceremonie, vorgenommen, um ein Unheil, womit allerhand Vorzeichen ihn bedrohten, von ihm abzuwenden[1]).

1) Sueton, Claud. 26, 29. Tacitus, l. c. 12, 26, 27.

7.

Jetzt aber schlug die Krisis plötzlich in eine Katastrophe um; denn der Frevlerin versagten ihre Handlanger. Die drei Kammerherren oder Minister — (man weiß nämlich nicht recht, wie man die amphibische Stellung dieser Höflinge bezeichnen soll) — Kallistus, Pallas und Narcissus sahen den Vorschritt der tollen Silius-Komödie nur mit wachsendem Bedenken und Argwohn, und als die Peripetie des Stückes in Scene gegangen, überkam die Drei und ihren Anhang die nicht grundlose Befürchtung, sie könnten, so Messalina ihren Buhler auf den Thron erheben wollte oder wirklich erhoben hätte, als abgenützte Werkzeuge beiseite gestellt oder wohl gar hingeschafft werden, „wo kein Tag mehr scheint". So etwas ließ sich allerdings der Kaiserin zutrauen; allein die drei Herren, und unter ihnen insbesondere Narcissus, waren zu erfahrene, gewandte und entschlossene Schurken, als daß sie das Bedrohliche sich allzunahe hätten auf den Leib rücken lassen. Kallistus und Pallas wollten zwar, daß man zuvörderst einen Versuch machte, Messalina von ihrer Silius-Marotte abzubringen; allein Narcissus, erkennend, daß bei der reißend schnellen Entwickelung der Sachen zum Diplomatisiren keine Zeit mehr wäre, arbeitete sofort auf das Verderben der bisherigen Herrin hin, in welcher er eine künftige Feindin sah.

Eine jener religiösen Ceremonien, deren das römische Staatspfaffenthum so viele erfunden oder von überallher entlehnt hatte, rief den Klaudius nach Ostia. Diese Abwesenheit des armen Simpels wollte Messalina benützen, um als echte Bakchantin in höchstem Jubel mit Silius und ihrer ganzen Orgiensippschaft im Palatium zu Rom das Weinlesefest zu begehen. Aber auch Narcissus nahm die Gelegenheit wahr. Auf dem Wege nach Ostia gewann er die beiden Maitressen des Kaisers, Kalpurnia und Kleopatra, für seinen Plan und unterwies sie in der bei Ausführung desselben ihnen übertragenen Rolle. Diese bestand

darin, ohne Verzug die kaiserliche Majestät in das öffentliche Geheimniß Allerhöchst Ihrer ungeheuerlichen Hahnreischaft einzuweihen. Nachdem also Klaudius in Ostia sein Staatsopfergeschäft abgemacht hatte, warf sich ihm die Kalpurnia plötzlich zu Füßen mit dem Aufschrei: „Unerhörtes ist geschehen! Deine Gemahlin Messalina hat mit dem Gajus Silius Hochzeit gemacht!“ Kleopatra bestätigt diese Neuigkeit und der angedonnerte Cäsar würgt nur langsam das Wort heraus: „Ho . . . ho . . . holt mir den Na . . . Na . . . Narcissus.“ Der Kämmerer kommt und entrollt das Sündenregister der Kaiserin dem maulaufsperrenden Stotterer, also seine Enthüllungen beschließend: „Verzeih', o Herr, daß ich, um deiner Ruhe willen, das ausschweifende Leben Messalina's dir so lange verhohlen habe. Ich sah darin keine Gefahr, so lange deine Gemahlin mit Buhlern wie Vettius, Plautius u. s. w. sich begnügte. Allein mit Silius ist es ein ganz ander Ding. Du mußt wissen, o Herr, daß du ein geschiedener Ehemann. Volk, Senat und Armee haben der Hochzeit Messalina's mit Silius zugeschaut, und so du dich nicht sputest, ist der neue Gemahl deiner Frau Meister der Hauptstadt und des Reiches . . .“ Selbstverständlich benahm sich der Jammermensch von Imperator unter so gethanen Umständen jammerhaft. „Bi . . . bi . . . bin ich noch Kaiser? Oder ist Si . . . Si . . . Silius bereits als solcher ausgerufen?“ stammelte, geiferte, wimmerte er, bis ihm Narcissus und der von diesem rasch herbeigerufene Gardegeneral Lusius Geta sagten, was er zu thun hätte, d. h. andere thun lassen sollte.

Derweil tobt zu Rom das messalinische Bakchanal. Sich überbietend in Ausgelassenheit feiert die Kaiserin ihr Winzerfest. Die Kelternbäume knarren, die Kufen überströmen von Most. Frauen, nur mit Pantherfellen umgürtet, jubeln und tanzen umher. Messalina selber, die langen schwarzen Haare fliegend, schwingt, die schönste und keckste der Mänaden, den Thyrsusstab. Ihr zur Seite Silius, den Epheukranz auf dem Haupt, auf Kothurnen

einherwankend gleich einem Berauschten unter dem jauchzenden Getöne der bakchischen Chöre. Zuletzt, einer tollen Laune nachgebend, klettert einer der Festgäste, Vettius, auf einen hohen Baum und auf die Frage: „Was siehst du da oben?“ ruft er herunter: „Ein dräuend Gewitter, das von Ostia herzieht.“

War das eine Ahnung oder nur ein zufällig entwischtes Scherzwort, welches durch die Ereignisse nachmals zu einer Weissagung gestempelt wurde? Wahrscheinlicher doch wohl die erste, auf geheimer Benachrichtigung beruhende Ankündigung des Sturmes, welcher sich unterdessen wirklich in Ostia zusammengezogen hatte. Ein bloßes Scherzwort hätte nicht wirken können wie ein Donnerschlag. So aber wirkte es, die lüderliche Festsippschaft nach allen Seiten hin zerstäubend. Von allen den Messalinariern, den Silius inbegriffen, welche so dreist eine Thronrevolution geplant hatten, versuchte kein einziger, das hereinbrechende Geschick abzuwenden. Nicht einer dachte an Wehr und Waffen: so schmachvoll war dieses Römerthum verlumpt. Von Gardehauptleuten eingefangen, erlitten die messalinischen Orgienbrüder und Komplottkumpane, Silius voran, am folgenden Tage den Tod. Nur Plautius wurde verschont, aus Rücksicht auf seinen Oheim, und der schandbare Cäsonius, „quod in illo foedissimo coetu passus muliebria.“

Die Kaiserin hatte sich vom gestörten Winzerfest hinweg nach ihrer Villa im lukullischen Parke begeben und von da machte sie sich, nachdem sie die Fürbitte der ältesten Vestalin beim Kaiser nachgesucht und zugesagt erhalten, dem Unglück die Stirne bietend, gen Ostia auf, um den Idioten von Gemahl zu beschmeicheln. Aber schon ging von der vor wenigen Stunden noch Allmächtigen der scheuchende Pestgeruch fallender oder gefallener Größen aus. Nur von drei Begleitern, wahrscheinlich Sklaven, gefolgt, schleppte sie sich zu Fuße durch die ganze Länge der Stadt und mußte dann, vor dem Thore angelangt, froh sein, einen elenden Karren, zum Wegschaffen des Unraths aus

den Gärten bestimmt, besteigen zu können, um dem von Ostia heimkehrenden Kaiser entgegenzufahren. „Niemand bezeugte ihr Theilnahme und Mitleid, weil das Scheußliche ihres Lebenswandels alle früheren Rücksichten überwog.“ Zu deutsch: der glücklichen und mächtigen Frevlerin hatte man alles Schandbarste gerne nachgesehen und verziehen; der plötzlich unglücklich und machtlos gewordenen verzieh man nichts. Es ist wunderbar, wie in solchen Fällen die Menschen im Handumdrehen vom Katechismus der Erfolgreligion zum Katechismus der Moral bekehrt werden.

Hätte das gefallene Weib es dazu gebracht, den Kaiser-Simpel auf dem Wege zwischen Rom und Ostia zu sprechen, so würde sie ihn ohne Zweifel zu sich herüber und ihre sämmtlichen Ankläger ins Verderben gebracht haben. Narcissus wußte das wohl und hielt daher den Klaudius festgepackt, indem er die Rückreise nach der Hauptstadt auf demselben Tragsessel mit ihm machte. Als nun Messalina herankam und schon von ferne dem Cäsar zurief, er solle, müsse und werde die Mutter des Britannikus und der Oktavia hören, da überschrie sie der Kammerherr, nannte sie das Weib des Silius und entfaltete vor den Augen des Kaisers eine schriftliche Litanei ihrer Vergehungen. Der Pedant Klaudius, der keiner Pergamentrolle widerstehen konnte, vertiefte sich eifrigst in diese Lesung. Narcissus beeilte den Weiterzug und so ging diese Begegnung erfolglos für Messalina vorüber. Auch ein Versuch, den Kaiser nach seiner Ankunft im Palatium zu Rom durch den Anblick seiner zwei Kinder zu Gunsten der Mutter zu rühren, sowie die von der Vestalin Vibidia angebrachte Fürbitte — eine für eine Messalina fürbittende „Vestalin“ gehört auch noch dazu, um das Gemälde zu vollenden — wurden durch den argusäugigen Narcissus erfolglos gemacht.

Dennoch hoffte sie noch und durfte, in den Park Lukulls zurückgekehrt, in der That hoffen, über die Schwäche des Kaisers zu triumphiren. Sie fand Mittel und Wege, Bittgesuche an ihn gelangen zu lassen, in welchen sie alle Töne anschlug, welche, wie sie wußte, bei dem Fex

verfangen konnten. Und sie verfingen wirklich. Denn eines Tages sagte der Kaiser, nachdem er reichlich gespeis't und noch reichlicher getrunken hatte, man solle hingehen und der Unglücklichen („miserae“) ankündigen, er würde am folgenden Tage ihre Vertheidigung anhören. Man ging hin, d. h. Narcissus stürzte hinaus, den Officieren der Palastwache ankündigend, es wäre des Kaisers Wille, daß Messalina's Hinrichtung sofort vollzogen und durch den Freigelassenen Evodus vollstreckt werde. Dieser eilte in Begleitung eines Tribuns spornstreichs nach dem Parke, wo er die Kaiserin „ausgestreckt am Boden liegend fand und neben ihr sitzend ihre Mutter Lepida, welche, mit ihrer Tochter zerworfen, so lange diese glücklich gewesen, jetzt in ihrer Noth voll Mitleid zu ihr sich neigte und ihr den Rath gab, einen anständigen (d. h. freiwilligen) Tod zu suchen, da ihr Leben doch einmal verwirkt sei.“ Aber es wohnte in der Frevlerin kein edler Wille und sie mühte sich in fruchtlosen Klagen ab, bis der Tribun schweigend und der Freigelassene mit gemeinen Schimpfworten vor ihr stand. Da endlich erkennend, daß keine Hoffnung mehr, nahm sie den Dolch, und während sie die Spitze zaghaft an Hals und Brust versuchte, wurde sie vom Tribun durchbohrt. Dem Kaiser meldete man über Tafel, Messalina wäre ums Leben gekommen. Er fragte nicht nach dem wie? sondern rief nach Wein und aß mit gewohntem Appetit [1]).

1) Tacitus, l. c. 29, 30, 31, 32, 34, 35, 37, 38. Dion, l. c. 31.

Elagabal.

Diesen Menschen warf eines Tages der Zufall die Welt mit allen ihren Genüssen vor die Füße; sie wurden darüber sinnlos, sie hätten die Erde auf einmal ausschlürfen mögen wie ein Ei.

F. Gregorovius.

1.

„Ich bin alles gewesen und alles war eitel"[1].

Also zog ein weltmüder „Herr der Welt", der düstere Afrikaner Septimius Severus, die Bilanz einer römischen Kaiserexistenz, wie sie am Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung war. Er wußte wohl, warum. Hatte doch das Haupt, welches die Krone der Weltherrschaft trug, falls nämlich die römischen Cäsaren eine solche Kopfbedeckung getragen hätten, nicht einmal vor hörnener Verunzierung bewahrt werden können. Seine zweite Frau, Julia Domna, welche er in Folge astrologischen Aberglaubens aus ihrem syrischen Nichts zu

---

1) „Omnia fui et nihil expedit." Dieses uns von Aelius Spartianus im Kap. 18 seiner der „Historia Augusta" einverleibten Biographie Severs überlieferte Wort wetteifert an weltekelvollem Lakonismus mit dem angeblich salomonischen „vanitas vanitatum vanitas". Ich brauche kaum zu sagen, daß Dion (l. LXXVIII, LXXIX), Herodian (l. V, c. 3—8) und Lampridius (in der Hist. Aug.) mir die Materialien zu dem vorliegenden Aufsatz geliefert haben.

sich auf den Kaiserthron gehoben hatte, war ebenso schön als ehebrüchig[1]).

Freilich, seit den Tagen, wo Julia, des Augustus Tochter, ihrem Gemahl Tiber und Messalina dem Kaisersimpel Klaudius so übel mitgespielt hatten, waren die Cäsaren gewohnt, Großkreuze des Hahnreiordens zu sein. Dem Philosophen auf dem römischen Weltthron, Mark Aurel, hätte die skandalhafte Aufführung seiner Gemahlin Faustina ausreichenden Stoff zu stoisch-philosophischen Stilübungen gegeben. Diese antike Kaiserin hatte im Temperament eine

---

1) Famosa adulteriis". Lampridius, 18. Wie jedermann weiß, sind die Kompilatoren der Kaisergeschichte mit Vorliebe Skandalchronisten und tragen die Farben gern dick auf. Indeß ist wohl zu beachten, daß, was die Unsittenzustände des kaiserlichen Roms angeht, die gesammte römische und griechisch-römische Literatur ein unmittelbares oder mittelbares Verdammungszeugniß über dieselben abgibt. . . . Der Umstand, daß Julia Domna eine Syrierin von Geburt war, erinnert daran, daß die syrischen und spanischen Weiber in der römischen Wüstlingswelt für die zuchtlosesten galten. Aus Syrien und Andalusien rekrutirten sich vorzugsweise die Korps de Ballet und die Lupanarien Roms: Es existirt ein zierliches, mit Recht oder Unrecht dem Vergil zugeschriebenes Gedicht welches — (ich versuche eine Verdeutschung) — uns eine Syrierin malt, wie sie vor ihrer Schenke tanzend Kunden anlockt: —

Syriens Ambubaje, geschmückt mit griechischem Kopfputz
  Und nach des Tamburins Takt zierlich bewegend den Leib,
Tanzt wollüstig im Rausch vor der wohlbekannten Taverne,
  Mit abwechselnder Hand schüttelnd die Klapper empor.
„Wozu frommet es jetzt, auf staubiger Straße zu reisen?
  Wie viel lieblicher ist's, trinken auf schwellendem Pfühl!
Hier gibt's Fässer und Krüg', hier Becher und Rosen und Flöten,
  Lauten und Laubengeflecht, schattig von Reben umrankt . . .
Bist du klug, so komme herein, lass' Gläser kredenzen
  Oder auch, so dir's beliebt, Becher von hellem Kristall.
Komm herein und pflege der Ruh' im Schatten des Weinlaubs
  Und um's nickende Haupt winde von Rosen den Kranz.
Komm herein und koste im Kuß die Lippe des Mädchens,
  Das dir mit schmeichelnder Hand glättet die Falten der Stirn.
Willst du zum Leichenbegängniß dir sparen die blumigen Kränze?
  Etwa zum Sargesschmuck brauchen den Schmelz und den Duft?
Wein und Würfel herbei! Zum Kuckuk, wer sorget für morgen!
  Lebet! so lispelt der Tod, lebet! ich komme gar bald."

auffallende Aehnlichkeit mit den beiden modernen Zarinnen Elisabeth und Katharina der Zweiten. Wie diese ihre Liebhaber mit Vorliebe unter Grenadieren und Dragonern, Gemeinen und Officieren, suchten und fanden, so wußte Faustina die guten Eigenschaften von Gladiatoren und Matrosen zu schätzen. Ihrem Sohn, dem Scheusal Kommodus, wurde in Rom ganz allgemein ein gladiatorischer Ursprung beigelegt. Er war auch bekanntlich ein richtiger Gladiator. Der Stadtklatsch wußte aber diese Thatsache noch anders zu erklären, nämlich so: — die Kaiserin sah eines Tages eine Truppe Gladiatoren vorüberziehen und verliebte sich in einen der Fechtersklaven so heftig, daß sie davon krank wurde. Von ihrem duldsamen Gemahl theilnehmend gefragt, gestand sie demselben ihre schmachvolle Leidenschaft. Der kaiserliche „Philosoph" trug den bedenklichen Kasus chaldäischen Wahr- und Weissagern vor. Diese orakelten, der arme Gladiator, welcher Faustina's Begierde gereizt hatte, müßte umgebracht werden, die Kaiserin aber im Blute des Erschlagenen sich baden und nach diesem Bade den ehelichen Torus besteigen. So sei es gekommen, daß ein Mark Aurel der Vater eines Kommodus habe werden können.

Diese Anekdote ist für die gräuelhafte Wüstheit der römischen Kaiserzeiten gewiß ebenso kennzeichnend, wie für die Infamie der Pompadour- und Dubarry-Zeit jene entsprechende, eins der Mysterien von Ludwigs des Fünfzehnten Hirschpark sei gewesen, daß dieser Bube von „allerchristlichstem" König seine erschlafften Begierden mittels Bädern von Kinderblut wieder aufgereizt habe. Mit solchen Geschichten schreiben sich die Völker selber die ärgsten Schmachzeugnisse. Was für ein Hundepack von Menschen müßte es sein, welches Derartiges ertrüge!

Was übrigens die bis ins Kolossale, bis ins unsäglich Kynische gehende Schamlosigkeit der römischen Weiber im kaiserlichen Rom und die gleichzeitige ehemännische Toleranz angeht, so müssen wir uns erinnern, daß die antike Welt für die Werthung geschlechtlicher Verhältnisse

überhaupt einen anderen Maßstab hatte als die moderne. Nicht als ob die Alten mädchenhafte Reinheit und frauliche Keuschheit gar nicht zu würdigen und zu schätzen verstanden hätten. Daß sie es verstanden, zeigt die Ehrfurcht, die sie keuschen Jungfrauen und Matronen erwiesen, wie es solche selbst in den verderbtesten Zeiten Athens und Roms gegeben hat. Nicht als ob auch die Alten gar kein Organ für das Verständniß der zarteren, der seelischen Beziehungen zwischen Mann und Weib gehabt hätten. Man denke nur daran, wie hold und schön in der Odyssee das Aufknospen eines zärtlichen Gefühls für den „göttlichen Dulder“ in dem jungfräulichen Busen der Nausikaa mehr bloß angedeutet als geschildert ist und wie in der Ilias das Verhältniß Hektors und Andromache's geradezu das Ideal einer Ehe darstellt. Sogar noch im kaiserlichen, d. h. im zuchtlosen Rom schrieb zur selbigen Zeit, als Ovid mit Aufbietung seiner ganzen zügellosen Phantasie und aller seiner Wüstlingserfahrung seine freche „Liebeskunst“ lehrte, Tibull seinen anmuthigen Elegieenkranz „Sulpicia“, worin sich das Liebegefühl so rein und zart äußert wie bei irgend einem modernen Dichter.

Allerdings bezeugen solche Ausnahmen nur die Regel und die Regel war im Alterthum, daß die Venus Urania weit hinter die Aphrodite von Paphos zurücktrat, so weit und so sehr, daß jene nur mitunter zum Vorschein kam. In Wahrheit, was wir lieben nennen, war den Alten vorherrschend nur ein körperliches Bedürfniß, gerade wie essen und trinken, und darum haben sie auch so zwang- und rückhaltlos davon gesprochen, wie wir vom essen und trinken reden. Ein Monopol der Zote haben jedoch die antiken Autoren keineswegs gehabt. Die Christen Aretino, Rabelais, Fischart, Brantôme, Wycherley, Hofmannswaldau und andere viele können es in der Schamlosigkeit kecklich mit den Heiden Aristophanes, Lukian, Ovid, Petron und Juvenal aufnehmen. Ein zweibeiniges Schwein wie den Marquis de Sade hat das Alterthum gar nicht aufzuweisen.

Daß überhaupt das Christenthum die Liebe veredelt

habe, ist eine Fabel von und für frères ignorantins. Die Evangelien sprechen bekanntlich wegwerfend vom Weibe, viele der sogenannten Kirchenväter so garstig, daß man es heutzutage nicht mehr nachschreiben kann. Das echte Christenthum — denn in den Evangelien und bei den Kirchenvätern muß sich doch wohl das echte finden — betrachtet das Weib durchaus vom Standpunkte der orientalischen Barbarei. Wie sittigend, d. h. wie nichtsittigend der neue Glaube auf die römische und byzantinische Frauenwelt eingewirkt, bezeugen der heilige Hieronymus aus dem vierten und der fromme Prokopios aus dem sechsten Jahrhundert. So verworfen wie die christliche Kaiserin Theodora sich aufführte, hatte sich die heidnische Kaiserin Messalina kaum aufgeführt. Aus demselben sechsten Jahrhundert stammen die vom urfrommen Gregor von Tours abgelegten Zeugnisse, wie es in der christlich-germanischen Frauenwelt ausgesehen. Scheußlich! In der langen Galerie von Frauengestalten, welche uns Gregor vorführt, gibt es nur drei Gattungen: Buhlweiber, Furien und hysterische Närrinnen. Mitunter waren sie das alles zugleich. Was die letztgenannte Sorte betrifft, so veranschaulicht sie klärlich, daß und wie die neue Religion zur physischen Hysterie auch die moralische fügte. Daß nahezu zweihundert Jahre später die sogenannte „Religion der Liebe" das Verhältniß der beiden Geschlechter in der christlich-germanischen Welt immer noch nicht veredelt hatte, zeigte drastisch genug der Hofhalt Karls des Großen, dessen Prinzessinnen-Töchter Bankerte trugen. Das romantische Liebesideal des Mittelalters, wie es vorzugsweise in der provençalischen und altitalischen Lyrik, sowie im deutschen Minnegesang hervortrat, hat man für einen Ausfluß der Christlichkeit im allgemeinen und des Mariäkultus im besonderen ausgegeben. Die Kenntniß der arabisch-spanischen und arabisch-sicilischen Poesie muß jedoch diese Ansicht bedeutend modificiren, wo nicht ganz aufheben. Bei keinem Troubadour, Sonettisten und Minnesänger ist die Liebe in zarteren, innigeren, seelischeren Tönen gefeiert, als sie schon Jahrhunderte vorher von den arabischen

Dichtern in Spanien und Sicilien gefeiert worden war. Die mohammedanischen Romantiker waren die Lehrmeister der christlichen. Und im übrigen, was war denn das christlich-romantische Liebesideal des Mittelalters bei näherem Zusehen? Nur eine Schwindeltheorie oder ein Theorieschwindel. Die Ritterepik und Ritterlyrik selbst verrathen uns, daß dieser romantische Schwindel für die Praxis des Lebens ohne alle Bedeutung gewesen. Man denke nur an Gottfrieds Tristan, ja sogar an Wolframs Parzival, von den französischen Fabliaux und der deutschen Novellistik in Versen aus dem zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhundert gar nicht zu sprechen. Auch der deutsche Minnegesang, sobald er den konventionellen Fistelton fahren läßt und in Brusttönen singt, spiritualisirt nicht die Liebe, sondern materialisirt sie. Und vollends die mittelalterlich-romantische Wirklichkeit mit ihren zahllosen Horden von brutalen Junkern und geilen Pfaffen, welche beide mitsammen wetteiferten, die Dörflerinnen zu „Frillen" oder zu „Seelenkühen" und die Nonnenklöster zu Bordellen zu machen. Es hat niemals eine grobsinnlichere, eine zuchtlosere Zeit gegeben als jene Zeit der angeblich „frommen Ritterlichkeit und keuschen Minne" [1]). Summa: Nicht das Christenthum hat das Verhältniß von Mann und Weib veredelt, sondern die trotz des Christenthums vorschreitende moderne Kultur, welche bekanntlich jeden Tritt ihres Vorschritts der kulturfeindlichen Kirche abringen und abstreiten mußte und muß [2]).

1) Vergl. die quellenmäßige Ausführung dieses Thema's in meiner „Deutschen Kultur- und Sittengeschichte" (B. I, K. 5 und 6; 7. Aufl. S. 101 fg.) und in meiner „Geschichte der deutschen Frauenwelt" (B. II, K. 1, 3, 4, 5, 6; 4. Aufl. Bd. I, S. 106 fg.).

2) Wenn man so viel Aufhebens davon macht, das Christenthum habe das Weib „geheiligt", indem es eine Menschin zur „Gottesmutter" erhob, so vergißt man, daß dies nur ein noch dazu sehr ungeschickt begangenes mythologisches Plagiat, ein dem Heidenthum abgestohlener phantastischer Einfall war. Weit entfernt, das Weib zu heiligen, hat ihm das Christenthum die roheste Entweihung und Schändung angethan, die dasselbe jemals erfuhr. Denn das Christen-

Die deutsch-mittelalterlichen Kaiser, welche in der Fiktion die Rechtsnachfolger der römischen waren, sind in der Wirklichkeit zuweilen die Nachfolger derselben in der Hahnreischaft gewesen. Der gehörnteste, ein wahrer Sechszehnender, war Sigismund, welcher, ohne Philosoph zu sein, die Galanterien seiner Kaiserin Barbara nicht minder gleichmüthig ansah, als der philosophische Mark Aurel die seiner Kaiserin Faustina angesehen hatte. Der Kaiser-Philosoph war ja des weisen Dafürhaltens, daß, wie er in einer seiner Selbstbetrachtungen sagt, jeder Unwille über solche Fehler anderer, welche aus ihrem Naturell hervorgehen, unbedingt zu verwerfen sei. Was konnte die arme Faustina für ihr Naturell? Ihr Gatte mußte nachsichtig gegen sie sein, um der Stoa Ehre zu machen. Dagegen ist auffallend, daß der finstere Sever seiner Kaiserin Julia ihre Treulosigkeiten nachsah. Wahrscheinlich gaben ihm schon seine beiden Söhne Karakalla und Geta genug zu denken und zu thun, als daß er sich auch noch mit der klugen und stolzen Mutter derselben hätte in Händel verstricken wollen. Vielleicht auch mochte ihm das, was er vom Treiben seiner Söhne mitansehen mußte, den bitteren Trost geben, dieselben würden ihn schon an dem treulosen Weibe rächen;

thum war es ja, welches, den Hexenwahn bis zur äußersten Spitze des Blödsinns entwickelnd, auf unzählige Mädchen und Frauen die ungeheuerliche Lästerung geschleudert hat, sie hätten sich den Umarmungen eines Bockes, des Teufelbockes, hingegeben. Man muß im Hexenhammer („Malleus maleficarum", 1487) gelesen haben, wie die hochwürdigen Verfasser desselben dieses Thema abhandeln, um zu wissen, bis zu welcher Tiefe der Infamie die Einbildungskraft von Christenpfaffen hinabsteigen konnte. Und solcher mittelalterlich-christlicher Unflat verpestet noch die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts. Denn in Priesterseminarien, auch in deutschen, sind von Jesuiten verfaßte Lehrbücher der „Moraltheologie" (z. B. das vom Pater J. P. Gury zusammengeplätzte „Compendium theologiae moralis", 1868) im Gebrauche, worin die geschlechtlichen Beziehungen und ehelichen Verhältnisse in schweinischer Weise erörtert und — wohlverstanden, zum Cölibat verdammten Jünglingen! — mit der Detailskenntniß raffinirtester Wüstlingschaft vordocirt werden. So ist die „Veredelung der Liebe" beschaffen, wie das Christenthum noch heute, nach nahezu neunzehnhundertjährigem Bestehen, sie betreibt.

und endlich darf nicht unbeachtet gelassen werden, daß die antike Welt unsere moderne Vorstellung, die Schuld der Frau beschimpfe nicht nur sie selber, sondern auch den von ihr betrogenen Mann, nicht gekannt hat.

2.

Septimius Severus starb zu York am 4. Februar des Jahres 211, das Imperium romanum seinen zwei Söhnen zu gemeinsamem Besitze hinterlassend. Der sonst so scharfverständige Mann hatte sich der Illusion hingegeben, dieser gemeinsame Besitz könnte eine Möglichkeit sein. Mit entsetzlicher Wucht fielen die Folgen dieser Täuschung auf die Kaiserin-Witwe Julia. Die beiden Kaiser Karakalla und Geta führten wieder einmal das uralte Trauerspiel „Die feindlichen Brüder“ auf, welches der jüdische Mythus schon unter den Mauern des Paradieses, die ägyptische Götterlegende vom Osiris und Typhon am Ufer des Nil und die hellenische Heldensage unter den Mauern der siebenthorigen Thebä in Scene gesetzt hatte. In jenem Palatium der Cäsaren zu Rom, in welchem nicht weniger vielfach an der Menschheit gefrevelt worden ist, als nachmals im Vatikan der römischen Päpste an derselben gefrevelt wurde, im Gemache der Kaiserin selbst hat der wilde Karakalla seinen Bruder und Mitkaiser meuchlerisch anfallen lassen und eigenhändig angefallen. Umsonst versuchte die verzweifelnde Mutter mit Brust und Armen den jüngeren Sohn zu decken. Das Blut des tödtlich getroffenen Geta überspritzte sie und sie selbst wurde an der Hand verwundet, vielleicht durch dasselbe Schwert, womit seinen Bruder erschlagen zu haben Karakalla sich rühmte, als er es, ein grauenhaftes Weihgeschenk, im Tempel des Serapis aufhing. Uebrigens war der Gemordete nicht besser gewesen als der Mörder, aber dieser war der Stärkere. Karakalla hat einen der gräu-

lichsten Höllenwitze gerissen und vielleicht den gräßlichsten aller Reime zuwegegebracht, als er seinem Befehl, den erschlagenen Bruder unter die Zahl der Götter zu versetzen, die Worte beifügte: „Sit divus, dum non sit vivus“ [1]).

Julia Domna ertrug es, zu leben. Der Ehrgeiz hielt sie aufrecht. Der einzige menschliche Zug in der Bestie Karakalla scheint eine gewisse Rücksichtsnahme zu Gunsten seiner Mutter gewesen zu sein. Sie besaß demzufolge während der Kaiserschaft des Scheusals einen bedeutenden Einfluß, konnte ihre Verwandten mit Reichthümern überschütten und machte in prunkvollem Stil die Honneurs im Palatium. Hier lebte bei ihr eine Schwester, Mäsa geheißen, welche zwei Töchter hatte, man weiß nicht von wem. Die ältere hieß Soämis [2]) und hatte einen Sohn, Bassianus genannt, die jüngere hieß Mammäa und hatte einen Sohn, Alexianus benamset. Von diesen beiden Damen sagte ihre Mutter aus, daß sie mit dem Antonius-Karakalla in Buhlschaft gelebt und ihre Söhne von demselben empfangen hätten. Die letztere Angabe konnte wahr sein, war aber doch zweifelhaft. Denn die beiden Schwestern hatten in jungen Jahren sehr vielseitig gelebt und geliebt. Insbesondere die Soämis, von welcher es hieß, sie habe bei Hofe allerlei Schandbares getrieben und geradezu wie eine Lustdirne sich aufgeführt („quum meretricis more vivens in aula omnia turpia exerceret“). Ihr Sohn Bassianus galt allerdings für einen Bastard Karakalla's, doch gaben ihm seine Mitschüler den Spottnamen Varius, um anzudeuten, daß man nicht wüßte, wer eigentlich sein Vater („quod vario semine de meretrice utpote conceptus videretur“). Der Junge hat nachmals seinem Schmutzursprung alle Ehre gemacht.

Zu Anfang des Jahres 217 befand sich die kaiserliche Familie in Syrien. Die Kaiserin-Mutter Julia hielt ihren

---

1) Deutsch etwa, freilich mit schlechtem Reim:
Sei er Gott,
Aber todt.

2) Semiamira beim Lamprid.

Hof zu Antiochia und hatte ihre Schwester Mäsa, ihre beiden Nichten und Großneffen bei sich. Karakalla war zu Edessa, einen Feldzug gegen die Parther rüstend. Dieser Kaiser hätte eigentlich in der gelobten Zeit des Militarismus, d. h. in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zu leben und zu herrschen verdient. Denn er war ein richtiger Soldatenkaiser und von den Truppen, welche unter ihm goldene Tage hatten, angebetet. Als oberste Regierungsmaxime diente ihm ein Wort, welches er von seinem Vater Sever überkommen zu haben behauptete, wahrscheinlich aber selbst erfunden hatte: — „Die Liebe der Armee gewinnen und sichern und die sämmtlichen übrigen Unterthanen für nichts achten.“ Ein moderner Cäsar, Napoleon der Dritte, hat dieses Thema in einer seiner Thronreden sinnreich dahin variirt, daß am angesehensten sei, wer die meisten Soldaten habe[1]). All ihr „Ideologen“ des achtzehnten Jahrhunderts, ihr großen Denker, Forscher, Dichter, ihr armen Humanitätsnarren, was würdet ihr dazu sagen, wenn ihr hörtet, daß hundert Jahre nach euch die höchste „Staatsraison“ Europa's glücklich wieder bei dem Regierungsprincip Karakalla's angelangt sei! Was ihr dazu sagen würdet? Wahrscheinlich, da zu hoffen, ihr wäret derweil gescheider geworden, nur das Lapidarwort des alten Logau:

„Die Welt ist rund und dreht sich 'rum,
Drum sind die Menschen schwindeldumm.“

An dem Bilde des kaiserlichen Brudermörders würde ein sehr wesentlicher Zug fehlen, wenn er nicht „fromm“ gewesen wäre. Er war es aber. Ja, er ist so zu sagen an seiner Frömmigkeit zu Grunde gegangen. Denn eine von ihm zum Tempel der Mondgöttin Astarte unweit Karrhä in Mesopotamien unternommene Wallfahrt gab eine schickliche Gelegenheit zu seiner Ermordung. In Beziehung auf

1) „L'influence d'une nation dépend du nombre des hommes qu'elle peut mettre sous les armes.“

ihren Ausgang hatten es die antiken Cäsaren nicht so gut wie ihre modernen Kollegen. Nur ausnahmeweise konnten jene so bequem in ihren Betten sterben wie diese. In der Regel mußten die antiken Despoten schließlich selber leiden, was sie zuvor andere hatten leiden lassen. Die Nemesis hatte damals noch nicht das Zipperlein, welches sie jetzo verhindert, ihren Geschäften nachzugehen.

Der Gardegeneral (praefectus praetorio) Opilius Makrinus beschloß, den Kaiser zu tödten, um nicht von ihm getödtet zu werden, — ein Dilemma, welches in der römischen Kaiserzeit nie von der Tages- und Nachtordnung verschwand. Der General bediente sich als seines Mordwerkzeugs des Hauptmanns Martialis, welcher nebenbei auch das Blut eines Bruders an Karakalla zu rächen hatte. Am 8. April 217 wurde auf seinem Wege zu dem erwähnten Astartetempel der Kaiser im freien Felde und in einer nichts weniger als ästhetischen Stellung, welche beim Herodian des näheren beschrieben ist, von dem genannten Centurio mittels eines Dolchstoßes in's Genick umgebracht.

3.

Makrin hatte Glück. Der Bravo, dessen er sich zur Beseitigung Karakalla's bedient hatte, wurde auf der Flucht von den germanischen Leibtrabanten des Ermordeten eingeholt und niedergemacht, bevor er plaudern konnte. Auf den General fiel kein Verdacht. Er führte eine gut gespielte Klagescene an der Leiche des Kaisers auf, um welchen die Soldaten aufrichtig, ja leidenschaftlich Leid trugen, weil derselbe „mehr ihr Kamerad und Tischgenosse als ihr Herrscher gewesen war“.

Das römische Reich ist damals bekanntlich die Verwirklichung des Militärstaatsideals gewesen. Der Soldat war alles und das Volk nur dazu da, den Soldaten zu

ernähren und sich von demselben brutalisiren zu lassen. Die Bewohnerschaft der Hauptstadt bestand bloß aus vornehmem und geringem Pöbel, aus Schwelgern und Schmarotzern. Der römische „populus“ war nur noch eine ungeheure Proletarierbande, welche auf Kosten der Provinzen mit Brot gefüttert und mit Spielen unterhalten wurde. Der römische „senatus“, vordem in der Blüthezeit der Republik die erlauchteste Versammlung der Welt, konnte von einem Elagabal mit Fug und Recht als eine Sklavenschar in Togen („mancipia togata“) bezeichnet werden. Er hatte in der römischen Militärtyrannis etwa die Stellung des pariser Parlaments unter Ludwig dem Vierzehnten, d. h. er hatte die Edikte des Despotismus zu registriren. Ueber den Thron verfügten die Soldaten, vorab die Garden, und sie waren es auch, welche im Jahre 217 den erledigten neu besetzten, indem sie den Mitpräfekten Makrins, den alten Adventus, zum Imperator und Augustus ausriefen. Allein der Gekürte weigerte sich, Alter und Bresthaftigkeit vorschützend, der gefährlichen Ehre und so triumphirte die Diplomatie des Makrinus, welcher die Mehrzahl der Generale und Obersten für sich zu gewinnen gewußt hatte. Auf Betreiben derselben wurde der Numidier, welchem seine Feinde nachsagten, daß er, von Geburt ein Sklave, früher das Gewerbe eines Gladiators getrieben hätte, durch das Heer, wiewohl nur widerwillig, mit dem kaiserlichen Purpur bekleidet und hierauf, wie selbstverständlich, vom römischen Senat und Volk jubelnd als Souverän begrüßt.

Die makrinische Herrlichkeit währte aber nicht lange. Der Mann war kein richtiger Soldatenkaiser und überhaupt mehr Civilist als Militär. Die Soldaten zweifelten sogar an seinem physischen Muth. Bald haßten sie ihn auch als Mörder ihres geliebten Karakalla, denn es war von dem wahren Zusammenhange dieser Mordgeschichte doch allmälig mehr und mehr ruchbar geworden. Hierzu kam, daß Makrin verständig genug war, um einzusehen, wie nothwendig und wünschbar eine Reform des verwilderten Heerwesens. Es verlautete auch von seinen Reformplänen

genug, um die Soldaten argwöhnisch und unwirsch zu machen, was für den Kaiser um so bedenklicher, als er nicht die Energie besaß, die in Syrien angehäufte Heeresmasse aufzulösen, in welcher die Erinnerungen an die schöne karakallische Soldatenzeit voll Wohlleben und Ungebundenheit den Geist der Meuterei so sehr großgezogen hatte, daß es nur einer Veranlassung zu offenem Losbruche bedurfte. Die Veranlassung kam bald und der Losbruch erfolgte ungesäumt.

Makrin hatte den todten Karakalla feierlich verbrennen lassen und die Urne mit der Asche desselben der Kaiserin-Mutter nach Antiochia gesandt. Ueberhaupt benahm er sich mit rücksichtsvoller Artigkeit gegen die greise Julia, wie ihm das seine Politik gebieten mußte. Sie jedoch vermochte es entweder nicht zu verwinden, ihre beiden Söhne in solcher Weise verloren zu haben, oder aber war es ihrem Stolze zu viel zugemuthet, jetzt, am Ende ihres Lebens, vom Rang einer Augusta noch in den privatlichen hinabzusteigen, und so starb sie bald und zwar, soweit die hier etwas unklaren Quellen eine bestimmte Angabe zulassen, des freiwilligen Hungertodes. Als sie dahin, ging ihrer Schwester Mäsa der Befehl zu, mit ihrer Familie den Kaiserpalast von Antiochia zu räumen und in ihre Heimat zurückzukehren. Doch durfte sie die kolossalen Reichthümer, welche sie und ihre Töchter seit zwanzig Jahren angehamstert hatten, mitnehmen. Mäsa begab sich demzufolge nach Emesa [1]), wo sie mit ihren Töchtern Soämis und Mammäa und ihren Enkeln, dem siebzehnjährigen Bassianus und dem dreizehnjährigen Alexianus, sich niederließ und ein großes Haus machte.

Die alte Dame war eine siebenfach filtrirte Ränklerin und hat sicherlich, als sie das kaiserliche Palatium räumen mußte, den Entschluß einer Rückkehr in dasselbe erwogen und gefaßt. Keineswegs gewillt, ihrer Schwester freiwillig

1) In Syrien, arabisch Hems oder Hims, das syrische Schilda oder Krähwinkel oder Schöppenstädt. Der arabische Dichter Hariri hat es zum Schauplatz einer seiner genialsten Makamendichtungen gemacht („Der Schulmeister von Hims“).

nachzusterben, sagte sie sich, daß sie in ihren alten Tagen wohl noch die Freude erleben könnte, die Großmama des Herrn der Welt zu sein, und diese Möglichkeit einmal in's Auge gefaßt, arbeitete sie mit folgerichtiger Schlauheit darauf hin, das als möglich Erkannte wirklich zu machen. Die große Intrike wurde gegrundfestet dadurch, daß Mäsa und ihre Helfershelfer und Handlangerinnen das schon vorher umgegangene Gerüchtsgeflüster, ihre beiden Töchter seien die Maitressen Karakalla's gewesen und namentlich der Sohn der Soämis unzweifelhaft eine Frucht dieser Buhlschaft, nach Kräften verstärkten und anschwellen ließen, — eine Machenschaft, welche auf die fanatische Anhänglichkeit der Soldaten an Karakalla berechnet war. Sodann handelte es sich darum, den jungen Bassianus auf ein Postament zu stellen, auf welchem er sichtbar werden und die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich ziehen könnte.

Hierzu bot gerade Emesa eine vortreffliche Gelegenheit. Es befand sich nämlich am Orte einer der größten und besuchtesten Tempel des Bal, des großen mit der Sonne identificirten Schöpfer- und Zeugungsgottes der semitischen Völker. In dem von goldenen und silbernen Weihgeschenken starrenden, mit prächtigen Geweben und kostbarem Juwelenschmuck verzierten Heiligthum wurde als Idol des Gottes ein großer schwarzer Stein in Phallusform verehrt, angeblich vom Himmel gefallen, wie man das auch anderwärts diesen Phallussteinen nachsagte, welche überall Hauptsymbole des Balkultus gewesen sind. Denn der große Zeuger-Gott wurde folgerichtig im Bilde des Phallus angebetet. Mäsa ersah sich den Sonnentempel ihres Wohnorts zum Ausstellungslokal, so zu sagen zum Schaufenster für ihren Enkel. Ihr Ansehen und ihr Geld brachten es leicht zuwege, daß Bassianus zum Oberpriester des Bal geweiht wurde, und ihre Agenten versäumten auch nicht, die Soldaten des römischen Armeekorps, welches in der Nähe der Stadt im Standlager stand, leise darauf aufmerksam zu machen, daß es sich wohl der Mühe lohnte, mitanzusehen, wie der schöne junge Oberpriester, welcher

seinem kaiserlichen Vater wie aus dem Gesichte geschnitten wäre, seine priesterlichen Pflichten verrichtete.

Die in Scharen zum Balheiligthum strömenden Soldaten fanden bald, daß es sich allerdings der Mühe lohnte. Wenn der schöne Junge — der ernste Herodian nennt ihn geradezu den „schönsten Jüngling seiner Zeit“ — im langen purpurnen Untergewand und goldstoffenen Ueberwurf, auf den fliegenden Locken einen Kranz von aus Gold und Edelgestein geformten Blumen, beim Klange der Flöten, Cymbeln und Pauken im ekstatischen Opfertanze um den Altar sich schwang, da glaubten die römischen Kriegsleute durch die wirbelnden Weihrauchswolken hindurch den heiteren Gott Bakchus zu erblicken und öffneten nur um so begieriger ihre Ohren den Einflüsterungen der unter sie gemischten Sklaven und Eunuchen Mäsa's, daß sie den Sohn ihres geliebten Karakalla vor sich hätten, und nicht minder willig öffneten sie ihre Hände den Goldstücken und Silberlingen, mittels welcher die Agenten des alten Schlauweibes die angebliche Aehnlichkeit Bassians mit Karakalla immer glaubhafter zu machen wußten.

Der Junge, welcher übrigens ein nach der Weise seines Heimatlandes frühreifer Junge war, ließ seine Großmutter gewähren. Er hatte zu dieser Zeit nur Sinn oder schien wenigstens nur Sinn zu haben für seine priesterlichen Verrichtungen. Der Dienst seines Gottes, welchen Griechen und Römer mit einer aus Griechisch und Semitisch übel zusammengekuppelten Tautologie Heliogabal benamseten, wurde von ihm so recht con amore betrieben. Er glaubte auch später an Bal, war überzeugt, daß dieser Gott ihn zum Herrn des römischen Reiches gemacht hätte, und bewies demselben in jeder Weise seine Dankbarkeit. Unter anderem auch dadurch, daß er den Namen des Gottes zu seinem eigenen erkor und sich demzufolge Elagabal oder Heliogabal nannte[1]).

1) Ela ist identisch mit dem hebräischen El, Eljon, Elohim und dem arabischen Elah, Ausdruck des semitischen Gottesbegriffs. Gabal bedeutet formen, schaffen, zeugen. Elagabal ist demnach der formende,

Die Intrike der ehrsüchtigen Großmama hatte raschen und vollständigen Erfolg, wie denn das mit Schlauheit zu Faden geschlagene und mit skrupelloser Energie fertig genähte Böse bekanntlich immer Erfolg hat. Eine alte Vettel machte einen syrischen Bankert zum Imperator und Augustus, damit die Welt das erbauliche Schauspiel erlebte, wie der Wahnwitz eines aus Allmachtbewußtsein und Genußraserei tollgewordenen Knaben auf dem Throne des römischen Imperium sich ausnähme. Eines schönen Tages oder vielmehr einer schönen Nacht holten die bei Emesa stehenden Truppen die Mäsa sammt ihrer ganzen Sippschaft ins Lager, begrüßten den Bassianus oder Elagabal als den Sohn Karakalla's mit dem Namen Antoninus und warfen ihm den kaiserlichen Purpurmantel um die Schultern. Andere nah und fern stationirte römische Brigaden und Divisionen stimmten, als sie hörten, daß Domina Mäsa über ganze Haufen Goldes zu verfügen hätte, dieser Kaiserwahl bei. Makrinus ließ die Gefahr großwachsen, in Antiochia seine Zeit vertrödelnd. Rechtzeitiges und nachdrucksames Eingreifen hätte wohl den ganzen Schwindel zerblasen, denn noch hielten die Prätorianer, erbos't, daß Linientruppen das Garde-Privilegium der Kaisermacherei anmaßlich ausgeübt hätten, an Makrinus fest. Allein dieser erwies sich, nachdem er endlich den ganzen Ernst der Lage erkannt hatte, nicht als der Mann, dieselbe zu bewältigen. Kopflos und feige, gab er das begonnene Waffenspiel vorzeitig verloren, während der weichlich-üppige Junge von Balpriester in der Entscheidungsschlacht vorübergehend zum herzhaften Streiter wurde. Den Ausschlag that, daß einer der Eunuchen Mäsa's, Gannys geheißen, mit einmal den strategischen Blick und das taktische Talent eines richtigen Generals entwickelte. Unmänner von Verschnittenen haben ja überhaupt die Schicksale Roms zur Kaiserzeit gar häufig bestimmt.

schaffende, zeugende Gott. Da aber Gabal oder Gebal in den semitischen Sprachen auch Berg bedeutet, so kann man Elagabal auch mit „Berggott" verdeutschen und Bal verdiente bekanntlich so zu heißen, da er vorzugsweise auf Höhen verehrt wurde.

Binnen zwanzig Tagen war die ganze Krisis vorüber. Makrin wurde auf der Flucht eingeholt und sammt seinem Sohne Diaduminianus umgebracht. Der Sieger Elagabal zeigte in einem Schreiben, worin er sich Markus Aurelius Antoninus, den Sohn des Antonin-Karakalla und den Enkel des Sever nannte, dem römischen Senat an, daß dieser seine Kaiserschaft zu registriren habe, was natürlich die „Sklaven in Togen“ zu thun sich beeilten. In seiner vortrefflich stilisirten Zuschrift waren alle die schönen Phrasen ausgekramt, womit in alter und neuer Zeit neugebackene Herrscher staatzumachen pflegten und pflegen. In unseren modernen Tagen haben insbesondere Kronprinzen die Verpflichtung, den „Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen zu pflastern“. Sie setzen eine liberal schmachtende Miene oder Maske auf, sprechen im konstitutionellsten Jargon und erscheinen nie im Publikum ohne ihren patriotisch dressirten und parlamentarisch frisirten Pudel von Hofdemagogen, — eine Menschenviehrasse, welche zu züchten erst die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts so glücklich gewesen ist.

4.

Großmama Mäsa hätte sich gern möglichst rasch in den altgewohnten Gemächern im Palatium auf dem Palatinus wiederum einlogirt. Sie trieb daher den neuen Imperator Urbis et Orbis an, nach der Siebenhügelstadt am gelben Tiber aufzubrechen; allein der Kaiserenkel eilte mit Weile, brach zwar aus Syrien auf, hielt aber in Nikomedia wieder an und vergottesdienstelte den ganzen Winter daselbst, indem er mit allem ersinnlichen Pomp den Kult seines heimischen Gottes betrieb. Er erschien dabei als Oberpriester in langen, wallenden purpurseidenen Gewändern, goldene Spangen an den Armen, eine Goldkette um den Hals, auf dem Kopf eine hohe, von Edelsteinen

funkelnde Goldtiare, die Wangen weiß und roth geschminkt, die Augenbrauen schwarz gefärbt. In diesem Aufzuge, welcher römischen Augen schlechterdings als verabscheuungswerth barbarisch erscheinen mußte, ließ er sich in Lebensgröße malen und schickte das Bild nach Rom mit dem Befehle, dasselbe in der Senatshalle über der Statue der Siegesgöttin aufzuhängen. Jeder Senator sollte beim Eintreten dem „neuen Gott Elagabal“ Weihrauchsopfer darbringen. Vergeblich schüttelte die alte welterfahrene Mäsa zu alledem bedenklich den Kopf. Der Herr Enkel fragte schon keinen Pfifferling mehr nach ihr. Ein Herr der Welt, ein Cäsar, ein Augustus, ein Gott an das Schürzenband einer kopfschüttelnden Großmutter geknüpft? Lächerlich! Die gute Großmama aber mochte denken: Gut, daß ich für alle Fälle einen zweiten Enkel in petto habe, einen zweiten Kaiserspröß, dieweil ja mein lieber Neffe Karakalla auch meiner „Vollbusigen“, meiner Mammäa, zu nahe gekommen sein soll.

Die Römer, d. h. die tausende vornehmer Lakaien und die hunderttausende gemeiner Schmarotzer, woraus die Bevölkerung der Reichshauptstadt zusammengesetzt war, ließen sich ihren neuen Balspfaffen-Kaiser, als er endlich in ihrer Mitte zu erscheinen geruhte, unweigerlich gefallen. Er gab ja dem „römischen Volke“ die bei Regierungsantritten üblichen Spenden, sehr reichlich sogar, und erfreute den hohen und niedrigen Pöbel mit prachtvoll ausgestatteten Spektakeln aller Art. Ein vortrefflicher Princeps und Imperator demnach, welchem ein durch ihn also vergnügtes Volk hinwieder auch sein Vergnügen lassen mußte.

In erster Linie sein religiöses Vergnügen, wobei ja auch für die guten Unterthanen Augen- und Ohren- und Gaumenschmäuse aller Art, Processionen, Wagenrennen in der Arena, Gladiatorenschlächtereien im Cirkus, Seegefechtespiele in der Naumachie mitabfielen. Der Kaiser konnte ohne seinen geliebten Bal nicht leben. Er brachte das phallische Idol desselben aus Emesa mit nach Rom und erbaute ihm zur Seite des Palatiums auf dem Palatinus

einen prachtvollen Tempel, wo er seines Priesteramtes tagtäglich mit kolossaler Pompentfaltung waltete und die Großen des Reiches, angethan mit Linnenkleidern nach phönikischem Schnitt, die Leviten und Ministranten machen mußten. Hierbei kam auch die molochistische Seite des Balkultus nicht zu kurz; denn unter anderen Darbringungen brachte der Kaiserpfaffe seinem Gott auch Menschenopfer dar, die schönsten Knaben, welche man in ganz Italien auffinden konnte. Es wurde dabei darauf gesehen, daß diese zu Opfern bestimmten Knaben aus guten Familien waren und noch Väter und Mütter besaßen, damit der Schmerz ihrer Hinterlassenen die Opfer dem Gotte um so angenehmer machte. Einen zweiten Tempel erhielt dieser in einer Vorstadt und der kaiserliche Oberpriester überführte dorthin das Idol in feierlichem Aufzug. Der schwarze Phallusstein stand auf einem goldenen, von Juwelen funkelnden und von einem milchweißen Sechsgespanne gezogenen Wagen. Die ganze Straße war mit Goldstaub bestreut. Vor dem Wagen her lief, rückwärts gehend, der Kaiser, die Augen unverwandt auf den Gott geheftet, welchem der Senat, die Ritterschaft und die Garde das Geleite gaben, während nebenher das Volk wogte, Fackeln schwingend und Blumen werfend.

Allein inmitten all dieser ausgesuchten und kostbaren Huldigungen langweilte sich der arme Bal. Sein imperatorischer Oberpriester kam daher auf den sinnreichen Einfall, dem Gotte durch eine Heirat die Langeweile zu vertreiben, und ersah demselben zunächst die Pallas zur Gemahlin. Das Bild der jungfräulichen Göttin, welches der Sage nach Aeneas mit aus Troja gebracht hatte, wurde demzufolge mit Gewalt aus dem Heiligthum der Vesta geholt und in den Balstempel gebracht. Aber der üppige syrische Gott fand keinen Geschmack an der ernsten hellenischen Göttin, worauf Elagabal die übel zusammengefügte Ehe wieder trennte und als eine passendere Lebensgefährtin für seinen Sonnengott die phönikische Mondgöttin Astarte sammt ihren Tempelschätzen aus Karthago — (die Karthager mußten

7*

ihre entführte Göttin auch noch mit einer „Mitgift“ ausstatten) — herüberholen ließ. Nach ihrer Ankunft geruhte der Kaiser zu befehlen, daß ganz Rom und Italien fröhlich sein sollten, „sintemalen Götter Hochzeit machten“.

War der Gott verheiratet, so mußte es auch der Vicegott und Oberpriester sein. Elagabal vermählte sich demzufolge zuerst mit einer Jungfrau aus dem erlauchten Geschlechte der Kornelier. Er gab dieser seiner Gemahlin den Titel Sebaste (Majestät), verstieß sie aber bald wieder wegen eines Muttermals an ihrem Leibe, wie es hieß. Wie in der christlichen Gesellschaft für die blasirte Wüstlingsschaft Nonnen Anziehungskraft haben, so richtete sich in der römischen das krankhafte Gelüste auf die Vestalinnen. Die Vestapriesterin Aquileja Severa wurde dem Heiligthum der Göttin gewaltsam entrissen und ins kaiserliche Brautbett gezwungen. Diese Tempelschändung und Blasphemie scheint doch in Rom etwelches Murren erregt zu haben, denn der Kaiser fand für gut, seine Frevelthat in einem Schreiben an den Senat zu entschuldigen, worin er sagte: „Mir ist eben auch etwas Menschliches begegnet und ich kann nichts dafür, daß ich mich in das Mädchen leidenschaftlich verliebte. Uebrigens ist ja die Ehe eines Priesters und einer Priesterin ganz in der Ordnung.“ Das leidenschaftliche Verliebtsein währte aber nicht lange. Elagabal schickte die Ex-Vestalin wieder weg und heiratete eine vornehme Dame, Annia Faustina geheißen. Weitere Namen von Gemahlinnen des Kaisers werden nicht genannt, wohl aber der Name von Gemahlen.

Elagabals Ehen nämlich waren zumeist nicht im Himmel, sondern in Sodom geschlossen. Aber die Römer konnten auch hierzu sagen: „Alles schon dagewesen“. Hatte ja der „göttliche“ Nero zweimal mit aller Oeffentlichkeit sodomitisch sich verheiratet. Einem „Exoletus“ Namens Pythagoras hatte er sich als Weib antrauen lassen[1]). Später dann

1) „Dem Kaiser wurde das Haupt mit dem feuerfarbenen Brautschleier (flammeum) verhüllt, man sah Priester, Mitgift, Brautbett und Hochzeitfackeln; kurz, alles wurde so recht zur Schau gestellt,

hatte er den armen schönen und grausam verstümmelten Knaben Sporus, dessen Züge ihn an die der geliebten, aber doch gemordeten Poppäa erinnerten, zur Frau genommen [1]). Elagabal eiferte diesem erlauchten Vorbild und Vorgänger nach, indem er für sich zuerst einen gewissen Hierokles, dann mit noch größerer Feierlichkeit einen Kerl Namens Zotikus zum Gemahl erwählte. Der letztere hielt den wahnwitzigen Jungen ordentlich unter dem Pantoffel und wurde von den höchsten Reichswürdenträgern so behandelt, als „wäre er wirklich der Mann seines Gebieters" [2]). Auch Nero's komödiantische Neigungen fanden sich bei dem kaiserlichen Balspriester wieder. Es genügte ihm nicht, als solcher zu komödiren, er agirte auch als Mime. Im kaiserlichen Palaste wurde ein Ballet, „Paris und Venus" betitelt, aufgeführt, in welchem der Kaiser die Venus agirte und zwar dergestalt, daß er aus seiner Rolle den schauderhaftesten Unzuchtgräuel machte, welcher jemals in diesen mit allem Schandbaren und Ruchlosen besudelten Mauern geschehen ist [3]).

5.

Die erste Herrscherthat, welche Elagabal nach seiner Ankunft in Rom vollbrachte, war der Befehl an den Senat, Unerhörtes zu beschließen, nämlich einem Weibe, der Kaiserin-Mutter Soämis, Sitz und Stimme in den Senatsversammlungen zu verleihen. So erschien denn neben den

was selbst bei der Vermählung mit einem Weibe die Nacht verhüllt." Tacitus, Annal. XV, 37.

1) „Puerum Sporum exsectis testibus etiam in muliebrem naturam configurare conatus." Sueton, Nero 28.

2) „Zoticus sub eo tantum valuit, ut ab omnibus officiorum principibus sic haberetur quasi domini maritus esset." Lamprid, Heliogab. 10.

3) Derselbe, 5.

„Klarissimi", wie die Senatoren betitelt waren, jetzt zum erstenmal eine Klarissima in der Kurie, ein knäbisch muthwilliger Hohn und Spott auf alle Traditionen des Römerthums. In demselben Stile regierte der Kaiser dann weiter. Der Weg zu den höchsten Staatsämtern führte über Sodom. Denselben einschlagend wurden Tänzer, Maulthiertreiber, Kutscher und Barbiere Gardegenerale und Minister [1]).

Das widernatürliche Laster, überhaupt die Pestbeule der antiken Gesellschaft, war unter Elagabal so zu sagen zur höchsten Staatsraison erhoben. Diese Pestbeule hat übrigens auch in der modernen Welt allzeit und überall sich gezeigt, wo und wann der Despotismus seinen Höhegrad erreichte. Am Hofe Ludwigs des Vierzehnten z. B. grassirte, wie uns die Briefe der ehrlichen und mit der Sprache geradeherausgehenden Elisabeth Charlotte d'Orleans bezeugen, die Mode, daß Herren „die Damen agirten". So drückt es die gute Pfälzerin aus und sie versichert, daß auch die Jugend des nachmals so berühmt gewordenen Prinzen Eugen von Savoyen durch diesen Gräuel befleckt gewesen sei. Uebrigens sorgt ja schon der kirchliche Cölibat auskömmlich dafür, daß diese Pest nicht aufhöre, und wer etwas gegen das heilige Institut einwenden wollte, „der sei verflucht!"

Man könnte glauben, Elagabal wäre von einer dämonischen Begierde und Absicht getrieben worden, zu versuchen, wie weit wohl die menschliche Geduld reichte, was alles die Niedertracht der Menschen sich bieten und anthun ließe. Allein dies annehmen, hieße dem afterwitzigen Jungen zu viel Ehre erweisen. Es war keine Methode, kein pessimistisches System in dieser Narrheit, wie die Welt sie zum zweitenmal nicht gesehen hat. Alles, was die Verirrung der menschlichen Phantasie jemals ausgetiftelt hat, kindisch-rasende Vergeudung, schweinisch im Kothe sich wälzende Liederlichkeit, Kolossales und Albernes zu einem scheusäligen Mischmasch zusammenmantschende Launenhaftigkeit, das alles

1) „Commendati enormitate membrorum." Lamprid, 12.

war in diesem tollgewordenen syrischen Buben verkörpert. Elagabal war geradezu ein Unikum. Er hätte von rechtswegen in Spiritus aufbewahrt und der Nachwelt als das seltenste Naturspiel moralischer Mißgestaltung überliefert werden sollen, als die ungeheuerlichste geistige Mißgeburt.

Elagabals Tage und Nächte waren eine ununterbrochene Aneinanderreihung von Narretheien, Schamlosigkeiten und Grausamkeiten. Er zuerst trug in Rom ganze Anzüge von reiner Seide, welcher Stoff damals noch so kostbar, daß er buchstäblich mit Gold aufgewogen wurde. Ein Pfund Seide kostete ein Pfund Gold. Die kaiserliche Tafel durfte nie weniger als 100,000 Sesterzen kosten. Wie vordem Kaligula, so machte auch Elagabal aus dem kaiserlichen Palatium ein Bordell. Er badete in Rosenessenz und in den kostbarsten Weinen. Die Erfindung einer neuen Brühe war eine wichtige Staatsangelegenheit. Selbst zu den niedrigsten animalischen Verrichtungen bediente sich der tolle Prasser nur goldener und murrhinischer Gefässe. Für Monstrositäten der Unzucht setzte er Prämien aus. Heute wandelte ihn die Laune an, zehntausend Ratten oder zehntausend Marder oder zehntausend Katzen auf einem Haufen sehen zu wollen, morgen befahl er, ihm tausend Pfund Spinnengewebe zu bringen. Inmitten raffinirtester Schwelgereien und Genüsse vor Begierde verschmachtend und nach Zerstreuung lechzend, ließ er lebenden Hähnen die Kämme ausreißen, lebenden Nachtigallen die Zungen ausschneiden, lebenden Pfauen und Krammetsvögeln das Gehirn auspressen, lebenden Papageien und Fasanen die Köpfe abdrehen. Vor seine goldenen Wagen spannte er Hunde, Hirsche, Kameele, Tiger, Löwen, Elephanten oder zur Abwechselung vier schöne nackte Mädchen, während er selber nackt kutschirte. Seinen Parasiten machte er kostbare Vasen zum Geschenk, angefüllt mit Kröten, Skorpionen oder Schlangen. In seinen bübischen Späßen regte sich überall der Kitzel der Grausamkeit. Seine zu Tische geladenen Schmarotzer und Speichellecker hielt er so lange hin, bis sie recht hungrig geworden, und dann ließ er ihnen

köstliche Gerichte vorsetzen, welche aus Wachs oder Alabaster täuschend nachgebildet waren. Betrunken gemachte Gäste ließ er nach ausgeschlafenem Rausche in einem versperrten Gemache zu ihrem Todesschrecken mitten unter Bären, Löwen und Tigern erwachen, welchen die Zähne ausgebrochen waren. Mitunter, wenn seine Tischgenossen recht munter waren, schlich sich der Wirth davon. Dann schob sich plötzlich die Decke des Speisesals auseinander, ein nicht enden wollender Wolkenbruch von Rosen, Violen und Lilien fiel aus der Oeffnung herab und erstickte die eingeschlossenen Schmausenden unter seiner duftenden Wucht[1]).

Und während dieses Narrenspiel des Cäsarismus im oberirdischen Rom tobte und tollte und der orientalische Sensualismus die ganze Wuth seiner Willkür in der elagabalischen Orgie ausließ, bereitete und rüstete im unterirdischen Rom, in den Katakomben, wo die „Christianer" ihrem gekreuzigten Schmerzensgotte düstere Hymnen sangen, der orientalische Spiritualismus sich zu seinem Vernichtungsstoß auf die von innen heraus verfaulte antike Welt.

6.

In diesem Tollrausch balspfäffisch-kaiserlicher Lebensführung, welche die ganze Ordnung der Natur umzukehren, zu verkehren, zu verhunzen und zu verschänden trachtete, zuckte zuweilen wie ein stechender Schmerz der Gedanke auf: Was wird das Ende sein?

Ein syrischer Bettelprophet soll dem verrückten Jungen von Kaiser prophezeit haben, sein Tod würde ein gewaltsamer sein. Eine wohlfeile Prophezeihung; denn wo und wie hätte der Heliogabalismus anders enden können und sollen als in einer Blutlache? Der wahnwitzige Kaiserbube fühlte

1) Lamprid, 19—32.

in lichten Momenten das selber sehr wohl und er hat sich sogar in seiner Weise darauf vorbereitet. Er ließ sich Stricke von Seide, Purpur und Scharlach drehen, um sich damit, so der bittere Augenblick gekommen wäre, zu erwürgen. Er hielt auch goldene Degen und Dolche bereit. In Dosen von Perlen, Smaragden und Amethysten verwahrte er schnellwirkende Gifte. Zuletzt ließ er einen hohen Thurm erbauen und den Boden am Fuße desselben mit Gold und Edelsteinen pflastern. Da wollte er sich im Nothfalle herabstürzen: auch sein Tod sollte kostbar und prächtig sein. Es kam aber anders: Elagabals Tod war nichts weniger als prächtig, obzwar seines Lebens durchaus würdig.

Die alte Mäsa hatte schon lange erkannt, daß ihres älteren Enkels sinnloses Rasen mit einer Katastrophe endigen müßte. Sie suchte sich daher bei Zeiten so einzurichten, daß sie nicht mitbetroffen würde. Ihre jüngere Tochter ging auf die Absichten und Veranstaltungen der Mutter ein, während die schandbare Soämis („probrosissima mulier") die Tollheiten ihres Sohnes gedankenlos gewähren ließ und mitmachte. Mäsa fädelte die Sache recht schlau ein. Sie wiederholte ihrem kaiserlichen Enkel fortwährend, wie es schade sei, daß die Regierungssorgen und weltlichen Geschäfte seine Zeit so sehr, zu sehr in Anspruch nähmen und er demnach für seine geistlichen Obliegenheiten, seine priesterlichen Verrichtungen, Opferungen, Feste und bakchischen Pompe nicht Stunden und Tage genug übrig hätte. Er sollte sich daher für seine profanen Geschäfte einen Gehilfen zulegen und wer anders könnte das sein als sein Vetter Alexianus? Elagabal ging auf die großmütterliche Leimruthe, adoptirte seinen Vetter, erklärte ihn zum Cäsar und Mitkonsul und ließ das betreffende Dekret vom Senat registriren. Als Gegengefälligkeit verlangte er, daß Alexianus seine Tollheiten, Bübereien und Ausschweifungen mitmachte; allein Mammäa verhinderte das und sorgte sehr umsichtig dafür, daß ihr Sohn geistig und körperlich für seinen künftigen Herrscherberuf tüchtig vorgeschult wurde. Neben-

bei mußte der junge Cäsar seinen Namen Alexianus mit dem Namen Alexander vertauschen, weil, wie man die Gardesoldaten wissen zu lassen Sorge trug, der Vater des Prinzen, der unvergessliche Karakalla, diesen Namen als den des makedonischen Heros vor allen hochgehalten habe. Endlich wurde zu Gunsten des Prätendenten auch das Mittel in Anwendung gebracht, worauf, wie Herodian sich ausdrückt, „die Soldaten am meisten sehen" oder welches „auf sie am kräftigsten wirkt", d. h. Geld. Mammäa spendete dasselbe unter der Hand reichlich zur Vertheilung an die Truppen.

Die Bevorzugung, welche Alexander vonseiten der Prätorianer erfuhr, wurde bald so auffallend, daß sich Elagabal in nüchternen Augenblicken sagen mußte, sein Vetter-Mitregent oder die hinter demselben Stehenden paßten nur eine günstige Gelegenheit ab, ihn selber beiseite zu stellen, was im Sprachgebrauch der römischen Kaiserzeit mit umbringen gleichbedeutend war. Er versuchte daher das Präveniresspiel zu spielen, war aber ein allzu jämmerlicher Spieler, um gewinnen zu können. Der elagabalische Wahnwitz hatte sich zu dieser Zeit schon zu völligem Blödsinn verwässert. Aus dem Narren war ein Trottel geworden. Sonst hätte Elagabal nicht ganz offen und öffentlich von den Anschlägen gesprochen, welche er gegen seine Tante Mammäa und ihren Sohn in Ausführung bringen wollte. Es war leicht, diese Anschläge zu vereiteln, und nun ermannte sich der Kaiser — wie es scheint, auf Antreiben vonseiten seines Buhlers Hierokles — zu einem gewaltsamen Versuch. Er entsetzte seinen Vetter der cäsarischen Würde. Die Garden murrten, ließen sich aber für den Augenblick noch beschwichtigen und begnügten sich, ihren General zu beauftragen, für die Sicherheit des jungen Alexanders zu sorgen.

Das Gesindel, welches den Palast erfüllte, Verschnittene und Pfaffen, Lustknaben und Freudenmädchen, Tänzer, Cirkuskutscher und Barbiere, fand sich aber mißbehaglich und traute dem Frieden nicht. Alexander sollte daher be-

seitigt werden. Man drängte den Kaiser, den Wurf zu wagen und zunächst die Stimmung der Truppen einer gefährlichen Probe zu unterstellen, indem man das Gerücht ausgehen ließe, der Prinz läge im Sterben. Nähmen die Soldaten das geduldig hin, so könnte man ja das Gerücht zur Wahrheit machen.

Aber die ungeschickte Probe schlug fehl. Die Prätorianer barsten draußen in ihrem Barackenlager in Wuth aus, sowie das erwähnte Gerücht zu ihnen gedrungen war. Sie weigerten sich, die zur Ablösung der Palastwache bestimmte Kohorte in die Stadt zu schicken, was soviel bedeutete, wie wenn die türkischen Janitscharen ihre Fleischkessel auf dem Et Meidan umstürzten. Beides war eine Erklärung des Aufruhrzustandes. Hierauf schlossen die Garden die Lagerthore und erklärten, auf keine Verhandlung sich einlassen zu wollen, bevor sie den Cäsar Alexander in ihrer Mitte sähen.

Darob fiel der balspfäffische Jämmerling in Angstschweiß. Er ließ eilends seinen Vetter holen, nahm denselben in seinen kaiserlichen Palankin, welchem die Sänfte der Kaiserin-Mutter Soämis folgte, und begab sich mit Pomp und Pracht in das prätorianische Lager. Die Thore desselben öffneten sich dem kaiserlichen Zuge, aber nicht der Kaiser, sondern nur der Cäsar wurde von den Soldaten mit jubelndem Vivat begrüßt. Einer sehr unzeitigen Zornwallung nachgebend, befahl Elagabal die Hauptschreier zu greifen und als Meuterer zu bestrafen. Das hieß den Leitstrick einer geladenen Mine anzünden. Die ganze Garde erhob sich für die verhafteten Kameraden und die Meuterei brach mörderisch los. Der Kretin von Kaiserbube wurde in den Lagerlatrinen, wo er ein Versteck gesucht, aufgefunden und umgebracht, ebenso die Kaiserin-Mutter, ebenso das ganze Gesindel von Gefolge. Die Leichname Elagabals und seiner Mutter wurden von den wüthenden Soldaten unter gräulich-wüsten Spässen durch die Straßen der Stadt geschleift und dann in eine Kloake geworfen. So geschehen am 11. März des Jahres 222.

Alexander, nach seinem angeblichen oder wirklichen Großvater Severus genannt, wurde Kaiser, einer der besten, welche Rom gehabt hat. Nur war er allzu nachgiebig gegen seine herrsch- und habsüchtige Mutter Mammäa. Aber alle seine Tüchtigkeit konnte ihn doch nicht davor bewahren, sterben zu müssen, wie sein verrückter Vetter oder Bruder gestorben war. Alexander Severus wurde am 19. März 235 durch meuterische Soldaten in einem Dorf am Rhein (Bretzenheim?) erschlagen.

Der Thor und der Weise, der Feigling und der Tapfere, der Bösewicht und der Tugendmann hatten also ganz das gleiche Schicksal. Das ist der Witz der Weltgeschichte!

Hypatia.

. . . . Das Gemeine nur
Stößt sich den Fuß nicht wund auf seinen Wegen
Und wird nicht aufgehalten. Welt und Zeit,
Euer Schoßkind ist die Mittelmäßigkeit!

Otto Ludwig.

1.

Die Sophisten der „Umkehr“ brauchten uns nicht erst so feierlich-ausdrücklich zu versichern, wie sie thaten, — wir wußten ja lange schon aus allen heidnischen, jüdischen, christlichen und islamischen Kirchengeschichten, daß Ausschließlichkeit, Unduldsamkeit und Verfolgungseifer Hauptmerkmale aller Religionen sind, sowie der Religion an und für sich. Das ist nicht etwa im Sinne des Vorwurfs oder der Bemakelung ausgesprochen. Die arme Religion kann nichts dafür: so wenig der Löwe etwas dafür kann, daß er auf Raub ausgehen und bei Befriedigung dieses seines Naturtriebes Blut vergießen muß. Es folgt auch die Religion nur ihrer Natur, wenn sie verfolgt.

Religion ist das Tasten aus dem Zeitlichen heraus und in das Ewige hinein, ein Pfadsuchen vom Endlichen zum Unendlichen, ein Brückenschlagen vom Sinnlichen ins Uebersinnliche. Geht man — ich spreche selbstverständlich hier nur von Menschen und für Menschen, welche das Zeug und den Muth haben, folgerichtig zu denken — geht

man diesem eiteln Mühen und Ringen bis zu seiner letzten Wurzelfaser nach, so findet man, daß dieselbe heißt: Angst vor dem Aufhörenmüssen, Horror Vacui, Todesfurcht. Der Mensch will über die seinem Dasein gesetzten Gränzen hinaus fortexistiren: der Glückliche, um seines diesseits genossenen Behagens auch im Jenseits irgendwo weiter zu genießen; der Unglückliche, um „drüben" all das Glück zu finden, um welches er „hüben" geprellt war; der Idealgläubige, um endlich doch in die „heitern Regionen" zu gelangen, wo die „reinen Formen wohnen", die Urbilder des Wahren, Guten und Schönen. Nur ganze Männer — von Frauen kann hierbei überhaupt nicht die Rede sein — nur „Nummer-Eins-Männer", welche es nach des Lukretius schönem Ausdrucke soweit gebracht haben, gleichmüthig auf alles blicken zu können („pacata posse omnia mente tueri") vermögen dem Gedanken der Vernichtung des „Ich" und „Selbst" ins unerbittliche Antlitz zu sehen und, wann die letzte Stunde gekommen, stoisch-resignirt zu sagen wie Manfred: „Earth, take these atoms!" Die übrigen Millionen und hunderte von Millionen sie wünschen alle, ihr „Seelenheil" zu retten, d. h. über Tod und Grab hinaus fortzuleben, und da es Menschenart, zu glauben und zu hoffen, was man wünscht, so glauben und hoffen sie, daß ihr liebes Ich „unsterblich" und bestimmt sei, nach ihrem leiblichen Tode in eine höhere Klasse der ewigen Vervollkommnungsschule versetzt zu werden oder, wie die Frommen im landläufigen Sinne es ausdrücken, „Gott zu schauen".

Und die Frommen haben recht. Denn thatsächlich fällt die Vorstellung einer persönlichen Unsterblichkeit untrennbar mit der Vorstellung eines persönlichen Gottes zusammen und diese identische Vorstellung macht das aus, was wir „Religion" nennen. Man kann also die Religion mit Fug und Recht eine Assekuranzanstalt für das Seelenheil heißen, eine Unsterblichkeitsversicherungsgesellschaft. Assekuranzanstalten setzen aber die Solidarität der Interessen ihrer Theilnehmer voraus und ihr Gedeihen beruht auf

einer möglichst zahlreichen Betheiligung. Je größer die Anzahl der Gesellschaftsmitglieder, desto größer das Assekuranzkapital und desto größer mithin auch die Sicherheit der Assekurirten, — wenigstens in der Einbildung derselben. Denn es untersteht ja keinem Zweifel, daß die Menschen stets bereit sind, alles, was sie von Tausenden, Hunderttausenden und Millionen geglaubt sehen und hören, ohne weiteres für wahr und richtig, für sicher und gewiß zu halten.

Hieraus ergibt sich, daß der Kredit und folglich auch die Heilswirkung eines religiösen Unternehmens um so bedeutender ist, je größer die Zahl derer, welche ihre „Seelen" bei demselben versichert haben. Deßhalb muß es jedem Theilhaber und vorab den Geschäftsführern, Verwaltungsräthen und Agenten ernstlich am Herzen liegen, immer mehr Mitglieder zu gewinnen und die Wirksamkeit der Anstalt immer weiter und weiter, wo möglich über die ganze Erde auszudehnen. Es ist also für die Bekenner einer Religion heilige Pflicht und Schuldigkeit, für dieselbe Propaganda zu machen, und zwar mit allen Mitteln, welche ja der Zweck stets unbedingt heiligt. Die lieben Mitmenschen, sie mögen wollen oder nicht, müssen zu diesem oder jenem alleinseligmachenden Assekuranzglauben bekehrt werden. Sie müssen in unseren Schafstall herein, auf daß ihre Seelen gerettet werden. Sträuben sie sich, desto schlimmer für sie. Prügelt, foltert, erwürgt, kreuzigt, verbrennt die Ketzer! Thut nichts, — „der Bien' muß!"

Es ist demnach nur eine der bekannten „Flachheiten" des Rationalismus, wenn er Fanatismus und Verfolgungssucht als Schattenseiten der Religion achselzuckend beklagt. Im Gegentheil, Ausschließlichkeit und Unduldsamkeit sind wesentlich religiöse Tugenden. Jede Religion, so lange sie in rechtem Safte steht, d. h. so lange sie an sich selber glaubt, ist fanatisch und verfolgungssüchtig. Sie muß es sein, sie kann gar nicht anders. Jeder rechte Gläubige ist ein Fanatiker, zu jeder Stunde bereit, seine Mitmenschen aus lauter Liebe zu fressen, d. h. aus ungeheurer Angst

für sein und ihr Seelenheil sie zu martern und zu morden. Mit dem Verfolgungsgeist und der Verfolgungsgewalt einer Religion sinkt auch ihre Kraft und ihr Kredit. Sowie eine Religion „aufgeklärt“ und duldsam wird, tritt sie in das Stadium des Marasmus senilis. Religiöse Toleranz ist ein ganz untrügliches Merkmal, daß die noch zu Recht bestehende Glaubensform von der Civilisation überholt, von der Zeitbildung überflügelt worden sei und nur noch eine konventionelle Bedeutung habe. Der Bestand einer derartig abgelebten und ausgehöhlten Religion ist dann weiter nichts mehr als eine organisirte Heuchelei, welcher sich auch die denkenden Menschen — zu ihrer Schmach sei es gesagt! — unterwerfen, indem sie mit vornehmem Achselzucken das religiöse Institut fortgelten lassen als eine geistliche Sukkursale der weltlichen Polizei, „gut genug für den großen Haufen“.

Freilich ist es — alle die Gekreuzigten und Verbrannten haben es schmerzlich erfahren — gefährlich, „sein Gefühl und Schauen dem Pöbel zu offenbaren;“ allein wenn man nicht den Maßstab der Konvenienz, sondern den der Sittlichkeit anlegt, so erscheint ein aufrichtiger Fanatiker und Verfolger unbedingt ehrenwerther als so ein heuchelnder Kühleborn, der nur mit Mühe das Hohngrinsen verhält, wenn er die Leute in die Kirche laufen und kommuniciren sieht, aber mitläuft und mitkommunicirt. Wer auf den mühsamen und gefährlichen Felsen- und Gletscherpfaden der Selbstbefreiung die Aetherhöhe der Freiheit wirklich erklommen hat, der soll auch den Muth haben, von dem gedankenlosen Schwarm in der Tiefe sich fernzuhalten und das „Odi profanum volgus et arceo —“ zu bekennen und zu befolgen. Jeder selbstständige Denker ist ja ein einsamer Mensch, ein Einsiedler mitten im Gewühle des Lebens, und er muß sich daran gewöhnen, „a phantom among men“ zu sein wie der arme Shelley ...

Und was soll diese ganze Gedankenentwickelung? Oh, weiter nichts als das „Thema“ bilden für die nachstehende historische „Glosse“.

2.

Vielleicht der genialste Mensch des gesammten Alterthums ist der makedonische Alexander gewesen. Man begreift beim Anblick dieses wunderbaren Jünglings, daß die Völker sich zuflüsterten, seine Mutter Olympias habe mit dem Zeus sich vergangen und in der Umarmung des höchsten der Götter den göttlichen Sohn empfangen. Was jubelnde Mythen von den Eroberungszügen fabelten, welche ein anderer Jupitersproß, der Sohn Semele's, unternommen hätte, das machte der Makedonier zur Wirklichkeit. Sein Heldenzug nach Asien hat etwas Bakchantisches: etwas wie das Thyrsusschwingen jauchzender Mänaden, etwas wie das Erzbeckenklingen lärmender Korybanten begleitet ihn und zuletzt, ach, endigt alles in der tobenden Orgie des Allmachttaumels, des Weltherrschaftschwindels und des — Weinrausches. Ein Stück Romantik, phantastisch-kühn mitten in die Antike hineingestellt.

Aber Alexander war dennoch nicht etwa nur ein Heros im homerischen oder ein Ritter im ariostischen Sinne, sondern unendlich viel mehr: — ein Kulturheld. Ein durstiger Zecher, setzte er die mit dem Nektarwein der hellenischen Bildung gefüllte Schale an seine Lippen, um in vollen Zügen zu trinken. Dann schwenkte er den göttlichen Pokal asienwärts und afrikawärts, damit das befruchtende Naß bis zu den Gestaden des Indus und des Nils hinspritzte. Ohne Bild: die Erträgnisse der griechischen Kulturarbeit wurden auf den Spitzen der makedonischen Lanzen hinausgetragen in die Welt. Der Eroberer Alexander vollzog zugleich die Mission eines Civilisators und hierin hat seine Genialität noch weit glänzender sich erwiesen als in der Schlachtenlenkung und Ländergewinnung. Die genialste seiner civilisatorischen Thaten war aber unstreitig die Gründung der Stadt, welche seinen Namen erhielt und bald auch seinen Leichnam, um denselben in dem Mausoleum zu bewahren, das im Mittelpunkte von Alexandria

da sich erhob, wo die beiden Haupt- und Prachtstraßen — 1 Meile die eine, 3 Meilen die andere lang — rechtwinkelig sich kreuzten.

Auf der Landzunge zwischen dem See Mareotis im Süden und dem Mittelmeer im Norden wurde die Stadt Alexanders erbaut, bestimmt, das Emporium des Welthandels, die kosmopolitische Hochschule des Hellenismus, die Kulturvermittlerin zwischen drei Erdtheilen zu sein. Und das ward sie und blieb sie etliche Jahrhunderte lang. Die Dynastie der Ptolemäer, welche mit bewundernswerther Geschicklichkeit das Griechenthum dem alten Aegypten aufzuimpfen verstanden hat, machte ihr Alexandria architektonisch zur ersten Stadt der letzten vorchristlichen Jahrhunderte und sie behauptete, den vielfachen Einbußen und Verwüstungen zum Trotz, welche sie in den Zeiten des Ueberganges Aegyptens in römische Botmäßigkeit erlitt, diesen Rang auch noch im ersten Säculum der christlichen Aera. Ja, bis zur Zeit Trajans konnte sie an Kolossalität, Mannigfaltigkeit und Pracht ihrer Bauten, an Bevölkerungsfülle, Belebtheit und Reichthum mit Rom wetteifern, während es noch zu Anfang des vierten christlichen Jahrhunderts scharfsichtigen Beobachtern und kompetenten Urtheilern zweifelhaft erschien, ob Konstantinopel oder Alexandria die prächtigere Stadt.

Von ihrer Gründung an hatte Alexandria den Charakter der Weltbürgerlichkeit gehabt und die Ptolemäer hatten denselben aus allen Kräften gestärkt und gesteigert, um daran einen Rückhalt zu gewinnen gegen die starre Abgeschlossenheit des Aegypterthums und dieses mittels Rassen-, Religionen- und Bildungsmischung allmälig zu zermürben und zu brechen. Alexandria war die glänzende Verkörperung dieses politischen Gedankens und zugleich ein geräuschvoller Hohn der Weltgeschichte auf die pfäffisch-pharaonische Abmauerung des Nillandes von ehedem. In den beiden Häfen und auf dem riesenhaften, die Pharus-Insel mit dem Festlande verbindenden Hafendamm, auf dem Kanal, welcher die Hafenanlagen mit dem See Ma-

reotis in Verbindung setzte, auf den Quais, auf den Plätzen und Straßen regte und bewegte sich die bunteste Völkermischung. Drei Erdtheile stellten ihr lärmendes Menschenkontingent. Die kaukasische, die malayische und die äthiopische Rasse waren da vertreten. Alle Hautfarben und alle Trachten Asiens, Afrika's und Europa's wimmelten durcheinander, die Töne unzähliger Sprachen und Mundarten durchkreuzten sich. Geschwader von Nilbarken führten die Erzeugnisse Abyssiniens und Oberägyptens herab, Kameelkaravanen brachten von den Ufern des rothen Meeres die dort ausgeladenen Stoffe China's und die Gewürze Indiens, andere über die Landenge von Pelusium herüber den Ueberfluß Syriens und wieder andere die köstlichen Früchte der in die Wüsten Libyens gestreuten Oasen. Und was Asien und Afrika nach dem großen Stapelplatz lieferten, das ward aus den ungeheuren Waarenspeichern am mastenwimmelnden Hafen auf die Schiffe aller seefahrenden Nationen gebracht, um nach den Küsten Europa's verführt zu werden. Im übrigen hatte Alexandria wie der Vortheile der ersten Welthandelsstadt zu genießen, so auch die Nachtheile dieser Stellung zu tragen. Die Stadt war demzufolge der Hauptsammelplatz aller Schwindler und Gauner, Fälscher, Diebe und Mörder und der alexandrinische Pöbel seiner Anzahl, seiner Frechheit und Unbändigkeit wegen so verrühmt, wie zu unserer Zeit der Mob von London oder New-York. Ueberhaupt war die buntgemischte Bevölkerung Alexandria's schwer zu bemeistern und schwierig zu beherrschen. In der Barrikadologie durften die Alexandriner dreist den Ehrenplatz ansprechen, welcher in der modernen Welt den Parisern von rechtswegen zukommt.

Aber die Stadt Alexanders war nicht nur die Lieblingsstätte des Völkerverkehrs, des Handels und der Empörungen, sondern auch der Wissenschaft. Welche Nachblüthe hier die griechische Literatur erlebte, weiß jeder leidlich unterrichtete Schuljunge. Man muß es den Königen der ptolemäischen Dynastie lassen, daß sie die Kulturmission des Heros, dem ihr Stifter als General gedient hatte, mit Eifer fortsetzten.

zwar die schöpferische Kraft des hellenischen Genius in allen höheren und höchsten Sphären der Poesie und Philosophie war im alexandrinischen Zeitalter schon unwiderbringlich dahin und die erquicklichsten dichterischen Töne, welche dazumal noch laut wurden, kamen aus der idyllischen Rohrflöte des Theokrit. Dagegen entwickelte sich in Alexandrien zum erstenmal in der antiken Welt eine vielseitige, methodische Gelehrsamkeit und eine eifrige, systematische Pflege der exakten Wissenschaften. Die Stadt war auch geradezu die Bibliothek des Alterthums. Die von Ptolemäos Philadelphos zusammengebrachte unschätzbare Büchersammlung von 400,000 Bänden oder Rollen war freilich im alexandrinischen Kriege des Julius Cäsar in Flammen und Rauch aufgegangen. Allein Ptolemäos Physkon sammelte eine zweite kostbare Bücherei, die dann in den 200,000 Bänden der Bibliothek des Königs Eumenes von Pergamus, welche Markus Antonius seiner hochgeliebten Kleopatra zum Geschenke machte, einen stattlichen Zuwachs erhielt. Diese Büchersammlung, welche die geistigen Schätze, die Resultate der gesammten Kulturarbeit des Alterthums in sich faßte, war in einem Flügel des Serapeion untergebracht, in jenem Riesen- und Prachtgebäude also, welches die grandioseste Tempelbaute der alten Welt und der Stolz Alexandria's gewesen ist. Das Serapeion, an und in welchem sich alles Schöne, was griechische Ornamentik, Skulptur und Malerei hervorzubringen vermochten, mit dem Kolossalen der ägyptischen Architektur zu einem majestätischen Ganzen verband, war dem Dienste des Serapis (Sar-Api, zusammengezogen aus Osiri-Hapi, Osiris der Richter) geweiht und also einem durch den ersten Ptolemäer zusammengestoppelten Gotte gewidmet. Eine wunderliche mythologische Bildung! Denn der König hatte den hellenischen Zeus seinen ägyptischen Unterthanen dadurch annehmlich zu machen gesucht und gewußt, daß er den griechischen Gott mit einem ägyptischen, dem Osiris, zu *einem* Idole verschmolz.

Das sinkende Heidenthum bemühte sich überhaupt, mittels allerhand wunderlicher Kombinationen und Allianzen

seine Existenz zu verlängern. Es war auch, bereits von dem Vorgefühle seines Unterganges angefröstelt, verträglich und duldsam. Besonders in Alexandria, wo schon die Handelsverhältnisse es gebieterisch forderten, daß die verschiedenen landwüchsigen und importirten Götter, d. h. ihre Anhänger, in leidlichem Frieden miteinander oder wenigstens nebeneinander lebten. Die heidnischen Gottheiten hatten sich da schon frühzeitig die Nachbarschaft des grimmigen Judengottes Jahve gefallen lassen müssen; denn die Kinder Israel waren zu vielen tausenden an einen Ort herbeigeströmt, welcher zum Geschäftemachen so geeignet war, hatten sich da niedergelassen und bildeten in Folge der Fruchtbarkeit ihrer Lenden und Schöße bald einen sehr zahlreichen und gewichtigen Theil der Stadtbevölkerung. Das Aufkommen des Christenthums brachte sodann in diese ein neues, höchst wirksames Ferment. Auf dem heißen Boden Aegyptens, welcher ja die christliche Möncherei ausgebrütet hat, fanatisirte sich der neue Glaube zu einer aggressiven Wuth hinauf, welcher gegenüber Heidenthum und Judenthum nur mühsam ihre defensiven Stellungen behaupteten. Aus den ägyptischen Wüsteneien sind jene Scharen barfüßiger und schwarzkäppiger Mönche hervorgebrochen, welche im Namen des Gekreuzigten allem Schönen, was die heidnische Welt geschaffen hatte, einen Vertilgungskrieg ansagten und diesen Krieg unerbittlich führten.

Die antike Götterdämmerung hatte begonnen und war durch die Reaktion Julians nicht in ihrem Laufe aufgehalten worden. Die altersschwach gewordenen alten Götter wurden von den neuen Göttern — denn schon hatte sich ja auch das Christenthum polytheistisch gestaltet — ihrer Altäre entsetzt und ins Exil getrieben, welches sie — merkwürdig zu sagen! — in der Brust der ganz Bildungslosen, der Bauern auf dem platten Lande, sowie der Höchstgebildeten fanden, welchen letzteren die Anschauungen und Lehren der griechischen Philosophie mehr religiöse Befriedigung gewährten als die vom Koncil zu Nikäa festgestellten christlichen Dogmen. Aber die Philosophie war nur noch

ein schwacher Schild für die armen schönen Göttergestalten des Olympos. Sie vermochte dieselben gegen die Streitaxt in der derben Faust der christlichen Theologie nicht mehr lange zu decken. Es kam der Tag und die Stunde, wo der „Vater der Götter und Menschen", Jupiter Optimus Maximus, förmlich und feierlich abgesetzt wurde.

Dieses Exempel ist an einem Gotte, zu welchem Millionen und wieder Millionen von Menschen fürchtend und hoffend, flehend und dankend, leidvoll und freudvoll gebetet hatten, statuirt worden auf Anordnung des Kaisers Theodosius, welcher, der Sohn eines hispanischen Landsknechts, des römischen Gesammt-Imperiums Majestät zum letztenmal in seiner Person vereinigte. Es war gewiß eine höchst eigenthümliche Scene, als der Kaiser in voller Senatssitzung die Frage: Soll der Dienst Jovis oder Christi die Religion der Römer sein? zur Verhandlung und Abstimmung bringen ließ. Todte also sollten da einen Todten begraben. Denn der römische Senat war ja seit etlichen Jahrhunderten schon nur noch eine klägliche Spukgestalt, ein Gespenst der Republik, welches der Cäsarismus wie zum Spaß hatte herumwanken lassen, und auch der alte Jupiter war schon vor langer Zeit gestorben. Dennoch — wunderbar zu melden! — vermochte der allerhöchste Wink und Befehl in der senatorischen Mumiensammlung keine Stimmeneinhelligkeit zu Ungunsten des Liebhabers der Danae, der Europa und Semele zuwegezubringen. Nur mit Stimmenmehrheit wurde dekretirt: Herrgott Jupiter ist anmit abgesetzt und seine Religion verworfen und abgethan. Einer jener Skribenten, welche allzeit und überall in Versen und in Prosa dem Erfolge räuchern, der Zeitgenosse Aurelius Prudentius, hat dann, über das „infame Jovis pulvinar" losziehend, dem abgethanen Gotte noch einen hexametrischen Eselstritt gegeben. Der ganze Staatsaktus aber macht Einen unwillkürlich an einen ähnlichen denken, welcher gerade 13 Jahrhunderte später stattfand, an jenen auf Betreiben Robespierre's gefaßten Konventsbeschluß, kraft dessen der Herrgott — unbestimmt

freilich, ob der heidnische, jüdische oder christliche — wieder eingesetzt worden ist. Was sich doch die armen Götter unter Umständen nicht alles gefallen lassen müssen!

Die Zerstörungsarbeit, welche der christliche Fanatismus in der ganzen Kraft und Wildheit seiner Flegeljahre gegen das altersschwache Heidenthum begonnen hatte, war jedoch dem römischen Senatskonsult weit vorausgeeilt, insbesondere in den Provinzen des Ostens, wo sich die Bekenner des neuen Glaubens mit unbändiger Wuth auf die Oertlichkeiten und Apparate des alten warfen, um alle die „heidnischen Gräuel" vom Angesicht der Erde wegzutilgen. Vorragend an inbrünstigem Eifer in diesem Geschäfte war unter seinen Amtsbrüdern der Erzbischof von Alexandria, Theophilus, welchen uns die zeitgenössischen Quellenschriften in so schroff wechselnder Beleuchtung zeigen, daß man nicht recht weiß, ob er ein großer Heiliger oder ein vollendeter Schurke gewesen, — wie das ja auch mit anderen großen Kirchenlichtern damaliger und späterer Zeiten der Fall. Im übrigen muß man einräumen, diese alten Pfaffen waren in ihrer Art ganze Kerle. Keine „gebildeten" Philister, keine aufgeklärten Wendehälse, Zweiächseler und Simsenläufer, keine liberalen Eiertänzer und Balancirstängler, nein, wohl aber Durchgreifer, Durchfahrer und Drauflosgänger mit Hurrah und Hussah, will sagen mit Kyrie-eleison und Te-deum-laudamus, mit Hosianna und Halleluja.

Der streitbare Theophilus lebte selbstverständlich mit der heidnischen und jüdischen Bevölkerung Alexandria's in fortwährender Fehde, die er zuweilen mit viel List, aber häufiger mit noch mehr Gewalt führte, immer nur in der heiligen Absicht, seinen dreieinigen Gott über Zeus und Jahve triumphiren zu lassen. Juden und Heiden — die letzteren unter Führung des Philosophen Olympios — zogen mitunter, durch die gemeinsame Gefahr vereint, an einem Strange gegen den Erzbischof; allein dieser, dem der Pöbel der Stadt und in der nahgelegenen Wüstenei Nitria ein allzeit kampffertiges Heer von Mönchen zu Diensten war,

erwies sich in der Regel als der Stärkere. So gelang ihm denn auch sein Zerstörungsanschlag auf das Serapeion, welches ihm als die Hauptburg des Heidenthums in Alexandria verhaßt war. Freilich haben heidnische Autoren behauptet, der heilige Mann sei bei seinem Anschlag auf den Tempel des Serapis von der „auri sacra fames“ getrieben worden, d. h. er habe den ungeheuern Barschatz von Gold und Silber, welcher in Form von Kultgeräthen und Weihegefässen dort vorhanden, an sich bringen wollen. Wie dem sei, der Erzbischof gelangte an sein Ziel (389). Er wußte ein Edikt des Theodosius zu erwirken, welches ihn zur Zerstörung der „Götzen“ in Alexandria ermächtigte und welches die Heiden, die gar wohl wußten, daß der Kaiser nicht mit sich spassen ließe, so entmuthigte, daß sie den bislang mit den Waffen in der Hand zum Schutze ihres großen Heiligthums geführten Kampf aufgaben. Theophilus, als der echte und rechte Christ, der er war, begann sein Zerstörungswerk mit der Vernichtung der heidnischen Kulturschätze, welche im Serapeion aufbewahrt wurden: — die große Bibliothek ward vernichtet oder durch Plünderung zerstreut. Diese heidnischen Dichter, Philosophen, Geschichtschreiber, Mathematiker, Physiker und Astronomen, welche so vieles zu lehren wußten, sollten die heilige Unwissenheit und fromme Barbarei der Christen nicht länger belästigen und beeinträchtigen. Nachdem sodann der Erzbischof der goldenen und silbernen Tempelgefässe sich bemächtigt hatte, drang er mit seiner Bande bis ins innerste Heiligthum, bis zur Cella vor, wo die Kolossalstatue des Serapis stand. Auf des Prälaten Befehl thut ein Soldat die ersten Axthiebe auf das Bild des Gottes, dessen Haupt bald am Boden rollt. Wie der Rumpf zertrümmert wird, bricht eine Schar von Ratten aus dem hohlen Innern und macht sich mit grunzendem Protest gegen diesen Eingriff in wohlerworbene geistliche Rechte davon. Das umstehende Volk birst darob in schallendes Gelächter aus; aber nur getrost, oh frommes Ungeziefer, die Menschen werden es nie und nirgends an Götzen fehlen lassen, in deren Bäuchen

du wohlig dich bergen und betten kannst. Das Serapeion wurde mit Aufbietung aller Zerstörungsmittel mühsälig in einen Trümmerhaufen verwandelt und auf der später theilweise abgeräumten Schuttstätte eine den christlichen Märtyrern gewidmete Kirche errichtet [1]). Die Ratten konnten wiederkommen.

3.

Die Kühnheit des Theophilus hatte zwar dem Heidenthum und Judenthum in der Metropole Aegyptens schwere Niederlagen bereitet und das Christenthum zur herrschenden Religion daselbst gemacht. Man erkannte das schon an dem selbstbewußten und prunkvollen Auftreten der Christen und Christinnen in den Straßen der Stadt. Die neue Religion war nämlich jetzt schon nicht mehr bloß der Glaube der Armen und Unterdrückten, sondern vielfach auch der von vornehmen Herren und modischen Damen. Letztere stolzirten auf Straßen und Plätzen in kostbaren Gewändern, bestickt mit Bildern aus der christlichen Mythologie, ein Exemplar der „heiligen" Schrift an einer Goldkette am Halse hängend, während Sklaven Sonnenschirme über sie hielten und ihnen Betkissen und Fächer nachtrugen. Dennoch aber war das geschlagene Heidenthum noch lange nicht völlig besiegt, weil die Mehrzahl der Leute von gutem Ton und feiner Lebensart wenn nicht den Glauben an die alten Götter, so doch den Geschmack für die antike Philosophie bewahrte. Da war es denn, dieser verdammlichen Ketzerei zu steuern und die Insassenschaft des rechtgläubigen Schafstalls zu mehren, sehr vonnöthen, daß die

---

1) Hauptquelle für das Vorstehende wie für das Nachfolgende ist des i. J. 390 zu Konstantinopel geborenen Sokrates Scholastikus Historia ecclesiae (welche die Zeit von 304 bis 439 in sieben Büchern umfaßt), lib. V, cap. 16; lib. VII, cap. 14, 15.

energische Aggression des hochseligen Theophilus einen ebenbürtigen Fortsetzer fand in der Person seines Neffen Kyrillos, der zugleich des Oheims Nachfolger auf dem erzbischöflichen Throne von Alexandria war (412—44).

Sankt Kyrill — denn die Kirche nahm ihren trefflichen Kämpen mit Recht unter die Zahl ihrer Heiligen auf — hat sich bekanntlich als Gegner des Nestorius in der Dogmengeschichte einen bleibenden Namen gemacht, und wer aus Neugier oder von berufswegen in jenen Regionen des tieferen Blödsinns, wo die „συνάφεια καὶ ἐνοίκησις“ und die „φυσικὴ ἕνωσις“ als wuthkreischende Fledermäuse einander zausen, sich umgetrieben hat, kennt den rüstigen Klopffechter, welcher kein sanftes „Lämmerschwänzchen“, wohl aber ein kräftiger Ochsenziemer der ecclesia militans gewesen ist. Hierzu hatte ein mehrjähriger Aufenthalt unter den Mönchen von Nitria ihn herangeschult und er brachte auf den erzbischöflichen Stuhl den festen Entschluß mit, so oder so mit dem Juden- und Heidenthum in Alexandria ein Ende zu machen.

Der Erzbischof war der Mann, zu handeln, wie er dachte. Er versicherte sich der Macht über den fanatischen, stets zum Spektakeln und Tumultiren geneigten und bereiten Pöbel und schuf sich in den sogenannten „Parabolani“, städtischen Missionären, welche eigentlich zur Armen- und Krankenpflege bestimmt waren, eine förmliche Leibwache. Dies gethan, richtete er seinen heiligen Eifer zunächst gegen die Juden, welche ihrer durch zahllose Neckereien vonseiten der Christen angeblasenen Wuth nachgebend zuletzt im Theater und auf den Straßen der Stadt mit blanken Waffen über ihre Gegner herfielen. Sofort gab unser Heiliger das Signal zum Vertilgungskampf, welchem die Juden sicherlich erlegen wären, falls sich der kaiserliche Präfekt Orestes nicht eingemischt hätte, um den die Stadt durchtobenden Aufruhr mit Waffengewalt niederzuschlagen. Das ging freilich nicht so leicht; denn die Mönche von Nitria, welche zu hunderten auf einen Wink Kyrills in die Stadt geströmt waren, und die Parabolani besannen sich

nicht, die Pöbelhorden selbst gegen den mit der kaiserlichen Autorität bekleideten Präfekten aufzustacheln. Orestes bändigte nur mühsam den Aufstand, wobei ihn ein Mönch, Ammonius, mittels eines Steinwurfes ziemlich schwer verwundete. Der Fanatiker ward ergriffen, processirt und hingerichtet; allein Sankt Kyrill ließ den Leichnam des „Märtyrers" im Käsareion zur Erbauung der Gläubigen öffentlich ausstellen und dann pomphaft bestatten. Der Präfekt sollte es büßen, daß er in die widerjüdischen Absichten des kyrillischen Eifers hemmend eingegriffen. Orestes stand dem Erzbischof überhaupt äußerst hinderlich im Wege. Erstens deßhalb, weil der Stellvertreter des Kaisers seine Verachtung der christlichen Priesterschaft und seine Hinneigung zur heidnisch-hellenischen Philophie nur schlecht verbarg; zweitens, weil er seiner Pflicht gemäß den Frieden unter der bunten Bevölkerung Alexandria's aufrecht zu halten suchte; drittens, weil Kyrill schlechterdings in der Stadt keine andere Macht und Gewalt dulden wollte als seine eigene, — natürlich nicht etwa aus pfäffischer Herrschsucht, sondern einzig und allein „zur größern Ehre Gottes".

Der Präfekt sollte demnach getroffen werden, und da sich zunächst keine günstige Gelegenheit bot, den Mann in eigener Person zu treffen, so sollte er in einer ihm nahestehenden getroffen werden. Die Umstände fügten es auch so glücklich, daß Sankt Kyrill da zwei Fliegen mit einem Schlag erreichen konnte. Nämlich: die Person, in welcher Orestes verwundet werden sollte, war die demselben befreundete Philosophin Hypatia, dermalen anerkannt die Hauptstütze des Heidenthums in Alexandria, mit welcher unser vielgeplagter Heiliger auch persönlich ein Hühnchen zu pflücken hatte. Denn die jungfräuliche Philosophin, die Heidin und Ketzerin war so unverschämt, dem Erzbischof Konkurrenz zu machen, d. h. zur gleichen Zeit, wo er in der Kirche seine Predigten hielt, in ihrem Hause ihre philosophischen Vorträge zu halten, zu welchen — leidige Thatsache! — die Auswahl der alexandrinischen Gesellschaft zu Wagen und auf Sänften strömte, während ein sehr gemischtes, mehr ruppiges als

elegantes Publikum die Zuhörerschaft des heiligen Mannes bildete. Allerdings fehlte es den pastoralen Auslassungen desselben auf der Kanzel nicht an Händegeklatsch und Beifallsrufen; allein die Freude über diese wohlverdienten Erfolge wurde dem Prälaten schnöder Weise durch heidnische Lästerzungen vergällt, welche behaupteten, die den erzbischöflichen Predigten gespendeten Beifallsrufe und Händeklatschlaute rührten von geschickt in der Versammlung vertheilten und für ihre Mühe bezahlten Leuten her. Den Ruf und Ruhm eines notorischen Heiligen zum Ergebniß der Claque herabwürdigen, schon dieser Frevel verdiente die härteste Ahndung.

Die arme Hypatia wird furchtbar erfahren, daß es nicht gutthut, gegen den Strom zu schwimmen und einer besiegten Sache zu dienen; sie wird furchtbar erfahren, daß die Pfaffen lange Zungen haben und das Volk lange Ohren hat und brutale Fäuste ...

Sie war die Tochter des ausgezeichneten Mathematikers Theon, welcher den Euklid und Ptolemäos kommentirte und sein um das Jahr 380 — vielleicht etwas früher oder etwas später — geborenes, mit großen Gaben ausgestattetes Kind frühzeitig mit Mathematik und Astronomie vertraut machte. In der Geometrie wurde das junge Mädchen so fest und sicher, daß es den Ehrennamen „ἡ γεωμετρική“ erhielt. Durch die strenge Vorschule der Mathematik ging sie in die Halle der Philosophie ein und wurde eine eifrige Adeptin des Neu-Platonismus, für welchen gegen den Ausgang des 4. Jahrhunderts der christlichen Aera hin die alte Lieblingsstätte der hellenischen Philosophie, Athen, die letzte Hochschule geworden war. Diese Hochschule bezog auch Hypatia und hörte insbesondere den neuplatonischen Mystiker Plutarch den jüngeren, in dessen Akademie seine Tochter Asklepigeneia die Honneurs machte. Frauen spielten überhaupt in damaliger Zeit vortretende Rollen; nicht allein in Museen und Künstlerwerkstätten, sondern auch in Feldlagern, in Rathssälen und auf Thronen. Man denke nur der Zenobien, Amalasunthen, Placidien, Honorien, Pulcherien und Eudokien.

Nach wohlbenützten Lehr- und Wanderjahren kehrte Hypatia nach Alexandria heim und trat daselbst als Lehrerin der Philosophie auf. Sie blieb Heidin und Jungfrau, so zu sagen eine Spätlingsverkörperung des Begriffes der Pallas Athene. Schön von Antlitz und Gestalt, anmuthigen Gebarens, geistvoll, hochgebildet, beredsam, wie sie war, konnte es ihr an Bewerbern nicht fehlen; allein sie gab keinem derselben Gehör. Falls dem Lexikographen Suidas, welcher, obzwar ein Konfusionsrath, uns eine Fülle interessanter Notizen aus dem Alterthum herüberrettete, Glauben zu schenken ist, hat Hypatia in der herben Sprödigkeit ihrer Jungferschaft sogar keinen Anstand genommen, in sie Verliebte durch Anwendung sehr drastischer, nach unserem Gefühle mit mädchenhafter Schamhaftigkeit freilich schwer zu reimender Mittel zu kuriren [1]).

Wenn aber der Liebe unzugänglich, war die schöne und keusche Philosophin für Freundschaft um so empfänglicher, auch dadurch erweisend, daß sie nicht eine romantische, sondern eine antike Natur. Unter ihren Freunden ragen zwei hervor: der kaiserliche Präfekt Orestes, welcher fortwährend alle Hände voll zu thun hatte, die energischen Eingriffe des heiligen Kyrill in seine statthalterlichen Rechte und Machtvollkommenheiten nothdürftig zurückzuweisen, und — merkwürdiger Weise — ein christlicher Prälat, Synesios von Kyrene, Bischof von Ptolemais, welcher ein Schüler Hypatia's war. Der künftige Bischof als Zuhörer zu den Füßen der jungen Heidin sitzend, das ist auch so ein kontrastvolles Bild, wie sie eben nur in großen Uebergangsepochen vorkommen. Synesios bildet bekanntlich mit Klemens von Alexandria, Gregor von Nazianz und Methodios von Patara eine Gruppe der ältesten christlichen Poeten. Die zum Preise der Götter und der Mysterien des neuen Glaubens gesungenen Lieder und Hymnen dieser Griechen haben freilich

1) Als sich einer ihrer Zuhörer heftig in sie verliebt hatte, „pannos mensibus foedatos illi ostendisse dicitur et dixisse: Hoc quidem adamas, o adolescens! et sic animum ejus sanasse.“ Suidas, art. Hypatia.

einen sehr starken Beisatz von Heidenthum und schöpfen ihre Inspiration mehr aus dem Platonismus und Neuplatonismus denn aus den Evangelien. Als Musterstück dieser Dichterei kann recht wohl der berühmte Hymnus des Klemens auf den Erlöser Christus gelten, allwo die Christen als „Säuglinge“ erscheinen, welche „aus den süßen Brüsten der anmuthigen Nymphe Weisheit himmlische Milch schlürfen“ [1]).

Auch der gute Bischof von Ptolemais war im Grunde weit mehr Neuplatoniker als Christ und daraus erklärt sich die Innigkeit und Dauer seines freundschaftlichen Verhältnisses zur Hypatia. Zugleich aber sind die uns überlieferten Urkunden dieses Verhältnisses, d. h. sieben Briefe des Synesios an die Philosophin, ein wahres und unvergängliches Ehrenmal für diese. Der Bischof übersendet ihr seine Schriften zur Beurtheilung und macht das Erscheinen oder Nichterscheinen derselben von ihrer zustimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er schreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde mangeln meinem Herzen, aber mehr noch mangelt ihm deine göttliche Seele, die mehr als alles andere die Herbigkeit meines Schicksals zu versüßen vermöchte.“ Ein andermal entschüttet er seine Trauer also gegen Hypatia: „Oh, meine Mutter, meine Schwester, meine Lehrerin, meine Wohlthäterin, meine Seele ist sehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tödtet mich.“ Ein drittesmal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es dir, wie ich hoffe, besser ergeht als mir, so bin ich nur noch halb unglücklich.“ Vom Christenthum ist in den Briefen des guten Bischofs nicht mit einem einzigen Worte die Rede.

Und doch war das Christenthum ein unhemmbar-siegend vorschreitendes Princip, das Heidenthum nur noch ein ab-

---

1) *γάλα οὐράνιον*
μαστῶν γλυκερῶν
νύμφης χαρίτων
σοφίας τῆς σῆς ἐκθλιβόμενον,
οἱ νηπίαχοι, cet.

günstig geduldetes. Jenes ein frohlockend um sich greifendes Feuer, dieses ein ängstlich zuckendes Flämmchen, durch die pietätvollen Hände von wenigen Auserwählten mühsam vor dem Erlöschen bewahrt. Man kann wohl sagen, daß die beiden Principien zu Alexandria in den Personen des heiligen Kyrill und der keuschen Hypatia verkörpert einander gegenüberstanden. Ein Zusammenstoß konnte nicht ausbleiben und wir dürfen, ohne der Philosophin ein Unrecht anzuthun, wohl annehmen, daß sie immerhin noch Weib genug gewesen sei, um den Gegner mehr zu reizen und herauszufordern als zu begütigen und zu entwaffnen. Weibliche Eitelkeit, Rechthaberei und Streitsucht pflegen auch in Philosophinnen ein Plätzchen, mitunter sogar einen großen Platz zu finden und Sankt Kyrill mochte richtig rathen, wenn er die Akademie der schönen Jungfrau nicht nur als die letzte Burg des Heidenthums in Alexandria ansah, sondern auch als den Ort, wo sein Widersacher Orestes wirksame Anregungen empfing und von wo die witzigen antikyrillischen Epigramme ausgingen, welche die alexandrinische Gesellschaft auf Kosten eines Heiligen mehr lachen machten, als einem Heiligen anständig scheinen konnte.

Derweil man also im heidnischen Prätorium viel Geist verausgabte und Witz verbrauchte, philosophirte und satirisirte, bereitete man im christlichen Tabernakel einen Schlag vor. Schöne Heidin Hypatia, hüte dich! Unter den mönchischen Horden Nitria's draußen, wie unter den Pöbelbanden drinnen geht ein Gemunkel und Gezischel um und birst auch wohl in wüste Schimpf- und Drohrufe aus, unsere liebenswürdige Philosophin sei eine verruchte Zauberin und ihre Akademie nur der Schauplatz teuflischer Mysterien und Orgien. Wußte Sankt Kyrill, was für Dämonen er heraufbeschwor, als er der heiligen Dummheit die arme Hypatia als Hexe signalisirte? Ohne Zweifel, aber er beschwor ja diese Dämonen nur „zur größeren Ehre Gottes“ und außerdem wollen wir in geziemender christlicher Liebe glauben, daß im entscheidenden Augenblicke dem Beschwörer seine Macht über die Beschworenen versagte. Denn von einem notorischen Hei-

ligen ist doch wohl nicht anzunehmen, er habe mit der Bosheit Belials die Grausamkeit Molochs verbunden; oder doch?

Das Zerwürfniß des Erzbischofs mit dem Präfekten war seit dem Judentumult immer klaffender geworden. Beide bestürmten den kaiserlichen Hof mit gegenseitigen Anklagen; allein es war kein erster Theodosius mehr da, um entscheidend einzugreifen, sondern nur ein zweiter, ein kläglicher Kaiserschemen und Weiberknecht, welcher die Dinge im Reiche lottern und schlottern ließ, wie sie konnten und mochten. Die beiden rivalisirenden Gewalthaber in Alexandria blieben daher sich selber überlassen und das „geistliche Schwert" durfte sich sagen, daß es die öffentliche Meinung, welche ja mit dem Stärkeren zu gehen liebt, für sich haben würde, so es ihm gelänge, das „weltliche" unterzukriegen. Aber es steht geschrieben: „Seid klug wie die Schlangen!" und unser Heiliger war in der heiligen Schrift zu beschlagen, um das nicht zu wissen. Demuth und Milde ziemt dem christlichen Priester und: „Liebet eure Feinde!" spricht der Herr. Aus diesen Gründen und nicht etwa, wie heidnische Lästerzungen behaupten wollten, aus Motiven einer Politik, welche sich den Anschein geben wollte, herausgefordert worden zu sein, begab sich Sankt Kyrill eines Tages unter Vortragung eines Exemplars der Evangelien zum Präfekten, um den schwebenden Zwist in Minne zu schlichten und den Friedensschluß sofort auf das heilige Buch zu beschwören.

Da hatte nun aber der Teufel ganz offenbarlich sein Spiel. Denn, siehe, Orestes wies den Friedensantrag des heiligen Mannes zurück, ohne allen Zweifel auf die Einflüsterung der Hexe Hypatia hin. Sofort fiel der lange und wohlvorbereitete Schlag. Denn eilends ward in die Trompete des Zorns gestoßen und eifrigst das Bockshorn des Zeters geblasen, um die heilige Dummheit und die fromme Wuth auf den Plan zu rufen. Sie kam. Eine Bande von Mönchen schwärmte von Nitria herein, die Matrosenkneipen am Hafen, die Gaunerherbergen der Rhakotis, die Bordelle am kanopischen Kanal spieen ihre Insassen auf

die Straßen, damit sie „zur größeren Ehre Gottes“ arbeiteten, und zwar unter Anleitung eines würdigen Führers, eines angehenden Priesters, welcher Peter hieß und den Berufsbeinamen der „Lektor“ trug. Nachdem der Tumult im Gange, fand Sankt Kyrill als kluger Puppenspieler nicht gerathen, seine Hände weiter dabei zu zeigen, sondern wusch vielmehr dieselben in Unschuld. Mit- und Nachwelt sind aber so profan gewesen, an die Wirksamkeit dieser Wäsche nicht recht zu glauben, und selbst der frommgläubige Sokrates Scholastikus konnte sich nicht enthalten, in seiner Kirchenhistorie mit dürren Worten zu sagen, der an Hypatia verübte Mord und die Art seiner Verübung habe „den heiligen Kyrill und die ganze Kirche von Alexandria mit Schmach bedeckt“.

Das Unheil war im Zug und der Gräuel geschah. Eines Tages im März des Jahres 415 durchtobte eine Pfaffen- und Pöbelhorde tumultirend die Straßen der Stadt, deren Bewohner aber derartiger Auftritte zu sehr gewohnt waren, als daß sie sich viel daraus gemacht hätten. In der Straße, wo unweit der „cäsarischen“ Kirche Hypatia's Haus gelegen war, staute sich der wüste Menschenkehricht. Der Wagen der schönen Philosophin wartete an der Hauspforte, denn, unwissend, daß der Pöbelauflauf ihr gälte, war sie im Begriffe, auszufahren.

Sie kam herab, bestieg den Wagen und hat, indem sie sich zurechtsetzte, wohl einen Blick philosophischer Verachtung auf die spektakelnde Rotte geworfen.

Da aber, wie die Pferde anziehen wollen, stößt Peter der Vorleser einen Signalschrei aus und wüthend werfen sich die Mönche und wirft sich die ganze „heilige Canaille“ auf die „Hexe“. Hypatia wird vom Wagen gerissen und im Nu und Hui werden ihr erbarmungslos-roh sämmtliche Gewänder vom Leibe gezerrt. Das freche Tageslicht sieht die jungfräuliche Nacktheit der vor Ueberraschung und Entsetzen Versteinerten. Die also Geschändete wird unter wüsten Mißhandlungen in die nahe Kirche geschleppt und dort von den rasenden Satanassen buchstäblich in Stücke zerrissen. Die noch zuckenden Glieder der erlauchten Blutzeugin der

Denkfreiheit werden unter kanibalischem Jubel durch die Straßen geschleift und schließlich auf dem Kinaron verbrannt . . . Das „Christenthum“ hatte gesiegt.

Diese Scheusäligkeit gemahnt in ihren Einzelnheiten höchst auffallend an die gräßliche Ermordung der armen Prinzessin Lamballe im Gefängnisse La Force am schrecklichen 3. September von 1792. Ja, der Fanatismus, ob so oder so gefärbt, bleibt immer und überall derselbe und mächtig ist im Menschen die Bestie.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Menschliche Tragikomödie.

Zweiter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Zweiter Band.

Oh, ihr Menschen, hintappend im Finsteren ihr,
den Blättern des Waldes vergleichbar,
Ohnmächtige Zwerge, Gebilde von Lehm, traum=
ähnliche Schattengestalten,
Ihr Eintagsfliegen, der Flügel beraubt, erbärm=
lich verwesliche Wesen!
Aristophanes.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1882.

Inhalt des zweiten Bandes.

Heloise.

Des Herzens Woge schäumte nicht so schön empor, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.
Hölderlin im „Hyperion“.

1.

Du bist wohl auch einmal in deinem Leben durch die Eintönigkeit eines Föhrenforstes stundenlang geschritten? Wenn ja, so wirst du dich des Ueberdrusses erinnern, welchen dieser Gang dir verursachte. Rechts und links, vor dir wie hinter dir immer dasselbe. Der ganze Wald ein holzgewordener Philister, so zu sagen, Langeweile ausdünstend. Ein Stamm glich dem andern so doppeltgängerisch, wie sich die „ungarischen Nationalgesichter“ in Brentano's tollschöner Novelle gleichen. Du konntest meinen, die armen Föhren hätten ihre Harzthränen aus Verzweifelung über ihr trostlos prosaisches Dasein vergossen. Nichts kürzte dir den ermüdenden Weg, kein springendes Eichhörnchen, kein Amselschlag, nicht einmal das Gehämmer eines Spechtes. Ringsum nur Einerlei, Stille, Schwüle, so daß dir zuletzt ganz beklommen, ganz dummlich, ja geradezu föhrenhölzern zu Muthe ward.

Plötzlich zuckt ein Sonnenstral durch die braunschwarze Monotonie und du siehst aus derselben mit froher Ueberraschung den schlanken weißlichgrün schimmernden Stamm einer prächtigen Buche emporsteigen. Wie die Waldkönigin

unter das Föhrengesindel gekommen, wer weiß es? Aber sie ist da in ihrer ganzen Buchenschönheit. Einsam und hoch hebt sie sich über ihre Umgebung empor wie der Gedanke des Dichters über die Gewöhnlichkeit, weit greift sie mit ihren schöngeschwungenen Aesten über alle die Föhrenspitzen hinweg und durch ihren in Luft und Licht schwelgenden Wipfel geht ein Windhauch, welcher die Blätter wie Harfensaiten zu süßem Geflüster rührt.

Oder auch tritt dir auf deinem langweiligen Waldwege statt der prächtigen Buche mit einmal eine riesige Eiche entgegen, alt, verwittert, fast versteinert, mit einer Borke wie Rhinozeroshaut, mit bizarr gestalteten Aesten und sturmgebrochenen Zweigen, kärglichbelaubt, mehr das Gespenst eines Baumes als ein Baum. Aber du athmest doch freudig auf beim Anblick der nichts weniger als schönen Erscheinung. Die alte Eiche mit ihrer grotesken Unform imponirt dir, sie ruft dein Auge wieder wach, das die zahllosen Baum-Uniformen, durch welche du hingeschritten bist, ganz schläfrig gemacht hatten.

Nicht allein das vollkommen Schöne, sondern auch das vollendet Hässliche umfließt ein gewisser Nimbus. Der Satan Miltons ist nicht weniger erhaben als der Zeus des Pheidias. Man hat ja auch eine „Aesthetik des Hässlichen" geschrieben und bekannt ist, daß es Männer gibt, welche — à la Mirabeau — vor lauter Hässlichkeit wieder schön werden, wenigstens in den Augen der Frauen, und zwar namentlich dann, wann sie im wohlbegründeten Rufe der Don-Juanschaft stehen. Eine hässliche Frau dagegen kann nicht verführerisch sein, weil an dem Begriffe Weib das Postulat Schönheit untrennbar haftet wie an dem Begriffe Blume die Postulate Farbe und Duft . . .

Was in der Eintönigkeit eines Föhrenforstes die schmucke Buche oder die groteske Eiche, das ist in der monotonen Steppe der Weltgeschichte der dämonisch angelegte und bewegte Mensch. Ob der Dämon Engel oder Teufel, ob er dich entzücke oder erschrecke, Liebe oder Haß in dir errege, gleichviel, gern oder ungern wirst du staunend auf ihn

hin und zu ihm aufblicken und wirst anerkennen müssen, daß so ein Mitmensch zwar auch wie du ein leidiger Mischmasch von Staub und Feuer sei, aber daß in ihm das Feuerelement — ob Himmelslicht oder Höllenflamme, einerlei! — den Staubbeisatz weit, weit überwiege.

Der dämonische Mensch ist besessen von seiner Phantasie, von seinem Gefühle, von seiner Liebe, seinem Haß, seiner Leidenschaft, seiner Wahrheit, seinem Wahn. Fanatiker im Guten wie im Bösen, athmet er im Maßlosen, im Extremen als in seiner wahren Lebensluft. Es ist ein und derselbe Trieb, welcher einen Simeon Stylites zum Narren und einen Cesare Borgia zum Bösewicht macht. Es ist dieselbe Sucht und Wuth, welche eine heilige Elisabeth ihr Wohlbehagen im Umgange mit Aussätzigen finden und einen Jakob Sprenger den „Hexenhammer" schreiben läßt. Es ist derselbe dämonische Stolz, welcher in Rousseau rebellirt und in Napoleon tyrannisirt. Dasselbe Empor- oder Hinabgerissensein über oder unter das Gewöhnliche verwandelt den Kameeltreiber Mohammed in einen Propheten und die Kaiserin Messalina in eine Lupanardirne. Du darfst in der Region des Dämonischen alles suchen und wirst darin alles finden, ausgenommen gesunden Menschenverstand, Maß und Regel. Das Dämonische ist reine Phantasiewillkür. Karl Moor spricht das Kredo des Dämonischen aus in dem Sturm- und Drangsatz: „Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse aus". Ja wohl; nur muß hinzugefügt werden: der Mehrzahl nach Kolosse des Unsinns, der Extravaganz, der blanken Narrheit, der grauenhaften Scheusäligkeit. Die „Freiheit" des Dämons ist nur die souveräne Willkür, alles zu thun, wozu ihn die fixe Idee, welche ihn besitzt, reizt und antreibt. Es ist ganz die auch vom Pöbel und von der Kirche geforderte „Freiheit", alles außer ihm oder ihr zu unterdrücken und zu beherrschen. Alle großen Kirchenväter und Päpste sind dämonische Naturen gewesen. Wie aber das Dämonische in den Massen schauderhafte Gestalt gewinnt, das wissen die Kenner der französischen Revolutionsgeschichte.

1*

Auch in jeder liebenden Frau waltet Dämonisches. Dämonische Höllengluten glosten und qualmen aus den kätzischen Orgien der Mutter Nero's und der Mutter Pauls des Ersten. Dämonische Himmelslichter spielen und schimmern und funkeln in den Strophen der Sappho, in den Romanen der Germaine Staël und der Aurore Dudevant. Das verhaltene und zusammengepreßte Feuer einer ungeliebten und doch liebedurstigen Mädchenseele glüht dämonisch heiß in den Liedern und Romanzen unserer jungfräulichen Annette von Droste. Jedes wahrhaft liebende Weib wird zur Dichterin, auch wenn es nicht weiß, was ein Vers ist, und niemals würde eine Frau zu jener kynischen Auffassung der Ehe herabgesunken sein, wie sie ein Poet von Handwerk, der Hagestolz Pope, dargelegt hat in dem Witzwort: „Wer ein Weib nimmt, weil er nicht immer keusch leben kann, ist just wie einer, der, weil er etliche Blutwallungen verspürt, sich entschließt, beständig ein Blasenpflaster zu tragen.“

Wer lös't das Räthsel „Liebe“? Nur wer das Räthsel „Mensch“, das Welträthsel lös't. Also niemand. Allbekannt ist das sinnreiche Märchen, welches Platon im Symposion dem Aristophanes in den Mund gelegt hat und das mit der Nutzanwendung schließt: „Jeder von uns ist nur die Hälfte von einem Menschen, maßen wir, entzweigeschnitten, aus einem zwei geworden sind; und darum sucht allzeit jeder (und jede) seine (oder ihre) andre Hälfte.“ Zu deutsch: Jeder Görg sucht seine Grethe, ihren Kunz will jede Käthe. Der allgewaltige Naturtrieb gibt sich beim Manne offener kund, ist aber beim Weibe heftiger. Schon deßhalb, weil bei diesem die Scham den Trieb mehr zügelt und folglich zusammenfaßt, verdichtet, potenzirt. Dann aber auch und noch mehr, weil das Weib Mutter werden will, werden muß, um das Herrlichste und Heiligste zu verwirklichen, was auf Erden lebt: — die Mutterliebe. Für den Mann ist die Liebe nur eine Entwickelungsphase seines Wesens, für das Weib ist sie alles in allem, Lebenssubstanz, Himmel und Hölle. Für den Mann reißt in der That „mit dem Gürtel, mit

dem Schleier" gewöhnlich der „schöne Wahn" entzwei; aber für das Weib ist die Brautnacht das Thor zu ihrem wahren und wirklichen Dasein: denn aus dem Grab ihrer Jungfrauschaft steht triumphirend ihre Mutterschaft auf, ihres Wesens Essenz und Zweck. Der Mann liebt zeitweilig, das Weib will immerfort lieben und geliebt werden. Für die Frau gilt voll und ganz das Wort des Paulus an die Korinther: „Die Liebe höret nimmer auf."

Schon oft hat man, um das Seelisch-Selbstlose der Liebe auszudrücken, Dschelaleddin-Rückerts mystisches Wort:

„Da, wo die Lieb' erwachet, stirbt
Das Ich, der dunkele Despot —"

behaglichst vorgebracht. Allein diese Phrase ist wie noch gar viele andere berühmte Phrasen eigentlich ein blanker Unsinn. Der „dunkle Despot", der Geschlechtstrieb, stirbt beim Erwachen der Liebe keineswegs, im Gegentheil! Er weckt sie ja, er ist die Liebe selber. Die moderne Kultur hat den Naturtrieb so zu sagen civilisirt, romantisirt, sublimirt, idealisirt; aber daß er und nur er der wirkliche Eros, das können bloß Leute bezweifeln oder bestreiten, deren Feigheit nie wagt, der Wahrheit frank und frei in das strenge Antlitz zu sehen, und welche daher demselben allzeit die Phrasenmaske vorstecken möchten. Auch das Weib sucht in der Liebe zunächst nur die Geschlechtsbefriedigung, weil es muß, weil die Natur sie tyrannisch dazu zwingt. Ein sittsames Mädchen ist sich dessen sicherlich gar nicht bewußt, wenn sich das, was man „Liebe" im idealen Sinne zu nennen übereingekommen ist, in ihm regt. Allein alles Nebeln und Schwebeln, alle lyrischen Redensarten beiseite gesetzt, ist es doch nur der „dunkle Despot", welcher die Blicke der Jungfrau lenkt und ihre Brust vor Sehnsucht schwellen macht. Der zarteste Minnesänger unseres Jahrhunderts, Geibel, hat gesungen:

„Die Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Thau vom Himmel fällt" —

und gewiß ist das recht hübsch gesagt. Wenn es nur mehr als eine lyrische Lüge! Denn in Wahrheit ist die Liebe kein

„Wunder“, d. h. kein Nichtexistirendes, sondern sie ist ein sehr Substanzielles, Thatsächliches, weil eine Naturgewalt. Und sie ist auch, meinen die Erzprosaiker von Pessimisten, keineswegs eine „Gnade“, sondern vielmehr ein Fluch; denn sie zwingt ja den Menschen, sein unseliges Geschlecht fortzupflanzen. Warum ist aber dieser tyrannische Trieb, dieser dunkle Despot da? Darauf gibt es keine Antwort. Warum ist der Mensch da? Warum ist der ganze Erdenhumbug und der ganze Weltschwindel da? „Quien sabe?“ sagt der Spanier.

Die Frau versteht zweifelsohne mehr aus der Liebe zu machen als der Mann. Sie weiß dieselbe — namentlich dann, wann sie erst dem „dunkeln Despoten“ dadurch, daß sie Mutter geworden, den geheischten Tribut gezollt hat — idealischer zu fassen und zu führen als der Mann, bei welchem „sofort mit der Befriedigung die Leidenschaft um ein merkliches abnimmt, wenn sie auch noch nicht gleich ganz verschwindet, was jedoch häufig auch nicht lange auf sich warten läßt“[1]). Beim Weibe hält die Befriedigung länger vor, weil das Nachgefühl die feineren Nervensaiten desselben

---

1) Hartmann („Philosophie des Unbewußten“, A. 3, S. 206) fügt noch hinzu: „Sehr lange überdauert keine Liebesleidenschaft den Genuß, wenigstens nicht beim Manne, wie alle Erfahrungen zeigen, wenn sie auch zuerst noch kurze Zeit wachsen kann. Die Liebe ist ein Gewitter; sie entlädt sich nicht in einem Blitze, aber nach und nach in mehreren ihrer elektrischen Materie, und wenn sie sich entladen hat, dann kommt der kühle Wind und der Himmel des Bewußtseins wird wieder klar und blickt staunend dem befruchtenden Regen am Boden und den abziehenden Wolken am fernen Horizonte nach.“ Hartmanns Buch ist, auch ganz abgesehen von dem reichen Gedankengehalte desselben, schon darum von Bedeutung, weil der Verfasser als einer der wenigen, sehr wenigen deutschen Schriftsteller der Gegenwart sich gibt, welche den Muth haben, die Dinge mit ihren wirklichen Namen zu bezeichnen und die Wahrheit ungeschminkt zu sagen. Die jämmerliche Prüderie und die zweiächslerische Hofräthelei, welche in unserer Literatur herumscharwenzeln, gehen darauf aus, dieselbe zu einer richtigen englisch-scheinheiligen Theekesselliteratur zu verflauen. Unsere Theekesseler von Autoren thun in Versen und Prosa so, als bestände das ganze Publikum aus lauter bleichsüchtigen Mädelchen.

in zärtlichdankbare Schwingung versetzt. Hogarth hat das in seinem geistvollsten Bilde („Before and after") meisterlich zur Anschauung gebracht und Göthe, der überall und allzeit naturwahre, hat es prachtvoll aufrichtig formulirt, indem er in der sechsten seiner herrlichen „Römischen Elegien" die gekränkte Geliebte vorwurfsvoll zu ihm selber sprechen läßt:

„Geh! Ihr seid der Frauen nicht werth! Wir tragen die Kinder
Unter dem Herzen und so tragen die Treue wir auch;
Aber, ihr Männer, ihr schüttet mit eurer Kraft und Begierde
Auch die Liebe zugleich in den Umarmungen aus."

Ja, so ist es. Der Mann liebt darum das Weib als solches nur, so lange er ein Mann. Das Weib aber kann noch lieben, liebt noch wirklich, wann es schon aufgehört hat, ein Weib im physiologischen Sinne zu sein. Daraus erklärt es sich, daß der „dunkle Despot" den Mann zeitweilig zum willenlos erbärmlichen Sklaven des begehrten Weibes machen kann und wirklich macht; und ebenso, daß ein liebendes Weib nicht allein lebenslang, sondern auch noch über Tod und Grab hinaus in dem geliebten Mann ihren Gott sieht und verehrt. Der entmannte Abälard hat für Heloise nur noch das Gefühl zugeknöpfter Freundschaft; Heloise dagegen, obgleich sie weiß, daß Abälard ein Unmann, liebt ihn bis zu ihrer Todesstunde mit leidenschaftlicher Glut. Spötter mögen sagen: Die Sache ist die, daß der Mann wenigstens unter Umständen Vernunft annimmt, das Weib dagegen unter keinen. Allein selbst Spötter werden sich dazu bequemen, vor Heloise den Hut zu ziehen, während sie mit Achselzucken am Abälard vorübergehen.

2.

Die tragische Geschichte dieses berühmten Paares ist hundertmal geschrieben worden und reizt doch immer wieder zu erneuter Darstellung. Das kommt davon, daß sie, was

ja solchen Problemen überhaupt eigen ist, dem aufmerksamen Betrachter immer wieder eine neue Seite zukehrt. Um das richtige kulturgeschichtliche und psychologische Ergebniß zu gewinnen, darf man sich freilich die Mühe nicht verdrießen lassen — eine leichte und angehehme Mühe übrigens — aus der echten Quelle der Geschichte Abälards und Heloise's zu schöpfen, aus ihrem Briefwechsel[1]).

Diese Korrespondenz macht ohne Frage eins der eigenartigsten geistigen Denkmäler des 12. Jahrhunderts aus und des Mittelalters überhaupt. Der berühmteste Gelehrte und die gebildetste Frau ihrer Zeit lassen uns, nach voller gegenseitiger Hingebung durch ein furchtbares Geschick auseinandergerissen, in ihren Briefen in ihre Seelen hineinblicken. Die des Weibes ist offenbar die größere. Heloise erscheint, obzwar ein Zug von Blaustrümpfelei sich deutlich an ihr bemerkbar macht, geradezu heldisch. Nicht im amazonenhaften, sondern im intellektuellen Sinne. Sie schüttet die Glut ihres Herzens in Worten aus, wie so kühn eine Frau sie wohl nicht wieder auf das Papier geschleudert hat. Das heiße Latein ihrer Briefe gemahnt fortwährend an die Feuer- und Eifertöne des hebräischen Hohenliedes. In dieser Pariserin waltete jene „Freigeisterei der Leidenschaft“, welche keineswegs erst die moderne Zeit literarisch aufgebracht hat, sondern die sich schon im Mittelalter gar nicht selten sehr entschieden lautmachte. Man denke nur an unseres geisteshellen Gottfrieds von Straßburg Prachtgedicht von Tristan

1) Aber aus dem wirklichen, nicht aus dem fingirten, wie ihn Weiß(er) deutsch gedichtet hat, stellenweise recht ergreifend, da und dort ein Wort oder die Andeutung einer Situation aus den Originalbriefen entlehnend. Spaßhaft ist nun aber, wenn Fr. von Sontheim in seinem sonst nicht unebenen Büchlein „Geschichte der Liebe oder Versuch einer Philosophie der Geschichte für Damen“ (1855) die weiß'sche Fiktion für bare Wahrheit nahm, die weiß'schen Verse als Auslassungen Abälards und Heloise's citirte und schließlich verwundert ausrief (S. 111): „Wer sollte dieses alles im Mittelalter suchen?“ Auch von einer „Philosophie der Geschichte für Damen“ darf man denn doch fordern, daß der Verfasser die Literatur kenne, auf welche er seine Schlüsse basiren will.

und Isolde, an den Dekamerone, an die französische Fabliaux- und die deutsche Schwankdichtung. Der weisen und wissenden Menschen gab es auch im barbarischen Mittelalter nicht wenige, obzwar sie sehr bewegliche Gründe hatten, „dem Pöbel ihr Gefühl und ihr Schauen" möglichst wenig zu „offenbaren". Uebrigens ist es ja bekanntlich auch heutzutage noch unräthlich und unter Umständen sogar gefährlich, Perlen vor die Schweine zu werfen, maßen diese, so sie können, zwar nicht die Perlen, wohl aber den Werfer fressen.

Der Briefwechsel zwischen Abälard und Heloise wurde veranlaßt durch das berühmte Schreiben, welches jener von der Abtei Sankt Gildas de Rhuys im Morbihan aus an einen Freund richtete, lange Jahre nach der pariser Katastrophe im Geschicke der Liebenden. Abälard gibt darin eine Geschichte seines Lebens und Strebens, seiner Liebe und seines Unglücks. Der Brief ist geradezu ein selbstbiographisches Monument. An der Wahrhaftigkeit des Briefschreibers ist nicht zu zweifeln. Die ganze Epistel trägt den Stempel der Aufrichtigkeit. Da und dort, wo die Schmerzen der Erinnerung schärfer sich regen, erhebt sich der Ton zwar nicht zu vollem Pathos, aber doch zu oratorischer Wärme. Im Ganzen jedoch erzählt der Verfasser mit der Gelassenheit eines Mannes, welcher vom sicheren Uferfelsen aus auf das stürmende Meer, dem er entronnen ist, nicht ohne Behagen zurückblickt.

Abälard war ein Breton. Er wurde im Dorfe Palais unweit Nantes i. J. 1079 geboren und auf den Namen Pierre getauft. Abälard — auch Abelard und Abeilard geschrieben — ist nicht etwa sein Geschlechtsname. Zu jener Zeit führten ländliche Gutsherren — und ein solcher war Pierre's Vater — überhaupt noch keine Geschlechtsnamen. Abälard ist nichts mehr und nichts weniger als ein Spitzname, dem jungen Pierre von einem seiner Lehrer gegeben, und hat die nichts weniger als romantische Bedeutung „Speckleckerˮ[1]). Der Junge mag sich eines Tages an einem vom

1) Nach Rémusat („Abelard", I, 13). Von bajo = lingo und

väterlichen Gehöfte hereingesandten Stücke Speck erlabt haben, also von dem Magister, welcher vielleicht selber nach so einem Bissen gelüstete, betroffen und halb im Scherze halb im Aerger mit einem „Sobriquet" beschenkt worden sein, das — eine echtfranzösisch-geschwollene Phrase zu gebrauchen — die Runde um die Welt machen sollte.

Specklecker rühmt seinem Vater nach, derselbe habe viel auf die Wissenschaften („literae") gehalten und habe sich bemüht, ihm selbst und seinen Brüdern eine wissenschaftliche Bildung zu verschaffen. Wissenschaft war damals das Eingepauktsein im „Trivium" und „Quatrivium", das Sprechen und Schreiben eines Latein, welches nichts weniger als ein ciceronisches gewesen ist, weiterhin die Kenntniß der antiken, ganz vorzugsweise der römischen Literatur, Gewandtheit in Handhabung der dialektischen Kategorieen des Aristoteles, was man „Philosophie" nannte, und endlich viel Theologie. Diese ist eigentlich alles in allem gewesen, maßen ja das ganze geistige Leben und Streben innerhalb der Schranken des römisch-katholischen Kredo sich bewegen mußte. Es fehlte bekanntlich auch im Mittelalter nicht an einzelnen kühnen Geistern, welche gegen diese Schranken angingen und sie zu durchbrechen suchten; aber sie haben sich nur die Schädel daran eingerannt.

Die allmächtige Despotin Madonna Ekklesia hielt sich eine „wissenschaftlich" gebildete Haus- und Sakristeisklavin, welche Philosophia scholastika oder kurweg Scholastika hieß. Dieses beklagenswerthe Geschöpf mußte sich jahrein jahraus bei Tag und bei Nacht damit abmühen, ihre wahnwitzige Herrin so zu bemalen, zu frisiren, anzuziehen und herauszuputzen, daß dieselbe aussah, als wäre sie gesunden Verstandes. Zugleich mußte die arme Scholastika, um ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit nachhaltiger thun zu können, auch noch die Schulmeisterin machen und jene Schule halten, aus welcher die nach ihr benannten Scholastiker

---

lard. Ich muß aber bemerken, daß ich bajo in dieser Bedeutung weder im Du Cange noch bei Diez (Wörterb. d. roman. Spr.) gefunden habe.

hervorgegangen sind: arme, ärmste Teufel von „Philosophen", welche die ungeheuerliche Aufgabe hatten, das Kameel Dogma durch das Nadelöhr Vernunft zu treiben.

Zu einem solchen Treiber bildete sich auch Abälard heran, von einer gelehrten Schule zur andern wandernd. Diese Schulen waren bischöfliche oder klösterliche, so ziemlich noch ganz auf dem Fuße der Klosterschulen eingerichtet, wie sie zur karlingischen Zeit bestanden hatten. Den bedeutendsten Eindruck empfing der wanderde Scholar Abälard von jenem Jean Roscelin, welcher Kanonikus zu Kompiègne und ein wirklicher Denker gewesen ist. Roscelin kann als der Doktringeber der scholastischen Partei der „Nominalisten" angesehen werden, welche das Element der Beweglichkeit vertraten gegenüber der starren Stabilität der „Realisten". Der Kanonikus von Kompiègne ging aber über die Gränzmarke der dialektischen Zungendrescherei von damals weit hinaus, indem er es wagte, das Dogma von dem Eins, das gleich Drei, von den Drei, die gleich Eins — einer jener unqualificirbaren Einfälle, auf welche der Mensch kommt, wenn er sich auf den Kopf stellt und mit den Hühneraugen denkt — zu analysiren und die lächerlichen Widersprüche nachzuweisen, aus welchen es zusammengesetzt ist. Natürlich erscholl sofort das heilige Zeterhorn und erdröhnte die Heerpauke der Rechtgläubigkeit. Auf einer i. J. 1092 zu Soissons versammelten Synode wurde Roscelins Ketzerei verdammt. Auf ihn selber hetzte man das „Volk", welches sich natürlich gerne hetzen ließ, und trieb ihn so aus dem Lande. Die Macher in Religionsgefahr und sonstigen Pöbelexessen wissen gar wohl, daß die kenntnißlose, denkfaule und niederträchtige Menge allzeit bereit ist und sein wird, das von ihnen angestimmte „Kreuzige!" in Ausführung zu bringen. Von dem schlechtunterrichteten „unfehlbaren" Volk an das besser zu unterrichtende zu appelliren nützt gerade soviel wie die Appellation von dem schlecht unterrichteten unfehlbaren Papst an den besser zu unterrichtenden. Es ist eine der jammersäligsten weltgeschichtlichen Thatsachen, daß das arme, unwissende, genasführte Volk immer und überall

willig war und ist, mit seinen falschen Freunden gegen seine wahren sich zu verbünden. Ja, traurig zu sagen, es läßt sich lieber tausendmal belügen als nur einmal belehren — eine Erscheinung von so empörender Natur, daß sie sogar dem mildesten und liebevollsten Herzen, welches je in einer Dichterbrust geschlagen, den Zornschrei entriß:

„Das Volk, das froh in die Hände schlägt
Und jubelnd die Lüge begrüßt,
Hat Keinem, welcher die Wahrheit trägt,
Auch nur eine Stunde versüßt.“ . . .

Paris war zu Ende des 11. Jahrhunderts die Hauptburg der Scholastik, die Politurgeberin der scholastischen Methode, die Ausstralerin der scholastischen Mode. Als zwanzigjähriger Bursch kam unser Speclecker dorthin, angezogen insbesondere durch die Säule der Wissenden („columna doctorum“), wie der Erzidakon Wilhelm von Champeaux beehrennamset war, der dazumal der bischöflichen Schule von Paris vorstand. Das war so ein richtiger Kampfhahn der Scholastik, welcher mit dialektischem Flügelwetzen und syllogistischem Krähen einen ungeheuren Lärm verführte. Der ganze Inhalt des Trivium und Quatrivium, das will sagen die gesammte Encyklopädie der „Wissenschaften“ von damals, hing ihm nur so zum Schnabel heraus und der Kamm schwoll ihm von dem stolzen Bewußtsein, der geschickteste Wortschaumschläger seiner Zeit zu sein und mit einem unermesslichen Aufwande von Buchstaben und Silben, Sentenzen und Schlüssen nichts zu sagen. Aber nicht lange stand es an, da wurde der gefeierte Hahn überhahnt: Wilhelms Schüler Abälard ging disputirend gegen den Meister vor und krähete ihn förmlich nieder[1]).

Das trug dem jungen Sieger viel Ruhm ein, aber auch viel Neid. Alle Mittelmäßigkeiten werden ja wüthend,

1) „Cum quo (Guillelmo) aliquantulum moratus primo ei acceptus, postmodum gravissimus exstiti, cum nonnullas scilicet ejus sententias refellere conarer et ratiocinari contra eum saepius aggrederer et nonnunquam superior in disputando viderer.“ Epist. I. Abaelardi. Ed. R. Rawlinson (Lond. 1718), p. 2.

wenn plötzlich neben ihnen ein auserwählter Mensch aufsteht und seine mit dem Siegel des Genius bezeichnete Stirne hoch über ihre Plattschädel erhebt. Abälard hielt sich für hinlänglich belehrt und gelehrt, um selber lehren zu können. Doch war er klug genug, einzusehen, daß er in Paris selbst zunächst noch nicht aufkommen könnte, und demzufolge begab er sich i. J. 1102 nach Melun, um daselbst seine erste Schule aufzuthun. Sie hatte Erfolg und nach einiger Zeit entschloß sich „Meister Pierre", wie Abälard von jetzt an gewöhnlich hieß, seine Lehrkanzel nach Korbeil bei Paris zu verpflanzen, um seine Angriffe auf die Notre-Dame-Schule und deren Vorsteher Wilhelm von Champeaux häufiger und nachdrucksamer führen zu können. Aber sein maßloser Lern- und Lehreifer machte ihn so krank, daß er sich genöthigt sah, auf seiner Laufbahn innezuhalten und sich in seine ländliche Heimat in der Bretagne zurückzuziehen. Er verweilte einige Jahre unter dem Dache des Vaterhauses und fand im Frieden des Dorfes seine völlige Wiedergenesung. Allein obzwar ein Stück Poet, vermochte Abälard doch nicht lange in ländlicher Stille zu athmen. Die Aufregungen des Disputirsales und der literarischen Klopffechterei waren ihm schon zum Bedürfnisse geworden. Er kehrte daher auf den Schauplatz seiner Studien, seiner Kämpfe und seines Ruhms zurück, errichtete in Paris auf dem Genofevahügel eine Schule, welche sofort großen Zulauf erhielt, und die Neckereien, heftigen Streitigkeiten und halben Versöhnungen mit Wilhelm von Champeaux begannen von neuem. Das währte bis zum Jahre 1113, wo Wilhelm, zum Bischof von Chalons erwählt, dem Schüler, welcher ihm über den Kopf gewachsen war, das Feld räumte.

Abälard war jetzt das anerkannte Haupt der Schule von Paris und trat auf die Zenithhöhe seiner Wirksamkeit als Lehrer. Von nah und fern strömten einheimische und fremde Zuhörer herbei. Wie Frankreich, sandten auch Deutschland, England und Italien ihre Kontingente. Aus dem letztgenannten Lande kam Abälards berühmtester Schüler, der erlauchte Märtyrer Arnaldo da Brescia. Auch ein nachmaliger

Papst, Cölestin der Zweite, saß hörend zu den Füßen von Meister Pierre, zu gleicher Zeit mit Peter dem Lombarden, welcher später den Aberwitz der scholastischen Theologie oder theologischen Scholastik in seinem „Magister sententiarum“ sehr wirksam systematisirte zum Schul-, Haus- und Handgebrauch unzähliger Thoren.

Zweifelsohne trug Abälard eine kräftig pulsirende philosophische Ader in sich. Ja, man kann ohne Uebertreibung sagen, daß er der einzige Philosoph seiner Zeit gewesen sei. Die in ihm arbeitende Skepsis machte ihn dazu. Der Vater alles Wissens, aller Forschung, alles Vorschritts, der dreimal heilige Zweifel, offenbarte dem Meister Pierre den Satz: „Man darf und muß nichts glauben, was man nicht begriffen hat.“ Diesen Satz auch nur zu denken, war dazumal eine große Kühnheit; denselben auszusprechen, war eine große That. Der Rationalismus hat daher vollwichtigen Grund, verehrungsvoll auf Abälard als auf einen seiner ersten Begründer zurückzublicken. Aber darum hörte Meister Pierre doch nicht auf, ein Scholastiker zu sein. Er griff es freier, kühner und feiner an, das genannte Kameel durch das erwähnte Nadelöhr zu treiben, als alle die anderen; allein im Ganzen und Großen ist seine Thätigkeit als Docent und Autor doch auch weiter nichts als solche Kameeltreiberei gewesen.

Im übrigen war der Herr Kanonikus und Professor nichts weniger als ein Pedant. Von stattlicher Gestalt, weltmännisch gewandtem Gebaren, wohlberedt, mit allerhand geselligen Talenten ausgestattet, Versemacher, Sänger und Zitherschläger, hatte er einen großen Stand in der Gesellschaft. Seine in der Landessprache gedichteten Lieder, seine Witze, seine Ein- und Ausfälle gingen von Mund zu Mund. Die Menge staute sich auf seinen Wegen, wenn der berühmte Mann vorüberging, und die Frauen bogen sich aus den schmalen Fensteröffnungen, um ihm nachzusehen. Um das Jahr 1117 war er der Löwe von Paris.

3.

Der Löwe fand seine Löwin.

Er hat selber von sich gesagt, sein Name sei dazumal so groß, sein jugendliches Feuer so mächtig, die Anmuth seiner Gestalt so vorragend gewesen, daß er vonseiten keines Weibes, welches zu lieben er sich herablassen wollte, eine Zurückweisung zu befürchten gehabt hätte [1]). Das klingt sehr geckisch, war aber nur wahr. Entbrannte doch ein Mädchen, welches, wenn nicht das schönste, doch unbedingt das geistvollste, gebildetste und graziöseste Frankreichs war, in leidenschaftlicher Glut für ihn, — die siebzehnjährige, im ganzen Lande um ihrer Gelehrtheit willen berühmte Heloise für den achtunddreißigjährigen Meister Pierre.

Ihr Oheim Fulbert, Kanonikus von Notre-Dame, hatte das junge i. J. 1100 oder 1101 in Paris geborene und frühverwais'te Mädchen zu sich genommen und seinen Stolz darein gesetzt, seine Nichte zu einer Gelehrtin zu machen. Schon im Alter von 15 Jahren war sie das nach dem Maßstabe von damals. Sie sprach und schrieb geläufig lateinisch, kannte die römischen Poeten und Prosaiker, hatte einen dämmernden Hochschein vom Griechischen und wußte sogar etliche hebräische Worte. Wunderlich kommt uns vor, daß Abälard in der lakonischen Schilderung, welche er in seiner Selbstbiographie von der weiland Geliebten entworfen hat, von Heloise's Schönheit sehr kurz und mehr nur negativ als positiv redet und den Akcent seiner Erinnerung ganz auf das Wissen und den Ruhm des Mädchens legt [2]). Der arme Eunuchisirte hatte, als er das nieder-

1) „Tanti quippe tunc nominis eram et juventutis et formae gratia praeeminebam, ut quamcunque foeminarum nostro dignarer amore, nullam vererer repellentem.“ Ep. I. Ab. p. 9.

2) „Quae (adolescentula) cum per faciem non esset infima, per abundantiam literarum erat suprema. Nam quo bonum hoc, literatoriae scilicet scientiae, in mulieribus est rarius, eo amplius puellam commendabat et in toto regno nominatissimam fecerat.“ L. c. p. 9.

schrieb, wohl so ziemlich vergessen, wie sehr ihn schon der Anblick Heloise's bezauberte, als er i. J. 1117 oder 1118 das schöne Kind zum erstenmal sah. In Wahrheit, der Philosoph war „ganz weg" [1]).

Meister Pierre redete sich aber nicht ein, in der Liebe das zu sein, was man einen Platoniker zu nennen pflegt, ganz dummer Weise so zu nennen pflegt. Die Menschen minnten im Mittelalter überhaupt viel weniger minneliedersam und viel mehr minnelüderlich, als Unwissende glauben und Verehrer der „guten alten frommen Zeit" zu glauben heucheln. Die Troubadours und Minnesänger haben dies übrigens überall, wo sie nicht im Fistelton der höfisch-ritterlichen Konvenienz, sondern im Brustton wahrer Empfindung sangen, mit anerkennenswerther Offenheit und Unbefangenheit selber eingestanden. Auch damals hat eben die Leidenschaft, wie sie allzeit und allenthalben that, thut und thun wird, sich keineswegs damit begnügt, dem blassen Mond ihre Wünsche vorzuseufzen, sondern sie hat, und zwar nicht sehr skrupelig, nach dem Besitze des geliebten Gegenstandes gestrebt.

So that auch unser verliebter Speckleker und der Geiz und die Eitelkeit seines Mitkanonikus Fulbert verhalfen ihm rasch zum Ziele. Der Oheim war nämlich bis zu einem gewissen Grade ebenfalls in seine hochbegabte Nichte verliebt. Er wünschte den Ruhm Heloise's über alle Welt ausgebreitet zu sehen, um sich in den Stralen dieses Ruhms onkelhaft zu sonnen. Kosten freilich sollte es möglichst wenig. Als ihm nun Abälard durch Vermittelung von Freunden („quibusdam ipsius amicis intervenientibus") zweierlei anbot: 1) die Nichte in alle Geheimnisse der Philosophie einzuführen und 2) der Miethsmann und Kostgänger des Oheims zu werden, um die Nichte bequemer unterrichten zu können, und zwar mit Entrichtung eines erklecklichen Mieths- und Kostgeldes, da griff Ehren Fulbert mit beiden Händen zu, froh einen

1) „In hujus itaque adolescentulae amorem totus inflammatus." Ibid.

Vogel gefangen zu haben, welcher den Säckel des Oheims mit gemünztem Silber und den Geist der Nichte mit dem gediegenen Golde der Weisheit füllen wollte. Daß der Kanonikus so blind war, mag einigermaßen entschuldigt werden durch den Ruf der Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit, in welchem Abälard bislang gestanden hatte.

Der Präceptor zog ein in das nahe bei der Schule von Notre-Dame gelegene Kanonikathaus und das unausbleibliche Spiel nahm seinen Anfang. Der Lehrer war eifrig und die arme Heloise lernte nur allzuschnell und allzuviel. Abälard hat gar artig beschrieben, wie die Schule der Philosophie zur Schule der Leidenschaft und der Privatunterricht in heiliger und profaner Literatur zu einem Privatissimum der ars amandi wurde[1]). Man könnte meinen, daß Dante diese Schilderung gekannt haben müßte, als er die glühenden und doch so keuschen Schlußterzinen des 5. Kanto seines Inferno dichtete, in welchen die arme Franceska da Rimini beichtet, was ihr geschehen, als sie eines Tages mit Paolo Malatesta in einem Buche las. Es erging dem Meister Pierre und seiner Schülerin, wie es, mit oder ohne Buch, vor ihnen und nach ihnen Milliarden von Menschenpaaren ergangen ist und noch ergehen wird, genau so, wie es geschrieben steht beim Vater der Isolde Goldhaar: —

„Minne, die Herzensjägerin,
Die schlich in ihre Herzen hin,
Eh' sie es wurden recht gewahr.
Sie stieß die Siegesfahne dar

1) „Quid plura? primum domo una conjungimur, postmodum animo. Sub occasione itaque disciplinae amori penitus vacabamus et secretos regressus, quos amor optabat, studium lectionis offerebat. Apertis itaque libris plura de amore quam de philosophia verba se ingerebant, plura erant oscula quam sententiae. Saepius ad sinus quam ad libros reducebantur manus, crebrius oculos amor in se reflectebat quam lectio in scripturam dirigebat. Quid denique? nullus a cupidis intermissus est gradus amoris, et si quid insolitum amor excogitare potuit, est additum. Et quo minus ista fueramus experti gaudia, ardentius illis insistebamus et minus in fastidium vertebantur." L. c. p. 10.

Und zog die beiden ohne Streit
In ihre Gewalt und Herrlichkeit;
Sie wurden eins und einerlei.
Die vor gewesen waren zwei."

Im übrigen hat Abälard in das pathetische Gemälde, welches er von der Exposition und Peripetie seines Liebedrama's entwarf, einen eigenartig komischen Schnörkel hineingebracht, indem er erzählt, er habe, um die Augen der Aufpasser zu täuschen, seiner Schülerin mitunter die Ruthe gegeben [1]).

4.

Aber auf die Peripetie folgt auch im Liebedrama logischer Weise die Katastrophe. Dem „freudvoll" tritt das „leidvoll", dem „himmelhochjauchzend" das „zum Tode betrübt" auf die Fersen.

Plötzlich verging dem Meister Pierre die lustselige Laune, Lieder zu dichten, worin statt der Mysterien der Philosophie die der Liebe gelehrt und welche, wie er nicht ohne einen Anflug von Poeteneitelkeit meldet, weitum gesungen wurden.

Dem Kanonikus Fulbert wurden endlich durch gute Freunde die blödsichtigen Onkelaugen weit aufgethan. Zu spät schaffte er den Lehrer der Liebekunst aus dem Hause. Die gewaltsame Trennung machte natürlich die Verliebten nur noch erpichter auf einander. Die Leidenschaft suchte, fand und ging ihre Wege. Der Widerwart von Oheim spähte und spionirte, stellte Fallen und legte Netze und richtig ließen sich die Liebenden von ihm fangen, wie dem

1) „Quoque minus suspicionis haberemus, verbera quandoque dabat amor, non furor, gratia, non ira, quae omnium unguentorum suavitatem transcenderent."

Sänger Demodokos im achten Gesange der Odyssee zufolge vom armen Hinkebein Hephästos seine Frau Gemahlin Aphrodite und ihr Buhler Ares gefangen worden waren [1]). Die näheren Umstände dieses misslichen Abenteuers und wie er demselben entronnen, hat Meister Pierre anzugeben nicht für gut gefunden.

Kurz darauf kam ihm von Heloise eine briefliche Mittheilung zu, die ihn sehr nachdenklich stimmte. Seines Nachdenkens Resultat war aber, daß er die Geliebte nachtschlafender Weile aus dem Hause ihres Oheims entführte, und nicht nur aus dem oheimlichen Hause, sondern auch aus Paris. Er brachte die Entführte in seine bretonische Heimat und dort in das Haus seiner Schwester. Hier gebar Heloise, nachdem die Zeit erfüllet war, einen Knaben, welchem die junge Mutter den barocken Namen Sternhöhemesser gab [2]).

Abälard war schon vor erfolgter Niederkunft der Geliebten nach Paris zurückgekehrt und mühte sich ab, den vor Entrüstung rasenden Oheim zu begütigen. Das wollte lange nicht gelingen und Abälard hatte Mühe, sich der Nachstellungen des wüthenden Kanonikus zu erwehren. Endlich fand er aber doch bei Fulbert und der fulbert'schen Sippschaft Gehör mit seinem Vorschlag, Heloise in aller Form zu heiraten; nur sollte die Heirat geheimgehalten werden, damit sein Ruf keinen Schaden litte [3]). Um dies zu verstehen, müssen wir uns erinnern, daß dazumal ein ehrgeiziger Mann nur entweder im Harnisch oder aber im Priesterrock steigen konnte. Seit Gregors des Siebenten Cölibatsbulle vom Jahre 1074 galt aber Ehelosigkeit für die unumgängliche Voraussetzung der Gelangung zu allen höheren und höchsten kirchlichen Aemtern und Würden. Abälard wollte steigen

---

1) „Actum in nobis est, quod de Marte et Venere deprehensis poëtica narrat fabula." L. c. 12.

2) „Apud sororem meam tamdiu conservata est, donec pareret masculus, quem Astrolabium nominavit."

3) „Dummodo id secreto fieret, ne famae detrimentum incurrerem."

und wähnte die Voraussetzung seines Steigens mittels Geheimhaltung seiner Verehelichung umgehen zu können. Man sieht, der Mann war schon nicht mehr recht verliebt, seine Begierde war gestillt und er setzte die fernerweite Befriedigung derselben der Stillung seiner Ehr- und Ruhmsucht weit nach.

Das Weib dagegen, Heloise, begann jetzt erst recht zu lieben, mit der Seele zu lieben. Die Mutter Sternhöhemessers weigerte sich geradezu, auf den Heiratsvorschlag einzugehen. Sie wollte nicht, daß ihr Ideal von Mann zur ordinären Wirklichkeit der Ehemannschaft herabsänke. Sie bezeichnete es als unschicklich und beklagenswerth, daß ein Mann, welchen die Natur zum Vortheil aller geschaffen, sich der Schmach unterzöge, einer Frau zu eigen zu sein [1]). Sie erklärte geradezu, daß sie einen Ehebund verabscheuen müßte, welcher den Geliebten seiner Freiheit berauben und wie der Philosophie so auch der Kirche zum größten Schaden gereichen würde; und weiter, sie machte sich nichts aus ihrer eigenen Schmach, so nur sein Ruhm vor Schaden gewahrt wäre.

In der ganzen Verhandlung erscheint Heloise viel größer als Abälard, welcher ganz augenscheinlich vor dem zornwüthigen und rachsüchtigen Fulbert Furcht hatte und hauptsächlich durch dieses Motiv dazu getrieben wurde, die hochherzige Geliebte zu rehabilitiren, indem er sich mit ihr trauen ließ; aber doch nur heimlich, daß es ja seinen Aussichten nicht schadete. Was demnach das Weib aus innigster, selbstlosester Liebe nicht wollte, das wollte der Mann aus feiger Berechnung. In dem Weibe waltete weit und schön der himmlische Dämon, in dem Manne klügelte klein und kläglich die „Angst des Irdischen". Heloise handelte heldisch, Abälard wand sich und tastete und tiftelte wie ein Diplomat. Das Weib dachte gar nicht an sich, der Mann dachte nur

---

1) „Quam indecens, quam lamentabile esset, ut, quem omnibus natura creaverat, uni me foeminae dicarem et turpitudini tantae subjacerem." L. c. 13.

an sich. Er kalkulirte, sie aber liebte, liebte mit jener Kraft, deren Preis in die üppigen Metaphern des Hohenliedes hereinbricht wie in das Gekicher und Gelispel von Geigen und Flöten ein schütternder Posaunenton: —

„Stark wie der Tod ist die Liebe!
Fest wie die Hölle ihr Wollen!
Sie ist eine Flamme Gottes
Und jeder Gewalt der Erde
Trotzt ihre Glut!“

5.

Zuletzt wich aber doch Heloise dem Drängen Abälards, welchem vor allem daran gelegen war, seine Laufbahn in Paris fürder in Sicherheit verfolgen zu können. Aber nur unter Vergießung bitterer Thränen that sie dem geliebten Manne, in welchem sie gerne einen künftigen Abt, Bischof, Erzbischof, Kardinal oder gar Papst gesehen hätte, seinen Willen, sich mit ihm trauen zu lassen, und in bangem Vorgefühle sprach sie ein prophetisches Wort, welches sich nur allzu sehr verwirklichen sollte [1]).

Abälard, welcher wieder nach der Bretagne geeilt war, um der Mutter seines Sohnes die gewünschte Einwilligung abzupressen, übergab den kleinen Sternhöhemesser seiner Schwester zur Pflege und führte Heloise nach Paris zurück. Etliche Tage nach ihrer Ankunft daselbst ging frühmorgens in aller Heimlichkeit — nur der Oheim Kanonikus und einige wenige Freunde waren zugegen — in einer der pariser Kirchen die Trauungsceremonie vor sich; die junge Frau kehrte in das Haus Fulberts zurück und die Ehegatten sahen sich nur selten und insgeheim. Allein dies gekünstelte Verhältniß konnte nicht von Dauer sein.

---

1) „Unum, inquit, ad ultimum restat, ut in perditione duorum minor non succedat dolor, quam praecessit amor.“ L. c. 16.

Paris war schon damals die Stadt der Aergernisse par excellence. Wie hätte sich die Skandalchronik den kostbaren Stoff von Heloise's Verschwinden und Wiederkehr entgehen lassen können? Erst raunte und dann rasaunte es in der Stadt umher, um welcher Verrichtung willen die schöne und gelehrte Heloise nach der Bretagne gereis't sei. Wir dürfen keck annehmen, daß die häßlichsten und unwissendsten Weiber die Einzelnheiten dieser Schamreise am genauesten anzugeben und mit den giftigsten Glossen zu begleiten wußten. Kurz, es gab ein groß Geschrei und unser kanonischer Choleriker von Oheim wurde darüber ganz rabiat. Was, seine Nichte, sie, welche seine Ehre, sein Ruhm, sein Stolz gewesen, sollte als „so Eine" verschrieen sein? Nimmermehr! Die Lästermäuler sollten zugestopft werden mit der Thatsache, daß Heloise ein ehrliches Eheweib; ja, das sollten sie! Und das dem Abälard gegebene Versprechen der Geheimhaltung seines Ehebundes brechend, gingen Fulbert und sämmtliche Vettern und Basen der fulbert'schen Sippschaft hin und sagten aller Welt: Meister Pierre ist der rechtmäßige Gatte Heloise's; das Paar ist in aller Form und Feierlichkeit eingesegnet und getraut; da und da, zu der und der Stunde hat die Trauung stattgefunden.

Wäre nun die arme Heloise ein gewöhnliches Weib gewesen, statt ein dämonisch bewegtes zu sein, so würde die Sache damit wohl ihre Erledigung gefunden haben. Aber es kam ganz anders. Das alle Klätscher und Klätscherinnen, alle Zungen und Ohren von Paris beschäftigende Skandal trat so zu sagen aus seinem Positiv in den Komparativ. Denn nur die Zukunft des geliebten Mannes in Betracht ziehend erklärte Heloise in hochherziger Selbstvergessenheit: Nein, es hat keine Trauung stattgefunden und ich bin keine rechtmäßige Ehefrau. Nennt, scheltet und lästert mich, wie ihr wollt; ich muß es leiden, denn ich bin keine legitime Gattin.

Aber er, Abälard, trat er nicht hervor, die Wahrheit zu bezeugen und den Ehrenschild des Ehebundes über das

edle Geschöpf zu halten, welches seine Frau war? Nein, er schwieg. Eine weibliche Liebe, wie es eine zweite vielleicht nie gegeben, war verschwendet an einen Mann, dessen Seelenfittige nicht Schwungkraft genug besaßen, ihn auf gleicher Höhe mit der Idealität des liebenden Weibes zu halten. Heloise behauptete die Genialität ihrer Natur bis zuletzt, Abälard sank frühzeitig zur Philisterei herab.

Wie der kanonische Oheim wetterte und zeterte, kann man sich leicht vorstellen. Er that seiner Nichte, die ihm wie eine Verrückte vorkommen mochte, allen Schimpf und alle Schande an[1]) und es steht stark zu vermuthen, daß der jähzornige Mann von Verbalinjurien auch zu Realinjurien vorgeschritten sei. Das durfte und konnte Abälard denn doch nicht ruhig geschehen lassen. Es gelang ihm, sein Weib abermals aus der Gewalt des Kanonikus zu befreien und für Heloise ein Asyl im Kloster von Argenteuil auszumitteln, allwo sie ja von früherher gut empfohlen war, da sie mehrere ihrer Kinderjahre unter den Klosterschwestern verbracht hatte. Zu ihrer größeren Sicherheit ließ Abälard sie das Nonnenkleid anthun, mit Ausnahme jedoch des Schleiers, also des eigentlichen Merkmals wirklicher Nonnerei.

Das machte den vor Zorn siedenden Kopf Fulberts zum überkochenden Topf. Der Kanonikus glaubte, Abälard wollte dadurch, daß er seine rechtmäßige Ehefrau ins Kloster gebracht und ins Nonnenkleid gesteckt hatte, in bequemster Weise sich von ihr losmachen und befreien. Oder sollte, mochte der Kanonikus sich fragen, das Nonnenkleid seiner entehrten Nichte für den Lüstling von Speckleder gar nur ein wohlfeiler Deckmantel sein, hinter welchem sich eheliche Rechte üben ließen, ohne daß der Ausüber sich als Ehemann bekennen müßte? Nein, das wenigstens — so brudelte der überschäumende Topf — soll dem vermaledeiten Verderber meiner Nichte verleidet werden! Sie soll nicht in

1) „Vehementer ille commotus, crebris eam contumeliis afficiebat". L. c. 17.

den Fall kommen, ein zweites Astrolabium in die Welt setzen zu müssen!

Und wie gesagt, so gethan. Das Skandal sprang aus dem Komparativ in den Superlativ hinauf. Geführt von dem mittels Bestechung zum Verräther gemachten Diener Abälards, drang die fulbert'sche Sippschaft eines Nachts in seine Wohnung ein, warf den aus dem Schlafe aufgeschreckten Meister nieder und machte ihn zum Eunuchen.

Ob der kanonische Oheim das schnöde Attentat nur angestiftet oder aber ob er bei der Ausführung persönlich zugegen gewesen, sagt uns Abälard in seinem Berichte nicht [1]). Er meldet nur, daß die Uebelthäter nach verübtem Frevel entflohen, daß ihrer zwei auf der Flucht ergriffen wurden und zur Strafe ihnen angethan ward, was sie ihm angethan hatten, mit Hinzufügung der Blendung. Einen widerlichen Eindruck macht es, wenn Abälard im Verlaufe seines Berichtes mit kathedrarischer Eitelkeit sagt, es sei ganz unmöglich, die Theilnahme und die Klagen zu schildern, welche seine Verstümmelung hervorgerufen habe. Nicht mit einer Silbe gedenkt er dabei Heloise's. Zur Zeit ganz niedergeschmettert, barg er seine Wunde, seine Scham und seine Demüthigung im Klosterschatten und nahm in der Abtei von Saint-Denis die Kutte, nicht verhehlend, daß ihn mehr die Bestürzung und Beschämung als die Frömmigkeit zu diesem Schritte getrieben.

Noch bevor Meister Pierre die Kutte anthat, hatte sich Heloise den Nonnenschleier umgebunden. Sie hatte sich dazu entschlossen, sobald die Kunde von Abälards Missgeschick in die Mauern von Argenteuil gedrungen war. Umsonst hatten die Klosterschwestern, deren Liebling sie geworden, die junge Frau beschworen, ihre Jugend, Schönheit und

1) „Adversum me conjurati nocte quadam quiescentem me adque dormientem in secreta hospitii mei camera, quodam mihi serviente per pecuniam corrupto, crudelissima et pudentissima ultione punierunt et quam summa admiratione mundus excepit: eis videlicet corporis mei partibus amputatis, quibus id, quod plangebant, commiseram.“

Gelehrtheit nicht hinter den Klostermauern zu begraben. Heloise fühlte, daß es mit ihrem Glücke zu Ende und ihr Leben eigentlich beschlossen sei. Aber sogar während der Ceremonie ihrer Einkleidung und Verschleierung hatte sie keinen andern Gedanken als den Geliebten und es ist charakteristisch, daß diese mehr in antik-klassischen als in mittelalterlich-christlichen Anschauungen lebende Frau in dem Augenblick, als der Nonnenschleier vom Altar genommen wurde, um über ihr Haupt gebreitet zu werden, schluchzend in die Klageworte ausbrach („inter lacrymas et singultus prorumpens ait"), welche Lukan im achten Buche seiner Pharsalia der Kornelia in den Mund gelegt hat [1]).

6.

Abälard nahm bald seine Lehrthätigkeit wieder auf, welche ihm Lebensbedürfniß war und welche jetzt eine zweite Glanzperiode erlebte. Aber mit diesem neuaufgehenden Glanze seiner Wirksamkeit hoben auch wieder alle die Widerwärtigkeiten an, welche die Wächter Zions dem Manne bereiteten, der sich abermals mit der gefährlichen Einbildung trug, das Kameel Dogma müßte, so man alle Gehirnnerven redlich anstrengte, doch wohl endlich durch das Nadelöhr der Vernunft getrieben werden können. Der redliche Treiber fand keine bleibende Stätte: die Rechtgläubigen trieben ihn mit der Geißel ihres Hasses von einem Orte zum andern. Am unerbittlichsten schwang diese Geißel der heilige Bernhard, Abt von Klairvaux, besonders dann, als unweit von diesem Kloster Abälard im Jahre 1122

---

1) „O maxime conjux!
O thalamis indigne meis! hoc juris habebat
In tantum fortuna caput? Cur impia nupsi,
Si miserum factura fui? Nunc accipe poenas,
Sed quas sponte luam."

bei Nogent-sur-Seine das Oratorium Paraklet gegründet hatte, welches er nachmals an Heloise und ihre durch den „heiligen“ Abt Suger von Saint-Denis aus Argenteuil vertriebenen Klosterschwestern abtrat.

Bernhard, der strenge Mönch, der enthusiastische Kreuzzugsprediger, war übrigens ein ehrlicher Gegner, ein bedeutender Mensch, eine dämonische Natur. So ein Fanatiker, welcher, was jener indische Brahman von sich behauptete, Glaubensfeuer genug in seinem Bauche hatte, um die ganze Welt damit zu verbrennen. Er hat auch so einen Weltbrand wenigstens symbolisch-poetisch veranstaltet, indem er, seiner gränzenlosen Weltverachtung Ausdruck zu geben, das berühmte Lied von der „Vanitas mundi“ dichtete[1]), welches Buddha oder Schopenhauer geschrieben haben könnten.

Genau betrachtet, drehte sich der Zank zwischen Abälard und Bernhard um nichts weiter als um die Aufzäumungsart und den Hufbeschlag des schon öfter als billig erwähnten Kameels. Aber solche Alfanzerei gehörte damals zu den „Lebensfragen“ der Gesellschaft und wurde daher mit ungeheurem Ernste betrieben. Vor einem mit großem Pomp veranstalteten Koncil, das am 2. Juni von 1140 zusammentrat, erschien Sankt Bernhard mit den Schriften Abälards in der Hand als Ankläger und Meister Pierre als Angeklagter, welcher aber die Procedur abschnitt, indem er die Kompetenz der Versammlung bestritt und an den Papst appellirte. Da kam er aber übel an. Innocenz der Zweite befahl, daß die Schriften Abälards verbrannt werden sollten und daß ihrem Verfasser als einem Ketzer („tanquam haeretico“) ein unverbrüchliches Schweigen aufzulegen sei. Der also Gemaßregelte wollte nun selber nach Rom, um von dem übelunterrichteten Papst auf den besser zu unterrichtenden sich zu berufen. Als ob ein unfehlbarer Statthalter Gottes jemals übelunterrichtet sein könnte! Unterwegs wurde er

---

1) „Cur mundus militat sub vana gloria,
Cujus prosperitas est transitoria?“ cet.
Der Inhalt des ganzen Liedes faßt sich zusammen in der Schlußzeile:
„Felix, qui poterit mundum contemnere.“

aber im Kloster Kluny durch den berühmten Abt Peter, genannt der Ehrwürdige, zurückgehalten und dieser Freund vermittelte auch eine Aussöhnung Abälards mit Bernhard von Klairvaux. Verfolgt wurde dann der gebrochene Mann weiter nicht mehr. Er lebte ruhig in Kluny, bis zunehmendes Siechthum ihn nöthigte, eine Luftveränderung als Heilmittel zu versuchen. Demzufolge begab er sich in die Priorei Saint-Marcel unweit Chalons, wo er seine letzten Lebenstage verbrachte.

Nach ihrer grausamen Trennung in Paris haben sich Abälard und Heloise nur noch einmal gesehen. Es geschah dies im Jahre 1129, als Heloise sammt ihren Mitnonnen brutal aus Argenteuil vertrieben worden. Um ihr eine Zuflucht zu verschaffen, eilte Meister Pierre aus der Abtei von Saint-Gildas in der Bretagne, welcher er damals vorstand, herbei und übergab mit Zustimmung des Bischofs von Troyes das Oratorium Paraklet an Heloise und ihre Klosterschwestern. Paraklet gedieh sehr gut. Mittels einer päpstlichen Bulle vom Jahre 1136 wurde das unter die Regel Sankt Benedikts gestellte Kloster zur Abtei erhoben und Heloise zur Aebtissin ernannt.

Sie war eine vortreffliche Aebtissin, eine angehende Heilige. Aber sie hörte darum doch nicht auf, ein liebendes Weib zu sein. Das wurde prächtig offenbar, als eine Abschrift von dem berühmten selbstbiographischen Briefe, welchen Abälard von Saint-Gildas aus an einen Freund geschrieben hatte, ihren Weg in die Mauern von Paraklet fand.

Der größte bislang unter den Slaven aufgestandene Dichter, Mickiéwicz, hat die psychologische Thatsache, daß mitten im Braus und Saus des Missgeschickes der Stachel der Erinnerung in der Menschenbrust sich abstumpfe, dagegen nach vorübergegangenem Gewitter in der Stille der Ergebung seine Spitze wieder scharf fühlbar mache, in die schöne Strophe geprägt: —

> „Seele, die Erinnerung wohnt, ein Gei'r, in deinem Grund;
> In des Schicksals wildem Sturm schläft sie und du bist gesund.
> Aber wenn die Ruh' ins Herz wiederkehret und Vertrauen,
> Fassen es die Klauen.“

Das mußte auch die arme Heloise bitterlich erfahren. Sie wähnte ihr Herz beschwichtigt und geschweigt, wähnte es eingesargt in die Resignation klösterlicher Askese. Da schlug wie ein Blitz Abälards Brief in den Sarg, das Herz des Weibes erwachte, flammte auf und strömte seinen hochherrlich-dämonischen Minnebrand in einer Epistel an den Geliebten aus, welche von Naturwahrheit pulsirt und doch zugleich das glühendste Gedicht ist, welches jemals von einer Frau ersonnen worden. Es fehlen demselben nur Rhythmus und Reim. Auch ist etwas zu viel darin, etwas Störendes: die mancherlei gelehrten Anspielungen. Mitten in die innigsten Gefühlsergüsse hinein blaustrümpfelt es mitunter wunderlich.

Nachdem die Schreiberin den Geliebten um der Anfechtungen willen, welche er vonseiten seiner Feinde in seiner Lehrthätigkeit befahren mußte, beklagt und ihm gesagt hat, daß er die Perlen seiner Beredsamkeit vergeblich den Schweinen vorwärfe, kommt sie auf sich selber zu sprechen, auf die Katastrophe ihrer Liebe und erinnert Abälard daran, daß sie es doch wohl noch mehr als der Freund, an welchen er geschrieben, verdient hätte, Trostworte von seinen Lippen zu empfangen. „Denn du allein bist es, der mich betrüben, der mich erfreuen, der mich trösten kann. Und du allein bist es auch, der mir das schuldet, weil ich, was du wolltest, so ganz gethan habe, daß ich, um dir zu Willen zu sein, mich selber zu Grunde gerichtet habe. Und was noch mehr und wunderbar zu sagen ist, meine Liebe hat sich zu solchem Wahnsinn gesteigert, daß sie das, was sie doch einzig begehrte, ohne alle Hoffnung auf Wiedergewinn sich selber entzog, indem ich auf deinen Befehl meine Seelenstimmung und Lebensweise plötzlich änderte, um zu zeigen, daß du sowohl meines Leibes als meines Geistes einziger Besitzer seiest. Niemals — Gott weiß es — habe ich in dir und bei dir etwas gesucht als dich selber, rein nur dich, nicht das Deinige begehrend. Nicht Geschenke, nicht den Ehebund habe ich erwartet und nicht meine Wünsche und Wollüste, sondern, wie du wohl weißt, nur die deinigen habe ich zu befriedigen getrachtet. Wenn aber der Name einer Gattin

heiliger und werthvoller zu sein scheint, so ist doch mir der Name einer Freundin süßer vorgekommen oder, wenn du nicht darüber böse wirst, der Name einer Beischläferin oder Hetäre, damit, je tiefer ich mich für dich erniedrigte, ich desto größere Gnade bei dir fände und also dem Ruhme deiner Vortrefflichkeit weniger Eintrag thäte. Gott rufe ich als Zeugen an: wenn auch der Kaiser, der Herr der Welt, mich der Ehre würdigte, seine Gattin zu werden, und mir den ganzen Erdkreis für allzeit zu Füßen legte, so würde es mir doch theurer und werther erscheinen, deine Buhlin" — (der Ausdruck im Original ist noch viel drastischer) — „als seine Kaiserin zu sein" [1]).

Hieran knüpft Heloise einige feine Bemerkungen über das Wesen der Liebe und legt dar, daß dieselbe zumeist eine Täuschung („error"), weil eben die hochgespannten gegenseitigen Erwartungen gar selten in Erfüllung gingen. Sie jedoch, fügt sie frohlockend hinzu, habe keine Enttäuschung zu befahren gehabt. „Denn was andere Frauen von ihren Männern sich einbildeten, das hat die ganze Welt von dir nicht nur geglaubt, sondern auch gewußt, und meine Liebe zu dir konnte demnach desto wahrhafter sein, je weiter sie von der Täuschung entfernt war. Welcher König doch oder welcher Weise kam an Ruhm dir gleich? Welche Gegend, welche Stadt, welches Schloß dürstete nicht nach deinem Anblick? Wer, ich frage dich, rannte nicht, dich zu sehen, wenn du erschienst? Wer reckte nicht den Hals, dir nachzublicken, wenn du verschwandest? Welches Weib, welche Jungfrau

---

1) „Non matrimonii foedera, non dotes aliquas exspectavi, non denique meas voluptates et voluntates, sed tuas (sicut ipse nosti) adimplere studui. Et si uxoris nomen sanctius ac validius videtur, dulcius mihi semper extitit amicae vocabulum aut, si non indigneris, concubinae vel scorti; ut quo me videlicet pro te amplius humiliarem, ampliorem apud te consequerer gratiam et sic etiam excellentiae tuae gloriam minus laederem. Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur totumque mihi orbem confirmaret in perpetuo praesidendum, charius mihi et dignius videret, ut tua dici meretrix quam illius imperatrix." Epist. I. Heloisae. L. c. 49.

schmachtete nicht nach dir Abwesendem und entbrannte nicht für dich Gegenwärtigen? Welche Königin oder Fürstin beneidete nicht die Wonnen meines Lagers?"

Sie führt das noch weiter aus und sagt dem Geliebten, daß ihm die Herzen aller Frauen zugeflogen seien insbesondere um der Anmuth seiner Rede und um der melodischen Zärtlichkeit seiner Lieder willen. Weiterhin drängt sich ihr ein Vorwurf in die Feder. „Sage mir, wenn du kannst, warum ich nach unserer Bekehrung (post conversionem nostram), welche doch ganz und allein dein Werk war, bei dir in so große Vernachlässigung und Vergessenheit gefallen bin, so daß du mich weder anwesend durch dein Gespräch noch abwesend mittels Briefen tröstest. Sag' es mir, wenn du kannst, oder aber ich will dir sagen, was ich fühle und was alle argwöhnen: — mehr die Begierde hat dich mir verbündet als die Freundschaft, mehr die Sinnenbrunst als die Liebe. Maßen nun, wonach du gelüstetest, verschwunden ist, verschwand damit auch dein darauf gerichtetes Thun."

Die reine Flamme ihrer Liebe verzehrt jedoch sofort wieder diese augenblickliche Bitterkeit und gegen das Ende des Briefes zu lodert das Feuer abermals hoch und schön empor. „Ich wäre — ruft sie dem Geliebten zu — so du in vulkanische Krater dich gestürzt hättest, nicht unschlüssig gewesen, dir dahin zu folgen oder auf dein Geheiß voranzugehen. Denn nicht in mir, sondern in dir war meine Seele und auch jetzt und mehr noch als je ist sie, so sie nicht bei dir, nirgendwo. Ohne dich aber kann sie gar nicht sein" [1]).

Abälards Antwort auf diesen glühenden Ausbruch ist ganz steifleinen und philisterhaft, durchweg nur theologische Zungendrescherei. Heloise läßt sich dadurch nicht abschrecken. Auch ihr zweiter Brief ist voll Glut und heiß hadert sie

1) „Ego autem ad Vulcania loca te properantem praecedere vel sequi pro jussu tuo minime dubitarem. Non enim mecum animus meus, sed tecum erat. Sed et nunc maxime si tecum non est, nusquam est. Esse vero sine te nequaquam potest." L. c. 52.

darin mit dem Schicksal, daß sie straflos ausgegangen seien, während sie unerlaubten Freuden gefröhnt hätten, wogegen die Hand Gottes schwer auf sie gefallen, als sie ihre Verirrung durch einen rechtmäßigen Ehebund gutzumachen gesucht hätten. Sie beklagt den Geliebten, daß er gerade um seiner Ehemännischkeit willen die Strafe ertappter Ehebrecher habe leiden müssen. Die Ausdrücke und Wendungen, in welchen sie das alles vorbringt, nehmen sich im Munde einer Aebtissin freilich sonderbar genug aus[1]). Edel und rührend aber ist, wenn sie den Geliebten betrauert, daß er allein büßen mußte, was beide gefehlt, und wenn sie hochherzig sich selber den größeren Theil der Verschuldung zuschreibt[2]). Als Entgegnung auf diese innigsten Gefühlsoffenbarungen predigt Abälard ihr wieder weitschweifig vor und faßt dann sein Gepredige in die kühle Ermahnung zusammen: „Nimm, o Schwester, nimm, ich bitte dich, geduldig hin, was über uns verhängt worden ist" [3]).

Summa: Heloise verhielt sich zum Abälard, wie das Ideal zur Wirklichkeit, wie die Poesie zur Prosa sich verhält. Das Weib stand hoch über dem Manne.

Er starb zu Saint-Marcel am 21. April von 1142. Heloise erbat sich den Leichnam ihres Gatten und hat ihn zu Paraklet bestattet. Zweiundzwanzig Jahre später ist sie, am 16. Mai von 1164 verstorben, an seine Seite gebettet worden. Als i. J. 1792 das Kloster Paraklet aufgehoben

---

1) „Dum sollicitì amoris gaudiis fruemur et, ut turpiore sed expressiore vocabulo utar, fornicationi vacaremus, divina nobis severitas pepercit. Ut autem illicita licitis correximus et honore conjugii turpitudinem fornicationis operuimus, ira domini manum suam super nos vehementer aggravavit et immaculatum non pertulit thorum, qui diu ante sustinuerat pollutum. Deprehensis in quovis adulterio viris haec satis esset ad vindictam poena quam pertulisti." Epist. II. Hel. L. c. 64.

2) „Solus in corpore luisti quod duo pariter commiseramus. Solus in poena fuisti, duo in culpa, et qui minus debueras, totum pertulisti." 65.

3) „Accipe, soror, accipe quaeso patienter, quae nobis acciderunt misericorditer." Ep. III. Abael. L. c. 87.

wurde, schaffte man den Doppelsarg mit den Ueberresten des Paares nach Paris und gewährte ihm eine Stätte in der berühmten Todtenstadt des Père Lachaise.

Also auch hier das unausweichliche kleine Ende von jedem großen Lebensdrama: — eine Handvoll Staub. Sankt Bernhard hat doch recht mit seinem Weltverachtungsgesang. Es lohnt sich nicht der Mühe, dieses Drama durchzuspielen. Sämmtliche Rollen darin, selbst die glänzendsten, sind undankbar. Aber wir sind nun einmal dazu gepreßt und müssen trachten, uns möglichst gut aus der Sache zu ziehen und mit pflichtschuldigem Ernst und Anstand zu spielen. Alles Gefrage warum? wozu? wofür? ist eitel; denn „nur ein Narr wartet auf Antwort“.

Der Dede Sultan.

Jeglichen Schwärmer schlagt mir an's Kreuz im dreißigsten Jahre!
Kennt er erst einmal die Welt, wird der Betrogne ein Schelm.

Göthe.

1.

Leid und Lust, Weh und Wonne. Zwischen diesen Gegenpolen bewegt sich die große Täuschung, genannt Menschenleben, wenn dieses ein vorwiegend glückliches ist. Denn auch der Glückliche hat seinen reichlich zugemessenen Antheil vom Unheil alles Erdendaseins zu tragen. Diesen Fluch zu leugnen oder gar für Segen auszugeben, ist Taschenspielerei. Die ganze Weltgeschichte ist nur *eine* Verneinung solcher armsäligen Lüge. Zwar steht im Havamal der Edda geschrieben:

„Ganz unglücklich ist keiner,
Ist er gleich nicht gesund:
Einer hat an Söhnen Segen,
Einer an Freunden Freude.
Einer an vielem Gut Gefallen,
Einer an tüchtigem Thun" —

aber es steht auch tausendfältig geschrieben und ist millionenfältig erlebt, daß nie und nirgends ein Ganz-Glücklicher gefunden worden auf Erden. Höchstes Glück ist überhaupt nur traumhafte Ahnung. Mit der scheinbaren Verwirklichung dieser Ahnung beginnt auch die Enttäuschung, welche die Wonne in Wehe wendet. Unvergleichlich schön hat

Burns das gedankenschnelle Vorüberzucken des Glücksblitzes geschildert [1]).

Mit einem Schmerzensschrei begrüßen wir das Dasein, mit einem Schmerzgestöhn sagen wir demselben Lebewohl. Als das unbehilflichste aller Geschöpfe entwindet man uns dem Mutterschoße, als unnützen Wurmfraß birgt man uns schließlich im Erdenschoß. Alles Glück, welches zwischen diesen beiden Vorkommnissen zwischeninneliegen kann, ist nicht einmal die Pein des Zähnebekommens und Zähneverlierens werth. Das haben die wahrhaften Weisen aller Zeiten wohl gewußt. Von jenem indischen Jogi, welcher im qualvollen Vollbewußtsein des Weltschmerzes zuerst die furchtbare Wahrheit: „Leben ist leiden!" ausgesprochen hat, spannt sich bis auf unsere Tage herab eine ununterbrochene Kette von Denkern und Dichtern, von Sehern und Propheten, welche für diese Wahrheit Zeugniß ablegten. Kein erlauchter Träger des Genius, welcher nicht einen Ring dieser Kette bildete.

Ein Hauch von tiefer Trauer liegt auf den edelsten Schöpfungen des Menschengeistes: auf den Meisterwerken der hellenischen Skulptur wie auf den Domkolossen des Mittelalters. Es ist derselbe „Schmerz der Kreatur", welcher auf den Brauen von Michelangelo's Propheten und Sibyllen

1) „But pleasures are like poppies spread,
You seize the flow'r, its bloom is shed!
Or like the snowfall in the river,
A moment white — then melts for ever;
Or like the borealis race,
That flit ere you can point their place;
Or like the rainbow's lovely form,
Evanishing amid the storm."
(Und aber die Lust sie gleicht dem Mohn:
Berührt kaum, fällt die Blume schon!
Dem Schnee auch, der ins Wasser dort
Weißschimmernd sinkt, doch schmilzt sofort;
Dem Schein des Nordlichts wohl sie gleicht,
Das, eh' du's recht geseh'n, erbleicht;
Oder des Regenbogens Pracht,
Hinweggewischt von Sturmesmacht.)

wuchtet, die Augen von Rafaels Madonnen umschleiert, aus Beethovens Symphonieen grollt, im Hiob wüthet und im Parzival grübelt. Beim Homer wie beim Firdusi und beim Nibelungendichter, beim Aeschylos und Sophokles wie beim Alfieri und Schiller lautet der Grundton „Leben ist leiden". Dante's Zorn über die Pein, Mensch zu sein, ras't hinter dem Gitter seiner Terzinen wie ein Leu in seinem Käfig. Als Summe von Shakespeare's Poesie ergibt sich eine erhabene Gleichgiltigkeit. Das Lachen von Aristophanes, Rabelais, Cervantes und Swift ist nur ein Verzweiflungslachen über das dumme Welträthsel und die Nichtswürdigkeit der Menschen. Jedes sehende Auge erkennt die tiefe Schwermuth zwischen den Zeilen von Platons Dialogen wie zwischen denen von Kants Kritik der reinen Vernunft. Wenn der gramverzehrte Hellene Theognis als der Weisheit letzten Schluß fand: „Gar nicht sein, das wäre dem Erdgebornen das Beste" — so bekannte Göthe, der Glückliche, der Lebensfreudige vor allen, als das Gesammtresultat des Daseins: „Wir alle leiden am Leben". Einer der besseren Römer, Lukan, meinte, höchstes Menschenglück sei, mit Anstand zu sterben [1]), und der tiefsinnigste katholische Dichter, Calderon, suchte sich über den Jammer des Daseins dadurch hinwegzuhelfen, daß er die Idee des Buddhismus ins Katholische übersetzte und Welt und Leben für Schatten und Schein, für eine Schaumblase, für ein schlechtes Gedicht und für einen dummen Traum ausgab: —

„Was ist Leben? Hohler Schaum!
Ein Gedicht, ein Schatten kaum!
Wenig kann das Glück uns geben,
Nur ein Traum ist unser Leben
Und die Träume selbst sind Traum."

Schon recht. Wäre nur der „Schaum" nicht so kaltnässend, das „Gedicht" nicht so zudringlich wirklich, der „Schatten" nicht so greifbar leibhaft und der „Traum" nicht so alpschwer! Der alte Sallust hat gelegentlich die

1) „Scire mori sors prima viris". Pharsal. IX, 211.

achselzuckende Bemerkung gemacht: „Facies totius negotii varia, incerta, foeda atque miserabilis“ — aber das Negotium, die schwere Arbeit des Daseins, will und muß gethan sein, weil eben uns armen Teufeln von Menschen allen der „Wille zum Leben“ eingeboren ist. Vor Schopenhauer hieß dieser philosophische Begriff einfach der Magen. Der menschliche Witz wird ja bekanntlich nie müde, gemeinen Dingen vornehme Namen zu geben. Am weitesten aber hat es darin in unseren Tagen doch wohl die Gauner-, Banditen- und Hurenbande des zweiten Empire gebracht, indem sie dem Bartholomäustag von 1851, dem 4. December, allwo sie die große Boulevardschlächterei verübte, die prunkende Etikette „Gesellschaftsrettung“ aufklebte. Sie durfte es; denn sie wußte, daß je größer ihr Frevel, um so größer auch der Beifall vonseiten der menschlichen Niedertracht sein würde. Die Bartholomäusnacht von 1572 begrüßte der „Statthalter Christi“ mit einer Kanonensalve der Engelsburg, den Bartholomäustag von 1851 begrüßte das ganze officielle Europa mit jubelnden Beifallssalven. Die kleinen Diebe henkt man zwar nicht mehr: man füttert sie vielmehr auf Kosten der ehrlichen Leute; aber die größten, so man etwa mal einen in Sedan fängt, ja d i e logirt man möglichst bequem und behaglich, möglichst prächtig und üppig auf Wilhelmshöhen ein, damit sie sich fernerweit in kaiserlichem Stil ihres Lebens erfreuen können, während drunten in der Ebene die Weiber, die Witwen und Waisen der braven Einfänger vielleicht am Hungertuche nagen. Gerechtigkeit, dein Wesen ist Wahn und dein Name Wind.

2.

Der Widerspruch gegen die Organisation der Gesellschaft ist bekanntlich so alt wie diese selbst. Der Satan des persisch-jüdisch-christlichen Mythus war der erste Kritiker

des Systems patriarchalischen Absolutismus, der Kain der hebräischen Paradiessage eine Art von vorsintflutlichem Babeuf. Wir dürfen mit Bestimmtheit annehmen, daß schon in vorhistorischer Zeit, in fernabliegenden verschollenen Jahrtausenden Zornschreie der Verzweifelung über das grelle Mißverhältniß von Recht und Glück, von Verdienst und Erfolg, von Ideal und Wirklichkeit, kurz über das ganze Elend der Menschheit aus heißpulsirenden Menschenherzen zum tauben Himmel emporgestiegen seien, wie einen solchen Zornschrei auch der arme Lamartine in besseren Tagen in seiner Seele gefunden und herausgeschleudert hat [1]). Freilich ist seine Empörung akademisch glatt und niedlich, verglichen mit den Felsbergen von Flüchen, welche König Lear titanisch gen Himmel thürmt. In Shakspeare's Timon vollends ras't die wilde Jagd des Pessimismus zügel- und bügellos einher. Kein moderner Poet hat aber, wie mir scheint, den Jammer der Armen und Unterdrückten in ergreifenderen Lauten sprechen oder vielmehr weinen lassen als der Kleinrusse Taras Grigoriewicz Szewczenko [2]). Seine Poesie, in der schwermuthsvollen Molltonart der slavischen Volksdichtung gehalten, birgt ein verzehrendes Zornfeuer wie die Wolke den Blitz . . .

Jahrtausende schon, bevor Rousseau seine hochberedsame,

---

1) „La vertu succombant sous l'audace impunie,
L'imposture en honneur, la verité bannie;
L'errante liberté
Aux dieux vivants du monde offerte en sacrifice;
Et la force partout fondant de l'injustice
Le règne illimité!
La fortune toujours du parti des grands crimes,
Les forfaits couronnés devenus légitimes,
La gloire au prix du sang;
Les enfants héritant l'iniquité des pères,
Et le siècle qui meurt racontant ses misères
Au siècle renaissant."

2) Vgl. J. G. Obrist: T. G. Szewczenko, ein kleinruss. Dichter, 1870. S. bes. die beiden Dumken „Die Lilie" (S. 44) und „Die Rusalka" (S. 51). Szewczenko wurde als Leibeigener 1814 geboren und starb nach einem Dasein voll Mißgeschick 1861.

aber, wie heute wohl kein Wissender mehr bestreiten wird, auf dem Treibsande falscher Voraussetzungen aufgebaute Deklamation „Sur l'origine et les fondemens de l'inégalité parmi les hommes“ losließ und damit zu einer unabsehbaren socialistischen Literatur den Anstoß gab, hat das Uebel der Ungleichheit unter den Menschen religiöse Phantasten und philosophische Träumer lebhaft beschäftigt. Von den ältesten Zeiten bis zur gegenwärtigen Stunde hat es nie an feinfühlenden, warmherzigen Menschen gefehlt, welche die traurige Thatsache, daß Glück und Unglück, Arbeit und Genuß ihren Mitmenschen keineswegs immer nach Verdienst zugemessen werden, nicht rasten und ruhen ließ. Die Gesellschaft so, wie sie war, erschien ihnen nur als ein abscheuliches Zerrbild dessen, was sie eigentlich sein sollte. Nämlich sein sollte dem Ideal zufolge, welches sie in der Brust trugen. Sie wähnten, nur die Selbstsucht der Starken, der Glücklichen, der Reichen, der Bevorrechteten wäre schuld daran, daß es Schwache, Unglückliche, Arme und Rechtlose gäbe. Sie glaubten die Gleichheit dekretiren zu können, indem sie der eisernen Praxis des Lebens das Spinnengewebe einer wohlwollenden Theorie entgegenstellten. Sie übersahen oder wollten übersehen, daß die Natur selbst mit jener unerbittlich grausamen Logik, welche ihr erstes und ewiges Attribut ist, die Thatsache der Ungleichheit gesetzt hat und festhält. Die Ungleichheit ist ein Naturgesetz so gut wie irgendeins. Die schädlichen Wirkungen von Naturgesetzen vermag man einigermaßen zu mildern, wie man ja z. B. dem Blitze so zu sagen seinen Weg vorzeichnen kann; aber die Naturgesetze aufheben kann kein Gott und kein Mensch. So lange die Menschheit existirt, wird es schöne und häßliche, gerade und krumme, starke und schwache, gesunde und kranke, gescheide und dumme, fleißige und faule, sparsame und verschwenderische, ehrbare und lüderliche, ehrliche und gaunerische, tugendhafte und frevlerische, reiche und arme, edle und gemeine, großdenkende und kleinrechnende, geistig schaffende und mechanisch handirende, führende und folgende, gebietende und gehorchende Menschen geben. Eine

kommunistische Schablonemenschheit oder Menschheitschablone ist nur ein Narrenwahn, die menschliche „Bruderschaft“ ein nicht einmal im kleinsten Kreise dauerhaft zu verwirklichender Bummelwitz, das Zukunftparadies, das Millennium der Freiheit und Gleichheit, des Friedens und der Freude entweder ein Traum wohlwollender Thoren oder ein Kaleidoskop für große Kinder oder endlich ein Köder, welchen Gauner auslegen, um Gimpel damit zu fangen.

Bedürfte es zu den unzähligen Beweisen hin, welche die Geschichte für die Thatsache beibringt, daß die Menschenbruderliebe allzeit nur eine Lügenphrase war und demnach auch allzeit nur eine solche sein wird, noch weiterer, das Jahr 1870 würde sie liefern. Im Sankt Peter arbeitete die „ökumenische“ Flüchespritze, um alle die lieben „Menschenbrüder“, welche nicht an den alleinseligmachenden Humbug der „Unfehlbarkeit“ glauben wollen, mit giftiger Jauche zu überschütten, und die ihrem kläglich dummen Dünkel zufolge „stets an der Spitze der Civilisation marschirende grande nation“ ließ sich wie ein wohldressirter Bluthund auf ihre Nachbarin hetzen, damit auf den blutdampfenden Walstätten des deutsch-französischen Krieges wieder einmal recht handgreiflich-entsetzlich offenbar würde, weß Wesens die vielgepriesene moderne Civilisation eigentlich wäre. Falls Vorhersagungen über das Endschicksal der Menschheit nicht überhaupt müssige Spielereien wären, so hätte man vollauf Grund, zu meinen, das Ende aller Dinge werde keineswegs ein geßner'sches Idyll sein, sondern vielmehr ein byron'sches Nachtstück, wie solches der große Dichterlord in seiner furchtbaren Vision „Darkness“ mit Höllenfarben gemalt hat ....

Die praktischen Versuche, das Uebel der naturgesetzlichen Ungleichheit unter den Menschen mittels kommunistischer Gesetzgebungen oder Einrichtungen aufzuheben, sind von ältester Zeit bis auf die jüngste entweder kläglich gescheitert oder sie haben beklagenswerthe, geradezu bestialisirende Wirkungen gehabt. Wo sie einen zeitweiligen Schein von Erfolg erzielten, waren sie nicht etwa auf Vernunftschlüsse und Humanität, sondern vielmehr auf den albernsten religiösen Fanatismus basirt.

So haben z. B. die „Rappisten“ in der kommunistischen Kolonie Harmony in den Vereinigten Staaten allerdings ein ungeheures Gemeinvermögen angehamstert, aber um welchen Preis? Um diesen, daß sie auf Befehl ihres Papstes Rapp zur Naturwidrigkeit der Möncherei zurückkehrten, der Ehe entsagten und Manustupranten wurden. Das Ende der ganzen Herrlichkeit war, daß zuletzt nur noch etliche halb- oder ganzblödsinnige Greise durch die öden Gassen von Harmony wankten.

Der Kommunismus, wofür ja der Socialismus nur ein verschämterer Name ist, muß vermöge der ihm innewohnenden zwingenden Logik überall und allzeit zur Vernichtung der individuellen Freiheit und Selbstbestimmung, wie zur Vernichtung der Ehe und folglich zur Zerstörung der Familie verschreiten. Er kann sich dieser Konsequenz gar nicht entziehen: darum ist er gerade so wesentlich antisocial, kulturfeindlich, mittelmäßigkeitsüchtig und tyrannisch, wie das Christenthum in der Jugendfrische seines Fanatismus gewesen und, wo immer es ernstlich-dogmatisch genommen wird, bis zur Stunde geblieben ist. Vernichtet die Persönlichkeit, entwurzelt den Trieb und Drang des menschlichen Ich, sich auf sich selbst zu stellen, sich Bahn zu brechen mittels eigener Kraft in dem ruhelosen Kampf um's Dasein, sich so oder so hervorzuthun vor seinen Mitkämpfern und sein Glück selber zu schmieden, drückt die Individualitäten platt unter der bleierndummen Gleichheitwalze, zerreißt durch Aufhebung der Ehe und Vernichtung der Familie die innigsten Bande, welche die Menschen aneinanderknüpfen und dem Unsinn des Lebens wenigstens einen Schein von Sinn verleihen, verwandelt die Gesellschaft in die Staatszwangsarbeiterkaserne, wie sie euer Feist Lasal — die humanitären Phrasen und jesuitischen Mentalreservationen abgerechnet — euch vorgeschwindelt hat, und

„Gebt nur erst acht, die Bestialität
Wird sich gar herrlich offenbaren.“

Sie *wird* sich offenbaren. Denn wo und wann hätte es jemals einen höheren oder tieferen, einen höchsten oder

tiefsten Blödsinn gegeben, welcher nicht seinen Verlauf haben wollte und nicht wirklich hatte? Dem Aberwitz wohnt eine dämonische Macht und Gewalt inne, gegen welche mit Vernunftgründen gerade so wenig an- und aufzukommen ist wie mit papierenen „Menschenrechten" gegen wohlbediente Kanonen und rücksichtslos gehandhabte Bajonnette.

3.

Erleuchtetste Geister wie unklarste Schwärmer haben sich von jeher abgemüht, das unselige Sphinxräthsel, das „sociale Problem", zu lösen. Der älteste historisch bekannte Versuch, eine theoretische Lösung in die Praxis des Lebens zu übertragen, ist, wie jedermann weiß, die mosaische Gesetzgebung gewesen. Vom kommunistischen Princip ausgehend und dasselbe streng durchführend hat sie das mit kanibalischer Grausamkeit seinen rechtlichen Besitzern geraubte Kanaan unter die zwölf Stämme der Kinder Israel so vertheilt, daß jedem Stamme und jeder Familie ein bestimmter Theil des Bodens in gleichen Loosen zugewiesen wurde. Der jüdische Gesetzgeber wußte freilich gar wohl, daß diese Gleichheit des Besitzes unmöglich eine dauernde sein könnte; aber er traf Vorsorge, die im Verlaufe der Zeit naturgemäß einreißende Ungleichheit immer wieder aufzuheben. Zu diesem Zwecke setzte er das sogenannte Jubeljahr („Schenat Hajjobel") ein, welches von 50 zu 50 Jahren wiederkehrte und am „Versöhnungstage" (am 10. des 7. Monats) unter Posaunenschall feierlich durch das ganze Land ausgerufen wurde. Beim Propheten Ezechiel (46, 17) heißt das Jubeljahr das Jahr der Freiheit, der Befreiung. Mit Fug. Denn mit der Wiederkehr desselben wurden alle Sklaven und Sklavinnen israelitischer Herkunft ohne alle Entschädigung der Besitzer frei, die veräußerten Grundstücke fielen an den ursprünglichen Besitzer oder dessen rechtmäßige Erben zurück,

alle Schuldtitel erloschen und sogar die Erde sollte an dieser Erneuung und Wiedergeburt der Gesellschaft theilhaben, indem ja während des Jubeljahrs alle Feldarbeit ruhen mußte.

Wie weit haben es nun die Juden mit dieser kommunistischen Gesellschaftverfassung gebracht? Dazu, daß ihre Geschichte eine der grausigsten ist, welche gedacht werden können, und daß sie, den energischen Ausdruck des römischen Historikers zu gebrauchen, „zum Abscheu des Menschengeschlechtes" wurden.

Einen Staatskommunismus zu gründen und aufrecht zu erhalten, unternahm auch die der kretischen nachgebildete und um 810 v. Chr. eingeführte lykurgisch-spartanische Verfassung, welche aber, wohlverstanden! zu gründen und aufrecht zu halten nur möglich war auf der Basis des Helotenthums, d. h. der grausamen Sklaverei der Mehrheit der Bevölkerung. Was hat aber dieser von gelehrten Dummköpfen vielgepriesene Kommunismus, welcher das Institut der Ehe zu einer bloßen Beschälungsanstalt verbestialisirte, aus den Spartanern gemacht? Gewissenlose Egoisten, brutale Tyrannen, deren Rohheit, Falschheit und Tücke der Fluch von Hellas geworden sind und zum Untergange griechischer Freiheit und Kultur sehr viel beigetragen haben.

Der Begründer einer philosophischen Theorie des Kummunismus soll einer Bemerkung des Aristoteles (Politik, II, 4) zufolge ein gewisser Phaleas aus Chalkedon gewesen sein. Ihn verdunkelte jedoch vollständig der große Platon, welcher in seiner Schrift „Vom Staat" den Idealstaat mit Gütergemeinschaft konstruirte, — eine der kolossalsten, buntestschillernden Seifenblasen, welche jemals die menschliche Phantasie aus dem Thonpfeifenrohr des Theorieschwindels geblasen hat. Bemerkenswerth ist daran insbesondere zweierlei: erstens, daß der Republikaner Platon keineswegs eine *demokratische* Gleichheit und Brüderlichkeit aller Staatsbürger will, indem er nur dem Lehr- und Wehrstand, nicht aber dem Nährstand das Vollbürgerrecht zutheilt; und zweitens, daß der superlativische Idealist Platon in seinen Vorschriften über das Verhältniß der beiden Geschlechter

völlig auf den Standpunkt spartanischer Stuterei sich stellt. Auch im platonischen Idealstaat gibt es weder Ehe noch Familie. Später freilich scheint dem guten Philosophen der kommunistische Dusel verflogen zu sein. Wenigstens ließ er in seinem Buch „Von den Gesetzen" die kommunistischen Postulate großentheils fallen, wehmüthig bemerkend, daß „die Gütergemeinschaft nur für Götter und Göttersöhne sich eigne", d. h. daß sie für die Menschen, wie diese nun einmal sind und der Hauptsache nach allzeit sein werden, eine Unmöglichkeit sei. Platons Zeitgenosse, der Erzschalk Aristophanes, einer der gescheidesten Menschen, welche je gelebt, hat bekanntlich in seiner Komödie „Die Weibervolksversammlung" den platonischen Idealstaat und dessen Güter- und Weibergemeinschaft mit unsterblichem Gelächter überschüttet. Seine Satire paßt auch auf die modernen und modernsten Apostel des Kommunismus wie angemessen, und wenn man seiner Klubbrednerin Praxagora zuhört, glaubt man auf und eben die Flunkereien der sogenannten Socialdemokraten und Socialdemokrätinnen unserer eigenen Tage zu hören.

Wenn etliche Häuptlinge der modernen Kommunisten mit den kummunistischen Tendenzen des Urchristenthums Parade machten, so muß das der bekannten Unwissenheit und Oberflächlichkeit dieser Lügenpropheten zu gute gehalten werden. Es war mit diesen kommunistischen, aus dem Essenerthum herübergenommenen Tendenzen des Urchristenthums nicht weither und jedenfalls sind sie nur da und dort zu kurzdärmiger Verwirklichung gelangt. Sobald das Christenthum auch unter den besitzenden und gebildeten Klassen Mode geworden, waren die vielbesungenen kommunistischen Brüder- oder Liebemahle („Agapen") weiter nichts mehr als modische Picknicks, von den Tonangebern und Tonangeberinnen feiner Lebensart wie andere Zeitvertreibe veranstaltet. Die bezüglichen Schildereien, welche ein gewiß unverdächtiger und glaubhafter Zeuge, Sankt Hieronymus, in seinen Briefen entwirft, die sich über seine Erlebnisse in Rom während der 2. Hälfte des 4. Jahrhunderts verbreiten, lassen hierüber keinen Zweifel aufkommen. Im

13. und 14. Jahrhundert sodann suchten christliche Sekten, insbesondere die „Geschwister des freien Geistes“ und die „Apostelbrüder“, die essenisch-urchristlich-kommunistischen Anläufe weiterzuführen. Worauf liefen aber ihre Bestrebungen hinaus? Auf Faulenzerei, Diebstahl und gräuliche Unzucht. Das christliche Institut der Möncherei ist allerdings ein kommunistisches und hat sich — je dümmer, desto dauerhafter — seit 15 Jahrhunderten erhalten. Aber man wird uns doch diese gemeinschädliche Natur-, Vernunft- und Zeitwidrigkeit nicht für ein verwirklichtes Gesellschaftideal ausgeben wollen? Haben denn die Doktrinäre des Kommunismus, die Prediger der fourier'schen Phalanstère-Herrlichkeit, haben sie nie davon läuten gehört, daß die klösterliche Sklaverei die härteste von allen?

Daß und wie zur Reformationszeit, welche die Gemüther in ihren Tiefen aufwühlte, der kommunistische Gedanke in der Form der Wiedertäuferei hervortrat und eine Menge fanatischer Anhänger gewann, ist bekannt. Ebenso, daß die wiedertäuferische Kommunisterei unter Führung des Schneiderkönigs Jan Bockelsohn zu Münster zeitweilig (1534—35) staatliche Gestaltung gewann und folgerichtig in die zwei Spitzen molochistischen Wahnwitzes auslief, in Wollust und Grausamkeit. Endlich ist auch bekannt, daß innerhalb des Kreises christlicher Sektirerei bis auf den heutigen Tag herab kommunistische Gelüste sich kundgegeben haben und daß, wiederum ganz folgerichtig, in dem heiligen Dämmer und Dunkel frommer Konventikel und muckerischer Tabernakel der kommunistische Unzuchtkitzel der Weibergemeinschaft frech sich regt. Weniger bekannt dagegen ist, daß auch im Schoße des Islâm vor Zeiten eine kommunistische Bewegung stattgefunden hat, welche wohl verdient, etwas näher angesehen zu werden [1]).

---

1) Hauptquelle für das Folgende ist die „Historia Byzantina“ des Johannes Michael Dukas. (Ich gebrauchte und citire die Ausgabe von Bekker, Bonn 1834, in dem bekannten Corpus scriptorum

4.

Der Insel Chios gegenüber springt das kleinasiatische Festland in eine bizarr gestaltete Landzunge aus, welche sich südwärts und nordwärts gabelt. Der nördliche Zinken, wie ein kolossales Ei geformt, bildet mit seinem Ostrande die westliche Einfassung des Golfes von Smyrna und treibt aus der Mitte seiner Masse den Karaburun empor, den schwarzen Berg, wie die Türken ihn nennen, oder den Stylarios, wie die Griechen des 15. Jahrhunderts das felszackige, schluchtenreiche Waldgebirge ihrerseits nannten.

Diese Berglandschaft war der Schauplatz, auf welchem eine der denkwürdigsten Episoden der türkischen Geschichte sich abspielte, — eine Episode, die, kulturgeschichtlich angesehen, von weit größerer Bedeutung war als gar manche der berühmtesten Haupt- und Staatsaktionen in dem langen Gräuelspiel des Osmanenthums.

Aus den dunkeln Waldkuppen des Karaburun schlug um das Jahr 1418 — die Zeitrechnung ist in jener Periode der Türkengeschichte ziemlich unsicher und verworren — eine

histor. byzant.) Dukas war in seinen jüngeren Jahren Zeitgenosse der denkwürdigen Ereignisse auf dem Gebirge Stylarios: er hat noch um oder nach 1462 auf der Insel Lesbos gelebt. Was die Angabe von Thatsachen betrifft, verdient er Vertrauen. Dagegen ist er der Geistverlassenheit, welche den byzantischen Historikern eigen, durchweg theilhaft. Von einer Darlegung der psychologischen und socialen Motive der Begebenheiten ist bei ihm keine Rede. Seine Geschichtschreibung ist nur eine Aneinanderreihung trockener Notizen, eine Fläche ohne Perspektive, ohne Licht- und Schattengebung. Hammer (Gesch. d. osman. Reiches, I, 375 fg.) und Zinkeisen (Gesch. d. osman. Reiches in Europa, I, 473 fg.) haben aus Neschri und Seadeddin einiges Wesentliche zur Ergänzung der Erzählung von Dukas beigebracht. Ein deutscher Dichter, Leopold Schefer, wurde durch den in Rede stehenden Stoff lebhaft angemuthet und schuf daraus seine schöne Novelle „Der Gekreuzigte oder nichts Altes unter der Sonne" (Ausgew. Werke, IV, 1). Darin tritt der kommunistische Heiland vom Berge Stylarios als eine jener „indischen Blumenseelen" vor uns hin, von welchen es in Schefers Werken bekanntlich wimmelt.

Flamme auf, welche für das Reich Osmans zu einem vernichtenden Brande zu werden drohte. Auf dem Stylarios nämlich erhob sich ein Prophet, ein Heiland, welcher, Worte der Liebe auf den Lippen und das Schwert in der Rechten, den kühnen Versuch machte, die Bekenner des alten und des neuen Testaments mit denen des Korans zu versöhnen und zu verbünden und Moslemin, Juden und Christen unter dem Banner einer neuen Heilslehre zu sammeln, welche Glaubens- und Gütergemeinschaft verkündigte.

Die Zeit mußte solchem Unternehmen günstig sein, denn sie war ja voll Trübsal. Timurs entsetzliche Tatarenflut war über Asien hingerollt und hatte in ihrem Gewoge auch den „Blitz" Bajesid ausgelöscht (in der Schlacht auf der Ebene Tschibükabad unweit Angora im Juli 1402). Viele Jahre hindurch hatten dann Bajesids Söhne auf asiatischem und europäischem Boden in mörderischen Brüderkriegen um den Besitz des Osmanenthrones gerungen, bis endlich Prinz Mohammed den letzten seiner Mitbewerber, seinen älteren Bruder Musa, auf der Ebene von Tschamurli besiegte und den Gefangenen mittels einer Bogensehne erdrosseln ließ, worauf der Sieger als Sultan und Padischah Mohammed der Erste triumphirend in Adrianopel einzog (1413). Vierzig Jahre darnach hielt sein Enkel, Sultan Mohammed der Zweite, nachdem der letzte Kaiser von Byzanz, Konstantin Dragoses, auf der Bresche beim Romanosthor heldisch gefallen, seinen Triumpheinzug in die erstürmte Konstantinopolis und sah mit grimmigem Lächeln, wie das große Krucifix vom Hauptaltare der Aja Sofia herabgerissen, mit einer Janitscharenmütze bekrönt und unter dem Spottjubel: „Seht, das ist der Gott der Christen!" umhergetragen wurde. Dann sprang er auf einen der Altäre, auf welchen seine im Siegesorgiasmus rasenden Krieger gefangene Edelfrauen und Nonnen geschändet hatten, stimmte das Symbolum des Islâm an: „Außer Allah kein Gott" und schöpfte der Stadt, die jetzt seine Hauptstadt war, den Namen Istambol (29. Mai 1453).

Die Regierungszeit Mohammeds des Ersten war von den Nachwehen der mongolischen Invasion wie der inneren

Kämpfe, zu welchen Bajesids Fall und Tod das Signal gegeben, schwer gedrückt und getrübt; die Stimmung nicht allein der unterjochten Slaven und Semiten in Asien und Europa, sondern auch die der herrschenden Kaste, der Türken, war vielfach eine verzweifelnde. Materielle Noth und moralische Anarchie an allen Ecken und Enden. Die Autorität des Sultans eine keineswegs vollständig durchgeführte und gesicherte, weil insbesondere sein unglücklicher Bruder Musa einen starken Anhang hinter sich zurückgelassen hatte. In allen Adern des Reichskörpers pulsirte Unzufriedenheit, den ganzen Staatsorganismus durchzuckten rebellische Regungen. Wie in solchen Lagen allzeit und überall zu geschehen pflegt, so gab sich auch damals unter der Bevölkerung des Osmanenreiches das Gefühl kund: Schlechter kann es nicht mehr gehen, es muß also besser werden! Der uralte und ewigjunge Wiegensingsang, womit Menschen und Völker sich einlullen. Die grüne Hoffnungsfeder, welche die Leute aufblasen in die Luft und der sie dann mit kindischer Zuversicht nachlaufen, bis sie unversehens in ihre Gräber hinabtorkeln.

Je wuchtiger aber der Druck der Wirklichkeit, um so energischer der Gegendruck des Hoffnungswahns. Aus dem Extrem der Noth springt, so zu sagen, der Mensch mit gleichen Füßen in das Extrem der Illusion hinüber und so geschah es auch dazumal auf dem Karaburun. Man machte einen socialen Salto mortale, man stellte die Gesellschaft, um sie zu reformiren, auf den Kopf.

Das Unterfangen war übrigens nicht so originell, wie es beim ersten Anblick aussah. Auch in der islamischen Welt trat von jeher der Orthodoxie die Ketzerei auf die Fersen. Namentlich von der Zeit an, wo der Islam nach seinem Vordringen nach Iran und Hindostan mit parsischen und brahmanischen Anschauungen sich verquickt hatte. Schon im 2. Jahrhundert der mohammedanischen Zeitrechnung erhoben in Khorassan zwei Ketzer die Aufruhrfahne gegen das religiöse und sociale Dogma, Rawendi und Mokannaa. Jener „verunreinigte“ den Islâm durch Einführung der brahmanischen Seelenwanderungslehre, dieser (der „ver-

schleierte Prophet") predigte und prakticirte eine ganz willkürlich aus dem Parsismus gezogene zuchtlose Freigeisterei. Unlange nachher kam die Sekte der Churremije, d. i. der „Fröhlichen" auf, gestiftet von einem gewissen Babek, einem persischen Jan Bockelsohn, welcher lehrte, die Bestimmung des Menschen sei, fröhlich zu sein und zu genießen, was das Leben Genießbares böte; die Erde mit allem, was darauf, die Weiber natürlich inbegriffen, sei Gemeingut der „Fröhlichen".

Der türkische Heiland vom Stylarios faßte aber die Sache viel ernster und tiefer an, auch mit etwas reineren Händen. Er hieß Böreklüdsche Mustafa oder wohl auch nur kurzweg Böre und war von Stand ein einfacher Bauer [1]). Eine auserwählte Natur sicherlich, eine bedeutende Persönlichkeit, ein Schwärmer, der an seine Schwärmerei aufrichtig glaubte bis zu seinem letzten Athemzug, — welche Gläubigkeit und Ueberzeugungstreue bekanntlich einer Schwärmerei, die wirksam sein will, nie fehlen darf. Die Illusion muß schlechterdings an sich selber glauben, so sie an Anderen Glaubenswunder wirken soll.

Schade, daß unser zundertrockener Dukas vom Werden und Wachsen des Heilands gar nichts berichtet. Er läßt den fertigen plötzlich wie vom Himmel herabfallen. Fassen wir aber die damaligen Zustände und Stimmungen im Osmanenreiche und insbesondere in Kleinasien zusammen, so finden wir, daß neben dem Elend der Zeit ein Wirrsal von islamisch-persischer, jüdischer und christlicher Mystik den Anstoß zu einem jedenfalls denkwürdigen religiösen und socialen Revolutionsversuch gegeben habe.

Böreklüdsche verkündigte den Bewohnern des Karaburun dieses Evangelium: „Freiwillige Armuth! Was mein,

---

1) Dukas (c. 21, p. 62): „τις τῶν Τούρκων ἰδιώτης καὶ ἄγροικος", — welches letzte Wort bekanntlich nicht nur „bäuerisch" schlechtweg bedeutet, sondern auch den Nebensinn „roh", „brutal" in sich schließt. Der gute Byzantiner hat es offenbar nicht der Mühe werth gehalten, nach der Persönlichkeit Böre's näher sich zu erkundigen.

ist dein; was dein, ist mein. Alles ist gemeinsames Gut, mit Ausnahme der Weiber; gemeinsam ist der Ertrag des Feldes, das Feld selbst, gemeinsam sind Kleider und Geräthe. Du betrachtest und brauchst mein Haus als das deinige, ich bediene mich deines Hauses als des meinigen, immer das Harem ausgenommen" [1]).

Neben diesem Kommunismus, welcher sich vor dem lykurgischen, platonischen und saint-simonistischen durch Heilighaltung der Ehe sehr vortheilhaft auszeichnete, hatte die frohe Botschaft Böre's zu ihrem wesentlichen Inhalt auch noch eine kosmopolitische Toleranz, welche sich namentlich den Christen gegenüber sehr nachdrucksam aussprach. Der Prophet orakelte: „Jeder Moslem, welcher sagt, die Christen seien keine rechten Gottesverehrer, der ist selber ein Gottloser" — und dieses Toleranzedikt hatte zur Folge, daß die Bekenner der frohen Botschaft vom Karaburun sich außerordentlich zuvorkommend gegen die Bekenner der Kreuzreligion benahmen. Wo sie — wird uns gesagt — einem Christen begegneten, umhals'ten sie ihn liebevoll und ehrten ihn wie einen Engel Gottes [2]). Der neue Heiland suchte dieses Verhältniß für seine Pläne nutzbar zu machen, indem er darauf ausging, zwischen den Moslemin und den Christen Kleinasiens und des Archipels eine enge Verbindung zu stiften. Demzufolge ließ er insbesondere den Primaten und Prälaten der Insel Chios wiederholt entbieten, er sei fest überzeugt, das gemeinsame Heil beruhe auf einer festen Glaubensbruderschaft zwischen den Anhängern Mohammeds und Christi. Es lebte damals im Kloster Turlotas auf Chios ein aus Kreta gekommener Anachoret, von welchem ein starker Geruch der Heiligkeit ausging. Böre erkannte

1) Dukas (l. c.): „*καὶ ἐδίδαξε τοῖς Τούρκοις ἀκτημοσύνην, καὶ πλὴν τῶν γυναικῶν τὰ λοιπὰ πάντα κοινὰ ἐδογμάτισεν, καὶ τροφὰς καὶ ἐνδύματα καὶ ζεύγη καὶ ἀρούρας. ἐγὼ εἰς τὸν σὸν οἶκον ὡς ἐμόν, σὺ δὲ εἰς τὸν ἐμὸν ὡς σόν, πλὴν τοῦ θήλεος μέρους.*"

2) Dukas (l. c.): „*πάντες οἱ ὑπήκοοι τοῦ φρονήματος αὐτοῦ συναντῶντές τινα τῶν Χριστιανῶν ἐφιλοξένουν καὶ ὡς ἄγγελον τοῦ Διός ἐτίμων.*"

mit jener Schlauheit, welche Fanatikern selten abgeht, daß er diesen christlichen Heiligen zu seinem Werkzeuge machen müßte. Zwei seiner Sendboten, Derwische, erschienen in Turlotas, wie christliche Bettelmönche ausstaffirt, d. h. barfüßig, geschorenen Kopfes, nur mit einem Thierfell bekleidet, und meldeten dem Einsiedler: „Also spricht unser Meister: — Ich lebe wie du ein Leben der Askese; ich verehre denselben Gott, welchen du verehrst, und ich werde nächtlicher Weile stillheimlich auf meinen Füßen meerüber zu dir kommen". Und siehe, der christliche Schwärmer glaubte dem islamischen, glaubte demselben so frommlich, daß er alles Ernstes aussagte, Böreklüdsche käme allnächtlich zu ihm über das Meer herübergewandelt und sie sprächen und beteten dann mitsammen [1]). Das Ansehen des türkischen Heilands wuchs dadurch unter den Christen sehr bedeutend.

In Sachen des Glaubens wie der Politik ist das Dümmste immer das Mächtigste: es wirkt auf den großen Haufen mit dämonischer Gewalt. Man muß, so man die Menge an- und aufregen will, nie an ihre Vernunft appelliren, denn das hieße bekanntlich auf ein Nichtseiendes sich berufen, sondern man muß auf ihre Phantasie abstellen und dieser darf man das Ungeheuerlichste, Absurdeste und Groteskeste zumuthen. Nur zugelogen! Recht dumm und plump und schamlos zugelogen! Wollt ihr den süßen und den sauren, den vornehmen und den geringen Pöbel für euch haben, so lügt wie der Gallier im Allgemeinen und lügt im Besonderen, wie Napoleon-Verhuell, Ollivier, Gramont, Thiers, Gambetta, Favre, Mermillod, Chaudordy u. s. w. bis X, Y, Z im Jahre 1870—71 gelogen haben.

Auch mit den Juden suchte Böre Beziehungen zu knüpfen und hierbei gebrauchte er als Anschicksmann den Rabbi Torlak Hudbin Kemal, welcher, so zu sagen, den

---

1) Unser Gewährsmann Dukas erklärt, er habe diese und andere derartige Schwarbeleien („καὶ ἄλλα τινὰ τέρατα") aus des heiligen Mannes eigenem Munde vernommen.

Koran mit der Thora Hochzeit machen ließ, auf die Anschauungen des Heilands vom Karaburun mit Eifer einging und dem neuen Evangelium insbesondere unter den Derwischen Kleinasiens zahlreiche Anhänger warb. Ein nicht sehr schwieriges Geschäft, diese Werbung für das kommunistische Heil unter Leuten, welche die heilige Faulenzerei als ihren Beruf betrachteten. Torlak brachte etliche tausende dieser Lumpe zusammen, welche es sehr leicht und eilig hatten, zu sagen: „Was dein, ist mein!“ maßen der Zusatz: „Was mein, ist dein!“ ein wahrer Spaß und Spott im Munde von Kerlen war, die rein nichts besaßen als ihren Bettelsack und einen vortrefflichen Appetit.

Ueberhaupt lockte die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft eine sehr gemischte Gesellschaft in die Thäler des Stylarios. Zweifelsohne waren darunter hunderte, sogar tausende schlichtgläubiger Seelen, welche das neue Evangelium gedankenlos hinnahmen, der Möglichkeit einer dauernden Verwirklichung desselben nicht nachfragten und in den Tag hineinlebten mit der Ueberzeugung, der „Dede Sultan“ (Vater Sultan), wie sie ihren Heiland nannten, werde schon alles wohl und recht machen. Daneben gab es aber sicherlich auch hunderte, tausende von Tagedieben, Taugenichtsen und verzweifelten Gesellen, welchen es außerordentlich bequem und behaglich vorkam, daß sich Narren genug fänden, welche für sie arbeiteten. Leider sind wir über die Einzelnheiten der Lebensführung von Böre's Sekte nicht unterrichtet. Wir wissen nicht einmal genau, wie lange die kommunistische Herrlichkeit in den Thälern und an den Waldgehängen des schwarzen Berges gewährt habe. Das aber wissen wir, daß der Dede Sultan gewillt war, nicht allein mittels des Wortes, sondern auch mittels des Schwertes das neue Heil zu predigen und daß er, solche Schwertpredigt ins Werk zu setzen, nach und nach eine stattliche Streitmacht von Fußvolk und Reiterei zusammenbrachte. Die Zahlenangaben schwanken zwischen 3000 und 10,000 Mann; fest steht aber, daß die Zahl der bewaffneten Scharen Böre's jedenfalls in die tausende ging.

5.

Der Heiland vom Karaburun war aber doch nur ein Strohmann, eine Marionette, wie das noch gar mancher Heiland gewesen sein mag, ohne daß man es weiß. Schade um dieses Nichtwissen! Denn die Geschichte der Religion könnte nur gewinnen, so sie aus dem „heiligen" Dunkel der Mystik und Phantastik vollständig und allseitig in die „freche" Tageshelle der menschlichen Interessen und Leidenschaften herübergerückt würde.

Aber wäre dieser wissenschaftliche Gewinnst auch ein wirklicher, d. h. ein menschlicher? Sind die Wahrheitsucher, deren Augen so beschaffen, daß sie das Brett, welches religiöser und politischer Afterglaube den Nichtdenkenden und Nichtwissenden vor die Stirne bindet, durchdringen können, sind sie glücklicher als die kenntnißlose Menge? Glücklicher als die Phantasten und Illusionäre? Glücklicher als die orthodoxen Bekenner der heiligen Dreifaltigkeit Kirche, Krone und Kanone? Mit nichten! Und was ist am Ende aller Enden Wahrheit? Nichts mehr und nichts weniger als das, worüber man zeitweilig übereingekommen ist, übereinkommt und übereinkommen wird, es dafür zu halten. Ein Jahrtausend lang galt der gesammten Christenheit und gilt noch heute etlichen hundert Millionen „vernunftbegabter" Wesen für eine hochheilige „Wahrheit" das vom Sankt Ambrosius psallirte Dogma:

„Fit porta Christi pervia
Referta plena gratia,
Transitque rex et permanet
Clausa, ut fuit, per saecula;
Genus superni numinis
Processit aula virginis,
Sponsus, redemptor, conditor
Suae gigas ecclesiae" . . . . .[1]).

1) „Zur Pforte Christi ward die Maid
Voll aller Gnaden Süßigkeit;
Der König schritt hindurch und doch
Blieb sie und bleibt verschlossen noch.

und es untersteht gar keinem Zweifel, daß Leute, welche diese und andere dergleichen „Wahrheiten" gläubig hinnehmen und demnach von ihrem Denkapparat, falls sie einen solchen überhaupt besitzen, nie und nimmer, nicht für 10, nicht für 5 Minuten lang Gebrauch machen, entschieden ruhiger und zufriedener, folglich glücklicher sind als solche, welche, vom Dämon des Zweifelns, des Suchens und Forschens besessen, rast- und ruhelos der Wahrheit nachjagen, — der Wahrheit, die, wie gesagt, am Ende auch nur eine „fable convenue", eine vereinbarte Narrethei ist, Spielzeug für grauhaarige Kinder in frostigen Dachstuben. Die redlichen Wahrheitsucher, solche wie Lessing, wußten und wissen das wohl. Darum hatten und haben sie nur am suchen ihre Freude, nicht am finden. Sie bildeten und bilden sich auch gar nicht ein, einen wirklichen Fund gemacht, die absolute Wahrheit erjagt zu haben. Redliche Wahrheitsucher wissen und bekennen, daß sie auf Fragen, welche allen Denkenden die höchstfragwürdigen sein müssen, keine Antwort zu geben vermögen. Woher, warum, wozu, wohin der Mensch? Alle Antworten, welche die Religionen oder die Philosopheme, die exakten oder die humanistischen Wissenschaften auf die furchtbare Hiob-Prometheus-Faust-Manfredfrage herzustottern pflegen, sind purer pueriler Firlefanz, und wenn Kanzelgaukler und Kathederseiltänzer den aus ihren aufgeblasenen Orakelbacken entlassenen Wortwind für eine Lösung des unseligen Welt- und Menschenräthsels ausgeben, so kennzeichnen sie sich selber als die, als welche sie schon der alte Gottfried von Straßburg gekennzeichnet hat, als Hannswurste,

„Die gern in Märchen wildern
Und wilde Märchen bildern,
Mit Riegel und Ketten klirren,
Kurze Sinne verwirren,

Des höchsten Gottes Sproß erbrach
Und ließ das keusche Brautgemach,
Erlöser, Gründer, Bräutigam
Der Kirche, der ihr Riese kam." Simrock.

Die Büchsen schwingen und rütteln,
Statt Perlen Staub draus schütteln,
Und Gold aus schlechten Sachen
Den Kindern können machen."

Den leitenden Draht, woran der Messias vom Stylarios tanzte, hielt die rechte Hand des Mahmud Bedreddin und hielt ihn so geschickt, daß nicht allein die gläubige Menge nichts davon merkte, sondern auch der geleitete Böre selber sich einbilden konnte, ein solcher Leitdraht sei gar nicht vorhanden. Bedreddin war ein gelehrter Mann und ein gerieben praktischer Politiker, dem man nicht zu sagen brauchte: „Ein Puppenspieler zeige nicht die Hände!" Er wußte auch, daß der wirksamste Hebel, die Massen in Bewegung zu bringen, Schwindel hieße, und er zögerte keinen Augenblick, diesen Hebel zur Förderung seiner Absichten in Thätigkeit zu setzen, d. h. seinen Einfluß auf Böreklüdsche zu benützen, um diesen die frohe Botschaft von der Gütergemeinschaft predigen zu machen. Die Verkündigung dieses Evangeliums und die dadurch bezweckte Ansammlung streitbarer Scharen in Kleinasien gehörte nämlich mit in den Aufstandsplan, welchen Bedreddin gegen den Padischah Mohammed den Ersten ins Werk setzen wollte.

Der Mann war hochstrebend, vom Ehrgeize verzehrt und wohl auch von einer besseren Leidenschaft gestachelt. Von der Leidenschaft nämlich, den bei Tschamurli so kläglich vernichteten Musa an dessen siegreichem Bruder und Mörder zu rächen. Er hatte sein Glück an das des genannten unglücklichen Prinzen geheftet und war, mit der hochangesehenen, ja fast für heilig geachteten Würde des obersten Heeresrichters bekleidet, der vertrauteste Rathgeber und Minister Musa's gewesen. Der Untergang desselben hatte ihn als Gefangenen in die Hände Mohammeds gegeben. Aber so überaus groß war das Ansehen und die Verehrung, welche Bedreddin als Rechtsgelehrter im ganzen Umfange der osmanischen Welt genoß, daß der Sultan gerathen fand, das Leben des Gefangenen zu schonen. Sogar die Freiheit gab er ihm wieder, nahm ihn zu Gnaden an

und setzte ihn mit reichlichem Gehalt als Richter nach Nikäa.

Kaum hier angelangt, begann Bedreddin seinen Plan, den Thron des Padischah umzustürzen, auszuhecken, allseitig zu entwickeln und der Verwirklichung entgegenzuführen. Was er in letzter Linie wollte, ist nicht mit Bestimmtheit anzugeben, weil die Quellen hierüber unklar sind oder ganz schweigen. Möglich, daß er sich mit dem Gedanken schmeichelte, er, der beste Ausleger des Koran, würde keinen schlechten Sultan vorstellen. Gewiß ist, daß er alle die zahlreichen Fäden seiner Verbindungen in Asien und Europa anzog, um eine Schilderhebung gegen das Sultanat Mohammeds des Ersten zu ermöglichen, vorzubereiten und zum Ausbruche zu treiben. Sein Hauptwerkzeug auf der asiatischen Seite des Bosporus wurde Böre, mit welchem er ja schon von früherher genau bekannt und eng befreundet war. Es konnte für den schlauen Gelehrten kein schweres Geschäft sein, den bildungslosen, aber ehrlichen und energischen Schwärmer vom Karaburun zu seiner Rolle anzuleiten.

Daß und wie Böre's Schwärmerei Erfolg und zwar, wie schon angegeben worden, bedeutenden Erfolg hatte, war ganz natürlich und in der Ordnung. Hätte der kommunistische Heiland noch Verrückteres gepredigt, als er wirklich predigte, er würde zweifelsohne noch größeren Zulauf gehabt haben. Man muß in der That dem socialistischen Evangelium vom Stylarios eine gewisse Nüchternheit und Mäßigung nachrühmen. Der gute Böre verstieg sich nicht bis zu der Höhe des Unsinns, von welcher herab vier Jahrhunderte später Saint-Simon die „Rehabilitation" des Fleisches verkündigte, ein Dogma, das sodann die Saint-Simonisten also kommentirten: „Jeder ist für jede und jede für jeden da. Mann und Weib laufen zusammen und voneinander, wie es ihnen gerade gefällt." Von solchem saint-simonistischen „mariage libre" hatte der arme Dede Sultan keine Ahnung. Er phantasirte auch nicht, wie vierhundert Jahre nach ihm ein anderer Hauptmessias des modernen Socialismus phantasirte, Fourier, welcher zur Geschichte der menschlichen Narr-

heit einen der kostbarsten Beiträge lieferte, indem er bekanntlich behauptete, wann einmal die von ihm theoretisirte socialistische Harmonie und Herrlichkeit aufgethan und hergestellt wäre, würden die wunderbaren Wirkungen davon nicht allein auf die menschliche Gesellschaft, sondern auch auf das Pflanzen- und Thierreich, auf den ganzen Erdball, auf die gesammte Natur, auf das Weltall sich erstrecken. Was würde man nicht alles sehen, erleben und genießen, wann erst unser armer Planet, mit fourieristischen „Phalanstères“ bedeckt, ja in ein kolossales Phalanstère umgewandelt, die unselige Kruste, womit eine falsche Philosophie ihn bedeckte, gesprengt hätte. Denn dannzumal würde sich die Lage der Erdachse so glücklich verändern, daß alle Theile der Erde gleich angenehm zu bewohnen wären, Kamtschatka ein sicilisches Klima hätte und die Lappinnen so gut Orangen von den Bäumen pflücken könnten wie die Andalusierinnen. An die Stelle unseres erbärmlichen Dinges von Mond würden nicht weniger als sechs prachtvolle Monde treten und ein unvergänglich herrliches Nordlicht würde in Gestalt einer riesigen Krone vom Pole herleuchten. Die mit frischer Schöpferkraft ausgestattete Erde würde eine Reihe neuer und wohlthätiger Zeugungen bewerkstelligen: Löwen und Tiger oder vielmehr Antilöwen und Antitiger, welche sich eine Ehre daraus machen würden, den Menschen als windschnelle Reitpferde zu dienen; ebenso Antiwalfische und Antihaifische, welche sich aus freien Stücken beeiferten, den Menschen ihre Schiffe über den Ocean zu ziehen, der seinerseits nicht mehr aus gemeinem Salzwasser, sondern aus vortrefflicher Limonade bestehen würde. In demselben Verhältnisse würden sich natürlich auch die Menschen vervollkommnen. Ihr Wuchs würde eine Durchschnittshöhe von 80 Fuß, ihr Dasein eine Durchschnittsdauer von 144 Jahren erreichen. Flügel zwar würden ihnen nicht wachsen, wohl aber eine Art von Schwanz, welcher ihnen sowohl zur Waffe wie zum Fortbewegungsmittel dienen könnte .... Wie schade, daß Fourier noch nicht lebte und orakelte, als Erasmus von Rotterdam sein „Encomium moriae“ oder

als Swift seinen „Gulliver" schrieb. Die Komik von Fouriers socialistischem Millennarium wirkt um so drastischer, wenn man bedenkt, daß diese saftigen Narretheien ein Mensch ausgehen ließ, welcher sonst der trockenste Buchhalter gewesen, der je buchgehalten hat, — ein so absolut und mathematisch trockener Gesell, daß er, falls er überhaupt jemals schwitzte, jedenfalls Zündhölzchen geschwitzt haben muß.

6.

Mohammed der Erste war nun aber nicht der Mann, sich nur so mir nichts dir nichts entthronen zu lassen, weder von einem Mahmud Bedreddin, noch von einem Rabbi Torlak, noch auch sogar von einem Dede Sultan. Er weilte gerade in der Gegend von Thessalonich, als ihm die Kunde von Bedreddins ehrgeizigen Ränken und Böre's weltverbesserlichen Schwänken zuging. Der Sohn Bajesids war scharfblickend genug, zu sehen, daß aus der vom schwarzen Berge auflodernden Flamme eine große und gefährliche Feuersbrunst werden könnte; aber er wähnte, die Flamme würde sich leichter niederschlagen und austreten lassen, als es in Wahrheit der Fall war. Vermuthlich hat er seine Brandlöschmaßregeln überstürzt, weil er in Erfahrung gebracht, daß Böreklüdsche vorhätte, an der Spitze seiner Scharen aus dem Karaburun hervorzubrechen, das Feuer seiner Schwärmerei in die Landschaften Soghla und Aidin zu tragen und seinem Apostel Torlak, welcher in der Umgebung von Magnesia eine starke Rotte bewaffneter Derwische gesammelt hatte, die Hand zu reichen. Der Sultan wollte solchem Unterfangen sofort die Spitze abbrechen und ließ deßhalb an den Statthalter der Provinz Aidin den Befehl ergehen, mit rasch gesammelter Heeresmacht in das schwarze Gebirge einzurücken, um den Aufruhr in seiner Wiege zu erdrücken.

Statthalter von Aidin war zur Zeit der Renegat Susman,

ein serbischer Prinz und zwar, wie es scheint, ein sehr gewöhnlicher Prinz. Wenigstens faßte er die Ausführung des an ihn ergangenen sultanischen Befehls möglichst unvorsichtig an. Er raffte zusammen, was ihm gerade von Wehrleuten zur Hand war, drang damit sorglos in die unausgekundschafteten Engpässe des Stylarios ein, wurde in einer unwegsamen Waldschlucht von dem Dede Sultan, welcher gar kein verächtlicher Kriegsmann gewesen sein muß, umstellt, überfallen und mit seinem ganzen Harste bis auf den letzten Mann, die eigene statthalterliche Person inbegriffen, niedergehauen.

Wie leicht begreiflich, schwoll ob diesem glänzenden kriegerischen Erstlingserfolge den Stylariern der Kamm gewaltig. Sie würden auch, so sie jetzt sofort als ein tosender Bergstrom mit aller Macht in die Ebene hervorgebrochen wären, Aussicht gehabt haben, einen großen Theil der Bevölkerung von Kleinasien mit sich fortzureißen. Allein dieser Hervorbruch unterblieb und der Heiland vom Karaburun vertrödelte die günstige Zeit, sein Unternehmen einer socialen Revolution in großem Stile zu betreiben, mit allerhand Lappalien. Statt zu handeln predigte er und das Resultat seines Predigens war zunächst, daß die Kommunisten vom Stylarios den Beschluß faßten, der Stifter des Islâm sei nur ein kleiner Prophet, verglichen mit ihrem großen, größeren, größten, dem Dede Sultan Böre. Item, als richtige Bekenner der alleinwahren und alleinseligmachenden Heilslehre wollten sie fürder nicht mehr in Häuserwänden, sondern nur noch unter freiem Himmel leben, stets barhäuptig gehen und nur ein einziges Kleidungsstück anthun[1]). Mit solchen Alfanzereien stürzt man keinen Sultansthron um, macht man keine weitreichende Revolution, gründet man keinen Staat; abgesehen sogar davon, daß dem Kommunismus die staatenbildende Potenz überhaupt abgeht. Er freilich leugnet das, weil er Staat oder Gesellschaft mit Tyrannis verwechselt. Eine solche kann er nicht nur, sondern muß er begründen: das ist seine Natur. Daher schrieen und

1) Darum nennt Dukas die Stylarier gelegentlich auch die Einröckler oder Einhemdler (μονοχίτωνες).

schreien alle Kommunisten nach der Diktatur und zwar nach der schlimmsten aller Diktaturen, nach der Tyrannis des rohen Haufens, wobei allerdings aufseiten der Führer der geheime Vorbehalt nicht ausgeschlossen ist, nach den eigenen höchstpersönlichen Gelüsten den rohen Haufen zu gängeln und zu nasführen. Man weiß ja, daß die kommunistischen Feist Lasal, gerade wie die verflossenen restaurativen Judas-Gentze, vor allem darauf aussind, „rasend gut zu leben“. Heine hat einmal von den Bonzen im Allgemeinen gesagt: „Sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser“. Von den Bonzen der Kommunisterei unserer Tage könnte man sagen: Sie predigen öffentlich das Evangelium der Arbeit, praktiziren aber heimlich den Grundsatz, faulenzen sei besser als arbeiten und letzteres auch gar nicht nöthig für Leute, welche pfiffig genug, mittels Herleierung der Frei-heit-, Gleichheit- und Bruderschaftphrasen arme dumme Teufel für sich arbeiten zu machen . . . .

Derweil lächelte dem Dede Sultan und seinen Ein-röcklern trotz ihrer mangelhaften Strategie noch einmal das Glück und brachte ihnen ihre gegen Susman befolgte Taktik einen zweiten kriegerischen Erfolg. Der Padischah traf zum zweitenmal eine schlechte Generalswahl, indem er den Alibeg, des serbischen Renegaten Nachfolger in der Statthalterschaft von Aidin, mit der Exekution gegen die Rebellen vom Kara-burun beauftragte. Alibeg manövrirte gerade so dumm wie Susmann oder wie der Herzog Leopold i. J. 1315 beim Morgarten. Er ließ sich, in den Stylarios eingedrungen, mit seinen gesammten Truppen in einen Hinterhalt locken und erlag einem plötzlichen, wohlgeführten und massen-haften Angriff der barhäuptigen Fanatiker. Mit Noth rettete er auf drangvoller Flucht sein Leben.

Jetzt endlich erkannte Sultan Mohammed den ganzen Ernst der Sachlage und ging mit größerer Umsicht an die Bewältigung der Gefahr. Es sollte, wo nöthig, die ganze osmanische Streitmacht in Asien und Europa gegen den Dede Sultan und seinen Anhang aufgeboten werden. Den nominellen Oberbefehl gab der Padischah an seinen zwölf-

jährigen Sohn Murad, den thatsächlichen an Bajesid-Pascha, Beglerbeg von Rumili (d. i. Europa). Die sultanische Instruktion lautete: Spurlose Vertilgung der Rebellion.

Bajesid-Pascha verwirklichte diesen Befehl in echttürkischer Manier, schonungslos, unerbittlich. Mit gewaltiger Heeresmasse zog er gegen die Halbinsel des Stylarios heran, sperrte dieselbe vollständig vom Festland ab, drang dann in das Waldgebirge hinein, Schritt für Schritt den Boden gewinnend und behauptend, alles Lebendige, Männer und Greise, Weiber und Kinder, sogar das Vieh, auf seinem Marsche niedertretend und vernichtend, so daß bald ein schwerer Blutdampf über den Kuppen des Karaburun hing. Der Dede Sultan leistete mannhaften Widerstand, allein was vermochten seine Tausende gegen die Hunderttausende des Gegners? Nichts als scharenweise zu fallen.

Also neigte sich der Stern des kommunistischen Messias rasch zum Untergange. Mit den letzten Resten seiner Streitmacht mußte Böre kämpfend dorthin zurückweichen, wo am nordwestlichen Ende der Halbinsel der Stylarios in Vorgebirgsform zum Meer abfällt. Hier, wo ihnen der weitere Rückzug abgeschnitten war, stellten sich die Barhäuptigen zum letzten Verzweiflungskampf. Obzwar halb verhungert, hielten sie der Uebermacht stand mit jener ausdauernden Raserei, wie nur der Fanatismus sie verleiht. Sie ließen sich schlachten und schlachteten selber, bis ihnen die Schwerter aus den vor Ueberanstrengung versteiften Händen fielen. Dann erst ergaben sich Böre und der karge Rest seiner noch athmenden Getreuen dem Sieger.

Die Gefangenen wurden nach Ephesus geschleppt, wo Murad und Bajesid-Pascha dazu verschritten, den Ketzer- und Rebellenhäuptling mittels Aufbietung aller türkischen Folterkünste zum Bekenntniß des Islâm zurückmartern zu lassen. Allein die Büttel erschöpften umsonst ihren Folterwitz an dem armen Körper des Unglücklichen. Man weiß ja, welche dämonische Kraft und Stärke wie zum thun so auch zum leiden der religiöse Wahnwitz verleiht. Hat man doch erlebt, daß sich zu allen Zeiten Menschen eifrigst zum

Martyrium drängten, daß sie sich um der barocksten Einfälle willen und für die märchenhaftesten Thorheiten henken, spießen, verbrennen, köpfen und an's Kreuz schlagen ließen. Auch Böreklüdsche wurde, nachdem seine Henker sich vergeblich abgemüht hatten, einen Widerruf aus ihm herauszufoltern, schließlich gekreuzigt. „Sie nagelten ihn — meldet Dukas — mit in Kreuzesform ausgestreckten Händen und Beinen auf ein Brett, luden dieses auf ein Kameel und führten ihn so durch die Stadt". Während dieses Umzugs wurden seine Mitgefangenen, so sie ihre Ketzerei nicht abschwören wollten, vor den brechenden Augen des sterbenden Messias zusammengehauen. Sie ließen sich zusammenhauen, ihre Blicke auf den Gekreuzigten geheftet und sprechend: „Dede Sultan, lass' uns zukommen dein Reich!"

So starb der Heiland, so die Jünger. Rabbi Torlak wurde dann mit seinen Derwischen durch Bajesid-Pascha bei Magnesia rasch und leicht überwältigt. Doch begnügte sich hier der Sieger, den gefangenen Rabbi und dessen vertrauteste Anhänger stranguliren zu lassen. Die wenigen Einröckler, welche den Untergang der Sekte überlebten, waren übrigens des Glaubens, Böre sei nicht gestorben und könne überhaupt nicht sterben; er habe sich in wunderbarer Weise nach Samos gerettet und lebe dort im Verborgenen ein Leben der Beschaulichkeit. Auch der christliche Anachoret im Kloster Turlotas auf Chios glaubte das, wie er unserem Gewährsmanne Dukas mitzutheilen geruhte. Man sieht, Lügnerin Legende ließ wie anderen Heilanden so auch dem vom Karaburun ihre Mühewaltung zugute kommen. Es ist im Grunde immer derselbe kleine Kreis von Vorstellungen, in welchem sich die religiöse Phantasterei allzeit und überall herumtreibt . . . .

Wo aber war, während in Kleinasien das kommunistische Heil vertilgt, bis zur Spurlosigkeit vertilgt wurde, der Einfädeler, Anzetteler und Drähtelenker des ganzen Schwindels geblieben? Weit vom Schuß, so zu sagen. Wenigstens auf der asiatischen Seite des Bosporus hatte Mahmud Bedreddin sich wohl gehütet, an der Entscheidung durch die Waffen theilzunehmen.

Als es mit den Styliariern schon scharf bergab ging, wußte sich der Schlaue nach Europa hinüberzuschlängeln, wo er bei den ihm von früherher befreundeten Hospodar der Walachei Aufnahme und Unterstützung fand. So konnte er versuchen, den drüben in Asien schon niedergestampften und im Blut erstickten Aufruhr hüben in Europa neu zu beleben. Und er versuchte das. Eine Weile mit Glück, maßen er noch von der Zeit seiner Heeresrichterei her in der Gegend von Silistria und in den Thälern des Balkan großen Einfluß besaß. So gelang es ihm, dortherum eine Streitmacht ins Feld zu bringen. Aber der gelehrte Ränkekünstler war kein General und Sultan Mohammed ließ ihm auch keine Zeit, allenfalls einer zu werden. Der Padischah selber führte ein Heer von Thessalonich aus gen Seres, um die Insurgenten anzugreifen, und gab zugleich dem aus Asien zurückgekehrten Bajesid-Pascha den Befehl, von Adrianopel her gegen den Balkan vorzugehen. Die Entscheidung — ungewiß, ob noch im Jahre 1418 oder erst 1420 — vollzog sich ohne große Schlächterei; denn Bedreddins Freischärler liefen nach Freischärlermode auseinander, als von zwei Seiten her die sultanischen Truppen gegen sie heranrückten und unter ihnen zugleich kundwurde, daß und wie der Dede Sultan zu Grunde gegangen. Bedreddin selbst rettete sich in die Wildnisse des Balkan, ward wie ein Jagdthier in denselben umhergehetzt und zuletzt von seinen eigenen Leuten, soviele deren noch bei ihm ausgehalten hatten, verrathen, in Fesseln geschlagen und dem Padischah überliefert. Dieser ließ den Gefangenen zu Seres mit großer Feierlichkeit verurtheilen und der große Gelehrte und größere Intrikant ist dann „mit Umständen“ gehenkt, d. h. mit allen den ceremoniellen Rücksichten, welche seinem hohen Rang und Rufe gebührten, an den Galgen befördert worden.

So endigte der denkwürdige Versuch, den kommunistischen Menschenbruderschaftshumbug im türkischen Reiche aufzuthun. Er wird an seiner Grundverlogenheit, d. h. an seiner Unnatur und Widernatur schließlich immer und allerorten scheitern. Allein er wird, ein zwar unfreiwilliger,

jedoch sehr wirksamer Bundesgenosse oder Förderer pfäffischer Bevormundung und soldatischer Despotie, immer wieder versucht werden.

Dafür sorgt ja der Dämon der Lumpagogie, welcher alle angebrannten, abgebrannten, ausgebrannten, durchgebrannten, hirnverbrannten Existenzen, das ganze wanzenhaft wuchernde Katilinariat unter seine Fahne sammelt, um den großen Feldzug gegen die Familie, das Eigenthum und die Gesittung zu führen. Das gemeinsame Merkmal dieser katilinarischen Apostelschaft ist die niederträchtige Volksschmeichelei, welche allzeit von Volksrechten und niemals von Volkspflichten redet, nicht an die besseren Instinkte der Massen sich wendet, sondern an die schlechtesten, nicht das Ehr- und Rechtsgefühl derselben zu wecken sucht, sondern nur die gemeinen und thörichten Gelüste zu stacheln weiß. So streuen diese verblendeten, meist an der Klippe der Halbbildung gescheiterten Menschen eine Unheilssaat, für deren Gedeihen nur allzu viel Boden und Dünger vorhanden. Boden und Dünger liefern ihr der bornirte Prozenhochmuth, welcher die Errungenschaften des Börsenschwindels in pralendem Prunke zur Schau stellt, sowie die zappelnde Philisterangst, welche statt dem „rothen Gespenst" muthig ins Gesicht zu sehen und dasselbe kräftig in sein Nichts zurückzustoßen, sich vielmehr von demselben zu den Füßen des Militarismus zurückschrecken läßt; weiterhin der grobmaterialistische Ungeist der Vergnügungssucht und Genußwuth, von welchem die ganze Gegenwart durchgiftet ist, und endlich die Ungeheuerlichkeit einer Finanzwirthschaft, welche es, beispielsweise zu reden, den Prinzen einer jüdischen Dynastie möglich macht, in ihren Kassen den Schweiß ganzer Nationen anzuwuchern, nicht mehr nach Millionen, sondern nur noch nach Milliarden zu zählen.

Laßt nur alle diese Motive noch eine Weile ungestört fortarbeiten und gebt acht, ihr füttert damit den Kommunismus so groß, daß ihr eines wüsten Tages vollauf Ursache haben werdet, verzweiflungsvoll aufzuschreien: „Unsinn, du siegst!"

Jeanne d'Arc.

Descendet virgo dorsum sagittarii
et flores virgineos obscurabit.
Vaticinium Merlini.

1.

Ich versuche ein Thema zu behandeln, welches, wie ich am Schlusse meiner Skizze kurz erörtern werde, schon vielfältigst, in mannigfachem Sinn und in verschiedenartiger Form behandelt worden ist. Dieses Thema gehört aber zu den historischen Problemen, die immer wieder zu erneuter Betrachtung reizen, weil sie, ihrer unvergänglichen ethischen Bedeutung sicher, ebensosehr der wissenschaftlichen Untersuchung stets neue Seiten darbieten, als sie niemals aufhören werden, das fühlende Gemüth sympathisch zu berühren [1]).

---

1) Eine wissenschaftliche Behandlung der Geschichte des Mädchens von Domremy ist, wie bekannt, eigentlich erst möglich geworden, seitdem Jules Quicherat die Resultate seiner höchst rühmlichen vieljährigen Forschungen zusammengestellt und veröffentlicht hat. Seine Akten- und Zeugnissesammlung: „Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la pucelle, publ. pour la prem. fois d'après les manuscrits de la bibliothèque royale, suivis de tous les documents historiques qu'on a pu réunir, et accompagnès de notes et d'éclaircissements par J. Quicherat. Tom. I—V. Paris 1841—49 . . . . bildet durchweg die Basis meiner Darstellung.

In Wahrheit, die Gestalt, welche Ihnen vorzuführen ich unternehme, Jeanne d'Arc, die vom schlichten Bauermädchen zur erlauchtesten Heldin ihres Landes, ja Europa's, sich erhoben hat, sie gehört ohne Frage zu jenen nicht sehr zahlreichen weltgeschichtlichen Figuren, welche wie marmorschöne Götterbilder von dem dunkeln, ach, meist tiefdunkeln Hintergrunde des menschlichen Entwickelungsprocesses sich abheben, — leuchtende Marksteine an der Vorschrittsbahn unseres Geschlechtes, groß durch ihr Wollen, größer durch ihr Thun, am größten durch ihr Leiden. Denn das ja ist das sicherste Merkmal, das untrüglichste Kennzeichen der rechten Götterlieblinge, der wahrhaft großen und guten Menschen, daß mit dem Lorbeer der Heldenschaft, welcher ihre Stirnen beschattet, allzeit der Palmzweig des Martyriums sich verflicht.

Selbstverständlich beabsichtige ich nicht, die Geschichte des Mädchen von Domremy einläßlich hier vorzubringen. Kann doch meines Erachtens das Verfahren bei derartigen Vorträgen überhaupt mehr nur ein andeutendes als ein ausführendes sein[1]). Zudem darf ich ja die Kenntniß der Thatsachen dieser Geschichte getrost voraussetzen und kann demnach darauf mich beschränken, die Bedeutung dieser Thatsachen zu beleuchten und hierbei, falls mir das gelingen sollte, den einen oder anderen neuen Gesichtspunkt aufzuthun. Indessen möchte es doch nicht ganz überflüssig sein, zum Abschlusse dieser Vorbemerkungen rasch daran zu erinnern, daß und wie die Erscheinung unserer Heldin ihr Grundmotiv hatte in dem feindseligen Verhältniß, welches im vierzehnten und fünfzehnten Jahrhundert zwischen Frankreich und England obwaltete, veranlaßt durch den Hader der Häuser Valois und Plantagenet um die französische Krone.

In der Person Heinrichs des Zweiten, Herzogs der Normandie, Herrn von Anjou und Maine, von Poitou und

1) Der vorliegende Aufsatz ist die Ausarbeitung eines Vortrags, welchen der Verfasser am 27. Januar 1870 im Großrathssal in Zürich gehalten hat.

Guienne, war das Haus Anjou-Plantagenet im Jahre 1154 auf den Thron von England gelangt. Der englische König war also auf französischem Boden kaum weniger mächtig als der französische, da ja das Gebiet der Krone Frankreich dazumal auch die Herzogthümer Bretagne und Burgund noch nicht in sich begriff. Daß diese Stellung der beiden Kronen zu einander eine unhaltbare und friedlose sein mußte, liegt auf der Hand. Jahrhunderte hindurch hat denn auch der Streit und Krieg gewährt. Im vierzehnten Jahrhundert schien sich derselbe so wenden zu wollen, daß Frankreich eine englische Provinz würde. Der letzte Kapetinger, Karl der Vierte, starb sohnlos im Jahre 1328. Ihm folgte sein Vetter Philipp von Valois als König Philipp der Sechste von Frankreich. Allein Eduard der Dritte von England that Einspruch gegen diese Königschaft, indem er als Tochtersohn Philipps des Vierten den Thron Frankreichs ansprach. Ein rechtlich ganz hinfälliger Anspruch, maßen dem in Frankreich giltigen „salischen" Gesetze zufolge die Krone nur in männlicher Linie vererbbar war. Macht geht aber bekanntlich vor Recht und ging demselben allzeit vor, nicht erst seit dem Tage, wo Herr von Bismarck mit preiswürdiger Offenheit diesen Gedanken, welcher zugleich eine weltgeschichtliche Thatsache ist, proklamirt haben soll. Eduard der Dritte, welcher im Juni 1340 den Titel eines Königs von Frankreich und England annahm, erwies sich mächtiger als Philipp der Sechste. Der Sohn des englischen Königs, ebenfalls Eduard geheißen, aber bekannter unter seinem Kriegsnamen „der schwarze Prinz", führte jene glänzenden Feldzüge gegen die Franzosen, welche für die letzteren die furchtbaren Niederlagen bei Crecy und Poitiers mit sich brachten. Das lässige Regiment jedoch, welches Eduard der Dritte in seinen alten Tagen führte, die Erkrankung und der vorzeitige Tod des schwarzen Prinzen, die vielfachen Wirrsale, Volksaufstände und Thronstreitigkeiten, welche während der Regierung Richards des Zweiten das englische Staatswesen zerrütteten, alle diese Umstände schafften der Sache der Valois drüben in Frankreich Luft und

Raum, was insbesondere durch Karl den Fünften mit Klugheit und Thatkraft benutzt wurde, um die englische Macht auf französischem Boden mehr und mehr einzuschränken. Allein das Blatt wandte sich wieder, als in Frankreich mit der Throngelangung des erst halb und bald ganz wahnsinnigen Karls des Sechsten eine chaotische Zerrüttung aller Verhältnisse hereinbrach, während in England mit Beseitigung des schwachen zweiten Richards ein Seitensprössling des Hauses Plantagenet, Heinrich von Lankaster, im Jahre 1399 in den Besitz der Krone kam. Der Sohn und Thronerbe dieses Heinrichs von Lankaster, König Heinrich der Fünfte, erneuerte die englischen Ansprüche auf Frankreich im weitesten Sinne, führte im Sommer von 1415 eine große Expedition an die Küste der Normandie hinüber und gewann im Oktober bei Azincourt über die Franzosen einen Sieg, welcher an Glanz den Siegen des schwarzen Prinzen bei Crecy und Poitiers gleichkam. Rasch breitete sich jetzt die englische Macht in Frankreich aus; aber selbst diese Gefahr, wobei es sich um Sein oder Nichtsein handelte, vermochte anfänglich weder den wüsten Familienhader im französischen Königshause, noch den wilden Parteigrimm in den Reihen des Adels, noch auch die blutigen Zwiste im Innern der Städtebürgerschaften zu stillen. Es schien zu Ende zu gehen mit der selbstständigen Existenz Frankreichs. Selbst der unerwartet vorzeitige Tod Heinrichs des Fünften, welcher im August von 1422 zu Vincennes bei Paris starb, schien hieran nichts ändern zu wollen. Sein erst zweijähriger Thronnachfolger, nachmals als Heinrich der Sechste ein so unglücklicher Mann, wurde wie als König von England so auch als König von Frankreich ausgerufen. Im Namen dieses Kindes regierte in England sein Oheim der Herzog von Glocester, in Frankreich sein Oheim der Herzog von Bedford. Dieser war ganz der Mann, das Werk der Eroberung Frankreichs weiter zu führen und schien dasselbe um so mehr vollendet werden zu sollen, als nach dem im Oktober von 1422 erfolgten Tode des wahnsinnigen sechsten Karls dessen Sohn und Erbe Karl der Siebente, welcher,

weil er noch nicht zu Rheims gekrönt war, unter dem Titel eines Dauphin zu regieren versuchte, weder ganz noch auch nur halb der Mann war, seinen Gegnern die Stange zu halten. Schwer zum Guten, leicht zum Schlimmen bestimmbar, schwach und schwankend, schlaff, frivol und genußsüchtig, so war Karl der Siebente in seinen jungen Jahren. Kein Wunder demnach, daß es mit seiner Sache immer schärfer bergab ging. Gegen das Ende der zwanziger Jahre des Jahrhunderts war der ganze Norden von Frankreich mit der Hauptstadt Paris in den Händen der Engländer und nur nothdürftig hielt sich der Dauphin mit seinem leichtfertigen Hof in den südwärts von der Loire gelegenen Landstrichen. Ein sehr beträchtlicher Theil des französischen Adels, Klerus und Städtebürgerthums hatte für die englische Herrschaft Partei genommen und vor allen übrigen Korporationen that sich die hochangesehene pariser Universität durch heftigen Eifer für die englische Sache hervor. Unter solchen günstigen Umständen schickten die Engländer sich an, ihre siegreichen Waffen auch über die Loire zu tragen. Die Schlüssel zur Oeffnung dieser von der Natur gezogenen strategischen Schranke war die Stadt Orleans. Im Oktober von 1428 verschritten die Engländer zur Belagerung derselben. Trotz der heldischen Gegenwehr, welche die Bewohnerschaft leistete, schien das Schicksal der Stadt und damit zugleich das Schicksal Frankreichs besiegelt, da der Dauphin, welcher zu Chinon in der Touraine hofhielt, nicht nur unthätig blieb, sondern auch, in völliger Entmuthigung das Land und sich selber aufgebend, damit umging, in Spanien eine Zuflucht zu suchen oder gar nach Schottland zu flüchten.

Aber gerade jetzt, als der Bogen der englischen Erfolge am höchsten und siegeszuversichtlichsten gespannt war, wurde seine Sehne durchschnitten und zwar von einer französischen Mädchenhand, durchschnitten von Johanna der Bognerin, falls es gestattet ist, wortspielend also den Namen Jeanne d'Arc zu verdeutschen.

2.

Sie war eine treue Tochter ihres Landes, sie war aber auch ein ganzes Kind ihrer Zeit.

Wie die Pflanze ist auch der Mensch ein Produkt des Bodens, aus und auf welchem er erwächst. Wenn darum selbst Geister, welche ihren Zeitgenossen um Jahrhunderte vorausgeschritten sind, die unverwischbare Signatur ihrer Zeit tragen, wie viel mehr mußte dies bei einem Landmädchen des fünfzehnten Jahrhunderts der Fall sein!

Es war eine gährende, tastende, verworren ringende Periode, von den Vorwehen großer Veränderungen und Umwälzungen durchzogen und erregt. Die Zerbröckelung der Weltanschauung und der Institutionen des Mittelalters hatte begonnen. In die romantische Nacht der Unwissenheit herein leuchtete hell das Morgenroth der wiedererwachenden klassischen Studien. Der Genius der Renaissance schickte sich an, seine lichtblitzenden Schwingen zu lüften. Wer immer auf der Höhe der Zeitbildung von damals stand, fühlte sich unheimisch, fühlte sich bedrängt und bedrückt in dem engen Gehäuse des mittelalterlichen Dogma's. Die Gesellschaft rang wenigstens in ihren Spitzen nach allseitiger Durchbrechung dieses Gehäuses. In der Kirche selbst regte sich, wie die großen Kirchenversammlungen von Pisa, Konstanz und Basel bezeugen, der reformatorische Gedanke; freilich noch viel zu schwach, um das hierarchische Joch brechen zu können, und verdammt, nach unzulänglichem Aufbäumen scheinbar völlig besiegt diesem Joche wiederum sich zu beugen. In die Massen drangen kaum Ahnungen vom Vorhandensein solcher Vorzeichen eines socialen Erneuerungsprocesses. Wohl aber gab sich in denselben das Bedürfniß kund, den kirchlichen Formalismus, dessen Hohlheit augenscheinlich geworden, mit der Substanz einer mehr gemüthlichen Erfassung der Glaubenslehren zu füllen und

dem starren und kalten Dogmenleibe die Seele religiöser Innigkeit einzuhauchen, — ein Wollen und Wünschen, welches sich ja auch in dem Reden und Thun von zwei hochgepriesenen neueren Heiligen der Kirche ausgeprägt hatte, in dem Reden und Thun des Franz von Assisi im dreizehnten und der Katharina von Siena im vierzehnten Jahrhundert. Diese Vertiefung und Erglühung des religiösen Gefühls im Volke wurde mit veranlaßt und ganz außerordentlich gesteigert durch die ungeheuren Trübsale, welche im vierzehnten Jahrhundert über einen großen Theil von Europa hereingebrochen waren, durch die furchtbaren Verheerungen, welche die physischen und moralischen Pestilenzen: der schwarze Tod, die Geißlerfahrten und die Judenschlachten angerichtet hatten. In solchen Epochen, wo unerhörte Ereignisse mit der Unwiderstehlichkeit elementarer Gewalten wirken, wächst auch der Mensch gleichsam über sich hinaus, im Guten wie im Bösen. Die Stimmung steigert sich zur Ekstase. Es hängt ein etwas, ein moralisches Fluidum in der Luft, dessen Einathmung je nach der Mischung desselben entweder das politische Fieber oder aber die religiöse Verzückung erzeugt, jene bis zur visionären Potenz hinaufgespannte religiöse Verzückung, welche auch in unserer Heldin gewaltet hat.

Der ganze Wandel Johanna's, all ihr Dichten und Trachten, Wollen und Vollbringen hat *hierin* seine Wurzel.

Will man den Gegensatz von Mittelalter und moderner Zeit in eine bündige Formel bringen, so dürfte diese etwa also lauten: — In der mittelalterlichen Welt war die erste Lebensmacht der Glaube, in der modernen ist es die Wissenschaft. Dort wurde alles bedingt und bestimmt durch das gläubige Vorstellen, hier wird, wenigstens in der Theorie, alles bedingt und bestimmt durch das begreifende Wissen. Deßhalb vollbrachte der Glaube damals Großes, Größtes, Wunderähnliches, während er zu unserer Zeit ganz nothwendig meist nur Karikaturen zuwegebringen kann, was ja auch die Riesenkarikatur bezeugt, welche gerade in diesen

Tagen [1]) drunten in Rom Mittelalter spielt und weit mehr lächerlich als bedrohlich sich breitmacht.

In der Hirtin von Domremy offenbarte sich der Glaube des Mittelalters noch einmal in seiner ganzen Innigkeit, Größe und Kraft. Aber es gesellte sich ihm eine Gehilfin von kaum weniger großer Mächtigkeit: — die Vaterlandsliebe.

Die schärfere Scheidung der Nationalitäten und die bestimmtere Herausbildung der verschiedenen Völkerbesonderheiten, sie waren ja auch ein Charaktermerkmal jener Zeit und zwar ein sehr vortretendes. Dabei ist mit Beziehung auf unsere Heldin zu betonen, daß diese schärferen Völkerscheidungen und diese bestimmten, d. h. meist sehr feindselig sich gestaltenden nationalen Gegensätze viel entschiedener in den unteren als in den oberen Gesellschaftschichten hervortraten, weil die letzteren noch unter dem Bann und Zauber der Formen und Formeln des Ritterthums standen, das bekanntlich keinen nationalen, sondern vielmehr einen universalen Charakter hatte. Hieraus erklärt es sich, wie in der Bäuerin Johanna ein so feuriger Patriotismus glühen, ein so enthusiastisches Franzosenthum leben und weben konnte, daß die Herren und Damen der französischen Hof- und Ritterwelt sich anfänglich in diese Erscheinung gar nicht hineinzufinden vermochten. Die französisch-englischen Kriege hatten sich bislang innerhalb der Vorstellungen und Formen der ritterlichen Konvenienz bewegt. Erst die gewaltige Anregung, welche von Johanna ausging, brachte die Reaktion des bisanhin höchstens instinktiv thätig gewesenen Nationalgefühls der Franzosen gegen die englische Fremdherrschaft zum Bewußtsein und erhob den Ritterkrieg zu einem Volkskrieg oder doch zu einem nationalen Kampf.

---

1) Januar 1870.

3.

Zwischen Neufchateau und Vaucouleurs streckt sich am linken Ufer der Maas ein triftenreiches Thal hin, dessen Rebenhügelwände zu Bergwäldern emporsteigen. Die Thalwandung zur Rechten bildete im fünfzehnten Jahrhundert einen Theil der Westgränze des deutschen Reichslandes Lothringen. Das Thal selbst gehörte zu Frankreich und war sogar seit Karl dem Fünften ein unmittelbares Hausgut der französischen Krone. Mitten im Thale lag und liegt das Dorf Domremy und hier, also hart an der deutschen Gränze, wurde dem Bauer Jacques d'Arc von seiner Ehefrau Isabelle Romée eine Tochter geboren, welche in der Taufe den Namen Jeanne erhielt, in der Familie aber und im Dorfe vertraulich Jeannette gerufen ward. Das Jahr der Geburt ist nicht mit voller Bestimmtheit anzugeben. Frühestens kann es das Jahr 1408, spätestens muß es das Jahr 1412 gewesen sein; das letztere ist das wahrscheinlichere.

Jacques d'Arc hatte drei Söhne und neben Johanna noch eine Tochter. Er war ein französischer Bauer von damals, d. h. er gewann nur mit Anstrengung seinen und seiner Familie Lebensunterhalt. Die Kinder mußten frühzeitig bei ackerbaulichen und häuslichen Verrichtungen mit Hand anlegen. Aus Johanna's Kinder- und Mädchenjahren wird ihre Arbeitsamkeit durch eine ganze Reihe von Zeugen aus ihrem Dorfe gerühmt. Nicht minder ihr sittsamer Wandel, ihre innige Frömmigkeit, ihre Herzensgüte und Hilfebereitschaft, von welcher getrieben sie sich lieber Entbehrungen auferlegte, als dem Almosengeben entsagte[1]). Im übrigen erschien sie als ein Bauermädchen wie ein anderes, d. h. ihr Bildungsgrad war kein höherer. Von Schulunterricht war gar keine Rede. Im Christenthum

1) S. die Angaben der dörflichen Zeugen im Rehabilitationsproceß, bei Quicherat, II, 387 fg.

unterrichtete, wie in den Akten steht, Frau Isabelle ihre Tochter, d. h. sie lehrte dieselbe das Kredo, das Paternoster und Ave Maria hersagen. Dennoch muß in der jungen Johanna schon frühzeitig etwas gelegen sein, was sie vor ihren Gespielinnen auszeichnete. Daraufhin weis't die Bezeugung, daß sie der Liebling des Dorfes gewesen [1]; daraufhin deutet auch die Legende, die Vögel des Feldes und Waldes hätten vor Johanna keine Furcht gehabt und ihr die Brosamen aus den Händen gepickt.

Ein reiches Gemüthsleben, ein sehr reizbares Nervensystem und eine ungemein lebhafte Phantasiethätigkeit müssen jedenfalls bei dem jungen Mädchen vorausgesetzt werden, das unter den Einflüssen eines Glaubens heranwuchs, welcher mit den heimatlich-volksmäßigen Erinnerungen an keltisch-druidisches Heidenthum stark versetzt war. Neben der von Johanna allwöchentlich besuchten Marienkapelle an der Bergwaldhalde ob dem Dorfe stand eine alte „Feenbuche“ und nahebei sprudelte eine altheilige Quelle. Alljährlich am Sonntag Lätäre feierte dort die Dorfjugend ein aus der heidnischen Zeit überkommenes Frühlingsfest. Doch muß bemerkt werden, daß die Visionen Johanna's durchaus den römisch-katholischen Stempel trugen. Sehr begreiflich. Wenn noch heute der Masse des Volkes überall das Ideale ausschließlich oder doch zumeist einzig und allein in der Form der Religion vermittelt wird, wie hätte ein Bauermädchen des fünfzehnten Jahrhunderts auf anderem Wege eine Beziehung dazu gewinnen können? Zu der tiefreligiösen Anschauung und Stimmung Johanna's kam dann die patriotische Trauer des Mädchens. Die Sorge um Frankreich machte ihr das junge Herz in der Brust quillen und schwellen; um so schmerzlicher, als der Krieg sein Getöse und sein Elend im Jahre 1424 auch in das abgelegene Maasthal trug. Physische Motive endlich haben zweifelsohne auch bedeutsam mitgewirkt,

1) Deposition des 70jährigen Bauers Jean Morell: „Johanneta in sua prima aetate fuit et erat bene et decenter in fide et imbuta bonis moribus et erat talis quod quasi omnes ejusdem villae de Dompno-Remigio eam diligebant.“ Quicherat, II, 389.

um Jeanne aus dem Geleise des Gewöhnlichen herauszutreiben: auf der Schwelle zur Mannbarkeit wurde sie zuerst von ihren visionären Zuständen angewandelt.

Eines Sommertags — das Jahr ist nicht sicher zu ermitteln, wahrscheinlich aber war es dasselbe Jahr 1424, welches den Kriegssturm in die unmittelbare Nähe von Domremy geführt hatte — eines Sommertags vernahm Johanna im Garten ihres elterlichen Hauses am hellen Mittag zum erstenmal die himmlischen Ruf- und Weckstimmen, die sie zur Retterin ihres Landes beriefen. Ihr war, eine Licht- und Glanzwolke breitete sich um sie her, und in dieser leuchtenden Helle erschien ihr der Erzengel Michael und erschienen ihr die heilige Katharina und die heilige Margareta. Diese drei Erscheinungen sah sie fortan am häufigsten; viel weniger häufig die des Erzengels Gabriel und anderer Engel. Sie war bis in die innerste Falte ihrer Seele hinein von der Wirklichkeit dieser Gesichte überzeugt. In ihrem Processe hat sie im dritten Verhör ihren Richtern auf die Frage, ob sie den heiligen Michael und die übrigen Engel und Heiligen denn körperlich und wirklich (corporaliter et realiter) gesehen, zur Antwort gegeben: „Ich sah sie mit meinen leiblichen Augen, so deutlich, wie ich euch sehe; und wann sie von mir gingen, weinte ich und ich wollte wohl, sie hätten mich mitgenommen“ [1]). In einem andern Verhöre gab sie an, daß sie der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Hände gedrückt, daß sie die beiden heiligen Frauen umarmt und geküßt habe; es sei auch Wohlgeruch von denselben ausgegangen [2]), woraus ein Spötter wie Voltaire hätte schließen können, daß es im Himmel nicht an einem Parfümerieladen fehlte. Gegenüber dem Michael aber und den übrigen Engeln blieb sie in den Gränzen demüthigster

---

1) „Ego vidi eos oculis meis corporalibus, aeque bene sicut ego video vos; et quando recedebant a me, plorabam et bene voluissem quod me secum deportassent.“ Quicherat, I, 73.

2) Interrogata si unquam osculata et amplexata fuerit sanctas Katharinam et Margaretam, respondit quod amplexata est ambas et quod bonum odorabant. Quicherat, I, 268.

Ehrfurcht. Sie empfing die Erscheinung derselben knieend und nach ihrem Verschwinden küßte sie den Boden, worüber die Himmelssöhne gewandelt [1]). Als einer der Richter die verfängliche Frage an sie richtete, ob ihr der Erzengel Michael nackt erschienen sei, that sie aus der Lauterkeit ihres Bewußtseins hervor die Gegenfrage: „Meint ihr, Gott habe keine Kleider für ihn?“ [2])

So hatte sich denn die fieberhafte An- und Aufspannung des Mädchens bis zum Eintreten von Hallucinationen hinaufgesteigert. Was in Johanna's junger Seele von phantastisch-gläubigen Vorstellungen und Hoffnungen, von patriotischen Aengsten und Wünschen durcheinander wogte und gährte, trat in Gestalt scheinbar objektiver Visionen vor ihre Augen hin. Die Traumbilder ihres Fieberschlafes verließen auch die Wachende nicht mehr. Die innere Stimme, welche ihr unablässig zurief: Geh' und rette dein Land! erschien dem naiven Glauben des Mädchens als eine ihr von außenher zurufende Stimme von Engeln und Heiligen. Der große Gedanke, Frankreich zu retten und ihr Volk vor Fremdherrschaft zu wahren, dieser Gedanke, welcher Johanna erfüllte, welcher von Tag zu Tag bestimmtere Gestalt gewinnend, sie nicht mehr rasten noch ruhen ließ, er trug die Tracht und Farbe der Zeit, d. h. er stellte sich seiner Trägerin als ein himmelab gekommener Blitz der Erleuchtung dar, als eine göttliche Offenbarung, als eine ihr von Engeln verkündigte und von Heiligen auferlegte Mission. Wir dürfen und müssen uns hierbei wohl jenes tiefsinnigen Wortes des Römers Seneka erinnern, daß jeder außerordentlichen Seelengröße eine Dosis Wahnsinn beigemischt sei; aber mit dem Beifügen, daß, wenn ich das Richtige treffe, unter Wahnsinn hier nichts anderes zu verstehen ist als jenes völlig selbstlose

1) Interrogata utrum, quando vidit sanctum Michaelem et angelos, fecerit eis reverentiam, respondit quod sic; et osculabatur terram post eorum recessum, per quam transiverant, faciendo eis reverentiam. Quicherat, I, 277.

2) Interrogata an sanctus Michael erat nudus, respondit: „Cogitatis vos quod Deus non habeat unde ipsum vestire?“ Quich. I, 89.

Hinwegsehen und Hinweggehen über persönliche Bedenken, jenes Aufgehen des menschlichen Ich und Selbst in einer Idee, welches allerdings den Menschen gewöhnlichen Schlages als wahnsinnig vorkommen mag und muß.

4.

Jeanne nahm die ihr gewordene Mission mit kindlicher Gläubigkeit an und dieselbe Glaubenskraft, womit sie an ihre himmlische Sendung glaubte, machte die Menschen an die wunderbare Jungfrau glauben. Mythische Vorstellungen, vor denen der mittelalterliche Christ mit höchster Ehrfurcht sich beugte, verschmolzen hier mit einer Thatsache, die von dem ganzen Zauber des Phantastisch-Romantischen umflossen war, d. h. mit dem heldischen Auftreten des Mädchens von Domremy. War denn nicht dem christlichen Dogma zufolge auch dereinst das Heil durch eine Jungfrau in die Welt gebracht, die Erlösung der Menschheit ermöglicht worden? Warum sollte Gottes Rathschluß nicht ebenfalls eine Jungfrau auserwählt haben, um Frankreich Heil zu bringen und das französische Volk von den Engländern zu erlösen?

Johanna glaubte an ihre Berufung, ging auf in ihrer Idee, folglich glaubten die Menschen an Johanna und in diesem Glauben und Geglaubtwerden vollbrachte sie ihr Werk, das allerdings den geblendeten Augen der Zeitgenossen wie ein Wunder erscheinen mußte und zwar Freunden und Feinden gleichmäßig wie ein Wunder, nur mit dem Unterschiede, daß das Wunder jenen als ein himmlisches, diesen als ein höllisches erschien. Oder mit anderen Worten: ihre befreiten Landsleute sahen in Jeanne eine Heilige, die geschlagenen Engländer dagegen und ihr französischer Anhang eine Hexe, welche letztere Auffassung sogar am Hofe des Dauphin Karl, den die Jungfrau zu retten kam, anfänglich ebenfalls sich geltend machte, obzwar der frivole,

aber keineswegs einfältige Prinz und seine nächste Umgebung in Johanna bei ihrem ersten Auftreten weniger eine Teufelsbesessene als vielmehr eine Betrügerin zu erblicken geneigt waren [1]).

Wie die Jungfrau nur nach langen und peinlichen Seelenkämpfen an ihre Bestimmung hatte glauben gelernt, so kam auch der Glaube an sie den Menschen keineswegs plötzlich. Am schwierigsten war es, ihre eigene Familie und ihre Dorfgenossen zu diesem Glauben zu bekehren. Wie der Prophet, so gilt eben auch die Prophetin daheim nichts, bis ihr Ruhm seinen verklärenden Glanz von fernher auf die Heimat zurückwirft. Vater Jacques d'Arc selber schüttelte ganz entschieden ungläubig seinen praktischen Bauernkopf und meinte, das Gescheideste dürfte sein, das überspannte Ding von Tochter zu verheiraten: das würde ihr wohl die Grillen vertreiben. Jeanne sträubte sich energisch gegen diese Kur. Allen auf uns gekommenen Zeugnissen zufolge müssen wir bestimmt annehmen, daß ihr Herz die Liebe zum Manne entweder nie gekannt oder aber daß die Glut ihrer auf ein großes Ziel gerichteten Begeisterung jedes derartige Gefühl schon bei seinem Entstehen aufgesogen und verzehrt habe. Auch dieses ihr streng und herb jungfräuliches Verhalten hatte übrigens eine religiöse Färbung. In ihrem Processe hat sie zu Protokoll gegeben, daß sie, als

1) „La Pucelle estoit de Lorraine, du lieu de Vaucouleurs, et fut amenée à seigneur le daulphin par le chastelain dudit lieu, habituée comme un homme; avoit courts les cheveulx et ung chapperon de layne sur la teste et portoit petits draps (i. e. culottes) comme les hommes, de bien simple manière. Et parloit peu, sinon que on parloit à elle. Son serment estoit: „Au nom de Dieu.“ Elle appeloit mondit seigneur le daulphin „le gentil daulphin“ et ainsi l'appela jusques ad ce qu'il fust couronné. Et se disoit qu'elle estoit envoyée de par Dieu pour deschasser les Anglois, et que pour ce faire il la falloit armer: dont chacun fut esbahy de celles nouvelles. Et de prime face chacun disoit que c'estoit une trufferie, et à nulle chose que elle dits l'on ne adjouxtoit point de foi“. Mathieu Thomassin (geb. 1391 zu Lyon) in seiner „Registre delphinal“ betitelten Chronik. Quicherat, IV, 304.

die himmlischen Stimmen zum erstenmal zu ihr gesprochen, das Gelübde der Keuschheit gethan und später für die Wahrung dieses Gelübdes von der heiligen Katharina und der heiligen Margareta die Einführung ins Paradies zugesichert erhalten habe[1]). Johanna's Vater mochte sich um so mehr über das Gebaren und Vorhaben seiner Tochter beunruhigen, als so zu sagen ein Reflex ihrer Visionen in seine eigenen Träume fiel. Er träumte nämlich, daß er seine Tochter mit Kriegsleuten davongehen sähe[2]), und der Traum hatte die Wirkung, daß er gemeinsam mit seiner Frau die junge Jeannette streng überwachte und seine Absicht, sie unter die Haube zu bringen, durchzusetzen suchte. Sicherlich rührte von ihm auch die bäuerische List her, daß ein junger Dörfler behaupten mußte, Johanna hätte ihm die Ehe versprochen. Weil sie aber nichts davon wissen wollte, verklagte sie der nichterhörte Freiwerber beim geistlichen Gerichte in Toul. Allein auch das half nicht: Johanna reinigte sich in Toul durch einen Eid von dem falschen Bezichte, obzwar ihre Eltern wollten, sie möchte sich denselben gefallen lassen, d. h. den Bezichtiger heiraten[3]).

---

1) Item, dicta Johanna se jactavit et jactat, quod sanctae Katharina et Margareta sibi promiserunt eam conducere in paradisum, et certificaverunt eam quod beatitudinem consequetur, si servet virginitatem suam. Art. 44 der Anklageakte. Quich., I, 269.

2) Interrogata de somniis patris sui, concernentibus eam et suum recessum, respondit quod mater sua pluries dixit ei, adhuc cum patre existenti, quod pater suus dixerat se habuisse somnia, quod dicta Johanna erat itura cum gentibus armorum: et de bene custodiendo eam dicti pater et mater habebant magnam curam, tenentes ipsa in magna subjectione; quibus obediebat in omnibus, nisi in processu Tullensi, in causa matrimonii. A. 10. d. A. Quicherat, I, 219.

3) Interrogata quid movit eam de faciendo citari quemdam hominem ad civitatem Tullensem, in causa matrimonii, respondit: „Ego non feci citari, sed ipse fuit qui fecit ibi me citari; et ibi juravi coram judice dicere veritatem“. Et finaliter dixit quod illi homini nullam promissionem fecerat. Item dicit quod prima vice qua audivit vocem suam ipsa vovit servare virginitatem suam, tamdiu quamdiu placuit Deo. Quicherat, I, 127.

Endlich obsiegte der edle Enthusiasmus des Mädchens den praktischen Bedenken bäuerischer Lebensführung. Gerade zur Zeit, als mit dem Beginne des Jahres 1429 die Eroberung der Stadt Orleans durch die Engländer täglich befürchtet wurde und demnach die Noth der Nationalsache auf's höchste gestiegen war, sind die Visionen Johanna's immer häufiger geworden und lautete der an sie ergehende Ruf immer dringender. Der Erzengel Michael sprach zu ihr: „Das französische Volk erbarmt unsern Herrn und Gott. Du bist sein liebes Kind. Geh', mache dich auf, deinem Könige zur Hilfe!“ Auch die ihr erscheinenden beiden heiligen Frauen erhoben diese Forderung und wiesen die Einwendung Johanna's: „Ich bin nur ein armes Mädchen und verstehe nichts vom Kriegführen“ — zurück. Nun war die Jungfrau nicht mehr zu halten. Die Kraft ihres begeisterten Wollens durchschlug alle Hindernisse und sie begann ihr großes Unternehmen.

5.

Die Anfänge desselben, die Schwierigkeiten, sowie die Beharrlichkeit, womit Johanna dieselben besiegte, kennt jedermann. Im Januar oder Februar von 1429 gelang es ihr, den Ritter Baudricourt, Kastellan des unweit von Domremy gelegenen königlichen Burgfleckens Vaucouleurs, halb und halb von ihrer Sendung zu überzeugen. Der Kastellan gab ihr Rüstung und Schwert, die Bürger des Fleckens schenkten ihr ein Pferd und, geleitet von zwei Rittern, einem königlichen Herold und etlichen Dienstleuten, brach die Begeisterte von Vaucouleurs auf, durchzog eine weite von Feinden besetzte Landstrecke und gelangte am 5. März zu Chinon in der Touraine an, wo der Dauphin hofhielt, zur Zeit, wie wir wissen, in zaghaftester Stimmung und nur noch mit Fluchtgedanken sich tragend.

Dem sorglosen und leichtfertigen Karl kam das begeisterte Bauermädchen wie eine wunderliche Spielart entweder von Narrheit oder von Schwindelei vor, als sie vor ihn trat mit der Behauptung, Gott habe sie gesandt, Orleans zu befreien und ihn, den Dauphin, nach Rheims zu führen, damit er, wie es Recht und Brauch, in der dortigen Kathedrale zum König von Frankreich gesalbt und gekrönt würde. Was die Hofleute angeht, so war Johanna's Erscheinen und Gebaren den einen ein Spaß, den andern ein Aergerniß. Maßen die damalige Zoologie beim Ordo Homo und beim Genus Mulier die Species Femina emancipata noch nicht aufzählte, mußte schon Jeannette's Auftreten in Männertracht höchst skandalhaft wirken, so sehr, daß sie sich einer unser Gefühl unzart berührenden Ausforschung durch zwei würdige Damen, Frau von Gaucourt und Frau von Trèves, unterziehen mußte, um ihr Geschlecht und ihr Magdthum festzustellen [1]). Das Resultat dieser Untersuchung ledigte sie zugleich des Verdachts, eine Hexe zu sein; denn bekanntlich hatte der Teufel über reine Jungfrauen keine Gewalt.

1) Zeugenaussage des Augustinermönchs Jean Pasquerel im Rehabilitationsproceß: Johanna, dum venit versus regem, fuit visitata bina vice per mulieres quid erat de se et si esset vir vel mulier et an esset corrupta vel virgo; et inventa fuit mulier, virgo tamen et puella. Et eam visitaverunt domina de Gaucourt et domina de Trèves. Quich., III, 102. Ein zweiter Zeuge im Rehabilitationsproceß und zwar ein sehr gewichtiger, der Ritter Jean d'Aulnon, bestätigte diese Angabe, nur mit der Abweichung, daß er die Untersuchung Johanna's durch Damen erst nach ihrer Prüfung durch die Theologen zu Poitiers stattfinden läßt und zwar in Gegenwart der Schwiegermutter des Dauphin: — „Ledit raport fait audit seigneur par lesdits maistres, fut depuis icelle Pucelle baillée à la royne de Cécille, mère de la royne nostre souveraine dame, et à certaines dames estans avecques elle; par lesquelles icelle Pucelle fut veue, visitée et secrètement regardée et examinée ès secrètes parties de son corps; mais, après ce qu'ilz eurent veu et regardé tout ce que faisoit à regarder en ce cas, ladicte dame dist et relata au roy qu'elle et lesdictes dame trouvaient certainement que c'estoit une vraye et entière pucelle, en laquelle n'aparroissoit aucune corrupcion ou violence“. Quich., III, 209.

Doch fand man für gut, ihre Rechtgläubigkeit noch einer strengen Prüfung durch die Professoren und Doktoren der Universität Poitiers zu unterstellen. Die gelehrten Herren nahmen Johanna scharf ins Verhör, erfanden sie aber als gute Katholikin und kamen zu dem Schlusse, es läge kein Grund vor, welcher den König verhindern könnte, in der gegenwärtigen Noth des Reiches des Beistandes der wundersamen Jungfrau sich zu bedienen [1]). Die ganze Haltung und Ausdrucksweise des Mädchens hatte auf ihre Examinatoren einen bedeutenden Eindruck gemacht [2]). Während ihres Aufenthaltes in Poitiers hat auch Johanna ihre Annahme der männlichen Tracht vor Edeldamen und Bürgerfrauen praktisch verständig dahin gerechtfertigt, daß sie, weil für den König zu Felde ziehend, aus Gründen sowohl der Zweckmäßigkeit als auch der Ehrbarkeit die Frauenkleider hätte abthun müssen [3]).

Das Mädchen von Domremy hatte sich demnach am Hoflager zu Chinon beglaubigt, indem sie erwies, daß sie

1) Derselbe Zeuge: Concluserunt quod, attenta necessitate quae tunc toti regno imminebat, rex de eadem se poterat juvare, et quod in ea nihil invenerant fidei catholicae contrarium. Quich. III, 102.

2) Elle fut examinée et interrogée par diverses fois et diverses personnes: dont estoit merveilleuse comme elle se portoit en son faict, et ce qu'elle disoit luy estre chargé de par de Dieu, comme elle parloit grandement et notablement, veu que en autres choses elle estoit la plus simple bergère que on voit onques. Chronique de la Pucelle. Quicherat, IV, 208. Der älteste Chronist, welcher von Johanna Meldung thut, Perceval de Cagny, faßt die Sache kürzer: — Et sur les parolles qu'elle disoit de Dieu et du fait de guerre, fut très grandement examinée des clercs et théaulogiens et autres et de chevaliers et d'escuiers; et tousjours elle se tint et fat trouvée en ung pourpos. Quich. IV, 3.

3) „Je croy bien qu'il vous semble estrange, et non sans cause; mais il fault, pour ce que je me doibs armer et servir le gentil daulphin en armes, que je prenne les habillemens propices et nécessaires à ce; et aussi quand je serois entre les hommes, estant en habit d'homme, ils n'auront par concupiscence charnelle de moi; et me semble qu'en cest estat je conserveray mieulx ma virginité de pensée et de faict". Chr. d. l. Pucelle. Quich. IV, 211.

weder eine zuchtlose Dirne, noch eine Schwindlerin, noch eine Hexe. Die Proben, welche sie zu bestehen gehabt, waren ganz im Sinn und Glauben der Zeit angeordnet. Allein zweifelsohne hat mehr noch als die Bestehung dieser Proben für sie gezeugt jenes unbestimmbare etwas, welches auserwählten Wesen innewohnt und von denselben ausgeht, jenes unbestimmbare etwas, welches den Helden im Hochsinne des Wortes macht, wie den Tondichter die Melodie, jenes Göttliche, was seinen Trägern Macht gibt über Menschen und zu Zeiten gleichsam das Herz einer ganzen Nation in der Brust eines einzigen auserwählten Mannes oder Weibes, Sehers oder Heros schlagen läßt.

Johanna's erster Erfolg war dieser, daß sie an die Stelle der zwischen Leichtsinn und Verzweiflung schwankenden Entmuthigung, welche über dem Hoflager zu Chinon brütete, wieder Gefaßtheit, Muth und Hoffnung setzte, daß sie belebende Funken des heiligen Feuers, welches in ihrer Seele brannte, auch in das verzagte Gemüth Karls des Siebenten oder wenigstens in die Seelen seiner Räthe und Ritter zu werfen wußte. Auch hier, wie so oft in der Geschichte, wurde offenbar, daß große Menschen, welche mächtig auf ihre Zeitgenossen wirken, nur die Verkörperung der besten Instinkte und edelsten Triebe der Mitlebenden sind. Ich möchte sagen, in solchen bestimmenden, begeisternden und führenden Menschen schafft jeweilig die Seele einer Zeit sich ihren Leib. In Jeanne d'Arc verkörperte sich der Genius Frankreichs. Der Hauch dieses Genius athmete in dem enthusiastischen Gebaren und Reden der Jungfrau, gewann ihr die Herzen und waffnete die Arme für die Sache, welche sie vertrat. Dazu kam noch die romantische Magie, welche auf die leichtentzündliche Phantasie der französischen Ritterwelt der Umstand üben mußte, daß ein schönes junges Mädchen ihr das Banner vorantrug zum Kampfe für den heimatlichen Boden und die nationale Ehre.

An dieser Stelle nun ist gerade noch als höchst denkwürdig zu betonen, daß in dem Verkehr der sonst so galanten französischen Ritterwelt mit dem Mädchen von Domremy

keine Spur von Galanterie im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes sich findet. Es steht aktenmäßig fest, daß ihre Kriegsgefährten in der heldischen Jungfrau etwas Unnahbares und geradezu Heiliges sahen und ehrten. Selbst in den heikeln und bedenklichen Situationen, welche das Lagerleben unumgänglich mit sich bringen mußte, ist, wie der Duc d'Alençon, einer der vorragendsten Kampfgenossen Johanna's, zu Protokoll erklärt hat, der jungfräulichen Heldin niemals, und wäre es auch nur durch einen stillen Wunsch gewesen, zunahe getreten worden [1]). Das schönste Zeugniß hat für sie abgelegt der erste Kriegsmann ihres Landes, wohl überhaupt der beste Mann des damaligen Frankreichs, der berühmte Bastard von Orléans, Graf Dunois. Im Rehabilitationsprocesse Johanna's als Zeuge vernommen, ließ er sich, über das Betragen und den Verkehr Johanna's unter den Kriegsleuten befragt, wörtlich also aus: „Die Jungfrau ist an Mäßigkeit von keinem lebenden Menschen übertroffen worden. Der Herr Jean d'Aulnon, welchen als einen verständigen und ehrbaren Ritter der König Karl Johannen gleichsam zum Leibwächter bestellt hatte, hat mir oftmals gesagt, er glaube nicht, daß es jemals ein keuscheres Mädchen gegeben habe als dieses. Mir selbst und andern ist, wann und wie oft wir mit Johanna verkehrten, nie der Gedanke oder Wunsch gekommen, daß sie ein Weib (dum eramus in societate ipsius Puellae, nullam habebamus voluntatem seu desiderium communicandi seu habendi societatem mulieris). Mir scheint, sie war etwas Heiliges (quod erat res divina) [2])".

Da ich vorhin das junge Mädchen ein schönes genannt

1) Dicit (dux Alenconii) quod ipsa Johanna erat casta et multum odiebat illas mulieres quae sequebantur armatos . . . Dicit etiam quod aliquando in exercitu ipse loquens cubuit cum eadem Johanna et armatis à la paillade et vidit aliquando quod ipsa Johanna se praeparabat, et aliquando videbat ejus mammas, quae pulchrae erant; non tamen habuit ipse loquens unquam de ea concupiscentiam carnalem. Quich. III, 99—100.

2) Quicherat III. 15.

habe, so muß ich die Parenthese beifügen, daß ein authentisches Porträt Johanna's uns nicht überliefert worden ist und daß wir demnach das Bild ihrer leiblichen Erscheinung aus den zerstreuten und flüchtigen Zügen zusammensetzen müssen, welche die Akten und Urkunden ihrer Geschichte darbieten. So wissen wir, daß sie von mittlerer Größe war, schlank von Wuchs, wohlgebildet von Formen, kräftig und behend. Ausdrücklich wird die Schönheit ihrer Büste gerühmt; ebenso hervorgehoben, daß sie es liebte, ein feuriges Streitroß zu reiten, und es wohl verstand, dasselbe zu tummeln und zu zügeln. Starke Eindrücke brachten sie leicht zu Thränen. In Momenten hochfliegender Begeisterung lag ein seelenvolles Lächeln auf ihren Zügen. Urkundlich wird auch erwähnt der ungemein sanfte Klang ihres Sprachorgans, ihre kindliche Stimme („vox infantilis“). Ich will nicht unterlassen, anzumerken, daß Jeanne d'Arc diese Eigenheit mit einer späteren glorreichen Heldin ihres Landes theilte, mit Charlotte Corday, der Töbterin Marats. In den Akten von Charlotte's Proceß wird ihrer „voix enfantine“ besondere Erwähnung gethan und auch der deutsche Maler Hauer, welcher sie bekanntlich in der letzten Stunde porträtirte, bevor sie den Todeskarren bestieg, hat diese „kindliche Stimme“ auffallend gefunden. Aber nicht allein im Klang ihrer Stimmen glichen sich die beiden heldischen Mädchen. Denn, obzwar durch Jahrhunderte von einander getrennt, waren sie Zwillingschwestern im Sinn und Geist. Beide lebten sie für einen großen Gedanken, beide waren sie erlauchte Blutzeuginnen dafür: — Jeanne für die Erlösung ihres Landes vom Joche fremder Zwingherrschaft, Charlotte für die Befreiung ihres Landes vom Terrorismus der Blutraserei. Und auch das noch ist ihnen gemeinsam, daß ihre Gestalten ein durch die Jahrhunderte hinableuchtender Glanzduft makellos mädchenhafter Reinheit umfließt.

6.

Ihre Laufbahn als Kriegerin und Führerin begann Johanna am 27. April 1429, an welchem Tage sie an der Spitze von 6—7000 Mann von Blois aufbrach, um der hartbedrängten, aber durch ihre Bürgerschaft unter der Führung des Grafen Dunois[1]) noch immer muthig gehaltenen Stadt Orléans Entsatz zu bringen. Sie brachte ihn, indem ihre Landsleute, von ihr geführt, die belagernden Engländer in einer Reihe glänzender Gefechte schlugen, zur Aufhebung der Belagerung und zum Abzuge zwangen. Triumphirend zog die „Jungfrau von Orléans", wie sie von da ab hieß, in die befreite Stadt ein, von Mann und Weib, Groß und Klein mit solchem Jubel und Dank empfangen, als wäre sie, wie ein Augenzeuge dieses Einzuges sich ausdrückt, „ein Engel Gottes"[2]).

Auf die Engländer und ihre französischen Parteigänger wirkte das Ereigniß wie ein lähmender Blitz, während die Botschaft von dem Wunderbaren wie ein weckender Donner durch Frankreich rollte. Den Engländern erschien die Befreierin von Orléans als die schwärzeste der Zauberinnen, geradezu als eine Ausgeburt der Hölle; ihre Landsleute sahen in ihr einen gottgesandten Engel des Lichts. Die gegensätzliche Wirkung dieser grundverschiedenen Anschauungen war eine unermessliche, wie sich denn der Entsatz von Orléans alsbald als der große Wendepunkt der französisch-englischen Streitfrage herausstellte. Diese war dadurch principiell zu Ungunsten Englands entschieden und der schließliche Aus-

---

1) Genau genommen, hieß er damals noch nicht so, sondern schlichtweg der Bastard von Orléans; erst im J. 1439 wurde er zum Grafen von Dunois erhoben.

2) Jean Luillier, Bürger von Orléans, als Zeuge im Rehabilitationsproceß: „Recepta fuit tanto gaudio et applausu ab omnibus utriusque sexus, parvis et magnis, ac si fuisset angelus Dei". Quich. III, 24.

gang, d. h. die gänzliche Vertreibung der Engländer vom französischen Boden nur noch eine Frage der Zeit.

Ihrer ersten Waffenthat reihte die Jungfrau rasch andere siegreiche kriegerische Unternehmungen an, welche um so mehr ins Gewicht fielen, als dieselben gegen die bewährtesten englischen Generale erlangt wurden. Im Juli von 1429 übernahm die Heldin förmlich den Oberbefehl über die Streitkräfte ihres Landes. Johanna's Waffengenossen, vom ersten bis zum letzten, waren überzeugt, das kriegerische Walten der Jungfrau beruhte auf unmittelbarer göttlicher Eingebung. So hat sich auch der Graf Dunois ausgesprochen [1]). Ein Minister Karls des Siebenten, Simon Charles, bezeugte, Jeanne sei in allem sehr unwissend gewesen, ausgenommen im Kriegführen, dessen sie gar wohlkundig [2]).

Heutzutage, wo die massenhafte Todtschlägerei, der Krieg, zu einer exakten Wissenschaft, ja geradezu zur Wissenschaft der Wissenschaften glücklich erhoben ist, heutzutage muß es uns ganz märchenhaft vorkommen, daß ein Bauermädchen, welches nicht einmal zu lesen oder zu schreiben verstand, ein Heer befehligen, Schlachten lenken und Siege davontragen konnte. Um die Möglichkeit dieser Thatsachen zu begreifen, müssen wir uns erinnern, daß der Krieg damals noch keine exakte Wissenschaft war, sondern höchstens, wenn ich so sagen darf, eine freie Kunst. Nicht die strategische Geometrie und die taktische Arithmetik gaben den Ausschlag, sondern neben der physischen Stärke und Gewandtheit der einzelnen Kämpfer die moralische Kraft des Führers und die gehobene oder niedergedrückte Stimmung

1) Interrogatus si ipsam Johannam verisimiliter credat missam fuisse a Deo ad actus bellicosos exercendum, magis quam ab industria humana, respondet quod ipse credit ipsam Johannam esse missam a Deo et actus ejus in bello esse potius divina inspiratione quam spiritu humano. Quich. III, 3.

2) Ipsa Johanna erat multum simplex in omnibus suis agendis, excepto in facto guerrae, in quo erat quam plurimum experta. Quich. III, 116.

der einzelnen Kriegsleute wie des ganzen Heeres. Allerdings wirken diese Motive auch noch heute, allein doch nicht mehr annähernd so mächtig wie im Mittelalter. Schlachten im Stile von Morgarten und Sempach wären daher jetzt Unmöglichkeiten.

Ein schöner Zug in dem kriegerischen Auftreten Johanna's ist, daß ihr Gefühl davor zurückbebte, mit eigener Hand Blut zu vergießen. Es ist unanfechtbar festgestellt, daß sie, bevor sie in die Schlacht ging, Schwert und Streitaxt ablegte. Ihre Fahne war ihre einzige Waffe. Indessen wäre es doch ganz irrig, wollte man sich deßhalb unsere Heldin etwa als ein nervenschwach pimperliches und zimperliches Wesen vorstellen. Behüte, sie war ein rothbackig gesundes und ihre derbfrische Landmädchennatur trat mitunter schlagend hervor. Schlagend in des Wortes schlagendster Bedeutung. Dies erfuhr, wie in den Akten steht, eines Tages der Kleiderkünstler Hännschen Simon, welcher der Jungfrau beim Anprobiren eines Gewandes behilflich sein wollte, aber sofort von ihr in die Schranken seiner Künstlerschaft zurückgemahnt wurde mittels eines Beweisgrundes, den man im gewöhnlichen Leben eine Maulschelle nennt[1]. . . .

Das größte Hinderniß, welches La Pucelle d'Orléans auf ihrer Laufbahn fand, war die Erbärmlichkeit des Dauphin, dessen geistige und leibliche Trägheit sich wie ein niederziehendes Bleigewicht an die Thatkraft und Thatenlust des Heldenmädchens hing. Nur mit Mühe brachte sie den leichtfertigen Menschen dahin, daß er sich von ihr im kriegerischen Thriumphzug über Troyes und Chalons, welche Städte der Jungfrau ihre Thore öffneten, nach Rheims führen ließ, wo der Dauphin am 17. Juli als Karl der Siebente gesalbt und gekrönt wurde. Hier, auf ihres

---

1) Der Zeuge Jean Marcel im Rehabilitationsproceß: „Audivi dici cuidam Johannotino Simon, sutore tunicarum, quod domina ducissa Bedfordiae fecerat fieri pro eadem Johanna quamdam tunicam ad usum mulieris, quam quum eidem induere vellet, eam accessit dulciter per mammam. Quae fuit pro hoc indignata et tradidit dicto Johannotino unam alapam.“ Quich. III, 89.

Daseins und ihrer Sendung glücklich erreichter Glanzhöhe, erlebte Jeanne auch die Freude, ihre Eltern wiederzusehen, und eine bis neuestens selbst von Historikern geglaubte Sage will, sie habe ihr Werk für gethan erklärt und vom Könige ihre Entlassung gefordert, um mit ihren Eltern in die dörfliche Stille ihrer Heimat zurückzukehren.

Dem ist nicht so, indem jetzt urkundlich nachweisbar, daß die Jungfrau ihren Kommandostab nicht niederlegte, sondern ihre Mission erst dann erfüllt glaubte, wann sie Paris den Engländern entrissen und diese überhaupt aus Frankreich verjagt hätte.

7.

Der epische Strom eines solchen Lebens sollte nicht in den Sand des Gewöhnlichen verlaufen. Dieses Heldengedicht der Wirklichkeit durfte weder zum Idyll noch zur Komödie sich abschwächen. Die Jungfrau von Orléans konnte aus ihrer weltgeschichtlichen Rolle heraus nicht wieder eine Schäferin werden, noch durfte sie etwa einem ihrer tapferen Waffengefährten in die Brautkammer folgen. Die einer solchen Erscheinung innewohnende Logik will ihr Recht und dieses Recht ist die tragische Weihe. Das Epos sollte daher mit dem Schlageindruck einer Tragödie schließen.

Und so geschah es. Zunächst durch das Verschulden des Menschen, welchen Johanna zum König von Frankreich gemacht hatte. Den Sumpf dieses schlaffen Charakters hatte selbst das Außerordentliche, ja Einzige, was um ihn her geschehen war, nicht aufzurütteln vermocht. Gegen die Dummheit kämpfen bekanntlich Götter selbst vergebens, gegen die Gemeinheit Menschen. Auf den gemeinen Sinn wirkt ein erhabener Gedanke nur wie Sternlicht auf eine Eisfläche: es schmilzt und bewegt sie nicht. Alle Beschwörungen der Jungfrau, das ruhm- und hoffnungsvoll be-

gonnene Werk der Befreiung des Landes zu vollenden, sanken wirkungslos in die träge, durch Ausschweifungen entnervte Molluskenseele Karls des Siebenten.

Da entriß sich Johanna dem Hoflager des Jämmerlings, um nicht länger Zeugin strafbarer Zeitvergeudung und unverantwortlicher Lustbarkeiten sein zu müssen, und brach im März von 1430 an der Spitze einer wenig zahlreichen Schar auf, um das von den Engländern und ihren Alliirten, den Burgundern, bedrohte Compiègne zu retten. Aber als sie nach einem misslungenen Ausfall den Rückzug der Ihrigen tapfer deckte, wurde sie — es war am 23. Mai — im Handgemenge vom Pferde gerissen und durch den sogenannten Bastard de Wandonne zur Gefangenen gemacht. Der Genannte überlieferte die kostbare Beute seinem Lehnsherrn, dem Grafen Jean de Ligny, und der Herr Graf verkaufte die Gefangene um die Summe von 10,000 Francs an die Engländer.

Im December von 1430 befand sich also die unglückliche Johanna in den Händen ihrer Todfeinde, im Verließe der Burg zu Rouen. Sie war ihres Schicksals gewärtig. Als der englische General Graf Warwick eines Tages mit mehreren geistlichen und weltlichen Herren, worunter auch der Graf von Ligny, in den Kerker der in Ketten gelegten Heldin trat und der letztgenannte spottend zu ihr sagte, er käme, sich inbetreff ihres Lösegeldes mit ihr zu verständigen, entgegnete sie mit ruhiger Fassung: „Ach nein! Ich weiß gar wohl, daß diese Engländer mich tödten werden, weil sie glauben, nach meinem Tode die Herrschaft über Frankreich zu erlangen. Aber sie werden dieselbe doch nicht gewinnen, und wären sie auch noch um hunderttausend Mann stärker, als sie sind“ [1]).

Die englische Politik beschloß mit jener kalten und

---

1) „En non Dé! Je sçay bien que ces Anglays me feront mourir, credentes post mortem meam lucrari regnum Franciae; sed si essent centum mille godons (-goddams) plus quam sint de praesenti, non habebunt regnum“. Quich. III, 122.

heuchlerischen Selbstsucht, welche ihr von jeher eigen gewesen ist, die Vernichtung des neunzehnjährigen Heldenmädchens, das so Großes für sein Vaterland gethan hatte. Das Motiv für diesen Beschluß lag nahe: die Engländer glaubten dadurch, daß sie die Bannerträgerin des Nationalbewußtseins mordeten, den durch Johanna hervorgerufenen Aufschwung dieses Nationalbewußtseins zu knicken. Aus dem Arsenal des Glaubens aber wurden die Vernichtungswaffen geholt und die sogenannte Religion der Liebe mußte auch hier, wie unzähligemale, den frevelhaftesten Mord als ein Gott wohlgefälliges Werk nicht nur sanktioniren, sondern sogar fordern und gebieten. Die Maschinerie des wüstesten Gräuels, welchen der religiöse Wahn jemals ausgebrütet hat, die Maschinerie des Hexenprocesses wurde gegen die Jungfrau in Bewegung gesetzt. Gegen die kalte Bleifaust der engländischen Staatsraison und Rachgierde vermochte der Schild der Jungfräulichkeit das Schlachtopfer nicht mehr zu schirmen [1]. Johanna wurde als Ketzerin und Hexe angeklagt und vor ein zu Rouen errichtetes Inquisitionstribunal gestellt.

Die Universität Paris, stolz auf ihre Orthodoxie und nebenbei von Servilismus gegen die Engländer überfließend, hatte ihren ganzen Vorrath an blödsinniger Gelehrsamkeit aufgewandt, um das mitzuwegebringen zu helfen. Ganz flammend vom Eifer für das Reich Gottes, konnte sie es kaum erwarten, die Hexe processirt und verbrannt zu sehen. In an den König von England gerichteten Bittschriften und in für das Inquisitionstribunal bestimmten Gutachten drängte sie darauf hin. In ihrem vom 19. April 1431 datirten und von dem damaligen Rektor Michael Hébert unterzeichneten Gutachten fand sie einen Hauptbeweis für Johanna's ketzerische Apostasie in dem Umstande, daß die Angeklagte

---

1) Die Jungfräulichkeit der Gefangenen war nämlich auch in Rouen konstatirt worden. Der Zeuge Marcel im Rehabilitationsproceß: „Domina de Bedford“ (Anna von Burgund, Tochter Johanns ohne Furcht, mit dem Herzog von Bedford im J. 1423 vermählt) eamdem Johannam fecit visitari an esset virgo vel non, et inventa fuit virgo“. Quich. III, 89.

ihr Kopfhaar abgeschnitten und Männertracht angelegt hatte [1]).

Um die Ehre, dem Inquisitionstribunal vorzusitzen, bewarb sich emsig und mit Erfolg der Bischof von Beauvais, Franzose von Geburt, allein leidenschaftlicher Parteigänger der Engländer und damals durch die neuerlichen Waffenerfolge seiner Landsleute aus seiner Diöcese vertrieben [2]). Auch ihn verzehrte der Eifer für das Reich Gottes und er war ohne Frage überzeugt, dem Himmel einen wohlgefälligen Ruch darzubringen, indem er die arme Johanna zum Brandopfer machte. Einen fatalen Beigeschmack erhielt die Frömmigkeit des Bischofs freilich durch den Umstand, daß er für seine Dienstbeflissenheit in dieser Sache von den Engländern mit Verleihung des Erzbisthums Rouen belohnt zu werden verlangte und hoffte; allein wir müssen in Liebe bedenken, daß der Eifer für das Reich Gottes zu aller Zeit mitunter wunderliche Formen annahm und annimmt und daß Pierre Cauchon — so lautete der nicht gerade wohlduftende Name des hochwürdigen Mannes — wahrscheinlich auch nur ad majorem dei gloriam Erzbischof von Rouen werden wollte. Neben dem hochwürdigen Cauchon spielten vortretende Rollen in dem Processe der Dominikaner Jean Graverent, Professor der Theologie an der Universität Paris und Großinquisitor von Frankreich (von Paris her), sowie Jean Lemaitre, Prior des Dominikanerklosters Saint-Jacques zu Rouen. Am heftigsten aber wüthete gegen die Angeklagte der Kanonikus Jean d'Estivet, welcher als Generalprokurator fungirte und kurz nach der Hinschlachtung der Jungfrau ein seiner würdiges Ende nahm, indem er sich in einer Pfütze ertränkte.

Das erste Aktenstück des Processes, welches die Kon-

---

1) Ipsa foemina est etiam apostatrix, tum quia comam quam sibi Deus dedit ad velamen malo proposito sibi amputari fecit, tum etiam quia, eodem proposito, relicto habitu muliebri, virorum habitum imitata est. Quich. I, 417.

2) Er stützte seinen Anspruch auf die Thatsache, daß Johanna in seiner Diöcese gefangen worden.

stituirung des Tribunals anzeigt, ist datirt vom 9. Januar 1431. Die Procedur selbst begann im Februar. Die Anklageakte war nur ein Mischmasch von groben Absurditäten und plumpen Lügen. In den Verhören wurden alle die blödsinnigen Subtilitäten und subtilen Blödsinnigkeiten der mittelalterlichen Scholastik in Anwendung gebracht, um die Angeklagte zu verwirren und zu fangen[1]). Beim Durchlesen der weitschichtigen Protokolle gewinnt man aber den Eindruck, daß die religiösen Fanatiker und leidenschaftlichen Politiker, welche diese Protokolle niedergeschrieben haben, widerwillig-unwillkürlich bezeugen mußten, daß das ganze Gehaben und Gebaren Johanna's während der Proceßqual von würdevollem Unschuldbewußtsein, wie von herzgewinnender Bescheidenheit und rührender Frömmigkeit gewesen sei. In unendlich weitschweifiger Wiederholung drehte sich die Procedur um die von der Angeklagten standhaft behaupteten Erscheinungen der Engel und Heiligen. Auch die männliche Tracht der Jungfrau war ein bevorzugter Gegenstand des Inquirirens. Physischer Folterung jedoch wurde, abgesehen von der hinlänglich folternden Kerkerpein, Johanna nicht unterworfen. Das Verfahren der Inquisition war damals überhaupt noch nicht zu jener raffinirt grausamen Marterkunst ausgebildet, zu welcher es gegen das Ende des 15. Jahrhunderts hin insbesondere in Spanien durch die Bemühungen eines Thomas de Torquemada und anderer hochwürdiger Priester der Religion der Liebe glücklich gedieh. Nur einmal ist die Angeklagte in die Folterkammer geführt worden, um sie durch den Anblick der Marterinstrumente zu schrecken, welche, so drohte man ihr, gegen sie in Anwendung kommen sollten, so sie nicht mehr bekennen

---

1) Eine alte, zur Zeit Ludwigs des Zwölften in Frankreich sehr beliebte Chronik, betitelt „Le miroir des femmes vertueuses“, meldet darüber: „Et combien q'uilz (les juges) n'y eussent trouvé que toute sainctetė et vie chretienne, néantmoins plusieurs par flaterie, comme est la coustume de aulcuns, pour complaire aux Angloys ennemys, s'efforcèrent surmonter la Pucelle, tant par fallaces de sophisterie que aultrement.“ Q. IV, 275.

würde als bislang. Es geschah dies am 9. Mai. Das arme Mädchen verlor auch angesichts der Folterbank und der bereitstehenden Folterknechte die Fassung nicht und gab ihren Richtern die protokollarisch aufbewahrte Antwort: „Wahrlich, auch wenn ihr beschließet, mir die Glieder auszurenken und mir die Seele aus dem Körper zu reißen, kann ich euch doch anderes nicht sagen; und wenn ich euch anderes sagte, würde ich doch nachher erklären, daß ihr mich nur mittels Gewalt dazu gebracht" [1]).

Der ganze Proceß war ein echter Hexenproceß, d. h. ein schmachvoller Knäuel von Willkürlichkeiten, Verdrehungen und sogar notorischen Fälschungen. Schon der Umstand, daß nur lateinisch protokollirt wurde und die Protokolle nur in dieser Sprache der Angeklagten vorgelesen worden sind, gab sie völlig der Willkür ihrer Richter, d. h. Henker preis. In dieser Weise wurden endlich zwölf Artikel zusammengeplätzt, welche die angeblichen Geständnisse Johanna's enthielten. Dieselben enthielten aber am Ende doch schlechterdings nur die Angabe der Jungfrau, daß Engel und Heilige ihr erschienen wären, um sie im Namen Gottes zu ihrem patriotischen Unternehmen aufzurufen. Das Tribunal war in Verlegenheit. Es ließ sich auf diese Aktenlage hin doch wohl kaum ein auf Feuertod lautendes Verdikt fällen. Selbst die superlativisch glaubenseifrige theologische Fakultät von Paris fand für gut, in ihrem von der Inquisition erbetenen Gutachten ihr Verdammungsurtheil verschämt zu verklausuliren [2]).

Das Opfer schien seinen Peinigern zu entgehen oder wenigstens, zu großem Unmuth und Zorn der Engländer, mit dem Leben davonzukommen. Denn der düstere Apparat und drohende Pomp, womit am 24. Mai auf dem Kirch-

1) „Veraciter, si vos deliberetis mihi facere distrahi membra et facere animam recedere a corpore, ego tamen non dicam vobis aliud; et si aliquid de hoc vobis dicerem, postea semper ego dicerem quod per vim mihi fecissetis dicere." Q. I, 400.

2) „Si dicta foemina, compos sui, affirmaverit pertinaciter propositiones in duodecim articulis declaratas." Q. I, 417.

hofe der Abtei Saint-Ouen das öffentliche Schlußverfahren stattfand, war ganz dazu angethan, den Muth des armen, schon so lange gequälten Mädchens zu brechen. Johanna scheint doch auch bei einigen ihrer Richter Theilnahme erweckt zu haben. Auf ihrem Wege vom Kerker zum angegebenen Platze wurde ihr eindringlich zugesprochen, ihre Behauptungen von Engel- und Heiligenerscheinungen zu widerrufen; sie habe nur zwischen diesem Widerruf und dem Scheiterhaufen die Wahl. Man zeigte ihr den Henker, der bereit stand, sie zum Holzstoße zu schleppen. Wem könnte es einfallen, die Arme zu tadeln, daß sie schwankend, daß sie schwach wurde? Das Urtheil war noch nicht ganz vorgelesen, als sie den Vorleser unterbrach mit der Erklärung, sie wollte der Kirche gehorsam sich erzeigen, und da die Kirchenmänner gesagt, die Erscheinungen und Offenbarungen, welche sie gehabt, wären nicht zu glauben und aufrecht zu halten, so wollte sie dieselben nicht länger behaupten[1]). Hierauf nahm der Bischof von Beauvais die zuvor ausgesprochene Ausstoßung der reumüthigen Ketzerin aus der kirchlichen Gemeinschaft zurück und sprach „aus Gnade und Milde (gratia et moderatione nostris salvis)“ statt der Todessentenz über Johanna dieses Urtheil: „Weil du gegen Gott und die heilige Kirche verwegen gesündigt hast, verurtheilen wir dich zu lebenswierigem Kerker, damit du bei dem Brote der Schmerzen und bei dem Wasser der Trübsal (cum pane doloris et aqua tristitiae) eine heilsame Buße thun und deine Sünden beweinen könnest.“

Die über die „Mildigkeit“ dieses Urtheils scheltenden, schimpfenden und fluchenden Engländer mochten sich trösten:

---

1) „Quam (sententiam) cum pro magna parte legissemus, eadem Johanna incepit loqui et dixit quod volebat tenere totum illud quod ecclesia ordinaret“ — (in margine: Ante finem sententiae Johanna timens ignem dixit se velle obedire ecclesiae). „Dixitque pluries quod, postquam viri ecclesiastici dicebant quod apparitiones et revelationes, quas dicebat se habuisse, non erant sustinendae nec credendae, ipsa non vellet sustinere.“ Q. I. 446.

ihre erbarmungslose Rachelust sollte völlig befriedigt werden. Die englische Brutalität sorgte schon dafür.

Der, shakspeare'sch zu reden, „geflickte Lumpenkönig“ Karl machte nicht den geringsten Versuch, seine Retterin zu retten. Daß auch das französische Volk — falls nämlich in dem Sinne, in welchem wir heutzutage das Wort Volk gebrauchen, überhaupt von einem französischen Volke von dazumal gesprochen werden kann — einen solchen Rettungsversuch nicht machte, braucht kaum erst gesagt zu werden. Denn überall und allzeit ja hat das Volk seine wahren Helden, Helfer und Heilande schmachvoll feige verleugnet und schnöde im Stiche gelassen, hat sie verfolgen, quälen, kreuzigen und verbrennen lassen, ohne einen Finger für sie zu rühren, wogegen es den Triumphwagen der Unsinnprediger, Schwindler und Lügenpropheten, sowie der meineidigen Usurpatoren, der Menschenquäler und Nationenschinder nie an einer hintendrein jubelnden Menge fehlte oder fehlen wird. Allerdings pflegt zu solchem Jubel der süße, d. h. der vornehme Pöbel, dem sauren, d. h. niedrigen, das aufmunternde Signal zu geben. Das aber ist es ja gerade, was der wirklichen Menschengröße ihren reinsten Nimbus verleiht, daß die wahren Helden, Helfer und Heilande für die Menschheit leben und sterben, ohne Dank weder zu empfangen noch zu erwarten.

8.

Nach Anhörung ihrer Verurtheilung auf dem Kirchhofe von Saint-Ouen war Jeanne in ihren Kerker zurückgebracht worden. Dort ermahnte sie der Vorsitzer des Tribunals, nicht wieder in ihre ketzerischen Irrthümer zurückzufallen und vor allem ihren männlichen Anzug mit einem weiblichen zu vertauschen. Man reichte ihr einen solchen und sie kleidete sich gehorsam um. Warum nahm man ihr nun die abgelegten männlichen Kleidungsstücke nicht weg, da man das Tragen

derselben doch für etwas Ungeheuerliches, für eine todsündliche Ketzerei ansah? Wollte man sie in Versuchung führen? Und warum unterwarf man sie auch jetzt noch, nach ihrem Widerruf und ihrer Verurtheilung, der Pein, in ihrem Kerker fortwährend durch drei englische Kriegsknechte bewacht zu werden?

Am dritten Tage darauf ging dem Bischof Cauchon die Meldung zu, daß Johanna rückfällig geworden sei, d. h. wiederum ihre Männerkleidung anhätte. Der Inquisitor machte sich einen Tag später mit verschiedenen Beisitzern des Tribunals auf, um sich von der Wahrheit dieser Meldung zu überzeugen. Er fand die Gefangene wirklich in Männerkleidung („induta tunica, capucio et gippone cum aliis ad usum viri pertinentibus“). Befragt, warum sie die männliche Tracht wieder angenommen hätte, erklärte sie, es sei geschehen, weil sie, so lange sie genöthigt wäre, unter Männern (ihren Wächtern) zu leben, es für passender gehalten, männliche als weibliche Kleider zu tragen[1]).

Was ist zwischen diesen Zeilen des Protokolls zu lesen? Ein Frevel.

Schon früher hatte im Verlaufe ihres Processes Johanna geäußert, sie wagte es nicht, ihre männliche Kleidung abzuthun, weil sie in derselben gewissermaßen einen Schutz gegen eine nächtliche Vergewaltigung durch ihre Wächter erblickte. Ihre bezügliche Angst war nur allzu begründet gewesen: einer der sie bewachenden englischen Soldaten hatte gegen die arme Gefangene einen Nothzuchtsversuch gemacht[2]). In den Tagen oder Nächten, welche der ersten Verurthei-

1) Respondit quod hoc fecerat, quia erat sibi magis conveniens habere habitum virilem, dum erat inter viros, quam habere habitum muliebrem. Q. I, 455.

2) Wilhelm Manchon, Presbyter, erzbischöflicher Notarius zu Rouen, als Zeuge im Rehabilitationsproceß: „Et tunc erat induta indumento virili atque conquerebatur quod non audebat se exuere, formidans, ne de nocte ipsi custodes sibi inferrent violentiam; atque semel aut bis conquesta fuit episcopo Belvacensi, quod alter dictorum custodum voluerat eam violare . . . Et postmodum assumpsit habitum virilem, se excusando quod cum habitu muliebri non fuisset ausa se tenere cum custodibus Anglicis.“ Q. II, 298, 300.

lung der Jungfrau folgten, war aber ein „großer englischer Lord“ Bestie genug, diesen Versuch ebenfalls anzustellen. Das unglückliche Mädchen hat dies wohl auch zu Protokoll gegeben, allein der Schreiber desselben schlüpfte mit dem oben angeführten allgemeinen Ausdruck über die Schändlichkeit hinweg. Dieselbe ist uns jedoch ausdrücklich bezeugt durch Johanna's Beichtvater, welcher sie auch auf ihrem Todesgange tröstete, durch den frommen Predigermönch Martin Ladvenu [1]).

Die Wiederannahme der männlichen Tracht war demnach hinlänglich erklärt und gerechtfertigt und mit dieser Tracht scheint Johanna auch wieder die ganze Mannhaftigkeit ihres früheren Muthes wiedergefunden zu haben. „Ich will lieber sterben als so in Ketten leben!“ sagte sie zu dem hochwürdigen Cauchon.

Was jetzt folgte, beweis't, daß wir ganz berechtigt waren, zu sagen, die Logik, welche Erscheinungen innewohnt, wie die des Mädchens von Domremy eine war, fordere ihr Recht. Johanna durfte nicht als Abtrünnige von ihrem eignen Selbst und Wesen im Kerker dunkel verkümmern. Der Heldin gebührte ein heldischer Tod im Angesichte des Himmels und der Erde. Sie mußte ihre Sendung erfüllen bis zuletzt, der Schluß mußte des Anfangs würdig sein und hier, wenn irgendwo, ist so recht statthaft das Dichterwort:

„Wann wir in urgewalt'gem Streit
Die großen Menschen seh'n
Aus innerster Nothwendigkeit
Dem Tod entgegengeh'n,
Dann möchten wir dem Heldenschwung
In des Geschickes Zwang
Zurufen mit Begeisterung:
Glückauf zum Untergang!“

---

1) Deponit quod ipse audivit ab eadem Johanna quod quidam magnus dominus Anglicus ad eam in carceribus introerat et eam tentavit vi opprimere. Et dicebat eidem loquenti quod causa quare habitum virilem resumpserat post primam sententiam. Quich. III, 168. Vgl. II, 365.

9.

„Hast du vielleicht auch wieder die Stimmen der heiligen Katharina und der heiligen Margareta vernommen?“ fragte der Bischof.

„Ja, ich habe sie vernommen.“

„Und was haben sie dir gesagt?“

„Sie haben mir gesagt, daß ich großes Unrecht gethan, sie zu verleugnen, und ich that das auch nur aus Furcht vor dem Feuer“ [1]).

„Und du glaubst, daß diese Stimmen wirklich die der heiligen Katharina und der heiligen Margareta waren?“

„So glaube ich.“

„Und daß sie im Auftrage Gottes redeten?“

„Ja. Und was ich am 24. Mai gesagt habe, war der Wahrheit entgegen und geschah mein Widerruf nur um der Furcht vor dem Feuer willen. Ich will aber meine Buße lieber auf einmal leiden, will lieber sterben als in dieser Kerkerpein leben.“

Die Inquisition hatte genug gehört. Als die Inquisitoren das Gefängniß verließen, sagte der hochwürdige Cauchon zu den zahlreich davor versammelten Engländern: „Freut euch! Sie ist geliefert. Gesegnete Mahlzeit!“ [2])

Am 29. Mai that das Tribunal seinen endgiltigen Spruch. Derselbe lautete korrekt nach dem kirchlichen Rechte der Zeit, daß Johanna als ein mit dem Aussatze der Ketzerei behaftetes Satansglied („tamquam membrum Satanae lepra haeresis infectum“) aus der Kirche auszustoßen und der weltlichen Justiz zu überantworten sei. Dieser Nachsatz war nur eine euphemistische Umschreibung für Feuertod oder,

---

1) Hier hat das Protokoll die lakonische Randbemerkung: „Todbringende Antwort (responsio mortifera).“ Q. II, 456. Das ganze mitgetheilte Gespräch ist eine auszügliche Uebersetzung des Protokolls.

2) Q. II, 5, 8.

wie der amtliche Ausdruck in Deutschland lautete, für „Einäscherung". In der Sentenz fehlte auch die gewohnte Heuchelformel nicht, daß die weltliche Gerechtigkeit angegangen werden sollte, „milde mit der Verurtheilten zu verfahren und sie mit der Strafe des Todes oder der Verstümmlung zu verschonen" [1]). Stilus curiae romanae! Während die hochwürdigen Herren Inquisitoren diese christliche Liebesphrase von sich gaben, wurde auf dem Altmarkt von Rouen schon der Holzstoß aufgeschichtet, welcher das Opfer einäschern sollte [2]).

Der Bischof von Beauvais war aber doch mehr Politiker als Fanatiker. Er überlieferte die Jungfrau dem Feuertode nur aus Gefälligkeit gegen die englische Politik. Wäre er ein ehrlicher Fanatiker gewesen, so konnte er gar nicht thun, was er am Morgen des 30. Mai, also nach der Exkommunikation Johanna's, that, nämlich dem Predigermönche Martin Ladvenu die Erlaubniß geben, nicht allein die Beichte der Verurtheilten zu hören, sondern ihr auch die Hostie zu reichen. Die Kirche konnte dem „Satansglied" unmöglich ihr höchstes „Gnadenmittel" verabfolgen, wenn sie von der Satansgliedschaft Johanna's aufrichtig überzeugt war.

---

1) Q. I, 463 und 475.

2) Eine Verurtheilung Johanna's durch ein weltliches Gericht hat auch gar nicht stattgefunden. Die Engländer trafen sofort, als das Inquisitionstribunal gesprochen, die Anstalten zur Verbrennung des Opfers und rissen dasselbe ohne weitere Formalität am 30. Mai von den Schranken des geistlichen Gerichtes hinweg auf den schon Tags zuvor aufgebauten Scheiterhaufen. Nach dem formalen Rechte mußte Johanna, als ihr am 30. Mai auf dem Altmarkt zu Rouen die Inquisitionssentenz vom 29. feierlich eröffnet wurde, dem weltlichen Richter überliefert werden. Aber das geschah gar nicht. Die rohe Ungeduld der Engländer ließ es nicht zu. (S. Quicherat, II, 8.) Im übrigen wäre diese Uebergabe an den weltlichen Richter auch nur eine elende Posse gewesen; denn bekanntlich mußte der weltliche Richter eine ihm zur Bestrafung überlieferte Ketzerin oder Hexe verbrennen lassen, bei Strafe, selbst in Ketzerei zu fallen, d. h. sich selber eines todeswürdigen Verbrechens schuldig zu machen. Das bekannte „Ecclesia non sitit sanguinem" war die frechste Taschenspielerformel, die es jemals gegeben hat.

Kein Zweifel, mit rabenmütterlicher Hand mordete die Kirche ihr treuestes Kind. Denn wie sie als gläubige Katholikin gelebt, so ist Johanna auch als solche gestorben. In der Morgenfrühe des genannten 30. Mai, welcher ihr Todestag war, hat sie dem Pater Ladvenu gebeichtet und unter strömenden Thränen der Andacht den „Leib Christi“ empfangen [1]).

Nach beendigter Ceremonie theilte ihr der Mönch mit, daß sie heute sterben müßte und zwar des Feuertodes. Da schrie die Natur in ihr auf gegen diesen Gräuel. „Weh mir!“ rief sie aus; „so gräßlich und grausam will man mit mir verfahren, daß mein frischer und jungfräulicher Leib, der nie bemakelt worden, zu Asche verbrannt werden soll“ [2]). Man glaubt die Tochter Jephtha's zu hören, welche ihre Jungfrauschaft beweinte, da ihr Vater sie seinem als Adonai verkappten Bal-Moloch zum Brandopfer opferte. Als der hochwürdige Cauchon eintrat, sagte sie zu ihm: „Bischof, ich sterbe durch euch.“ Worauf der Hochwürdige: „Jeanne, faßt euch in Geduld. Ihr sterbet eures Rückfalls wegen.“ Und wieder Johanna: „Ich appellire von euch an Gott, als an den höchsten Richter, um alles des schweren Unrechts und aller der Qualen willen, die man mir angethan hat.“

Zur neunten Morgenstunde wurde sie, bloß mit dem langen Büßerhemde bekleidet, im Burghof auf einen Karren gesetzt, welchen ihr Beichtvater und dessen Mitmönch Isambert de la Pierre ebenfalls bestiegen. Die nachmaligen Zeugenaussagen dieser beiden Kleriker haben sehr viel zur Verherrlichung des Namens der Heldin beigetragen. An 800 englische Kriegsknechte umgaben den Karren während der

---

1) Ipse testis (Ladvenu), de licentia judicum, ante sententiam latam, audivit eamdem Johannam de confessione ac ministravit sibi corpus Christi, quod devotissime et cum lacrymis uberrimis suscepit. Q. II, 308. III, 168.

2) „Hélas! On me traitera ainsi horriblement et cruellement, qu'il faille que mon cors net et entier, qui ne fut jamais corrompu, soit aujourd'hui consumé et rendu en cendres.“ Deposition des Frère Jehan Tourtmouillé. Q. II, 3.

Fahrt nach dem Altmarkt. Die Engländer scheinen bis zuletzt einen Versuch zur Rettung ihres Opfers gefürchtet zu haben. Allein nichts rührte sich und die Ueberlieferung, es hätten ehemalige Waffengefährten der Jungfrau einen Handstreich auf Rouen versucht, um sie aus ihrer Noth zu lösen, hat durchaus nur sagenhaften Werth.

Auf dem von Menschen wimmelnden alten Markte waren nahe bei der Salvatorkirche zwei Gerüste aufgeschlagen, ein höheres und ein niedrigeres. Auf dieses wurde Johanna gestellt, jenes bestieg der Bischof. Diesen Gerüsten im Dreieck gegenüber war auf einer gemauerten Unterlage der Scheiterhaufen geschichtet. Die Soldaten bildeten eine Hecke um das Dreieck her, in welches nur englische Herren und Prälaten oder von Franzosen nur notorische Parteigänger Englands zugelassen wurden.

Nachdem eine Predigt gehalten worden, deren an Johanna gerichtetes Schlußwort: „Geh' hin im Frieden! Die Kirche kann dich nicht mehr vertheidigen" — lautete, verlas der hochwürdige Cauchon das Urtheil der Inquisition, welches schließlich die Uebergabe der Ketzerin an die weltliche Justiz verordnete. Allein den Engländern währte die Sache ohnehin schon zu lange. Sie schrieen den Bischof an: „Wie, Priester, glaubst du, wir sollen hier zu Mittag essen?" zerrten Johanna ohne weiteres von dem Gerüste herunter, schleppten sie zu dem Holzstoß und riefen dem Henker zu: „Thu' deine Schuldigkeit!" [1])

Für eine Minute, aber auch nur für eine Minute wankte angesichts der schrecklichen Zurüstungen zu ihrer Todesqual die Fassung der armen Johanna, so daß sie weinend ausrief: „Soll ich wirklich also sterben?" Das ging aber vorüber, und während man sie an den Todespfahl festband, war ihre Haltung eine so demuthsvoll er-

1) „Comment, prestre, nous ferez-vous icy disner?" Et incontinent, sans aucune forme ou signe de jugement, la envoyèrent au feu, en disant au maistre de l'oeuvre: „Fay ton office!" Deposition des Jean Massieu, Pfarrers zu Saint-Candres in Rouen. Q. II, 20.

gebene, keusche und andächtige, daß selbst geifernde Pfaffen und fluchende Kriegsknechte, welche die „Hexe“ so eben noch mit Beschimpfungen überhäuft hatten, zur Bewunderung, zum Mitleid, zum Weinen hingerissen wurden[1]). Dieser Eindruck steigerte sich noch beträchtlich im Vorschreiten des grausamen Drama's.

Pater Ladvenu hatte sein Beichtkind auf den Holzstoß begleitet. Als der Henker denselben von unten in Brand gesetzt, bat Johanna den Mönch, hinabzusteigen, aber drunten das Krucifix, welches er in der Hand trug, so hoch zu halten, daß sie es durch den Rauch hindurch sehen könnte[2]). Sie blickte darauf hin, bis die emporschlagenden Flammen das Haupt der Märtyrin umzüngelten. Dann, bevor dieses edle Haupt der Todesqual sich beugte, scholl noch einmal laut von den Lippen der Jungfrau der Ruf: „Jesus!“ und so entfloh ihre Seele[3]).

Die als Heldin gelebt hatte, war als Heilige gestorben.

Dies war auch das Gefühl, welches die Menge auf dem Markte von Rouen mit überwältigender Macht anfaßte, als das Brandopfer dargebracht war. Vergeblich suchte die Rohheit verhärteter Kriegsknechte dagegen aufzukommen. Ihre lästernden Stimmen verhallten vereinzelt. Als der Geheimschreiber des Königs von England, John Trassart, den Platz verließ, sagte er: „Wir alle sind verloren, denn wir haben eine Heilige verbrannt.“ Ein englischer Officier hatte, von besonderer Wuth gegen Johanna erfüllt, ein Reisigbündel zum Scheiterhaufen getragen, allein der An-

---

1) Quasi omnes adstantes pro pietate flebant et maxime episcopus Morinensis. Depos. Ladvenu's. Q. III, 168.

2) Et dum ipsa Johanna percepit ignem, ipsa dixit loquenti quod descenderet et quod levaret crucem domini alte, ut eam videre posset; quod et fecit. Derselbe. Q. III, 169.

3) Isambert de la Pierre dit, qu'elle estant dedans la flambe oncques ne cessa jusques en la fin de résonner et confesser à haulte voix le saint nom de Jhesus, et encores, qui plus est, en rendant son esperit et inclinant la teste, proféra le nom de Jhesus. Q. II, 6, 7. Dicit (Johannes Marcel) quod ipse vidit eamdem Johannam in igne clamantem pluries Jhesus alta voce. Q. III, 90.

blick der Dulderin wandelte seinen Grimm mit einmal in Erbarmen und heftige Reue um. Der zur Zeit in Rouen anwesende pariser Bürger Jean Marcel sagte als Augenzeuge aus, daß, während der Holzstoß noch rauchte, die Mehrheit der Zuschauer laut geweint und geäußert hätte, Johanna sei schuldlos verdammt worden. Am Abend des Tages kam der Henker zum Pater Ladvenu und sagte weinend, er fürchte, nimmer Vergebung finden zu können, weil er eine Heilige eingeäschert habe [1]).

Die Volkslegende hat schön gedichtet, aus dem flammenden Scheiterhaufen sei, als Johanna ausgeathmet, eine weiße Taube hervor und himmelan geflogen. Wir können den Sinn dieser volksmäßigen Dichtung wohl ohne Zwang dahin deuten, daß der auf dem Altmarkte von Rouen lodernde Holzstoß wohl das Leben der heldischen Jungfrau vernichten konnte, nicht aber den großen Gedanken, dessen Trägerin sie gewesen war, den Gedanken der Befreiung ihres Landes von der Herrschaft fremder Eindringlinge.

10.

Vierundzwanzig Jahre später regte sich das Gewissen Frankreichs, welches seine jugendliche Retterin so schmählich preisgegeben hatte.

Durch das rastlose Betreiben der Mutter und der Brüder Johanna's — ihr Vater war inzwischen gestorben — wurde König Karl der Siebente gedrängt und vermocht, wenigstens für die Ehrenrettung des Andenkens der Gemordeten etwas zu thun. Mit Genehmigung des Papstes Kalixtus des Dritten ist im Jahre 1455 eine Rehabilitationsprocedur eröffnet worden, deren Ergebniß war, daß das Verdammungsurtheil des Inquisitionstribunals von

1) Die Zeugnisse hierfür bei Quicherat, II, 352; III, 90.

Rouen förmlich und feierlich umgestoßen wurde als aller Wahrheit und allem Rechte zuwider.

Die Protokolle und sämmtlichen übrigen Aktenstücke der beiden Proceduren, des Verdammungs- und Wiederherstellungsprocesses, hat in unseren Tagen ein französischer Gelehrter, Jules Quicherat, mit größter Sorgfalt gesammelt und gesichtet und hat dieselben, unter Anfügung einer Menge von Auslassungen von Zeitgenossen der Jungfrau über dieselbe, in den Jahren 1841—49 in fünf starken Bänden veröffentlicht. Dieses Sammelwerk enthält die eigentlichen und echten Quellen für die Geschichte des Mädchens von Orleans, Quellen, aus welchen, wie schon eingangs angemerkt wurde, die vorstehende Darstellung geschöpft ist. Die Erwähnung dieses Urkundenbuches gibt mir aber Veranlassung, zum Schlusse noch ein paar flüchtige Worte über die Literatur meines Gegenstandes zu sagen.

Es konnte nicht fehlen, daß eine Erscheinung wie die unserer Heldin frühzeitig ein vielbehandelter Gegenstand literarischer Bemühung werden und bis auf den heutigen Tag bleiben mußte. Chronisten und Historiker, Dichter und Dichterinnen haben gewetteifert, das anziehende Thema zu variiren.

Der älteste Chronist, welcher die Geschichte des Mädchens von Orléans erzählte, war Perceval de Cagny. Sein Bericht ist schon im Jahre 1436, also nur fünf Jahre nach der Verbrennung Johanna's niedergeschrieben und zwar im Hause und auf Anregung des Herzogs von Alençon, also des französischen Generals, welcher am meisten Gelegenheit gehabt hatte, die Jungfrau genau zu beobachten. Von noch älterem Datum, nämlich schon vom Ende Juli's 1429 ist ein, wenn ich so sagen soll, historischer Brief, welchen man von dem berühmten Gelehrten Alain Chartier verfaßt glaubt und worin der Verfasser einem fremden Fürsten über das Auftreten und Wesen des Mädchens von Domremy Auskunft gibt[1]). Weitaus das Beste jedoch, was

1) Der Brief ist ein rhetorisches Prunkstück, ein wahrer Panegyrikus, wie schon aus folgender Stelle erhellt. „Haec est illa quae

im fünfzehnten Jahrhundert über Jeanne d'Arc geschrieben worden, floß aus der Feder eines Papstes, aus der Feder Pius des Zweiten, jenes Aeneas Silvius Piccolomini, welcher so vielfach thätig in die literarische Bewegung der Renaissanceperiode eingegriffen hat. In seinen „Denkwürdigkeiten“ zur Geschichte seiner Zeit, welche unter dem Namen seines Sekretärs Gobelin veröffentlicht wurden, erzählte der Papst die Geschichte Johanna's ganz vortrefflich. Ihre Hinrichtung beurtheilte er, mit gänzlicher Beiseitestellung des kirchlichen Moments, ganz richtig als eine brutale That der englischen Politik und seiner Erzählung des am 30. Mai von 1431 auf dem Altmarkte von Rouen verübten Gräuels fügte er die Worte bei: „So starb Johanna, das wundersame und erstaunliche Mädchen (mirabilis et stupenda virgo), welches das zerrüttete und beinahe zerstörte Frankreich wieder herstellte und den Engländern so viele Niederlagen bereitete. Zum Feldhauptmann geworden, bewahrte die Jungfrau inmitten der Kriegerscharen ihre makellose Keuschheit. Nie hörte man von ihr etwas Unehrbares. Ob sie aber ein göttliches oder ein menschliches Werkzeug gewesen, dürfte schwer zu entscheiden sein (divinum opus aut humanum inventum fuerit, difficile affirmaverim).“ In Deutschland that, soviel ich finden konnte, zuerst der Schatzmeister Kaiser Sigismunds, Eberhard von Windecken, des Mädchens von Orléans historische Erwähnung und zwar in der von ihm geschriebenen Geschichte des genannten Kaisers. Unter den modernen Historikern haben zweifelsohne Quicherat mittels seines genannten Werkes und Henri Martin in

---

non aliunde terrarum profecta est, quae e coelo demissa videtur, ut ruentem Galliam cervice et humeris sustineret. Haec regem in vasto procellis et tempestatibus laborantem in portum et litus evexit et erexit animos ad meliora sperandum. Haec Anglicam ferociam comprimens Gallicam excitavit audaciam, Gallicam prohibuit ruinam, Gallicum excussit incendium. O virginem singularem, omni gloria, omni laude dignam, dignam divinis honoribus! Tu regni decus, tu lilii lumen, tu lux, tu gloria non Gallorum tantum, sed christianorum omnium.“ Q. V, 135.

seiner „Histoire de France" das Bedeutendste für die Geschichte unserer Heldin geleistet. Die glänzendste, farbenreichste Darstellung ihrer Laufbahn gab jedoch in seiner berühmten Geschichte Frankreichs Jules Michelet, der Kolorist par excellence unter den Geschichtschreibern seines Landes. Neben ihm haben sich von Franzosen neuestens insbesondere Desjardins und Wallon mit der Geschichte der Jungfrau beschäftigt; der erstgenannte springt aber zuweilen mit den Quellen etwas willkürlich um und der zweite steht auf dem Standpunkte des kirchlichen Mirakelglaubens, welcher eine wissenschaftliche Behandlung des Problems unmöglich macht. Wie sehr auch die deutsche Historik von diesem Problem angezogen wurde, zeigt — von älteren Arbeiten zu schweigen — der Umstand, daß allein in den zwei Jahren von 1860 bis 62 nicht weniger als vier Monographien über Jeanne d'Arc erschienen sind: eine von Pauli, eine zweite von Hase, eine dritte von Sickel, eine vierte von Straß. Die Arbeiten von Hase, dem bekannten Kirchenhistoriker, und von Sickel verdienen den Preis. Des letzteren Abhandlung ist geradezu das Beste, was psychologische Analytik und historische Kritik bislang in irgendeiner Literatur zur Herstellung einer wirklichen Geschichte Johanna's gethan haben.

Zum Gegenstande poetischer Verherrlichung wurde das Mädchen von Orleans zuerst gemacht durch ihre Zeitgenossin Christine de Pisan, eine siebenundsechzigjährige Nonne. Im Juli von 1429, als man einen Angriff der französischen Streitkräfte auf Paris erwartete, machte diese Dichterin in einem französischen Karmen von 61 achtzeiligen Strophen ihren patriotischen Gefühlen Luft. Sie lobpries die Pucelle oder, wie sie Johanna zärtlich nannte, das Jüngferchen („Pucellette") in hohen Tönen und stellte sie den israelitischen Heldinnen Deborah, Judith und Esther gleich oder voran[1]). Ein gelehrter Zeitgenosse feierte die Retterin

1) „Hester, Judith et Delbora
Qui furent dames de grant pris,
Par lesqueles Dieu restora
Son peuple qui fort estoit pris,

Frankreichs in einem lateinischen Hexameterepos, das freilich weit mehr wohlgemeint als gelungen ist[1]). Sodann brachte der im Jahre 1440 in Paris geborene Reimchronist Martial d'Auvergne die ganze Laufbahn Johanna's in französische Verse[2]). Die moderne Kunstpoesie war mit ihren Versuchen, die Geschichte des Mädchens von Domremy im hohen epischen Stile zu behandeln, nicht glücklich. Das älteste Kunstepos dieses Inhalts, welches der Franzose Jean Chapelain in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts verfertigte, ist gerade so ungenießbar langweilig wie das meines Wissens jüngste, von dem Engländer Robert Southey zu Ausgang des 18. Jahrhunderts verfaßte.

Der Rede werth sind von den dichterischen Variationen unsers Thema's eigentlich nur drei, alle von Autoren geschaffen, welche in der geistigen Hierarchie den höchsten Rang einnehmen: Shakspeare, Voltaire und Schiller. Der Engländer ließ unsere Heldin im ersten Theil seiner Historie „König Heinrich der Sechste“ auftreten, vorausgesetzt, daß dieses Stück als ganzes wirklich ein shakspeare'sches Werk, was noch keineswegs unstreitbar festgestellt ist. Der Franzose machte aus der Laufbahn Johanna's eine komisch-epische

---

Et d'autres plusieurs qu'ay appris
Qui furent preuses, n'y ot celle;
Mais miracles en a porpris (?)
Plus a fait par ceste Pucelle.“

1) Der Eingang lautet:
„Scribere fert animus gestorum pauca Puellae,
Sed veneranda viris; quam totum fama per orbem
Nuper eundo tulit et quam nimis Anglus amaram
Sensit et interea dulcissima Francia dulcem.“

2) Die Katastrophe berichtet er sehr lakonisch:
„Après plusieurs griefs et excès
Inférez en maintes parties,
Lui firent ung tel quel procès
Dont les juges estoient parties.
Puis au dernier la condampnèrent
A mourir douloureusement,
Et brief l'ardirent et brullèrent
A Rouen tout publicquement.“

Travestie. Der Deutsche umgab in seiner romantischen Tragödie die „Jungfrau von Orléans" die Gestalt derselben mit der vollen Gloriole der Poesie.

Wie mitunter der Blume des edelsten Weines ein saurer Erdgeschmack beigemischt ist, so schmeckt man aus Shakspeare's Drama den Bodensatz stocksteifenglischen Nationalvorurtheils und Nationalhasses heraus. Der große britische Dichter hat all den gehässigen Klatsch, welcher im 15. Jahrhundert in englischen Lagern und Sakristeien über Jeanne d'Arc umging, kritiklos aufgenommen und nachgesprochen. So stellte er denn das Heldenmädchen als eine ungeschlachte Virago, zuchtlose Dirne und boshafte Hexe dar und schrack nicht einmal vor der Gemeinheit zurück, sogar den Märtyrertod Johanna's zu beschimpfen [1]), — ein abschreckender Beweis, wie wenig selbst ein großer Genius der herrschenden Anschauung seiner Zeit und seines Landes sich zu entziehen vermag, sobald nationale Leidenschaften ins Spiel kommen.

Voltaire's „Pucelle" ist ein Bakchanal des Spottes, eine Orgie des souveränen Witzes, beim ersten Anblick durchaus verwerflich als die frevelhafte Besudelung einer ebenso erhabenen als rührenden Erscheinung. Ich erinnere mich, daß ich bei der ersten Lesung dieses skandalhaften Poems die Empfindung hatte, als säh' ich eine Lilie in eine Kothlache werfen. Um jedoch dem großen Spötter, welcher so viel Unwahrheit, Unrath und Unrecht aus der Welt weggespottet hat, Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man berücksichtigen und sagen, daß er seine Pucelle nur schrieb, um auch in dieser, von der damaligen französischen und europäischen Gesellschaft mit Entzücken aufgenommenen Form die große Lüge von der angeblich guten alten frommen Zeit zu entlarven und zu vernichten. So angesehen, ist Voltaire's komisches Epos eine meisterliche Satire auf das Mittelalter.

In der Vollreife seines Genie's, auf der Höhe seiner Stellung als Prophet des Idealismus ergriff dann Schiller

1) King Henry VI, P. I, A. 5, Sc. 4.

den dankbaren Stoff, um daraus ein Kunstwerk zu formen, welches, was auch im Einzelnen nicht ohne Grund daran getadelt werden mag, als Ganzes von Schönheit stralt und funkelt. Höchst bedeutsam fiel diese Arbeit mit des Dichters Wendung vom Kosmopolitismus zum Patriotismus zusammen. In seiner „Jungfrau von Orleans" schlug er mit mächtiger Hand schon einzelne jener herzbewegend-patriotischen Töne an, welche er nachmals in seiner Telldichtung zu einem hochherrlichen und nie verrauschenden Akkord der Vaterlandsliebe zusammengefaßt hat. Dieser große und gute Mann strömte den ganzen heiligen Enthusiasmus seiner Seele in seine Jungfrautragödie über und darum durfte er sie in die Welt entlassen mit den prophetischen Worten:

„Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben!"

Ein christlicher Priester.

O caritatis victima, o dira vis amoris!
Crudelitatis hostia, spectaculum doloris!
Altkirchliches Lied.

Lauda matris ecclesiae dulcissimam clementiam,
Quae septem purgat vitia per septiformem gratiam.
Der heilige Odo von Kluny.

1.

Das Jahr 1870 darf und muß, wenn nicht als ein Hauptakt, so doch jedenfalls als eine der „großen" Scenen in der Tragikomödie Weltgeschichte bezeichnet werden.

Erstens deßhalb, weil in diesem Jahre der „hochmüthige, falsche und lüderliche Franzosengeist", wie schon Anno 1689 ein deutscher Patriot das Ding genannt hat, von der Stelzenhöhe seines Größenwahns herabgeworfen wurde; und zweitens darum, weil der Krieg von 1870 die verlogene Phrase von der Völkersolidarität und was drum- und dranhängt aus dem Gehirne denkender und aufrichtiger Menschen unsanft, aber gründlich weggesäubert hat.

Man wird jetzt, wenigstens unter anständigen Leuten, die dummen warmbrüderlichen und süßschwesterlichen Redensarten und utopistischen Schwarbeleien nicht mehr hören müssen. An die Stelle der erdichteten geschichtlichen Lebens-

mächte treten offen die wirklichen: Hunger und Haß, das Interesse in der nacktesten Bedeutung des Wortes, und ein „gesunder" Nationalegoismus geht frank und frei einher.

Auch die Deutschen hätten schon lange Ursache gehabt, diesen gesunden und naturgemäßen Nationalegoismus sich anzulernen. Allein erst die bitteren Erfahrungen, welche sie in den Jahren 1870—71 machen mußten, hat ihnen die Nothwendigkeit so recht einleuchtend und fühlbar gemacht. Weil sie den frechsten aller französischen Angriffe, einen richtigen Banditenanfall, glorreich zurückschlugen, weil die deutschen Schwerter den gallischen Bramarbasen das eroberungsgierige „Au Rhin! à Berlin!" in die Schreihälse zurückstießen, weil die Deutschen so frei waren, ihr gestohlenes Eigenthum den französischen Dieben wieder abzunehmen, ging ringsher ein wüthendes Gekläffe gegen sie los und kläfften, wie gewöhnlich, die kleineren und kleinsten und schäbigsten Köter am unverschämtesten, am giftigsten. Es verdient auch als ein kulturgeschichtliches Charakteristikum angemerkt zu werden, daß neben den völkersolidarischen Träumerichen überall die unwissende Menge und ihre mehr oder weniger gaunerischen Schmeichler für die Franzosen, die wissenden und urtheilsfähigen Menschen dagegen für Deutschland waren. Will man diese Thatsache in die kürzeste Formel bringen, so kann man sagen: Dort stand Garibaldi, hier Mazzini; dort der londoner Mob, hier Carlyle.

Das „Phantasma" von dem Menschenbruderthum und der Völkervetterschaft wären wir also glücklich los und es gereicht uns nur zur Ehre, daß wir ehrlich genug sind, offen auszusprechen, der wahre und wirkliche „Urstand der Natur", wo Mensch dem Menschen und Volk dem Volke gegenübersteht, sei endlich auch theoretisch wieder anerkannt, wie er ja faktisch allzeit zu Recht bestanden hat. Alter Spinoza, redlichster und muthigster aller Denker, du hast schon vor zweihundert Jahren in ihrer ganzen strengen Nacktheit die große Wahrheit hingestellt, daß jeder Mensch und folglich auch jedes Volk gerade nur soviel Recht hat,

als er oder es Macht besitzt[1]). Dieser Satz gibt eine granitene Basis ab für eine richtige, für die alleinrichtige Politik. Auf diese Basis stelle Deutschland seine Zukunft und lasse die Köter kläffen, die kleinen und die großen.

Der Errungenschaften des Jahres 1870 sind aber noch mehr, darunter höchst bedeutende. Wenn beim Beginne des Krieges die Phrase noch eine erkleckliche Rolle spielte, wenn in Manifesten und Proklamen von „deutscher Freiheit", von „Volksrechten" und andern dergleichen „abstrusen" Dingen häufiger als billig die Rede war, so haben sich im Verlaufe des großen Kampfes solche Redensarten mehr und mehr verloren und sind zuletzt ganz und gar verstummt. Die Rückkehr zur Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit hat sich auch hier in schönster Weise vollzogen. Die neue deutsche Reichsverfassung ist in „korrektester" Weise von Ministern gemacht, von den Fürsten festgestellt und sodann der Nation, ohne daß diese mit dem lästigen Geschäfte irgendwie behelligt und bemüht wurde, allergnädigst geschenkt worden. Uns wurde dadurch erspart, ein „Lebermeer" von Geschwätz durchwaden zu müssen.

Freilich könnten Leute, welche den Aussagen unserer jetzigen politischen Vorgeiger und Vortänzer zufolge noch immer im „alten romantischen Land", im Nebelheim der Ideale „herumtaumeln", sich versucht fühlen, in den Bart zu brummen, Sir John Falstaff mit seiner realpolitischen Behauptung, das Volk komme nur als „food for powder" in Betracht, sei doch wohl auch kein unfehlbarer Prophet; und ferner, alle die Trübsal, welche die Völker dermalen durchzuleiden haben, sei nur die gerechte Buße für die abgrundtiefe Dummheit und feige Niedertracht, womit sie Anno 1848 die beispiellos günstige Gelegenheit, ihre Geschicke selbstbestimmend in die eigenen Hände zu nehmen, verpaßt hätten.

---

1) Tract. polit. I, 2, 8: „Unusquisque tantum juris habet, quantum potentia valet." In einer Zeit, wo der Geschmack für alte „Kernlieder" da und dort so schön grassirt, dürfte es nicht unpassend sein, auch so einen alten Kernspruch von Zeit zu Zeit zu verlautbaren.

Aber Männer, welche über alle Illusionen hinwegsind und, nachdem sie das Narrenspiel des Menschendaseins in seiner ganzen Nichtigkeit erkannt haben, den bitteren Ekel, dasselbe mitansehen zu müssen, mittels Beimischung von Ironie einigermaßen zu versüßen trachten, werden sich kaum enthalten können, zu sagen: Welcher Verständige und Wissende wird solchem Gebrumme irgendwelchen Werth beilegen? Laßt die Illusionäre um ihre fixe Idee von der Mündigkeit der Massen sich drehen, wie drehende Derwische um die eigene Nasenspitze sich schwingen. Laßt sie mit ihrer hohlen Schwindelblase, genannt Selbstbestimmung der Völker, kindisch spielen. Man weiß ja, wie es mit dieser Mündigkeit und Selbstbestimmung bestellt war, ist und sein wird. Die Massen mündig? Ein knäbischer Traum! Die Völker sich selbst bestimmend? Eine lächerliche Selbstbelügung! Reibt euch doch endlich die rousseau'schen Chimären aus den Augen und seht euch die Dinge an, wie sie sind. Wo denn haben die Völker bewiesen, daß sie frei zu sein verständen? Ja, auch nur, daß sie frei sein wollten? Nirgends. Selbst die scheinbar freiheitlichen, freiheitlichsten Epochen erweisen sich bei näherem Zusehen und unbefangener Untersuchung überall als Täuschungen. Kannte das Alterthum eine Verwirklichung des humanen Freiheitsideals? Oder das Mittelalter? Oder die Neuzeit? Nein. Haben die Luther und Kalvin die Freiheit gebracht? Oder die Mirabeau und Marat? Abermals nein. Der erlauchteste und erleuchtetste Prophet der Freiheit, Schiller, hat auf der Schwelle des 19. Jahrhunderts in düsterer Resignation gesagt: „Freiheit lebt nur in dem Reich der Träume." Ist er seither widerlegt worden? Nein. Die Menschen in ihrer Mehrheit — in einer so ungeheuren Mehrheit, daß die verschwindend kleine Minderheit kaum noch sichtbar — wissen gar nicht, was Freiheit ist; sie wollen nur ihr möglichst behagliches Auskommen haben. Die Völker wollen nicht frei sein, sondern reich, mächtig, angesehen, herrschend. Sie wollen und müssen schlechterdings einen Götzen haben, damit ihre angeborene Knechtschaffenheit davor kniee und

räuchere. Gestern hieß er Verhuell, morgen kann er Hannickel heißen, übermorgen Burzbirchler. Regierungslosigkeit, Staatszwangslosigkeit, Anarchie erscheint den Menschen als das größte Unheil. Mit Recht. Sie merken wohl, daß die Bestie in ihnen nur staatszwangsweise niedergehalten und gebändigt werden kann. Nehmt doch einmal für eine Weile Strafgesetzbuch und Polizei aus unserer hochgelobten modernen Civilisation hinweg und ihr werdet Menschlichkeiten erleben, deren Viehischkeit euch darthun wird, was es mit dem ewigen selbstgefälligen Vorschrittsgeleier eigentlich auf sich habe.

In Wahrheit, die Bühne der weltgeschichtlichen Tragikomödie ist ein Labyrinth. Die Menschheit bewegt sich, ja, aber nur im Kreise herum. Nachdem die Deutschen daran verzweifeln mußten, in einer sogenannten vorschrittlichen Form wieder eine Nation werden zu können, sind sie zur mittelalterlichen Vorstellung vom Kaiser und Reich zurückgekehrt, um doch endlich zur Einheit zu gelangen und endlich wieder etwas vorzustellen in der Welt. Das alte Kyffhäusergespenst ist erlös't. Dabei ist alles nach der richtigen Etikette zu- und hergegangen und hat sich der „volle Tropfen demokratischen Salböls", von welchem im „tollen Jahre" der gute Uhland in der Paulskirche balladisirt hatte, als ein Luxus erwiesen, dessen Aufbringung dem deutschen Volke erlassen wurde. Diese Umkehr zum Mittelalter ist aber doch nur eine scheinbare und hat nicht viel zu bedeuten, verglichen mit einer anderen, verglichen mit der, welche am 18. Juli von 1870 zu Rom beschlossen wurde. An diesem Tage kehrte ja die katholische Welt genau auf den Punkt zurück, wo sie unter dem siebenten Gregor gestanden. Ja, der neunte Pius wagte, indem er am genannten Tage seine unfehlbare Göttlichkeit dekretiren ließ, mit Erfolg noch Wahnwitzigeres, als der siebente Gregor, der dritte Innocenz und der achte Bonifaz je gewagt hatten. Der christliche Dale Lama ist fertig. Es fehlt jetzt nur noch, daß seine Exkremente ebenfalls für wunderwirkende Reliquien erklärt werden. Ein abermaliges „ökumenisches"

Koncil kann das besorgen; die deutschen Bischöfe werden zwar wiederum charakterfest opponiren, allein schließlich wird es abermals von ihnen heißen: „Humiliter et devotissime se subjecerunt“.

Hundert Millionen Menschen oder mehr — lauter „vernunftbegabte“ Wesen, versteht sich — glauben aufrichtig an das neue Dogma und Hunderttausende von „gebildeten“ Katholiken thun wenigstens so, der Konvenienz halber. Die Opposition, wo sie sich noch etwa regen sollte und wollte, wird bald lahmgelegt sein und verstummen; denn die Regierungen leihen, um ja die „positive“ Religion nicht schädigen zu lassen, zur Niederdrückung allfälliger Widerbeller den geistlichen Gewalten so oder so ihren starken weltlichen Polizeiarm. Die protestantischen Jesuiten arbeiten den katholischen, die von der kurzen Robe denen von der langen liebchristlich in die Hände. Hier gibt es in der That ein Menschenbruderthum und auch wohl eine Menscherschwesterschaft: sind doch neben den Jesuiten allerorten die Jesuitessen eifrig am Werke. Wahrhaft rührend mitanzusehen ist es, wie der unselige konfessionelle Hader nachläßt, weil auch protestantische Dynastieen fromm sich beeifern, die Tendenzen und Zwecke des heiligen Loyolaismus zu fördern. Es wird rüstig überall an dem e i n e n christlichen Schafstall gezimmert.

Feinorganisirte Nasen wollen schon den wieder aufdampfenden Ketzerbrandgeruch wittern. Ihr lacht? Wenn ihr lange lebt, dürftet ihr Ursache zum weinen haben. „Alles schon dagewesen“, ist ein gutes Wort; aber ein nicht minder gutes ist: „Alles kommt wieder“. Habt ihr nicht schaudernd miterleben müssen, daß die Reifröcke, die Stelzenschuhe, die Pompadourfrisurthürme, die nacktbrüstige Dubarrymode und der Bonapartismus wiederkamen? Könnte die weltgeschichtliche Procedur in ihrem circulo vitioso, in ihrem vermaledeiten Kreislaufe nicht wieder einmal, recht bald sogar wiederum an d e r Stelle anlangen, wo die Torquemada und Arbues hunderte, tausende von gebratenen lieben Mitmenschen ihrem Herrgott Zebaoth zu Opfern

darbrachten? Ihr sagt: Das ist unmöglich, rein unmöglich. Warum? Ihr solltet doch nachgerade gelernt haben, daß die heilige Dummheit unsterblich ist und daß es keinen alten, älteren und ältesten Unsinn oder Gräuel gibt, welcher unter Umständen nicht wieder neu werden kann, neu werden muß, weil eben die heilige Dummheit es gebieterisch verlangt.

Es möchte daher ein weder unzeitgemäßes noch unverdienstliches Unternehmen sein, das mitlebende Geschlecht, namentlich das jüngere, vorbereitungsweise etwas näher mit gewissen eifervollen christlichen Liebewerken bekannt zu machen, deren Wiederkunft keineswegs zu den Unmöglichkeiten gehört, und zu diesem, wie wir glauben, erbaulichen Zwecke wollen wir das Dichten und Trachten des einen der vorhin genannten heiligen Männer einer historischen Betrachtung unterziehen.

2.

Zu Valladolid wurde im Jahre 1420 in einer Hidalgo-Familie ein Knabe geboren, Thomas de Torquemada, in welchem sich die dämonische Macht des Bösen in ihrer religiösen Erscheinungsform ein Werkzeug von schärfster Schneidigkeit schuf. Von Zeit zu Zeit müssen, die Geschichte beweis't es, solche Aderlasser großen Stils auftreten: sonst wird die Menschheit zu üppig und muthwillig. Aus der Völkerdummheit werden die Skorpionengeißeln geflochten, womit die Völkerdummheit gezüchtigt wird.

Thomas de Torquemada wuchs zum fleischgewordenen Fanatismus auf. Er ging als Jüngling unter die Dominikaner, also in die rechte Schule, um den in ihn gelegten Glaubenstrieb zu entwickeln, bis zu einem Grade zu entwickeln, daß seine ganze Persönlichkeit bis in alle Nervenfasern hinein davon gesättigt und durchdrungen war.

Es hat vielleicht nie einen religiöseren Menschen gegeben als diesen. Vom Dämon der frommen Wuth völlig besessen, gab er sich demselben widerstandslos hin. Nie vielleicht hat sich die religiöse Grausamkeit so stahlhart in einem Manne fixirt, wie sie in diesem Fanatiker sich fixirte, der allen menschlichen Regungen — es sind damit die Regungen des Mitgefühls und Mitleids gemeint — durchaus unzugänglich war. Unter seiner Schädeldecke brannte die Fackel des Eifers „für das Reich Gottes“, in seiner Brust trug er ein Herz von Stein. Solche Brandköpfe und Steinherzen sind wie eigens geschaffen, ihren Mitmenschen darzuthun, daß leben leiden sei und die Erde ein Schmerzenberg oder ein Jammerthal.

An der Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit dieser Fanatiker kann nur die Unwissenheit zweifeln. Das Dämonische ist immer ehrlich, — ehrlich wie die abgeschossene Kanonenkugel. Nichts rührt, nichts erschreckt den bis zur ekstatischen Fühllosigkeit gesteigerten Fanatismus, nichts hält ihn auf. Er blickt nicht rechts, nicht links; mit einer der Wollust verwandten Verzückung die Augen starr auf sein Ziel, das „Himmelreich“, gerichtet, schreitet er dahin, alles auf seiner Bahn unerbittlich niederstampfend und durch die Blutlachen und Thränenströme, welche er hinter sich zurückläßt, mit einem Behagen watend, als wären sie blumenduftgewürzter Maithau. Was er thut, er thut es „zur Ehre Gottes“. Er ist der Streiter des Himmels, wie sollte er Skrupel oder Zagen kennen? Was immer er will, der „Herr“ will es. Er ist der Verwalter des göttlichen Zornschatzes und spendet daraus mit vollen Händen. Er klagt an, foltert, verurtheilt, kerkert ein, verbannt, konfiscirt, verbrennt mit jener eisernen Konsequenz und unstörbaren Fassung, wie nur das Bewußtsein einer guten Sache, der besten Sache sie geben und bewahren kann.

Der religiöse Wahnwitz ist aber nicht nur erbarmungslos, sondern auch — ebenfalls „zur Ehre Gottes“ — sehr schlau. Er ist eine abgeschossene Kanonenkugel, welche rechnet. Während er blind zu rasen scheint, spekulirt er

sehr fein auf die Nichtswürdigkeit der Menschen. Es ist Methode in seiner frommen Wuth, seine Grausamkeit arbeitet systematisch. Man weiß ja, daß Wahnsinnige gar nicht selten der durchdachtesten Kombinationen des Hasses fähig sind.

Alle die angedeuteten Charaktermerkmale eines Fanatikers höchster Potenz fanden sich in der Person von Thomas de Torquemada glücklich vereinigt. Er stellte einen christlichen, einen römisch-spanisch-christlichen Priester dar, wie er sein soll. Die Natur wollte das Ideal eines Inquisitors verwirklichen, sie schuf Torquemada. Jeder Zug seines Gesichtes, jeder seiner Blicke, jede seiner Gebärden, jedes seiner Worte zeugte von dem heiligen Eifer für das „Reich Gottes“, welcher zwar nicht ihn selber, dafür aber desto mehr andere verzehrte. Es darf mit Grund vermuthet werden, daß die Sinnesweise des Mannes auch seiner äußeren Erscheinung ihr Gepräge aufgestämpelt haben müsse. Dickbäuchig, rundbäckig und rothnasig können wir uns diesen heiligen Wütherich gar nicht vorstellen. Nichts lag ihm ferner als die Hingabe an jene kleinen, mitunter wohl auch etwas größeren Zerstreutheiten, denen zufolge, mit Rabelais zu reden, die „Horashetzer, Vigilienbürster und Meßabzäumer die mönchenzende Welt mit jungen Mönchen bemöncheln, so aber zumeist weder die Platten noch die Kutten ihrer heiligen Väter tragen“. Torquemada war ein tugendhafter Mann. Sein Geschäft, den Boden Spaniens und, wo möglich, den ganzen Erdboden von dem „Unkraute der Ketzerei“ reinzubrennen, ließ ihm auch gar keine Zeit, sich mit den „Eitelkeiten dieser Welt“ zu befassen. Er war — so denken wir uns ihn — ein langer, hagerer, etwas vornüber gebeugter Mensch mit einem gewaltigen Schädel, der sich von oben nach unten stark, auffallend stark verjüngt. Die Stirne ist in der Mitte etwas eingedrückt, hat aber hochgewölbte Schläfen; sie erinnert an die Stirne eines Tigers. Das Kinn spitzt sich zu wie eine Fuchsschnauze und, verbunden mit der langen, scharfkantigen Schnüffelnase, bringt es den Eindruck der List hervor. Die

Augen sind groß, überhangen von starken, über der Nasenwurzel finster zusammengezogenen Brauen, halbgeschlossen durch weitherabfallende Lider, unter welchen hervor ein Blick schießt, der Scheiterhaufen in Brand setzen zu wollen und zu können scheint. Der Mund ist dünnlippig und festgeschlossen; er drückt unbeugsame Energie aus und man glaubt ihn murmeln zu hören: „Lasciate ogni speranza!“

Zu Anfang des Jahres 1482 war Torquemada Prior des Dominikanerklosters zu Segovia. Am 11. Februar wurde er mittels eines päpstlichen Breve zum Inquisitor ernannt. Er nahm selbstverständlich die Berufung an und amtete so über die maßen heilig und herrlich, daß ihn Papst Sixtus der Vierte im Einverständniß mit den „katholischen Majestäten“ (d. h. König Ferdinand von Aragonien und Königin Isabella von Kastilien), im August und Oktober von 1483 auf den Thronstuhl des neugeschaffenen Großinquisitorats von Kastilien und Aragonien, d. h. von Spanien berief.

Daß ein würdigerer Inhaber dieses Thronstuhls, welcher, mit der heiligen Inquisition zu sprechen, „über die sämmtlichen anderweitigen Tribunale ebenso erhaben war wie der Thronstuhl Gottes über die Throne der Könige“, unmöglich zu finden gewesen wäre, ist allgemein anerkannt.

3.

Die „Religion der Liebe“ hat aus den Sammetpfoten süßer Worte die Krallen der Verfolgung nicht hervorgestreckt, bevor ihr diese gewachsen waren. Sie wuchsen ihr aber wunderbar schnell. Gestern noch eine Verfolgte, war die christliche Kirche, die „Braut Jesu“, heute schon eine Verfolgerin, und zwar eine Verfolgerin, mit welcher verglichen das arme blinde Heidenthum nur als ein kläglicher Pfuscher und Stümper, als ein wahrer Bönhase im Verfolgungs-

geschäft erschien. Die Kirche hätte alle, welche so unglücklich waren, von ihrem alleinseligmachenden Dogma abzuweichen, und wäre es nur um Haaresbreite gewesen, verzehren, fressen mögen, vor lauter „Liebe“ natürlich. Sie war ja eine so zärtliche Mutter! Wenn sie ihre Kindlein dermaßen liebebrünstig an ihren Busen drückte, daß dieselben zerquetscht wurden, so waren die Zerquetschten selber schuld daran; denn warum hatten sie kein stärkeres dogmatisches Knochengerüst?

Das heilige Amt („sanctum officium“) oder die heilige Inquisition („sancta inquisitio“) könnten profanen Augen als Heilige erscheinen, welche zu den sogenannten „wunderlichen“ gehören. Dem „erweckten“ Sinne dagegen ist klar, daß die Inquisition eine regelrechte, so zu sagen ordonnanzmäßige Heilige, vom „Statthalter Christi“ mit besagter „Braut Christi“ in aller Ordnung gezeugt, in Rom geboren, von ihrem Vater, Papst Innocenz dem Dritten, zuerst in ein südfranzösisches Pensionat geschickt, wo sie den richtigen Schick und Schliff erhielt, sodann aber auf spanischem Boden zu ihrer vollen Schönheit, Hehrheit und Heiligkeit aufgeblüht und vollgereift. Dieses ihr herrliches Gedeihen verdankte sie vor allem der preiswürdig sorgfältigen Pflege und Verköstigung, welche ihr der hochwürdigste Großinquisitor Torquemada angedeihen ließ. Man könnte sagen, er habe sein Pflegekind mit Menschenfleisch förmlich genudelt, falls Ketzer Menschen wären, was sie bekanntlich nicht sind.

Aber steht denn nicht geschrieben: Die Kirche dürstet nicht nach Blut („ecclesia non sitit sanguinem“)? Freilich. Allein was steht nicht alles geschrieben! Alles Mögliche und Unmögliche: z. B. „Liebet eure Feinde!“ und anderer liebseliger Wind, aus dem ungeheuren Blasebalg menschlicher Selbsttäuschung hervorgepreßt. Doch muß gesagt werden, daß die Kirche wirklich kein Blut vergoß. Sie wollte sich die Hände nicht beschmutzen: es nimmt sich übel aus, beim beten blutige Hände zu haben, beim beten zum „Gott der Liebe, Gnade und Barmherzigkeit“. Die

Kirche befahl nur, Blut zu vergießen, reichlich wie Wasserströme; sie befahl nur, die dreimal vermaledeiten Ketzer und Hexen zu martern und „einzuäschern“. Sie hatte ja einen dienstwilligen Familiar, Folterknecht, Henker und Brandmeister mit hunderttausend Armen und der hieß Staat. Wozu wäre ein solches Geschöpf überhaupt vorhanden und gut als dazu, der heiligen Mutter Kirche und ihrer Lieblingstochter Inquisition als diensteifriger Knecht und Büttel zu dienen? Zwar hat die nicht genug zu verfluchende moderne Kultur dieses einzig zulässige Verhältniß zwischen Kirche und Staat, diese „göttliche Ordnung“ vielfach getrübt, gestört und geschwächt; allein seit dem nicht genug zu preisenden Jahr der „Umkehr“ (1849) hat ja die besagte „göttliche Ordnung“ mehr und mehr sich wiederhergestellt.

Dazumal ist dem protestantischen Jesuitismus durch den katholischen der verbretterte Dippel soweit gebohrt worden, daß der erstere einsah, die Interessen des letzteren wären auch seine eigenen, eigensten. In rührender Eintracht hat dann der unirte Loyolaismus, nicht nur mit hoher obrigkeitlicher Bewilligung, sondern auch Ermunterung und Unterstützung, seine kolossale Völkerverdummungsdampfmaschine aufgestellt und in Thätigkeit gesetzt. Die segentriefenden Folgen wurden von Tag zu Tag mehr sicht-, fühl- und greifbar. Schon haben wir den Papst-Gott oder Gott-Papst und bald werden wir wohl auch die heilige Inquisition wieder haben. In bestimmter Vorahnung dieses wiederkommenden Heils hat die heilige Mutter Kirche mittels ihres anerkannten Hauptsprachrohrs („Civiltà cattolica“, 1869, V, 277) triumphirend ausgerufen: „Die Kirche hat an sich keine physische, sondern nur eine moralische Macht. Zwangsmittel besitzt sie demnach nur, weil sie die Anwendung derselben der staatlichen Gewalt, welche ihr unterthan ist, befehlen kann.“ .. Ist das deutlich genug?

4.

Ein französischer Jesuit von der kurzen Robe, der Herr Graf de Falloux, einer der Giftmörder der armen improvisirten Februarrepublik von 1848, hat bekanntlich eine begeisterte Rechtfertigung der heiligen Inquisition ausgehen lassen, indem er zur nicht geringen Erbauung erweckter Seelen darthat, das heilige Offiz sei von hochidealischen Absichten ausgegangen und habe auf nicht minder hochidealische Zwecke hingearbeitet. Niemals habe auch nur ein Hauch von Gemeinheit den reinen Spiegel des erhabenen Wollens und Thuns des Glaubensgerichtes getrübt.

Wie schmerzlich, einem so bewährten Arbeiter für das „Reich Gottes“ widersprechen und sagen zu müssen, daß die falloux'sche Regel leider auch ihre Ausnahmen gehabt habe. Es ist doch eine recht leidige Sache um die unheilige profane Historik, welche sich herausnimmt, Menschen und Dinge mitunter, ja sogar häufig aus einem anderen Gesichtspunkte zu betrachten als ihre heilige geistliche Schwester. Entzückender, berauschender Gedanke, daß es einmal ein Autodefé geben könnte, dessen Flammen das siebenzigmal siebenmal zu vermaledeiende „Buch der Geschichte“ verzehren würden, für immer.

In diesem höllischen Buche steht nämlich unwiderlegbar zu lesen, daß die „spanische“ Inquisition in ihren Anfängen nichts mehr und nichts weniger gewesen als eine ganz gemeine Geldspekulation, ein ganz ordinäres Raubfinanzgeschäft.

Die Möglichkeit, dieses Geschäft zu machen, gewährte die furchtbare Gestalt, welche der christliche Fanatismus in Spanien angenommen hatte. Aus dem jahrhundertelangen Kampfe gegen den Islâm, das will sagen gegen die unendlich viel höher gebildeten, feinen, humanen und toleranten Moriskos, war das spanisch-gothische Christenthum

als eine entschieden molochistische Religion des Zorns und der Wuth hervorgegangen. Ein Nichtchrist zu sein, d. h. ein Nichtchrist im Sinne des spanisch-christlichen Molochismus, galt in den Augen jedes Spaniers für ein todeswürdiges Verbrechen. Selbstverständlich wußten die spanischen Könige diese also gestaltete „Religion der Liebe" zu einem sehr wirksamen Motiv ihrer Politik zu machen, welche dahin ging, das Mohammedanerthum vom spanischen Boden wegzutilgen. Durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabella's von Kastilien am 19. Oktober von 1469 wurde, wie die nationale Einheit Spaniens hergestellt, so auch der Untergang der Moriskos besiegelt. Die „katholischen Majestäten" führten mit der ganzen Kraft des christlichen Spaniens jenen „Krieg um Granada", welcher das letzte islamische Reich auf spanischem Boden niederwarf. Am 2. Januar von 1492 zogen Ferdinand und Isabella triumphirend in die Alhambra ein und am selbigen Tage schickte der arme Boabdil el Chico, der letzte spanische Morenkönig, von einer Felshöhe der Alpujarras herab der entzückenden Vega von Granada den letzten Abschiedsseufzer zu — („el ultimo sospiro del Moro" heißt noch jetzt die Stelle).

Die specifisch „spanische" Inquisition ist jedoch älter als dieser Triumph der katholischen Waffen. Sie entwickelte sich aus der heiligen „alten" Inquisition, welche schon zur Zeit, als sie in Südfrankreich die Albigenser aus Liebe fraß, auch in Spanien bereitwillige Aufnahme gefunden hatte und insbesondere in Aragonien zu erbaulichster Thätigkeit gelangt war. Sie hatte in der That so gründlich gearbeitet, daß um die Mitte des 15. Jahrhunderts der Ketzerstoff ihr zu mangeln begann. Nun aber sollte ihr neuer zugeführt werden und zwar so massenhaft, daß sie, um der ihr gestellten Aufgabe allseitig gerecht werden zu können, sich gleichsam verjüngen mußte, um mit jugendlich frischer Kraft arbeiten zu können.

Der in Rede stehende Stoff war zuvörderst die „verfluchte" Judenschaft ... Der Same Abrahams, Isaaks

und Jakobs war auf spanischem Boden sehr gediehen. Unter der duldsamen Herrschaft der hochcivilisirten Muslim hatten sich die Juden mittels ihrer Betriebsamkeit, ihres Reichthums und ihrer wissenschaftlichen Thätigkeit überall einen bedeutenden Stand zu schaffen gewußt. Die Dichtungen der Gabirol, Esra, Halevi und Alcharisi bezeugen, wie erfolgreich die jüdisch-spanischen Poeten mit den arabisch-spanischen gewetteifert und wie frei und frank die Juden unter den Moriskos sich bewegt haben. Mit dem Untergange der Morenreiche und dem Herrschendwerden des Christenthums wurde alles anders und hatten die Juden sofort zu spüren, wie „sanft" das Joch Christi wäre. Der „Positivismus" der Religionen besteht bekanntlich darin, daß sie aus lauter Widersprüchen zusammengesetzt sind, und es kann daher nicht wundernehmen, daß es auch dem „positiven" Christenthum auf einen Widerspruch mehr oder weniger nicht ankommt. Dieselbe Kirche, welche eine jüdische Zimmermannsfrau für die Gemahlin Gottes und den Sohn dieser Jüdin für den Mitgott seines Gottvaters ausgab, predigte wuthschäumenden Mundes Verachtung und Haß, Brand und Mord gegen die ganze Judenschaft, weil diese so unglücklich war, das Mysterium nicht begreifen zu können, wonach Maria nicht von ihrem Verlobten Josef, sondern unter Vermittelung des „Heiligen Geistes" von Gott selber guter Hoffnung geworden ist, einen Gott gebar, trotzdem aber Jungfrau blieb und schließlich in aller Form zur „Himmelskönigin" erhoben wurde. Die Juden sind eben von jeher ein scharfverständiges Volk gewesen und hätte man ihnen also, die Sache menschlich angesehen, nicht so fürchterlich verübeln sollen, daß sie nicht zu sehen vermochten, was kein Verstand der Verständigen sieht, sondern nur die einfältigste Einfalt zu fühlen und zu schmecken vermag. Allein es ist ein schwerer Irrthum, die Religion, ihre Rechte Bedürfnisse und Forderungen „menschlich" anzusehen. Sie entzieht sich durchweg den Bedingungen und Bestimmungen des Menschlichen. Ihre Sphäre ist das Ueber- und Untermenschliche, und wenn die Juden verstockt dabei beharrten, die Mysterien der christ-

lichen Dogmatik vom Standpunkte des gesunden Menschenverstandes aus zu betrachten, so geschah ihnen recht, als die Christen ihnen den christlichen Standpunkt klarmachten.

Dies geschah zunächst dadurch, daß die christliche Spanierschaft bei ihrem siegreichen Vorschreiten gegen den Islâm allenthalben die Juden ebenso feindselig behandelte wie die Muslim, ja noch feindseliger. Zu solcher Steigerung des religiösen Hasses dürfte einigermaßen der profane Umstand mitgewirkt haben, daß in den Judenhäusern mehr zu holen war als in den Muslimwohnungen. Steht es doch auch historisch fest, daß zu den kolossalen „Judenschlachten", welche während des 14. Jahrhunderts in Deutschland und im übrigen Mitteleuropa in Scene gesetzt worden sind, der Reichthum der Juden nicht ein, sondern das Hauptmotiv geliefert hat. Die spanischen Juden waren aber nicht nur reich, sondern sie liebten es auch, ihren Reichthum zu zeigen wie denn bekanntlich die Geldteufelei mit der einen Hand eifrig Geld zusammenrapst, um mit der andern dasselbe pralerisch an sich herumzuhängen. Die Juden ihrerseits haben auch von jeher darauf gehalten, ihre Frauen herauszuputzen, und es steht stark zu vermuthen, daß sie insbesondere zu diesem Zwecke bei ihrem Auszuge aus Aegypten die Gold- und Silbersachen der Aegypter mitlaufen ließen. Wenigstens klingeln noch in unseren Tagen jüdische Millionärinnen mitunter ganz mizraimisch von Gold- und Steinzeug und gerade so thaten im 15. Jahrhundert die schönen Töchter Judä in Spanien, während ihre Väter, Gatten, Söhne und Brüder mit kostbaren Kleidern und Rossen, mit prächtigen Waffen und Wagen pralerisch staatmachten, wie es ihnen ja ihre Mittel erlaubten.

Als die Vermählung Ferdinands mit Isabella den gänzlichen Untergang des Islâm auf spanischem Boden nur noch zu einer Frage der Zeit machte, wurde im christlichen Spanien die Judenfrage überall weit genauer und schärfer „studirt" wie bislang, d. h. der christliche Eifer begann die Judenheit so oder so zu verzehren. Nicht allein das Geschrei über den jüdischen Wucher ward allerorten laut, sondern

gläubige Christenohren, welche bekanntlich nicht gerade kurz sind, nahmen mit Begierde alle die schauerlichen Legenden auf, welche auf Kosten der Juden in Umlauf gesetzt wurden. Hier hatten die „ungläubigen Hunde“ von Hebräern ein Bild der allerseligsten Jungfrau und Gottesmutter angespieen, dort hatten sie ein Krucifix mit Füßen getreten; wieder anderswo hatten sie ein Christenkind geraubt, um selbiges bei den gräuelhaften Ceremonien ihres Osterfestes zu schlachten. Durfte das Christenthum solche Schnödigkeiten dulden? Mit nichten. Brecht ein in die Häuser der verfluchten Abkömmlinge der Henker unseres Heilandes, raubt, schändet, würgt und brennt zur Ehre unseres dreieinigen Gottes und aller seiner Heiligen!

Die Bedrängniß der Juden war groß, um so mehr, da der im entschiedenen Geruche der Heiligkeit stehende Dominikanermönch Vicenzio Ferreri aus Valencia sich veranlaßt fand, einen ganzen Haufen Wunder zu wirken, um die Söhne Judä von der Nothwendigkeit, sich taufen zu lassen, zu überzeugen. Sie vermochten den schlagenden Argumenten des heiligen Wunderthäters und den noch schlagenderen der raubend, mordend und verwüstend in ihre Häuser einbrechenden Bekenner der „Religion der Liebe“ nicht zu widerstehen und bekehrten sich massenhaft zum Christenthum. Dadurch wurde der Arm der Verfolgung für eine Weile gelähmt. Die „neuen Christen“, wie man die getauften Juden hieß, gelangten vermöge ihrer Intelligenz, Anstelligkeit und Bildung, von ihrem Gelde gar nicht zu sprechen, in den Städten und sogar bei Hofe zu Aemtern und Würden. Auch kam es gar nicht selten vor, daß arme Teufel von stolzen Hidalgos ihr altchristliches Blut mit dem neuchristlichen reicher Töchter Zions mischten, gerade wie es zu unserer Zeit sich dann und wann ereignet, daß ein stolzer christlichgermanischer Kriegsmann oder Diplomat von vor Alter ganz schimmelig gewordenem Adel seinen festgefahrenen, weil allzuschwer mit fremdem Erz („aes alienum“) beladenen Lebenswagen wieder in flotten Gang bringt mittels Vorspannung der Goldfüchse schwarzäugiger Rosen von Saron, welche aber nicht aus

dem Boden Kanaans, sondern aus dem Pflaster Frankfurts, Hamburgs, Wiens oder Berlins aufgesproßt sind.

5.

Diese dergestalt angebahnte Verschmelzung der spanischen Juden mit den spanischen Christen hatte jedoch keinen Fortgang. Es half den ersteren nichts, daß sie den realpolitischen Grundsatz „Der Gescheidere gibt nach“ — befolgt hatten. Das „neuchristliche“ Blut wurde bald wieder als „mala sangre“ verachtet, verwünscht und verleugnet, und wo es sich später in einem spanischen Stammbaume schlechterdings nicht verleugnen und wegwischen ließ, galt es für einen Schandfleck, für ein ewiges Brandmal („tizon“).

Zweifelsohne sind die Kinder Israel an diesem Umschlag selber mitschuldig gewesen. Nicht nur darum, weil nach scheinbar erloschener Verfolgung viele zu dem Glauben ihrer Väter zurückkehrten, welcher mit dem Einmaleins auf weniger gespanntem Fuße stand als der ihnen neuerlich aufgezwungene; sondern auch deßhalb, weil die Juden, wie übrigens die meisten Menschen, das Glück noch weniger zu ertragen vermögen als das Unglück. Urtheilsfähige und unbefangene Juden gestehen ein, daß ihre Volksgenossen, falls sie auf's Pferd gelangen, gerne hochmüthig einhergaloppiren, ganz unbekümmert, ob durch solchen Galopp Vorübergehende mit Koth bespritzt werden. Ueberall, wo Juden die Meister spielen konnten, haben sie es rücksichtslos und verletzend gethan und sich dabei häufig noch das Extravergnügen gemacht, den Cayennepfeffer ihres Witzes in die von ihnen den „Gojim“ geschlagenen Wunden zu streuen. Als auserwähltes Volk ihres ewig grollenden Gottes des Zorns und der Rache mußten sie sich hierzu nicht allein für berechtigt, sondern

auch für verpflichtet halten, ganz abgesehen sogar von dem unermesslichen Vorrath von Haß, welchen die bekannten Kundgebungen der christlichen Liebe gegen die Judenheit in dieser angehäuft hatten.

Solche Kundgebungen erfolgten auch jetzt wiederum in erhöhter Potenz. Um 1478 wurde das Geschrei gegen die Kinder Israel im christlichen Spanien allgemein. Die „neuen Christen" wären vom alleinwahren Glauben wiederum abgefallen um „sich im alten Unflat des Judenthums zu wälzen", und sie begingen demnach folgerichtig abermals alle die widerchristlichen Ruchlosigkeiten, welche sie vordem begangen hätten. Ein andalusischer Zeitbuchschreiber von damals, der Pfarrer von Los Palacios, hat ein langes Südenregister des „verfluchten Geschlechtes" aufgezeichnet, läßt aber am Ende dieses Registers den Hauptgrund der wieder erneuten Verfolgung deutlich genug durchblicken, indem er sagt: „Die Juden hielten dafür, sie wären in den Händen der Aegypter, welche zu betrügen und zu bestehlen verdienstlich sei. Mittels ihrer schandbaren Kniffe und Pfiffe gelang es ihnen, große Reichthümer zusammenzuraffen." Hinc illae irae christianae! Der spanische Chronist des 15. Jahrhunderts ist freilich nicht so ehrlich gewesen, wie der deutsche des 14. Jahrhunderts war, Jakob Twinger von Königshofen, welcher um 1386 in seinem straßburger Zeitbuch, von den großen Judenschlächtereien am Rheine redend, ebenfalls der jüdischen Reichthümer gedachte, aber mit dem Beifügen: „Das was ouch die Vergift, so die Juden dötete".

Nachdem die öffentliche Meinung, welche allzeit und allenthalben in 99 Fällen von 100 für den Unsinn und gegen die Vernunft Partei ergriffen hat, ergreift und ergreifen wird, mit Lügenwind gehörig aufgeblasen war, stieß zunächst der Dominikanerprior Alonso de Ojeda in Sevilla mit Macht ins Bockshorn des heiligen Zeters und schlug Monsignore Franko, päpstlicher Nuntius am spanischen Hofe, nachdrucksam die heilige Pauke der Religionsgefahr. Das „Reich Gottes" müßte um jeden Preis gerettet werden, erklärten die hochwürdigen Männer, und die einzige zuver-

lässige Retterin wäre die heilige Inquisition. König Ferdinand, dessen Staatskunst durch das unbequeme Ding, welches man Gewissen nennt, niemals behelligt wurde, spitzte wohlgefällig die Ohren. Ihm klangen lockend darin die Gold- und Silberlinge, welche die bekanntlich mit Vermögenseinzug verbundenen Proceduren des Glaubensgerichts in seine ewig leere Kasse leiten mußten, und er stand daher keinen Augenblick an, seine königliche Zustimmung zu geben, daß das heilige Offiz seine Thätigkeit beginne. Was die bessere Hälfte der „katholischen Majestäten“, die Königin Isabella, anging, so regten sich in ihr Gefühle der Menschlichkeit gegen die Einführung der Inquisition. Sie war, wie jedermann weiß, eine ausgezeichnete Frau, vielleicht die bedeutendste ihres Jahrhunderts; aber sie war eine Frau und noch dazu eine Spanierin *ihrer* Zeit; das will nach heutiger Anschauung sagen: eine vollendete Pfaffensklavin, welche leicht zu überreden war, das, was ihr skrupelloser Gemahl für ein gewinnreiches Finanzgeschäft ansah, ihrerseits aufrichtig für ein hochverdienstliches frommes Werk anzusehen, welches zugelassen werden müßte „zur größeren Ehre Gottes“. König Ferdinand war ein Politiker aus der Schule der „welschen Praktik“, Königin Isabella eine tadellos fromme Christin. War doch in ihren Mädchenjahren der jetzige Prior von Santa Cruz in Segovia, Thomas de Torquemada, ihr Beichtvater gewesen und hatte die Saiten der Seele Isabella's auf die Tonart *seines* Glaubenseifers gestimmt. Der tüchtigste Geschichteforscher, welchen Spanien im 16. Jahrhundert hervorgebracht hat, Geronymo Zurita, meldet in seinen „Annalen“ (IV, 323), Torquemada habe damals von der jungen Infantin das Versprechen verlangt und erhalten, daß sie, so sie jemals auf den Thron von Kastilien gelangte — (ihr Bruder, König Heinrich, war dazumal noch am Leben) — „zur Ehre Gottes und zur Verherrlichung des katholischen Glaubens der Ausrottung der Ketzerei sich widmen wollte und würde“.

Man führte jetzt der Königin dieses ihr Versprechen zu Gemüthe und machte damit die Regungen des Weibes vor der Stimme der Pflicht einer Christin verstummen.

Isabella stimmte bei, daß der Papst um eine Bulle angegangen werde, kraft welcher das heilige Offiz in Kastilien eingeführt werden sollte. Der heilige Vater, Sixtus der Vierte, welcher ganz wohl wußte, daß dabei auch für ihn ein hübscher Geldgewinn mitabfallen müßte, beeilte sich, mittels seiner Bulle vom 1. November 1478 dem Ansinnen des spanischen Hofes zu entsprechen, und so war denn die Inquisition, maßen sie in Aragon schon zuvor bestanden hatte, im ganzen christlichen Spanien eingeführt. Indessen begann sie ihr heiliges Geschäft erst im Jahre 1480, weil Königin Isabella diesen Aufschub verlangt und durchgesetzt hatte, um vorerst noch die Mittel freundlicher Ermahnung und friedlicher Ueberzeugung an den Juden zu erproben. Man sieht, die gute Königin konnte doch nicht mit einmal vergessen gemacht werden, daß sie eine Frau. Vielleicht kam ihr auch zu Sinne, daß der Stifter des Christenthums doch eigentlich nirgends gelehrt und befohlen hätte, man sollte die nicht an ihn Glaubenden erwürgen oder lebendig verbrennen. Allein auch dieses letzte schwache Widerstreben Isabella's wurde gebrochen und sie ließ sich durch eine Kommission von Priestern, welcher der oben genannt Prior Ojeda vorsaß, überzeugen, alle friedlichen und freundlichen Versuche, die verstockten Juden zu aufrichtigen und standhaften Christen zu machen, wären kläglich gescheitert und es bliebe daher nichts übrig, als die Inquisition ihre heilige Arbeit beginnen zu lassen.

So begann denn das heilige Offiz mit Neujahr 1481 für das Reich Gottes zu streiten. Zuvörderst in Sevilla, wo das Glaubenstribunal im Kloster Sankt Paul seinen Sitz aufschlug. Seine erste Amtshandlung war ein Erlaß, kraft dessen jedermann aufgefordert wurde, dem Gerichte zur Aufgreifung und Inanklagesetzung aller behilflich zu sein, welche der Ketzerei verdächtig seien oder schienen, wobei ausdrücklich zu beachten wäre, daß auch anonyme Anzeigen angenommen würden. In Sachen der Glaubensrettung gibt es ja kein Mittel, das der Zweck nicht heiligte. Der große Staatssekretär von Florenz hat bekanntlich gesagt,

Moral und Politik hätten nichts miteinander zu thun, in der Politik gäbe es keine Sittlichkeit und könnte es keine geben, und er sagte das nur von der weltlichen Politik, weil er es von der geistlichen ausdrücklich zu sagen für völlig überflüssig erachten konnte und mußte.

Das heilige Offiz von Sevilla arbeitete mit schönstem Erfolge. Am 2. Januar von 1481 begann es, wie gesagt, zu amten und schon am 6. Januar hatte es die Genugthuung, einen ersten „Glaubensakt“ (auto de fé) aufführen lassen zu können, sechs „überführte“ Ketzer auf den Scheiterhaufen befördernd. Im März expedirte es deren bereits 17 und bis zum 4. November waren schon 289 „zur Ehre Gottes“ abgeschlachtet. Im Kloster Sankt Paul war bald kein genügender Raum mehr für die lawinenartig sich vergrößernde Thätigkeit des Tribunals. Es mußte daher seinen Sitz in das weitläufige Schloß Triana verlegen, welches in einer Vorstadt sich erhob, die Aufschrift „Sanctum inquisitionis officium“ erhielt und die Hauptburg der spanischen Inquisition wurde und blieb. Im übrigen beschränkte sich die Ketzerausrottung nicht etwa auf die Hauptstadt von Andalusien. Ueberall im Lande waren Filialtribunale thätig, so thätig, daß binnen des einen Jahres 1481 auf spanischem Boden einer sehr wahrscheinlichen Schätzung zufolge 2000 Ketzer lebendig verbrannt, 17,000 dagegen „versöhnt“ worden sind, d. h. zu lebenswierigem Kerker, zur Einbuße ihres Vermögens, bürgerlichem Tod oder geringeren Strafen verurtheilt.

Dieser Ausdruck „Versöhnte“ zur Bezeichnung solcher processirter Ketzer, welche nicht verbrannt, sondern nur sonst so oder so zu Grunde gerichtet wurden, ist einer der sinnreichsten Einfälle der „Religion der Liebe“. Wie das sanft und süß klingt: „ausgesöhnt“, „versöhnt“, nämlich mit der liebevollen Mutter Kirche. Es ist so ein weicher Aeolsharfenton in dem Worte, etwas von den graziösen Bewegungen der Katzenkrallen, bevor sie die Maus zerreißen. Oh, Wolfgang der Einzige, du hast ein schrecklich-wahres Wort gesprochen, als du sagtest: „Die Menschen sind nur dazu da, einander zu quälen und zu morden; so war es

von jeher, so ist es, so wird es allzeit sein". Aber du hättest hinzufügen sollen, daß sie zu feig und zu niederträchtig sind, frank und frei die Bestien zu spielen, und gar häufig jenem Schweine gleichen, welches, nachdem es das Kindlein aufgefressen hatte, sich mit einem Battisttuche die Mitleidszähren abwischte. . . .

Natürlich begnügte sich der Drache der Inquisition nicht lange mit Judenfleisch; auch die „alten Christen" mußten heran, um dem täglich, stündlich sich vergrößernden Appetit des Ungethüms genugzuthun. Das heilige Offiz dehnte seine Macht wie ein unzerreißbares und unentrinnbares Stahlnetz über ganz Spanien aus und richtete eine Tyrannei auf, wie sie so furchtbar kaum ein zweitesmal dauernd durchgeführt worden ist. Nicht der Körpermord war das Fürchterlichste, was sie that, sondern die Seelentödtung. Will man so recht erfahren, wie die Inquisition an Spanien gesündigt hat, so sehe man zu, was unter ihrer Herrschaft der spanische Genius auch in seinen erleuchtetsten Trägern geworden. Schlagt den „Don Quijote" auf, und wenn ihr Ohren habt, zu hören, so wird euch das Verzweiflungslachen eines unermesslichen Leides aus dieser spanischen Faustdichtung entgegengellen. Oder seht euch die Dramen Lope's und Calderons an; ist die Glut, die euch aus denselben entgegenlodert, eine andere als die der Autosdeféflammen?

Aber haben denn die Spanier ohne weiteres der Tyrannei des „heiligen Amtes" sich unterworfen? Haben sie sich nicht dagegen gesträubt, sich nicht dagegen aufzulehnen versucht? Doch! Sie waren in der That verstockt genug, anfangs gegen diese Heilsanstalt sich zu sträuben und der Einführung derselben da und dort nicht nur passiven, sondern auch aktiven Widerstand zu leisten. Ja, sie gingen in ihrer unchristlichen Verstocktheit sogar soweit, im Jahre 1485 einen der wildesten, erbarmungslosesten, blutigsten und demnach hochverdientesten Inquisitoren, den Pedro Arbues y Epila, mitten in der glorreichsten Blüthe seiner heiligen Thätigkeit in der Stiftskirche von Saragossa mörderisch anzufallen und umzubringen, — eine Ruchlosigkeit und Blasphemie, die noch lange nicht

sattsam dadurch gesühnt wurde, daß von den dazu verschworen Gewesenen 200 auf dem Hochgerichte starben und eine noch größere Anzahl in den Kerkern der Inquisition „versöhnt" zu Grunde ging. Der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war es vorbehalten, dem spanischen Inquisitor des 15. Jahrhunderts volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, indem Don Pedro Arbues y Epila durch den unfehlbaren neunten Pius förmlich und feierlich unter die patentirten Heiligen eingereiht wurde. Ja, es ist doch eine hübsche Sache um den „Fortschritt". Ihr sagt: Bah, auf eine Posse mehr oder weniger kommt es in der Welt nicht an. Wohl! Aber, ihr vergeßt, daß die einzelnen Possen, aus welchen die traurige Generalposse des Daseins sich zusammensetzt, so nahe bei der Schwelle zum 20. Jahrhundert anstandshalber doch nicht gar so kretinisch-dumm sein sollten. Der Humor hört überall auf, wo der Blödsinn, der brutale Blödsinn anhebt, und es dürfte doch wohl keine unbescheidene Forderung sein, wenn wir verlangten, daß aus dem berühmten „ewigen Fortschritt der Civilisation" wenigstens ein bißchen Humor resultiren sollte. . .

Nachdem, wie oben gemeldet worden, Torquemada zum Großinquisitor bestellt war, ließ der Widerstand der Spanier gegen das heilige Amt nicht plötzlich, aber doch allmälig nach. Die dämonische Energie des Großinquisitors wußte alle Hindernisse, welche sich der Ausbreitung des erwähnten Stahlnetzes über die spanischen Städte und Provinzen entgegenstellten, niederzuschlagen. Er ging mit Methode vor, er organisirte den Fanatismus und brachte die Grausamkeit in ein System. Die französischen Schreckensmänner von 1793 haben ihm noch lange nicht alles abgesehen. Zu Ende des Jahres 1484 berief er seine Inquisitoren zu einer Generalversammlung nach Sevilla und ließ durch sie die 28 Artikel der „Instruktionen" des heiligen Amtes dekretiren. Und er that noch mehr: er wußte seine Landsleute so ganz mit torquemada'schem Christenthum zu erfüllen, daß sie ihrer ungeheuren Mehrzahl nach ebenfalls inquisitorisch gestimmt und gesinnt wurden. Der Abscheu, womit die Spanier

zuerst auf das heilige Offiz als auf ein Unglück für ihr Land geblickt hatten, verwandelte sich in Ehrfurcht und Bewunderung. Ja, es gehörte bald zum spanischen Nationalstolz, ein so heiliges Institut zu besitzen. Als „Familiar“ demselben dienen zu dürfen, rechneten sich die Leute aus der Menge zum höchsten religiösen Verdienst an und betrachteten die stolzesten Granden als eine hohe Ehre. Könige und Königinnen, Infanten und Infantinnen athmeten, den „Glaubenshandlungen“ anwohnend, mit gläubiger Inbrunst den schrecklichen Dampf gebratenen Ketzerfleisches ein. Die Inquisition bedingte und bestimmte alles inbetreff des religiösen und staatlichen wie des privatlichen, intellektuellen und socialen Lebens. Sie war nahezu zwei Jahrhunderte lang nicht nur der beherrschende Mittelpunkt Spaniens, nein, sie war vielmehr Spanien selbst.

6.

Die „fürchterliche Kraft der Liebe (dira vis amoris)“, von welcher das mittelalterliche Kirchenlied singt, trieb und regelte das ganze Verfahren der Inquisition. Torquemada drückte derselben so unauslöschlich und nachhaltig das Gepräge seiner düsterbrütenden und methodischen Fühllosigkeit auf, daß seinem gleichgesinnten Nachfolger im Großinquisitorat, Diego Deza, nur ganz wenig zur Vollendung des heiligen Amtes zu thun übrig blieb. Wer von dieser Maschinerie gefaßt wurde, war verloren. Das Verfahren der Inquisition war von A bis Z geheimnißvoll, schrecklich, zermalmend. Der Angeklagte und Gefangene befand sich vom ersten Augenblick an einsam und verlassen einer steinernen Unerbittlichkeit gegenüber, deren Eisenfaust nicht nur das Leben vernichtete, sondern auch die Majestät des Todes schändete, indem sie die modernden Ueberreste solcher „Verdächtigen“, die bei Lebzeiten ihrem Mordgriff entgangen

waren, aus den Gräbern hervorzerrte und auf den flammenden Holzstoß warf.

Schon das Proceßverfahren war eine grausame Strafe. Denn die auf die Angabe irgendeines namenlosen Spions, Aufreizers oder Angebers hin Eingezogenen wurden ja in die Kerker der Inquisitionstribunale geworfen, das will sagen in luft- und lichtlose, enge, feuchte, mit ekelhaftem Ungeziefer behaftete Marterhöhlen, wahre Qualhöllen mit ihrer Hungerkost, ihrem faulen Wasser, ihrem Gestank, ihrem mittels Geißelhieben und Mundknebeln erzwungenem Schweigen.

Zu dieser Kerkerpein, allein schon furchtbar genug, um zum Wahnsinn oder zum Selbstmord zu treiben, kamen die vom heiligen Offiz in Anwendung gebrachten Folterkünste, um den Angeschuldigten das Eingeständniß ihrer Ketzerei zu entreißen. Es sind in den unterirdischen Marterkammern der Inquisition namentlich drei Arten der Folterung zur höchsten Kunstfertigkeit entwickelt worden: die mit dem Seile, die mit dem Wasser und die mit dem Feuer. Sie folgten einander wie in der Grammatik Positiv, Komparativ und Superlativ; man muß aber ein christlicher Priester vom torquemada'schen Schlage sein, um die scheusäligen Proceduren beschreiben zu können. Genug, es gehörte eine geradezu übermenschliche Willenskraft dazu, um die entsetzlichen Qualen der sämmtlichen drei Foltergrade auszuhalten und zu überstehen, ohne auszusagen und einzugestehen, was nur immer die Inquisitoren ausgesagt und eingestanden haben wollten. Und doch haben Tausende von Gefolterten alle die Pein glorreich überwunden, haben mit ungebrochener Seele aus ihren durch die Folter gebrochenen und zu einem zuckenden Schmerz zermarterten Leibern heraus ihre Unschuld betheuert, ihre Ueberzeugung bekannt und das, wohlgemerkt, angesichts der unfehlbaren Gewißheit, als „gänzlich Verstockte" lebendig verbrannt zu werden.

Neigt euch in Ehrfurcht vor solchem Heldenthum! Ein herrlicheres hat es nie gegeben unter Menschen.

Daß der Schein von Vertheidigung, welche man den

Angeklagten gestattete, nur ein Spott war, braucht kaum gesagt zu werden. Das Tribunal ging von dem brutalen Grundsatz aus, daß jeder Angeklagte von vornherein als schuldig anzusehen sei, so lange er nicht seine Unschuld bewiesen hätte. Aber wie hätte er sie beweisen können? Wurden ihm ja nicht einmal weder die Namen des Anklägers noch der angeblich seine Schuld bestätigenden Zeugen mitgetheilt. Daß sie ihm gar gegenübergestellt worden wären, davon war keine Rede. Das ganze Verfahren sodann war mit einem abschreckenden Geheimniß umgeben. Der in die Kerker des heiligen Amtes Gebrachte fand sich mit einem Ruck und Zuck von allem Zusammenhange mit seiner bisherigen Welt losgerissen. Wie die Inquisition selbst, waren sämmtliche Beamte der Inquisition bis zu den untergeordnetsten Handlangern herab mittels eines furchtbaren Eides zu unbedingter Geheimhaltung aller Proceduren verpflichtet. Es ist demnach klar, daß der Angeklagte durchweg der Willkür seiner Richter, d. h. Henker preisgegeben gewesen ist. Diese Richter waren aber nicht nur unwissende und fanatische Mönche, sondern auch war die Verurtheilung der Angeklagten für sie von Interesse — im gemeinsten Wortsinne — von Geldinteresse. Jede Verurtheilung wegen Ketzerei war ja, wie schon gesagt, mit Vermögenseinziehung verbunden; aber die eingezogenen Vermögen durften nicht eher in den königlichen Schatz abgeliefert werden, als bis die sämmtlichen Gerichtskosten, die ordentlichen Gehalte und Extragebühren der hochwürdigen Herren Inquisitoren daraus bestritten waren. Bei aller Achtung vor der „dira vis amoris", d. h. vor der Kraft und Macht der religiösen Stupidität wird man doch kaum umhin können, zu sagen, daß tausende spanischer Ketzer gerade aus denselben Gründen verdammt worden sind, aus welchen, wie Kenner der Geschichte des Hexenwesens wissen, tausende deutscher Hexen verdammt wurden, d. h. aus Gründen ganz ordinär-geschäftsmäßiger Geldmacherei.

Ihre ganze Macht und Kraft entfaltete die heilige Inquisition bei den Autosdefé, bei den Glaubensakten, wie

sie mit jener bronzestirnigen Heuchelei, welche die Kirche ihren Brutalitäten beizumischen nie unterließ, ihre Hinrichtungen nannte. Diese gräuelhaften Brandfeste sind lange Zeit hindurch die höchsten Nationalfeste Spaniens gewesen. Es gab kleine und große, gewöhnliche und ungewöhnliche Autosdefé. Erstere fanden alljährlich an bestimmten Tagen statt, letztere mit ihren massenhaften Einäscherungen wurden für besonders feierliche oder freudige Veranlassungen aufgespart. Thronbesteigungen, königlichen Hochzeiten, Geburten von Infanten und Infantinnen zu Ehren loderten die ketzerverzehrenden Scheiterhaufen der großen „Glaubenshandlungen“.

Ein sehr hochwürdiger Streiter für das Reich Gottes, der Pater Paramo, ein geborener Sicilianer, hat im Jahre 1598 zu Madrid einen stupenden und stupificirenden Wälzer in Quart herausgegeben, worin er höchst gelehrt von dem Ursprung und der Entwickelung des heiligen Amtes handelt („De origine et progressu officii sanctae inquisitionis“). Nichts kann sinnreicher sein als der von ihm erbrachte Beweis, daß die Inquisition ihren Ursprung im Paradiese genommen habe. Nämlich der erste aller Inquisitoren war Gottvater selber und das von ihm über Adam und Eva gefällte Urtheil das erste Ketzergerichtsverdikt. Adam und Eva sind zweifelsohne die ersten „versöhnten“ Ketzer gewesen. Ihre Bekleidung mit Thierfellen war das Modell des „San Benito“ und ihre Verjagung aus Eden gab zweifelsohne das Vorbild ab für die über die Ketzer zu verhängende Gütereinziehung. Nicht minder genial ist die Findung Paramo's, daß die Fortbildung des heiligen Amtes durch das ganze alte und neue Testament hindurch sich verfolgen lasse. Abraham, Isaak und Jakob, dann Mose, Samuel und David, weiterhin Johannes der Täufer, Jesus selbst, sowie verschiedene seiner Apostel seien Inquisitoren gewesen. Ein unverkennbares Exempel eines Autodefé biete jene Erzählung im neuen Testamente, welcher zufolge die Apostel Johannes und Jakobus, als ein Dorf in Samaria ihrem Herrn und Meister den Eintritt verweigerte, Feuer vom Himmel auf dasselbe herabgerufen wissen wollten. Sintemalen nun die Samaritaner

die Ketzer von damals gewesen, so wäre hieraus klärlich zu erkennen, daß die Ketzer mittels Feuer vertilgt werden müßten, und wer gegen diese Beweisführung und Schlußfolgerung etwas einwenden wollte, der „sei verflucht!"

7.

Die spanischen Städte hatten Zeit, auf die heilige Schaulust, welche die großen von der Inquisition veranstalteten Molochopferfeste ihnen darboten, gehörig sich vorzubereiten. Einen Monat nämlich vor so einem „Glaubensakt" wurde die große Standarte des heiligen Amtes vom Palaste desselben nach dem Hauptplatze getragen, wo der Auto stattfinden sollte. Das ganze Personal des Tribunals folgte in Procession der Fahne und unter Trompeten- und Paukenschall wurden Tag und Stunde des erbaulichen Schauspiels verkündigt.

Alsbald ging man rüstig an die Vorbereitungen dazu. War die Stadt eine königliche Residenz, so wurde das hölzerne Autodefé-Theater stets dem Hauptbalkon des königlichen Palastes gegenüber errichtet oder auch so, daß die für die vornehmen Zuschauer bestimmte Estrade an die Wand des Palastes sich anlehnte und in amphitheatralischer Abstufung sich gegen den freien Platz hinabsenkte. Bemerkenswerth, aber ganz in der Ordnung war, daß der auf der Zinne des Amphitheaters angebrachte und von einem Baldachin überragte Sitz des Großinquisitors beträchtlich höher war als der für den König bestimmte. Der von den Flügeln der Zuschauerbühne halb umspannte Platz war für die Verurtheilten und für die bei der Urtheilsverkündung fungirenden Priester und Beamten bestimmt. Hier war ein Altar errichtet; ferner standen da eine Kanzel für den Festprediger und ein Pult für den Vorleser der Straffentenzen und diesem Pulte gerade gegenüber waren zwei oben und vorn offene Käfige

aus Holz angebracht, in welche die armen Sünder bei Verlesung ihrer Urtheile gesteckt wurden.

War der Festtag angebrochen, so füllten sich schon frühzeitig die Plätze der bevorzugten Zuschauer. Die königliche Familie pflegte sich um 7 Uhr Morgens einzufinden. Ein Stunde später that das Hauptthor des Inquisitionspalastes sich auf und die Festprocession kam heraus, um sich nach dem Platze zu begeben, welchen rings eine unzählbare und andächtige Volksmenge einschloß. Vorauf marschirten hundert mit Piken und Büchsen bewaffnete Köhler, deren Gilde dieses Recht besaß, weil sie das Material zu den Scheiterhaufen lieferten. Ihnen folgten die sämmtlichen Dominikaner der Stadt und Umgegend. Dann kam die große Fahne des heiligen Amtes. Sie war aus rothem Damast gefertigt und zeigte auf der einen Seite das spanische Wappen und auf der andern ein gezücktes Schwert. Das kostbare Vorrecht, sie zu tragen, stand der herzoglichen Familie von Medina-Celi zu. Folgte dann der lange Zug der Verurtheilten, nach den ihrer harrenden Strafarten geordnet, alle gelbe Wachskerzen in den Händen tragend und alle mit einem grobwollenen, sackartigen Kittel, dem „San Benito", angethan [1]). Die zu leichteren Geld- und Gefängnißstrafen Verurtheilten gingen voran, barhäuptig und barfüßig, große gelbe Andreaskreuze auf die Brust- und Rückenstücke ihrer San Benitos geheftet. Folgten solche, welche zur Geißelung, zu lebenswieriger Kerker- und Galeerenstrafe verdammt waren. Weiterhin die, welche sich dem Lebendigverbranntwerden dadurch entzogen, daß sie nach gefälltem Urtheil ein Geständniß abgelegt hatten. Sie sollten demnach „nur" mittels der Garotte hingerichtet werden. Ihr Sanbenito war mit Teufelsfratzen und Höllenflammen bemalt, ebenso ihre Koroza,

1) San Benito est une corruption de saco bendito. Son véritable nom en espagnol était Zamarra; le premier devint le nom vulgaire, parceque depuis le temps de Hébreux on appelait sac l'habit de pénitence. Llorente, Hist. crit. de l'inquisition d'Espagne (Paris 1817), I, 127.

d. h. die drei Fuß hohe Mütze aus Steifpapier, welche ihre Köpfe bedeckte. Zuletzt schritten und wankten die Erzketzer einher, alle die Standhaften oder auch die Rückfälligen, d. h. solche, welche auf der Folterbank im Wahnsinn des Schmerzes „Geständnisse“ sich hatten auspressen lassen, dieselben aber nachmals widerrufen hatten. Bemalung ihrer Sanbenitos und Korozas wie bei den „nur“ zur Garotte bestimmten, aber mit dem Unterschiede, daß auf ihren Kitteln und Mützen die Flammen bolzgerade in die Höhe standen, während sie bei jenen niedergebogen waren. Manche der Erzketzer trugen auch Mundknebel, um sie zu verhindern, die Würde und Weihe des Auto durch unerbauliche Reden zu stören. Alles war vorgesehen, für alles war vorgesorgt. Das Skandal sollte nicht vorkommen können, daß so ein verruchter Erzketzer sich etwa einfallen ließe, den Verzweiflungsschrei zur Sonne emporzuwerfen: Und das alles kannst du mitansehen ohne zu erblinden? — — Hinter den zu Brandopfern bestimmten Verurtheilten wurden sargähnliche Holzkästen einhergetragen. Sie enthielten die Leichname solcher Angeklagten, welche zwischen der Verurtheilung und der Einäscherung im Kerker gestorben waren; sowie den Gräbern entrissene Gebeine solcher, welche nach ihrem Tode der Ketzerei verdächtig und schuldig befunden wurden. Die liebevolle Mutter Kirche ließ es sich ja nicht nehmen, auch den Todten noch ihre brennende Liebe zu widmen. Der Generalrath der Inquisition beschloß den Zug. Die Inquisitoren ritten in ihrem Ornat einher, umgeben von den schwarzgekleideten freiwilligen Familiaren, welche aus der Blüthe des spanischen Adels bestanden. Zuletzt kam der Großinquisitor im violetten Talar, umringt von seiner geharnischten Leibwache.

War die Procession auf dem Platze angelangt und hatten die sämmtlichen Theilnehmer ihre angewiesenen Plätze eingenommen, so las ein Priester an dem erwählten Altar die Messe. War er beim „Evangelium“ angelangt, so trat ein Zwischenspiel ein, ein Entremes, spanisch zu reden. Der messelesende Priester hielt nämlich inne, der Großinquisitor erhob sich von seinem Thronsitze, ließ sich den

Chorrock anthun, die Mitra aufsetzen und schritt, so der König dem Auto anwohnte, auf den Sitz des Monarchen zu, um diesem den bei Autosdefé üblichen Eid abzunehmen. Dieser königliche Eid besagte, den alleinseligmachenden katholischen Glauben aufrecht zu erhalten, die Ketzerei zu vertilgen und mit aller Macht die heilige Inquisition in ihrer Vertilgungsarbeit zu unterstützen. Der König leistete den Schwur, die höchlich davon erbaute Versammlung sprach denselben nach und dann bestieg ein Dominikaner die Kanzel, um gegen die Ketzerei eine Vermaledeiungspredigt zu halten, welche in einen so feurigen Hymnus auf das heilige Offiz auslief, daß man schon die Flammen der Scheiterhaufen wabern zu sehen und prasseln zu hören glaubte. Hierauf wurde die Messe zu Ende gelesen und dann fing die Vorlesung der Urtheile an, wobei die Verurtheilten der Reihe nach in die beschriebenen Käfige gesteckt wurden, um ihre Sentenzen zu empfangen.

War also das Erweckliche des Auto abgethan, so begann das Erschreckliche, was aber spanische Christen keineswegs erschreckte, sondern vielmehr mit dem vollen Wohlgefühle der Rechtgläubigkeit erfüllte. Auf ein vom Großinquisitor gegebenes Zeichen bedeuteten die Familiaren des heiligen Amtes die Volksmenge, ihren Kreis zu öffnen. Wie dies geschehen, wurden im Hintergrunde des Platzes die aufgeschichteten Holzstöße sichtbar. Es waren ihrer so viele wie der zum Feuertode verurtheilten Ketzer. Die nicht zum Tode bestimmten wurden von den übrigen gesondert und in die Kerker der Inquisition zurückgebracht. Die zu Verbrennenden führten die Familiaren zu den Scheiterhaufen und übergaben sie dort dem „weltlichen Arm“. Ite in pace! Unsere Geruchsnerven sind nicht orthodox genug organisirt, um den alleinseligmachenden Brandopfergeruch schmecken zu wollen.

Das beschriebene Ceremoniell erfuhr dann und wann Abänderungen, nicht in Haupt-, aber doch in Nebensachen. Eine solche Aenderung war, daß der Großinquisitor selbst nach Verlesung der Urtheile die zum Feuertode Bestimmten

förmlich und feierlich dem Korregidor der Stadt, in welcher der Auto stattfand, zur Vollziehung des Urtheils überwies und übergab und zwar stets unter Beifügung der Worte: „Verfahrt mit ihnen in aller Güte und Barmherzigkeit!" während doch dem „weltlichen Arm" schlechterdings keine andere Wahl blieb, als das inquisitorische Brandurtheil sofort zu vollziehen. Die zärtliche Mutter Ekklesia hatte eben allzeit „mel in ore, venenum in corde". In den meisten Fällen war der Verbrennungsplatz („quemadero") nicht innerhalb, sondern außerhalb der Stadtmauern gelegen und demnach von dem Platze getrennt, auf welchem der geschilderte Schlußakt der Procedur spielte.

Ein denkwürdiges Beispiel von der Anwesenheit eines spanischen Königs bei einem Autodafé — (richtiger schreibt man eigentlich Autodefé) — bietet uns die Biographie Philipps des Zweiten von seinem entzückten Lobredner Cabrera [1]).

Im Sommer von 1559 kehrte Philipp aus den Niederlanden nach Spanien zurück. Er brachte mit sich den festen Entschluß, unter allen Umständen und mit allen Mitteln jede Spur der Ketzerei in seinen Landen auszutilgen und insbesondere Spanien in unbefleckter Rechtgläubigkeit und unantastbarer Glaubenseinheit zu erhalten. Dabei handelte es sich nicht allein mehr um die „neuen" Christen von Juden und Moriskos, sondern auch um heimliche Protestanten. Denn es läßt sich leider nicht leugnen, das Gift der deutschen Reformation hatte auch in Spanien Eingang gefunden und die heilige Inquisition mußte sich kräftiglich regen, maßen sie es dermalen nicht allein mit rückfälligen Verehrern Jahve's und Allahs, sondern auch mit den Verehrern Luthers zu thun hatte [2]). Sie arbeitete energisch. Am 21. Mai von 1559 ließ sie zu Valladolid einen präch-

---

1) Cabrera: Felipe Segundo, l. V, c. 3.

2) S. das belehrende Buch „Historia de los Protestantes españoles" von Adolfo de Castro (1857). Es existirt auch eine deutsche Bearbeitung desselben von H. Hertz (1866).

tigen Autodefé in Scene gehen. Die Regentin Donna Juana, Philipps Schwester, der junge Infant Don Carlos, eine Menge von Granden, Prälaten und mehr oder weniger schönen Edeldamen zierten das erbauliche Schauspiel mit ihrer Gegenwart. Vierzehn Lutheraner wurden verbrannt, sechszehn „versöhnt“. Die Verurtheilung hatte auch eine Todte getroffen, die reiche, tugendhafte, hochangesehene Donna Leonor de Vibero. Das heilige Offiz war zu der Ueberzeugung gelangt, sie sei als heimliche Protestantin gestorben. Ein Verdammungsspruch erging, ihre Güter wurden eingezogen, ihr Leichnam aus der Gruft im Kloster San Benito el Real zu Valladolid hervorgezerrt und auf den Scheiterhaufen geworfen, ihr Haus dem Boden gleich gemacht und auf dem Platze desselben eine Schandsäule aufgerichtet, welche erst i. J. 1809 durch die Franzosen zerstört worden ist. . . . Ein noch viel pomphafterer Glaubensakt spielte in derselben Stadt Valladolid, gleichsam zur Feier der glücklich erfolgten Heimkehr des Königs, am 8. Oktober 1559. Der ganze Hof war in Gala dabei. In der Umgebung des Königs befanden sich sein Sohn Carlos, sein Neffe Alexander Farnese, alle höchsten Würdenträger des Staates, des Hofes und der Kirche und eine große Anzahl von Damen. Es war wohl die glänzendste Versammlung, welche ein Autodefé-Theater jemals gesehen hat. Der Großinquisitor Don Hernando de Valdes, Kardinalerzbischof von Sevilla, nahm dem Könige den Eid ab, welchen Philipp mit entblößtem Degen schwur, um seinen streitbaren Eifer für das Reich Gottes recht deutlich kundzuthun. Die auserwähltesten Opfer der Tragödie des Tages waren Don Juan Sanchez, der aus hochadeliger Familie stammende Dominikanermönch Fray Domingo de Rojas und der in hohen Kriegs- und Friedensämtern bewährte Don Carlos de Seso. Diese drei Lutheraner beharrten standhaft bei ihrem protestantischen Bekenntniß und hatten demzufolge die Qual des Lebendigverbranntwerdens zu leiden. Neun ihrer Mitketzer und Mitketzerinnen, worunter zwei Geistliche und fünf Nonnen, wurden, weil sie angesichts des Scheiter-

haufens ihren „Irrthum" bekannten, „nur" garottirt und dann in die Flammen geworfen. Auch der Leichnam der Nonne Juana Sanchez wurde mitverbrannt. Als Don Carlos de Seso auf seinem Wege zum Holzstoß unter dem Balkon, von welchem aus der König dem gottseligen Spektakel zuschaute, vorüberkam, rief der kecke Ketzer Sr. katholischen Majestät zu: „Wie könnt Ihr zugeben, daß man mich verbrennt, und zusehen, wie man mich verbrennt?" Worauf Philipp der Zweite: „Ich würde selber die Reisigbündel zum Scheiterhaufen herbeitragen, um meinen eigenen Sohn zu verbrennen, falls er ein so verruchter Ketzer wäre wie du." Schade, daß Schiller diese Antwort nicht gekannt hat. Hätte er sie gekannt, so würde er die zehnte Scene vom fünften Akt des „Don Carlos" anders gehalten haben, indem sein Großinquisitor sich nicht soviel Mühe zu geben gebraucht hätte, den König zur Opferung des Infanten zu bestimmen. Auch dem Statthalter Christi, Sr. unfehlbaren Heiligkeit Pius dem Neunten, scheint Philipps des Zweiten so eben gemeldete „That in Worten" bislang noch unbekannt geblieben zu sein. Sonst wäre es unbegreiflich, daß der fromme König nicht zugleich mit dem frommen Arbues heiliggesprochen worden ist.

8.

Der erste Großinquisitor, Thomas de Torquemada, ist am 16. September von 1498 friedlich in seinem Bette gestorben, „sanft und selig im Herrn entschlafen". Ihn kümmerte und reute auf seinem Sterbelager sicherlich nur das Eine, daß ihm nicht gegönnt war, noch fürder zu arbeiten im Weinberge des Herrn. Wie war die Hippe des Winzers scharfschneidend gewesen, wie hatten seine orthodoxen Füße die Fülle der Ketzertrauben in die Kufe gestampft, daß der rothe Saft stromweise niederfloß!

Torquemada war ein Principmann comme il faut und zugleich ein Mann der Praxis, ein Dämon und zugleich ein Rechner. Er raf'te und kalkulirte mitten im ärgsten Rasen. Niemals hat ein Mensch die religiöse Idee voller, ehrlicher und logischer als er zur Verwirklichung gebracht. Er ging auf in seinem Werke, er war identisch mit seinem Thun, er war der inkarnirte Inquisitionsgedanke. Und wie wußte er mit dem dämonischen Glutodem seines Eifers die sämmtlichen von ihm organisirten und geleiteten 13 Inquisitionstribunale Spaniens zu durchdringen! So fürwahr, daß man hätte glauben können, der Großinquisitor müßte sich verdreizehnfacht haben.

Wenn er sterbend auf die Arbeit seines Lebens zurückblickte, mußte er einige Genugthuung empfinden. Während seines Großinquisitorats sind ja Llorente's Berechnung zufolge (I, 272 fg.) verbrannt worden 10,220 Ketzer, im Bilde (d. h. nach ihrem Tode oder abwesend) verbrannt 6860, zu mit Vermögenskonfiskation verbundenen Körper- und Kerkerstrafen verurtheilt 97,321. Ja, selbst ein Torquemada konnte mit diesem Ergebniß frommer Thätigkeit zufrieden sein.

Freilich ist nicht zu leugnen, daß die Inquisition mittels Verbrennung, Verkerkerung, Verbannung und Vertreibung das Land um mehr als ein Drittel seiner intelligentesten, gebildetsten, fleißigsten und wohlhabendsten Bewohner gebracht, ja, daß sie geradezu die materielle und intellektuelle Kultur, die sittliche Kraft und die politische Macht Spaniens gebrochen und vernichtet hat. Allein diese Thatsache der profanen Geschichte kann nur leicht oder auch gar nicht ins Gewicht fallen gegenüber der Thatsache der heiligen Geschichte, daß in Spanien unmittelbar und in Europa mittelbar das „Reich Gottes“ gerettet worden ist durch das heilige Offiz.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Menschliche Tragikomödie.

Dritter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Dritter Band.

Wir alle leiden am Leben.
Göthe.

Vivre c'est souffrir.
Napoléon I.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1882.

Inhalt des dritten Bandes.

Der letzte Sonnensohn.

> Seitdem es eine Geschichte gibt, haben die Menschen einander gequält und gemordet, und allem nach werden sie es so treiben, solange es eine Geschichte geben wird.
>
> Göthe.

1.

Werden, wachsen, blühen, welken, vergehen! Das ist das ewige Gesetz der Natur und der Geschichte. Wie für die Pflanze und wie für die einzelnen Menschen, so gilt es auch für die Völker. In seiner 1844 geschriebenen Strophe:

„Am Baum der Menschheit drängt sich Blüth' an Blüthe,
Nach ew'gen Regeln wiegen sie sich drauf;
Wenn hier die eine matt und welk verglühte,
Springt dort die andre voll und prächtig auf;
Ein ewig Kommen und ein ewig Gehen
Und nun und nimmer träger Stillestand,
Wir sehn sie auf-, wir sehn sie niederwehen
Und jede Blüthe ist ein Volk, ein Land — "

hat Freiligrath dieses Naturgesetz, diese weltgeschichtliche Thatsache in schöne Worte gekleidet.

In unsern Tagen ist für den von Ewigkeit her und in Ewigkeit hin sich vollziehenden Wechsel von leben und sterben im Universum das Modewort „Kampf ums Dasein"

aufgekommen. Es hat seine Vollberechtigung. Nicht nur „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“, sondern existiren wollen heißt kämpfen müssen. „Fressen oder gefressen werden!“ Es gibt kein Drittes. Diese eiserne Nothwendigkeit steigt von den niedrigsten Organismen bis zu den höchsten empor. Vom Grashalm bis zum Menschen, vom Menschen bis zu den Weltkörpern — alles kämpft um sein Dasein. Wir wissen jetzt, der Golden-Zeitalter-Friede, welcher im Beginne der menschlichen Gesellschaft geherrscht haben soll, ist nur eine Fabel für Kinder, der „ewige Friede“, welcher die sociale Entwickelung krönen soll, ein Märchen für ausgewachsene Schwachköpfe. Die Geschichte der Menschheit war, ist und bleibt ein ewiger Krieg. Wozu aber der ganze Gräuel? Ja, wer das wüsste! Alle Religionen, alle Philosopheme haben die traurige Räthselfrage nach „des Menschenlebens Sinn und Frommen“ zu beantworten versucht und haben alle mitsammen als Antwort nur ein Chaos von Unsinn zuwegegebracht.

Die sogenannte Weltgeschichte zeigt uns, wie ein Volk nach dem andern auf die geschichtliche Bühne tritt, mit mehr oder weniger Geschick und Kunst seine Rolle spielt, mehr oder weniger Effekt macht und dann abgeht, einen mehr oder weniger nachhaltigen Eindruck hinterlassend. Wo sind denn die Nationen und Staaten, welche im Alterthum die „Heldenrollen“ innehatten? Wo ist das ägyptische, das assyrische, das persische, das makedonisch-griechische, das römische „Weltreich“? Schon lange dahin, schon lange zu Moder geworden, um die Erde für das Wachsthum von neuen Staatengebilden zu düngen. Für jedes Volk, für jeden Staat gilt das alte Seherwort:

„Einst wird kommen der Tag, wo die heilige Ilios hinsinkt“ —

wobei nur zu bemerken, daß beim Hinsinken der verschiedenen Iliosse von Heiligkeit durchaus nichts wahrgenommen zu werden pflegt. Das Welken von Pflanzen, Thieren, Menschen, Völkern und sicherlich auch von Gestirnen ist eben ein hässlicher Proceß. Seine Hässlichkeit ist das genaue Gegenbild zur

Hoffnungsfrische des Wachsens und zum Schönheitsglanze des Blühens.

Wollt ihr ein solches Völkerwelken mitansehen? Blickt nach Spanien!

Vor dreihundert Jahren — eine wahre Bagatelle von Zeit! — war dieses Land die führende und gebietende „Weltmacht". Heute ist es eine Ruine. Eine Ruine allerdings, die sich noch immer für einen Staatsbau ausgeben möchte; aber trotz alledem eine Ruine, in zur Permanenz gewordenen Revolutionen, Gegenrevolutionen, Palastskandalen und Bürgerkriegen Stein für Stein zerbröckelnd. Im 16. und noch im 17. Jahrhundert stand der dichterische und künstlerische Genius des Landes schöpfungsmächtig da: Zurbaran, Velasquez und Murillo malten; Cervantes dichtete den Don Quijote, eins der tiefsinnigsten Werke, welche jemals einem Poetengehirn entsprungen sind; Lope entfaltete eine geradezu wunderbare Hervorbringungskraft; Calderon schuf den spanischen Faust („el magico prodigioso"), Moreto die graziöseste Komödie der Weltliteratur („el desden con el desden"). Heute trägt die spanische Literatur sklavisch die Schleppe der französischen, welche früher bei ihr die umfassendsten Anleihen aufgenommen hatte, und seit langem vermag Spanien an der wissenschaftlichen Arbeit Europas in ihren höheren und höchsten Graden nicht mehr theilzunehmen.

Spanien ist an der Religion zu Grunde gegangen, also an etwas, dessen, die Herren von der Materie mögen sagen, was sie wollen, die menschliche Gesellschaft nie und nirgends entbehren konnte, kann und können wird. Denn, wie ich auch hier wiederholen muß, die Religion ist der Idealismus des Volkes. Sie ist und bleibt das einzige Mittel, wodurch sich das Volk — ich rede natürlich nicht von dem abstrakten Ding von „Volk", welchen die Jan-Bockolte unserer Tage lächerlich-willkürlich zusammengeschneidert und aufgeschwindelt haben — mit der idealen Welt, die aller Kraftstoffelei zum Trotz ein sehr reales kulturgeschichtliches Motiv ist und bleibt, in Beziehung setzen

kann, wenn auch noch so unzulänglich und in noch so grotesken Formen. In Spanien hatte sich, wie jedermann weiß, die Religion infolge der jahrhundertelangen Kämpfe der sogenannten Christen mit den Islamiten zum wildesten Fanatismus hinaufgesteigert. Alles wurde diesem geopfert. Der Spanier war immer Katholik, Spanier oft, Mensch nie, außer in seinen Lastern. Die Inquisitionsfeuerbrände, welche die spanischen Ketzer verzehrten, haben auch die ganze Zukunft der Nation versengt.

Aber gewiß ist auch, zur Zeit, wo die Religion in Spanien zu so hochrother Feuerblüthe ausgeschlagen war, da hat sie — immer in ihrem Sinne freilich — das gesammte Dasein der Nation auf allen Gebieten zu außerordentlicher Kraftentwickelung gebracht und unzählige neue Beweise für die alte Thatsache geliefert, daß die Religion, wie sie die furchtbarsten Leidenschaften im Menschen aufzustürmen vermag, so auch die edelsten menschlichen Triebe zur Vollbringung der staunenswerthesten, ja geradezu unerhörter Thaten anzueifern versteht.

Denn — und damit lenken wir auf den Boden hinüber, auf welchem unsere Historie spielt — es kann keinem Zweifel unterstellt werden, daß dem blendenden, von Romantik funkelnden Heldenzug, welchen die Spanier im 16. Jahrhundert durch die unermesslichen Länderstrecken der Neuen Welt führten, das Kreuz vorangetragen wurde. Allerdings, der wilde Golddurst, welcher durch die ins Märchenhafte übertriebene Kunde von den edlen Metallschätzen Amerika's in den Spaniern geweckt worden, die zur fixen Idee gewordene Vorstellung vom „El Dorado“, ebenso die durch die Moriskenkriege bis zur hellen Don-Quijoterie hinaufgespannte spanische Abenteuersucht, endlich der den Unterthanen des „Weltmonarchen“ Karl V. unschwer angeflogene Größenwahn, alle diese Elemente haben zur Weckung, Schärfung und Schulung eines Unternehmungsgeistes, für welchen der Begriff des Unmöglichen gar nicht vorhanden war, sehr viel beigetragen. Aber die Seele der spanischen „Conquista“, das heißt der beispiellosen Er-

oberungen der Spanier in der Neuen Welt, war thatsächlich doch die Religion, derselbe glühend-fanatische Glaube, welcher jeden Spanier innigst überzeugt sein ließ, daß er für die Sache Gottes und der heiligen Jungfrau stritte, daß er, je mehr „Seelen“ der rothen Heiden er zur Hölle spedirte, um so zuversichtlicher erwarten dürfte, daß seine eigene Seele in den Himmel eingehen werde. Ohne die völlige Hingabe der spanischen „Conquistadoren“ an ihren religiösen Wahn wären ihre Vollbringungen geradezu unerklärlich, im Guten wie im Bösen. Es ist ein und derselbe spanische Katholicismus gewesen, welcher das Kreuz auf die Alhambra pflanzte, die gräuelhaften „Glaubensakte“ (Autos de fé) feierte, die deutschen Protestanten bei Mühlberg schlug, das Henkerschwert Alba's in den Niederlanden führte, den großen Teokalli in Tenochtitlan erstürmte und den goldenen Tempel der Sonne in Kuzko zu einer Soldatenbeute machte.

2.

In Truxillo, einer Stadt der Landschaft Estremadura, wurde um das Jahr 1471 ein Bastard geboren, Francisko Pizarro, dessen früheste Kindheit so verwahrlos't war, daß später die nicht gerade reinliche Sage ging, das von seiner Rabenmutter ausgesetzte Findelkind wäre nur durch die Barmherzigkeit einer säugenden Sau am Leben erhalten worden. Sicher ist, daß der wildaufgewachsene Junge keinerlei Unterricht empfing, nicht lesen, nicht schreiben lernte und, um sein Leben zu fristen, Schweinehirt werden mußte. Aber der arme Bursche hatte etwas, viel sogar von dem Metall in sich, aus welchem bedeutende Menschen geschmiedet werden, unter Umständen Helden oder Heilande, unter andern Umständen weltgeschichtliche Schurken oder Scheusale. Will man gerecht sein, so muß man sagen: Pizarro war zwei Drittel Held und ein Drittel Scheusal. Im übrigen ein

rechtgläubiger Spanier jeder Zoll, ein ganzer Mann, scharfverständig, schlau, zäh, unbeugsam, skrupellos, das verwirklichte Ideal eines spanischen „Conquistador“, für welchen das Wort „Furcht“ ein ganz inhaltsloser Schall gewesen ist.

Die Erzählungen von den Wundern der Neuen Welt, damals das Tagesgespräch in Spanien, setzten die echtspanische Phantasie des Schweinehirten in Brand. Er warf seinen Stab weg, bettelte sich nach Sevilla durch, woselbst die Banden des „El Dorado“ suchenden „Heldengesindels“ sich zu sammeln und einzuschiffen pflegten, und gelangte nach Westindien hinüber. Im Jahre 1510 befand er sich auf Hispaniola und versuchte sich, unterstützt von seinem entfernten Verwandten Hernando Kortez, dem nachmaligen Eroberer Mexiko's, als Pflanzer. Später ein Gefährte des kühnen Balboa, welcher im Jahre 1513 den unerhört mühsäligen Entdeckungszug über die Landenge von Darien unternommen hatte, war er einer der ersten Männer von weißer Rasse, deren Blicke auf den ungeheuren Spiegel des Stillen Oceans gefallen sind. Nachmals, so um 1515 herum, ist er als Hauptmann in den Diensten des Don Pedrarias, Statthalters von Panama, und erfreut sich auch des Besitzes eines Landgutes von sehr mäßigem Umfang in der Nähe dieser Stadt, von welcher aus die Entdeckungs- und Eroberungszüge der Spanier sich zunächst gegen Norden und Westen, später auch nach Süden richteten. Zur Zeit von 1524 war infolge der entdeckenden und der erobernden Thätigkeit der Spanier in Amerika bereits ein unermessliches Gebiet der spanischen Krone unterworfen.

Nun gelangten die bestimmteren Botschaften von der wundersamen Eroberung Mexiko's nach Panama und thaten eine zündende Wirkung. Eine um so zündendere, als mit der Kunde von dem märchenhaft glanzvollen Ausgange des mexikanischen Abenteuers zugleich unbestimmte Gerüchte von einem fabelhaft reichen Kulturstaat im Süden unter den Kolonisten von Darien sich verbreiteten. Unser gewesener Schweinehirt und dermaliger Hauptmann vernahm mit äußerster Spannung die beiderlei Neuigkeiten. Er mochte

finden, daß er, jetzt ein Fünfziger, es eigentlich noch nicht sehr weit gebracht hätte in der Neuen Welt. Er mochte etwas in sich fühlen, das ihm sagte: „Was dein Vetter Kortez konnte, das kannst du auch und vielleicht sogar noch ein bißchen mehr. Wie wäre es, so ich an einem der Entdeckungs- und Eroberungsgeschäfte, welche jetzo, in südlicher Richtung unternommen — nach dorthin soll ja das wahre El Dorado liegen — nachgerade bei uns in Panama sehr in die Mode kommen, unzögerlich mich betheiligte?"

Von Entdeckungs- und Eroberungsgeschäften sprach ich und zwar mit Bedacht. Zur Stunde wäre es noch zeitgemäßer, von Entdeckungs- und Eroberungsgründungen zu sprechen. Denn, in Wahrheit, die spanischen Conquistadoren waren richtige „Gründer" in ihrer Manier. Sie „machten" in Länderfindung und Länderraub, wie die modernen Börsenräuber — welche ich nicht mit ordinären Taschendieben zu verwechseln bitte — in „Türken" und „Rumänen" machen. Das fieberhafte Aufsuchen des El Dorado war nachgerade zum wohlkalkulirten Aktiengeschäfte, zur Gründerai in mehr oder weniger großem Stile geworden.

Inbetracht seiner eigenen unzulänglichen Mittel that sich demnach Pizarro nach Mitgründern um und fand solche in dem zu einigem Vermögen gekommenen Kriegsmanne Diego de Almagro und in dem Pfarrer Hernando de Luque. Die drei Dons legten demnach ihr Vermögen in einer Spekulation an, welche die Ausführung und, selbstverständlich, die Ausbeutung des angeblich im Süden von Darien gelegenen Goldlandes Peru zum Zwecke hatte. Almagro besorgte den Ankauf, die Ausrüstung und Bemannung von zwei kleinen Schiffen, und maßen Panama ein Ort war, wo immer eine hinlängliche Anzahl von Abenteurern, Strolchen und Desperados umherlungerte, konnte Pizarro, als Führer der „Expedition", im November von 1524 aus dem Hafen der Stadt absegeln. Er kam freilich nicht nach El Dorado und überhaupt nicht sehr weit. Ungeahnte Widerwärtigkeiten aller Art zu Wasser

und zu Lande nöthigten ihn zur Umkehr. Allein er brachte nach Panama doch dieses Ergebniß mit, daß, je weiter man südwärts steuerte, die Sage von einem in jener Richtung gelegenen großen und so zu sagen von Gold starrenden Reiche immer bestimmtere Gestalt gewann.

Daraufhin gingen unsere Gründer nur noch energischer ins Zeug. Auf den Kredit Sr. Hochwürden Don Luque wurden 20,000 „harte Thaler" (pesos duros) aufgetrieben und damit die Kosten der Ausrüstung einer zweiten Expedition bestritten. Am 10. März von 1526 vereinbarten und unterzeichneten die drei Spekulanten ein Dokument, welches zu den absonderlichsten Kuriositäten der Geschichte gezählt werden mag: nämlich eine Vertragsurkunde, kraft welcher „im Namen Christi", wie der Eingang lautete, die drei Associés festsetzten, daß die zu entdeckenden und zu erobernden Länder, soweit sie zum Reiche Peru gehörten, zu gleichen Theilen unter sie, die drei Geschäftstheilhaber, getheilt werden sollten und zwar „mit allem Zubehör, was besagte Länder an Menschen, Thieren, Gold, Silber und Edelsteinen enthielten, mit selbstverständlichem Vorbehalt jedoch der Oberherrlichkeit der Krone Spanien und der aus dieser Oberherrlichkeit fließenden Rechte". Zu einer solchen Naivität der Philosophie des Raubes hat sich das moderne Gründerthum doch kaum hinaufzuschwindeln gewusst. Drei Lumpe theilen förmlich unter sich ein noch gar nicht aufgefundenes Reich „mit allem Zubehör" — der kolossalste Humbug, die tollste Don-Quijoterie; aber ganz ernsthaft gemeint und mit derselben echtspanischen Grandezza betrieben, womit der sinnreiche Kaballero aus der Mancha in der Stallmagd von Toboso eine Prinzessin sah und begrüßte.

Auf zwei Schiffen, welche eine Bemannung von hundertzwanzig Mann hatten, fuhren Pizarro und Almagro diesmal von Panama südwärts und gelangten, an der Küste hinsteuernd, bis zur Mündung des Flusses, welcher nachmals der Rio San-Juan hieß. Hier überfiel Pizarro ein am Ufer gelegenes Dorf der Eingeborenen und machte

eine nicht unbeträchtliche Beute an Schmucksachen aus Gold — ein Vorglanz so zu sagen vom Goldlande Peru. Also rüstig weiter nach Süden zu, immer weiter! Aber mit jedem Tage steigt auch die Mühsal der Fahrt. Ein Theil der Mannschaft meutert und fordert die Rückkehr nach Panama. Man geht ans Land und hält eine Art Kriegsrath. Einander schnurstracks widersprechende Ansichten werden mit mehr oder weniger heftigem Gebärdenspiele vorgebracht. Pizarro steht auf: „Genug des Geschwätzes!" Dann zieht er sein Schwert und zeichnet mit der Spitze desselben eine von Osten nach Westen gehende Linie in den Küstensand und sagt:

„Freunde und Gefährten, seht, auf dieser Seite liegen Mühsal, Hunger, Regen, Sturm, Verlassenheit und Tod, aber auch Peru mit seinen Schätzen; auf jener Seite Gefahrlosigkeit und Sicherheit, aber auch Panama mit seiner Armuth. Jeder nun wähle, was er für gut hält! Was mich angeht, ich gehe südwärts."

Das heldische Wort that seinen Dienst, wenn auch nur bis zu dem Grade, daß eine Anzahl entschlossener Männer bei dem Führer auszuharren und die Unternehmung weiter zu führen beschlossen, während die andern auf einem der beiden Schiffe nach der Landenge von Darien zurückkehrten.

Noch nahezu acht an prüfungsvollen Zwischenfällen reiche Monate hatte der kühne Mann alle seine Klugheit und Standhaftigkeit aufzubieten, um nicht unverrichteter Dinge zurückkehren zu müssen. Endlich gelang es den El-Dorado-Fahrern, die nachmals Pasado genannte Landspitze zu umschiffen, und ihr Fahrzeug glitt nun auf einer bislang noch von keinem europäischen Schiffskiel getheilten Meeresfläche dahin, immer weiter nach Süden, bis es in die schöne Bucht von Guayaquil einfuhr.

Mit weitgeöffneten Augen blickten sie auf die zugleich großartige und anmuthige Scene, welche sich vor ihnen entfaltete. Der schmale, aber üppig grüne Ufersaum, durch welchen sich zahlreiche Wasseradern dem Meere zuwanden,

war mit einer Reihe von Städten und Dörfern besetzt. Hinter diesen Sitzen einer zahlreichen Bevölkerung hob sich der riesige Bergwall der Anden oder Kordilleren jählings empor, hier in zwei seiner schönsten Kolosse gipfelnd, in dem breitkuppeligen Chimborasso und in der blendend weißen Pyramide des Kotopaxi.

Am nächsten Morgen kreuzten unsere Abenteurer die Bucht und gingen vor Anker angesichts der wohlgebauten Stadt Tumbez, deren ganzes Aussehen ihre Zugehörigkeit zu einem civilisirten Staatswesen bezeugte. Das Zeugniß trog nicht. Tumbez war eine volkreiche Stadt des Inka-Reiches.

Das so lange, so mühsälig gesuchte El Dorado war gefunden; denn Pizarro landete an der Küste von Peru.

3.

Wo lag Peru? Wie war es mit dem Inka-Reiche?

Amerika — das darf jetzt für ausgemacht gelten — hat seine Urbevölkerung von Asien her erhalten. Wir können uns die Stunde vorstellen, wo ein Halbthier von Mensch nordasiatisch-mongolischer Rasse seine Blicke über die Beringstraße hinüberwarf und sich fragte: Kann ich da hinüber gelangen? Diese Frage muß so oder so gelös't worden sein, denn die Rassegenossenschaft der asiatischen Mongolen und der amerikanischen Indianer scheint einer begründeten Anzweifelung kaum noch unterstellt werden zu können. Im übrigen ist die vorzeitliche Geschichte Amerika's bis zur Ankunft der Europäer in der Neuen Welt vorerst ein Chaos, für dessen Entwirrung und Aufhellung zwar schon vieles gethan worden, aber noch weit mehr zu thun sein wird. Die zwei großen Pfadesucherinnen und Pfadefinderinnen, die vergleichende Sprach- und Religionsforschung, haben hier noch eine ungeheure Wildniß zu durchwandern.

Geschichtliche Thatsache ist vorderhand, daß die indianische Bevölkerung Amerika's vor der Ankunft der Europäer auf sehr verschiedenen Kulturstufen stand. Ebenso, daß die Spanier im 16. Jahrhundert in Centralamerika schon auf die ruinenhaften Ueberbleibsel einer bereits zu Grunde gegangenen Civilisation stießen. Endlich, daß wir durch die Vermittelung der spanischen Conquistadoren von den Zuständen, von der Macht und von dem Verderben der zwei bedeutendsten Staats- und Gesellschaftswesen, welche die Kultur der amerikanischen Rothhäute geschaffen hatte, vom Azteken-Reich in Mexiko und vom Inka-Reich in Peru, umfassende Kunde besitzen. In welchem Lichte den erobernden Spaniern diese beiden Staatswesen erschienen, bezeugt schon der Umstand, daß sie dem Beherrscher von Mexiko wie dem von Peru den Titel ihres eigenen Monarchen, den Titel Karls des Fünften, den Titel „Kaiser" (emperador) beilegten und damit die außerordentliche Machtstellung dieser indianischen Fürsten anerkannten. Freilich mag hierbei auch die Absicht der Eroberer, die Größe ihrer Wagnisse und ihrer Erfolge in ein möglichst glänzendes Licht zu stellen, mit im Spiele gewesen sein.

Als Pizarro und seine Miträuber — denn diese Bezeichnung gebührte im Grunde doch der ganzen Sippschaft — an der Küste von Peru erschienen, hatte dieser Staat das Hochmaß seiner Ausdehnung erreicht, während seine Gesundheit und Kraft schon im Sinken begriffen waren. Man kann die ungefähren Gränzmarken des Reiches bestimmen, wenn man sagt, daß die Inka-Kaiser das ganze Gebiet beherrschten, welches heutzutage die vier sogenannten Republiken Ekuador, Peru, Bolivia und Chile einnehmen. Der unterirdische Reichthum des Bodens war ein außerordentlicher und namentlich durfte Peru mit Grund ein Goldland, das Goldland heißen. Die oberirdische Bodenbeschaffenheit dagegen konnte sich an Fruchtbarkeit mit den östlichen Küstenländern von Süd- und Mittelamerika bei weitem nicht messen. Im peruanischen Reiche musste gearbeitet werden und zwar tüchtig, um die nöthigen Lebens-

mittel für die Bevölkerung zu beschaffen. Die große Meisterin Noth mit ihrer erstgeborenen Tochter Arbeit, sie waren auch hier, wie überall, die Kulturbringerinnen.

Man hat die Anfänge der peruanischen Civilisation früher am Titikakasee suchen zu müssen geglaubt, ist aber jetzt vergewissert, daß diese Civilisation in und bei Kuzko ihren Ursprung genommen habe. Diese Stadt, deren Name „Nabel" bedeutet, war der geheiligte Mittelpunkt des Inka-Reiches, und es drängt sich uns als ein denkwürdiger Zusammenklang in den Anschauungen grundverschiedener und einander wildfremder Völker die Erinnerung auf, daß die Hellenen ihr Nationalheiligthum Delphi ebenfalls den „Nabel" (der Erde) genannt hatten. Von Kuzko aus war die peruanische Kultur in der Form der Eroberung südwärts bis an die Gränzen des Araukanerlandes, nordwärts bis über Quito hinaus vorgedrungen. Ostwärts erstreckten sich die Gränzen des Reiches bis hinauf zur Wasserscheide der Anden und da und dort auch über die Kämme derselben hinüber und in die Pampas des südamerikanischen Festlandes hinein. Unlange vor der Ankunft der Spanier hatte das Reich der Inka den Gipfel seiner Machthöhe erreicht.

Auf den Anfängen der Völkergeschichten liegt der Nebel des Mythus, vom Strale der religiösen Idee mehr oder weniger hell besonnt. Die Menschen wussten sich es nicht zu erklären, wie es gekommen, daß sie sich nach und nach entbestialisirt hätten, daß sie allmälig so klug, so anstellig, so civilisirt geworden wären. Da musste ihnen denn eine „höhere Macht" das Thierfell geschoren haben, so zu sagen. Auch die Peruaner hatten demnach ihren Kulturmythus, das heißt, auch *sie* führten den Ursprung ihrer Vermenschlichung auf „überirdische Mächte" zurück, wie solche zu glauben, zu fürchten und zu verehren den naturwüchsigen Menschen das Gefühl seiner Ohnmacht und Hilfebedürftigkeit allzeit und überall zwang und zwingt. Man muß übrigens gestehen, die heilige Sage der Peruaner und ihre organisch entwickelte Religion waren verhältnißmäßig gar nicht so übel, ja gewissermaßen rationell. Knüpften sie sich doch

an die große Lebensspenderin und Lebenserhalterin, an die Sonne. Diese sicht- und fühlbare, unerschöpfliche Wohlthäterin nannten die Peruaner die „Mutter der Menschheit“, und sie verehrten sie dankbar als ihre höchste Gottheit. Im Beginne der Zeiten hatte die große Mutter ihre zwei Kinder, den Manko Kapak und die Mama Oello, auf die Erde herabgesandt, um die Menschen zu entwildern, sie zu bilden und in ein geordnetes Staats- und Gesellschaftswesen hinüberzuführen, sie die Landwirthschaft, die Gewerbefertigkeiten, alle Künste des Friedens zu lehren. Manko und Mama waren Bruder und Schwester, zugleich aber auch Mann und Weib und von ihnen stammte die Dynastie der Herrscher von Peru, das Geschlecht der „Inka“, welches Wort Herr, Fürst, König bedeutet.

Die berechtigte Frage, ob schon vor den Inka in Peru eine ältere Kultur vorhanden gewesen, mag hier billig unerörtert bleiben. Gewiß ist, daß mit dem Aufkommen der Inka der peruanische Staat zu existiren anhob. Ebenso, daß dieser Staat und mit demselben alles, was wir unter peruanischer Civilisation zu verstehen pflegen, allem nach nicht sehr weit in unser Mittelalter zurückreicht, indem das Auftreten des zweifelsohne geschichtlichen und nachmals vonseiten der dankbaren Peruaner vergötterten Kulturhelden Manko Kapak kaum höher als in den Anfang des 12. Jahrhunderts unserer Zeitrechnung hinaufzurücken ist. Die Nachfolger des Begründers der Inka-Dynastie handhabten Krieg und Eroberung, welche ja in der Geschichte viel häufiger, als die Unwissenheit meint, an der menschlichen Kultur sehr kräftig mitarbeiteten, ohne Frage als Civilisatoren. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts erweiterte der Inka Topa Yupanqui die Gränzen des Staates im Süden bis weit nach Chile hinein, während sein Sohn Huayna Kapak, der bedeutendste Mann seines ganzen Hauses, in nördlicher Richtung die Fahne Peru's bis gegen Centralamerika hinauftrug und Quito unterwarf.

Die Beherrscher von Peru waren Theokraten, das heißt, sie waren als angebliche „Sonnensöhne“, als Ab-

kömmlinge der höchsten Gottheit, zugleich politische und religiöse Despoten und genossen durchweg göttlicher Verehrung. Ihr geistlich-weltliches Skepter vererbten sie nach dem Rechte der Erstgeburt, das heißt, der erstgeborene Sohn der „Koya“ — so hieß die rechtmäßige Gemahlin des Inka's, welche zugleich seine Schwester sein musste, im Unterschiede zu dem ungezählten Schwarme der Insassinnen des kaiserlichen Harems — wurde der Nachfolger seines Vaters. Der kaiserliche Hofhalt war pracht- und prunkvoll, so recht goldschimmernd. Der Inka-Palast in Kuzko bildete mit seinen Nebengebäuden eine Stadt für sich. Er machte mit dem „Korikancha“ (wörtlich Goldhaus), das heißt, dem Reichstempel der Sonne — in Ansehung der Kostbarkeit des Materials seiner Ausschmückung wohl das reichste Gebäude, welches jemals die Erde getragen hat — und mit dem hauptstädtischen Kastell die Dreizahl der großartigsten Bauwerke Peru's aus. Die kolossalen Trümmer der Festung erregen noch jetzt das Staunen der Betrachter. Es waren zu dieser Burg Bausteine verwendet von 38 Fuß Länge, 18 Fuß Breite und 6 Fuß Dicke, und diese Steinblöcke sind — ohne daß die Peruaner den Gebrauch des Eisens kannten, wohlverstanden! — so genau zugehauen und in einander gefügt gewesen, daß man keine Messerklinge in die Fugen zu stecken vermochte. Die Abgötterei, welche mit den Inka im Leben getrieben wurde, folgte denselben auch in den Tod. Ihre Lieblingsdiener und Gunstsklavinnen wurden ihnen als Todtenopfer dargebracht. Mit ihren aus dem Körper genommenen Eingeweiden begrub man die kostbarsten Juwelen und Geräthschaften der Todten. Die Leichname wurden kunstvoll balsamirt und mumisirt und die Mumien im Korikancha auf goldene Stühle gesetzt.

Die Familie der Inka hatte sich im Verlaufe der Zeit außerordentlich vermehrt und die zahllosen Nebensprösslinge bildeten den Inka-Adel, eine Kaste, welcher alle höheren Staats-, Kriegs-, Gerichts- und Kirchenämter von „rechtswegen“ zukamen. Von Eroberungsrechtswegen, denn es ist klar, daß die Inka und der Inka-Adel die Abkömmlinge

des Volksstammes gewesen sind, welcher erobernd in Peru eingedrungen war und, weit höher gebildet als die Urbewohner des Landes, diese unterworfen hatte. Die Nachkommenschaft der unterworfenen Urbewohner aber machte das aus, was wir „Volk" zu nennen gewohnt sind, im alten Peru die dienende, frohndende Masse.

Das Reich war in vier Provinzen eingetheilt und darum von seinen Bewohnern nicht Peru, sondern die vier Himmelsgegenden („Tavantinsuyu") genannt. Das Volk seinerseits zerfiel in Gruppen von 10, von 50, von 100, von 1000 und jeder dieser Gruppen stand ein Edelmann als Beamter vor, sodaß sich vom Zehnmännerhauptmann bis zum Provinzstatthalter eine wohlgefugte Bureaukratie hinaufgipfelte. Jeder dieser Würdenträger war in seiner Sphäre zugleich Verwaltungs- und Justizbeamter. Die Gesetzgebung zeichnete sich durch Strenge und Bündigkeit aus. Auf Mord, Ehebruch, Diebstahl und Blasphemie, das heißt auf Lästerung der Sonne oder des Inka's, stand der Tod. Aufruhr gegen den Inka galt für ein so ungeheuerliches Verbrechen, daß es nur durch gänzliche Vertilgung der Bewohnerschaft einer aufrührerischen Landschaft gesühnt werden konnte. Das Inka-Reich war, wenigstens in den Augen der Peruaner selbst, ein sehr streitbares. Die Armee, mit Bogen, Wurfspeeren, Schleudern, Morgensternen und Streitäxten bewaffnet und regelrecht in von Inka-Officieren verschiedener Grade befehligte Rotten, Bataillone und Regimenter eingetheilt, zählte zuletzt nicht weniger als 200,000 Mann. Die Civilverwaltung arbeitete mit größter Regelmäßigkeit. Für den Verkehr war gesorgt. Es gab Poststationen, Postbeamte und Postläufer, obzwar nur für den Gebrauch des Inka und der Regierung, und von Kuzko bis Quito hinauf lief jene Reichsstraße, welche Alexander von Humboldt, der sie in ihren Trümmern gesehen, bekanntlich „eins der riesenhaftesten Werke, welche je von Menschen ausgeführt wurden", genannt hat.

Das eigenthümlichste Charaktermerkmal der altperuanischen Kultur waren jedoch die Eigenthumsverhältnisse.

Denn im Inka-Staate war ja das kommunistische Ideal verwirklicht, da es, streng genommen, ein Privateigenthum gar nicht gab. Die ganze urbare Bodenfläche des Landes war in drei Theile zerlegt. Der Ertrag des ersten gehörte der Sonne, das heißt der Klerisei und dem Kult; der Ertrag des zweiten der Inka-Familie und dem Inka-Adel; der dritte war unter das „Volk" Kopf für Kopf gleichmäßig vertheilt. Alljährlich wurde die Theilung dieses Bodendrittels erneuert und jedem Familienhaupte sein Jahresbesitz nach der Mitgliederzahl seiner Familie zugemessen, welche Einrichtung auf einer genauen Registerführung über Geburten und Todesfälle beruhte. Diese mittels der sogenannten Quippus-Schrift geübte Statistik ermöglichte auch die Durchführung eines streng geordneten Steuerwesens, dessen Last, maßen Klerus, Adel und Beamtenschaft steuerfrei waren, ausschließlich auf dem Volke lag. Die Entrichtung der Steuern geschah durch Arbeit jeglicher Art. Die „misera contribuens plebs" Peru's frohndete als Bauer, als Bergmann, als Handwerker, als Soldat, als Arbeiter an den Staatsgebäuden und Staatsstraßen. Das ganze Dasein des peruanischen Volkes war in das Netz bureaukratisch-kommunistischer Bevormundung eingeschnürt und kann für Augen, welche sehen wollen, den unwiderleglichen Beweis liefern, daß der Kommunismus unfehlbar dem Menschen jede Selbstbestimmungsfähigkeit entzieht und demnach naturnothwendig in die schlimmste Sklaverei ausläuft.

Wie in der Regel jedes Volk die Regierung hat, die es verdient, so hat auch jedes Volk einen Gott, dessen Wesen die Bildungsstufe und Anschauungsweise der Gesammtheit seiner Verehrer widerspiegelt. Ist dieser Satz wahr, so gestattet er einen nicht ungünstigen Schluß auf die Kultur und den Nationalcharakter der Peruaner. Das religiöse Fühlen und Glauben derselben hob sich über die Stufe der bloßen „Naturreligion" empor. Denn nicht nur als eine göttliche Naturmacht, sondern auch als ein beseeltes, durchgeistigtes Wesen, als eine mit Bewusstsein wollende Gottheit wurde die Sonne gedacht und dieser

Gottesbegriff streifte um so näher an den Monotheismus, als das mythologische Beiwerk desselben von ganz untergeordneter Bedeutung war. Nur die Gott-Sonne hatte Kirchen, Klerus und Kult. Ganz fest war in dieser Sonnenreligion das Dogma von der Unsterblichkeit der Menschenseele hingestellt und mit dieser Vorstellung verknüpfte sich die weitere von einem sogenannten Himmel und einer sogenannten Hölle im sogenannten Jenseits. Der Gottesdienst war im ganzen so, wie er einer als sittliche, milde und wohlthätige Macht gedachten Gottheit gebührte. Eine Hauptkulthandlung war das knieend und mit der Sonne entgegengebreiteten Armen verrichtete Gebet. Immerhin kamen auch Menschenopfer vor, vielleicht ein von dem Inka-Volk übernommener Brauch der barbarischen Urbevölkerung des Landes. Sonst wurden als Opfer Edelsteine, Gold, Silber, Blumen, Früchte, Weihrauch, Schafe und Lamas dargebracht. Auch in der Form der Askese wurde die allen Religionen gemeinsame Opferidee verwirklicht: denkwürdig insbesondere durch das Institut der Sonnenjungfrauschaft. Die Sonnenjungfrauen, das heißt die peruanischen Vestalinnen oder Nonnen — nur Töchter des Inka-Adels konnten solche werden — lebten unter der Leitung einer Aebtissin oder Priorin nach bestimmten Regeln in Klöstern zusammen. Welche von ihnen sich gegen das strenge Keuschheitsgelübde, das sie als „Bräute des Sonnengottes“ ablegen mussten, verfehlte, wurde lebendig begraben. Nur zu Gunsten des Sonnensohns, das heißt des regierenden Inka, gab es eine Ausnahme.

Die Sommersonnenwende brachte das religiöse Nationalfest, das zu Kuzko mit höchster Prachtentfaltung gefeierte „Intip Raymi“, das Sonnenfest, wobei der Inka, der Papst der Sonnenreligion, dem stralenden Gott aus mit „Chika“ (gegohrenem Maissaft) gefülltem Goldpokal ein feierliches Trankopfer spendete, in dem Augenblicke, wo das Tagesgestirn am östlichen Horizont hinter den majestätischen Andesfirnen emporstieg.

Alles in allem genommen, stand das Heidenthum der Peruaner an Reinheit, Sittlichkeit und, falls der Ausdruck

überhaupt statthaft ist, an Vernünftigkeit dem Christenthum der spanischen Inquisitoren daheim und der spanischen Conquistadoren draußen keineswegs nach. Im Gegentheil, sehr im Gegentheil, zumal noch zu sagen ist, daß im alten Peru das Verhältniß der beiden Geschlechter ein sehr sittsames, das Familienleben innig, die Kinderzucht sorgsam und die Umgangsformen fein waren. Auch Kunst und Poesie waren verhältnißmäßig entwickelt. Neben der Architektur blühte namentlich die Schmelz-, Schmied- und Ciselirkunst. Der Geist der Volkspoesie war thätig und noch heute singt die indianische Bevölkerung Lieder, welche schon zur Inka-Zeit gesungen wurden. Auch höhere Gattungen der Dichtkunst scheinen eifriger Pflege sich erfreut zu haben. Wenigstens ist uns ein altperuanisches, in der Kechuassprache gedichtetes Drama, betitelt „Ollanta“, überliefert worden, welches zur Zeit der letzten Inka und auch noch nach der spanischen Conquista über die Bühne ging.

Allein trotz alledem trug die peruanische Gesellschaft den Keim frühzeitigen und unaufhaltsamen Welkens in sich: sie musste an ihrem Kommunismus sterben, die Eigenthumslosigkeit brachte sie um. Nur die Einrichtung des Privateigenthums begründet das große Gesetz des socialen Vorschritts, das heißt, den thatkräftigen Trieb im Menschen, sein Loos zu verbessern. Diesen Trieb kannte der Peruaner nicht: er konnte ja nichts werden, als wozu seine Geburt ihn gemacht hatte. Die naturnothwendige Folge war, daß sich ein grauer Schleier von Gleichgiltigkeit über die Intelligenz des Volkes herbreitete und daß es sich widerstandslos einem schläfrigen Dahinvegetiren ergab. Wie hätte es also dem Glaubens- und Goldfanatismus, der unbezähmbaren Energie der spanischen Conquistadoren widerstehen sollen? Diesem „Heldengesindel“, welches bei seinen fast unglaublichen Wagnissen noch dazu durch alle Vorzüge einer höheren Rasse und durch alle Vortheile einer vorgeschritteneren Kultur unterstützt wurde.

Um die geschichtliche Thatsache des Sturzes von Staaten und des Unterganges von Nationen her schlingt die Legende allerlei bunte Sagenfäden. So will auch die Sage der

Peruaner, daß schon auf den höchsten Glanz von Peru — welchen auf einem Missverständnisse beruhenden Namen erst die Spanier dem Lande gaben — der dunkle Schatten einer fernher drohenden Wolke gefallen sei und das herannahende Verderben in der Form dunkler Ahnungen sich angekündigt habe. Im Volke schlich von altersher die Sage um, Fremdlinge, wie man sie nie gesehen, würden dereinst ins Land kommen und dasselbe erobern; Kometen erschienen am Himmel und die Erde bebte. Das zum großen Sonnenfest in Kuzko versammelte Volk sah in der Luft eine Schar von Falken einen Adler angreifen, welcher tödtlich verwundet zu Boden fiel. Die Priester murmelten düstere Weissagungen. Selbst den großen Inka Huayna Kapak erfasste ein trübes Vorgefühl. Nicht ohne Grund. Hatte er doch von dem Erscheinen weißer bärtiger Männer am Gestade der Südsee sichere Kunde erhalten. Das war Balboa mit seinen Gefährten gewesen. Der Inka konnte nicht ahnen, daß unter diesen Wagehälsen auch der Mann, Pizarro, sich befand, welcher sobald das Reich Tavantinsuyu vernichten sollte; aber sterbend deutete Huayna Kapak die Erscheinung der bärtigen Blassgesichter auf die „Fremdlinge" der alten Sage.

Seine traurige Ahnung hatte den Inka nicht betrogen, aber freilich hatte er selber die Erfüllung beträchtlich gefördert, sodaß Peru's Verderben von innen heraus schon angehoben hatte, als die Gefahr der spanischen Conquista von außen herankam. Huayna Kapak war auf den Irrweg gerathen, die festgefugte Staatsordnung mit eigener Hand zu zerbrechen, indem er sich durch seine Vorliebe für einen seiner jüngeren Söhne, welcher Atahuallpa hieß, verleiten ließ, zu Ungunsten seines ältesten Sohnes Huaskar, des legitimen Kronprinzen, die Thronfolgeordnung abzuändern und zwar in der Form einer Theilung des Reiches. Die südliche Hälfte mit der Hauptstadt Kuzko erhielt Huaskar, die nördliche mit der Hauptstadt Quito erbte Atahuallpa. Nach dem wahrscheinlich im Jahre 1525 erfolgten Tode des großen Inka kam es, wie es bei der rastlosen, kriegerischen,

ehr- und herrschsüchtigen Sinnesweise Atahuallpa's kommen musste. Nachdem der Herrscher von Quito etliche Jahre lang Frieden gehalten, hob der Bruderkrieg um den Alleinbesitz des Inka-Reiches an. Am Fuße des Chimborasso trafen die Heere der feindlichen Brüder zur blutigen Entscheidung aufeinander. Sie fiel zum Nachtheile des älteren Bruders aus. Eine zweite, auf der Ebene von Quipayan geschlagene Schlacht noch mehr: Huaskar wurde der Gefangene seines Bruders, welcher sich jetzt des ganzen Reiches seines Vaters bemächtigte und mittels Thaten wilder Grausamkeit den Peruanern seinen vollständigen Triumph und die ganze Schwere seiner Despotie verkündigte.

Dies geschah im Jahre 1532 und schon etliche Monate darauf brach das spanische Verhängniß über Peru herein.

4.

Was war aber derweil aus dem Hauptträger dieses Verhängnisses geworden? Wo befand sich Pizarro? In Spanien.

Der weiland Hüter der Schweine hatte aus alledem, was er in Tumbez gesehen und gehört, unschwer die Ueberzeugung geschöpft, daß denn doch seine Absicht, das Inka-Reich zu erobern, und die Eroberungsmittel, über welche er dermalen, das heißt, nach endlicher Findung vom El Dorado, zu verfügen hätte, in einem geradezu lächerlichen Missverhältnisse ständen. Wir müssen das Geschäft gründlicher nehmen und auf eine solidere Basis stellen, sagte er sich, und maßen dies in dem lumpigen Panama, wohin wir alsbald zurückkehren müssen, keine Möglichkeit ist, so will ich nach Spanien hinüber und die Krone selbst für das Unternehmen zu interessiren suchen.

So that er; denn der Mann war einer von jenen entschlossen anpackenden, bei denen dem Gedanken so gewiß und so rasch die That folgt wie dem Blitz der Donner.

So finden wir zu Anfang des Sommers von 1528 Pizarro in Spanien am Hofe Kaiser Karls des Fünften, in dessen Reichen bekanntlich die Sonne nie unterging, der aber niemals Geld hatte und wie der größte Monarch so auch der größte Pumper seiner Zeit gewesen ist. Da war es nun merkwürdig, zu sehen, mit welcher Sicherheit der Ex-Eumäos von Truxillo auf dem glatten Hofboden sich zu bewegen wusste. So etwas haben die formsicheren Menschen romanischer Rasse doch vor uns viereckigen Germanen voraus, denen es zwar nicht zur Schande gereicht, daß sie nicht zu schauspielen vermögen, aber auch nicht zum Ruhme, daß sie des Formsinnes mehr als billig ermangeln.

Der durchwetterte Abenteurer gewann dem Kaiser soviel Theilnahme ab, als dieser kalt rechnenden Natur überhaupt abzugewinnen war. Pizarro besaß ja jene kunstlose, aber energische Beredsamkeit, wie sie zum Befehlen bestimmten Menschen angeboren zu sein pflegt. Seine Schilderungen dessen, was er seit zwanzig Jahren in der Neuen Welt geschaut, gehört, gelitten und gestritten, mögen dem Kaiser, welcher sich bislang um die amerikanischen Dinge wenig gekümmert hatte, zuerst eine bestimmtere und deutlichere Vorstellung von der Beschaffenheit und dem Werthe der unermesslichen Besitzungen beigebracht haben, welche da drüben der spanischen Herrschaft unterworfen waren. Pizarro, der seinen Mann und dessen ewig leeren Taschen kannte, unterließ auch nicht, den Goldreichthum des neu entdeckten Landes Peru vor den gierigen Augen Karls schimmern zu lassen, und legte um dieses sein Wortgemälde her den Rahmen peruanischer Goldproben, welche er fürsorglich mitgebracht hatte. Der Kaiser empfahl darauf Pizarro und dessen Angelegenheit dem „Rathe von Indien“, also der obersten Kolonialbehörde Spaniens, und diese hot dann im Juli von 1529 einen förmlichen Vertrag mit unserem Macher in Länderfindung und Gründer von Eroberungsgeschäften abgeschlossen. Kraft dieses Vertrages sollte dem Pizarro, welcher zur Erhöhung seines Ansehens zum Hidalgo (Edelmann) und zu einem Ritter von San-Jago gemacht wurde,

das Recht der Entdeckung und Eroberung des Landes Peru zustehen und sollte er nach vollbrachter Besitzergreifung Titel, Rang, Machtvollkommenheit und Einkommen eines Statthalters haben. Seine beiden ursprünglichen Mitgründer wurden ebenfalls bedacht, indem Almagro die Bestallung als Gobernador und Pater Luque die als Bischof der Stadt und Provinz Tumbez erhielt. Pizarro seinerseits übernahm die Verpflichtung, binnen sechs Monaten eine feldtüchtige Truppe von zweihundertfünfzig Mann aufzubringen, wobei ihm die Regierung zur Beschaffung von Geschützen und Munition behilflich sein sollte.

Der also mit Brief und Siegel förmlich zum Conquistador ernannte San-Jago-Ritter vermochte die seinerseits übernommene Vertragspflicht nur mühsälig zu erfüllen. Im Januar von 1530 segelte er sodann mit der aufgebrachten Streitmacht aus Spanien ab, und als er, in Panama angelangt, seine Mannschaft musterte, hatte er hundertdreiundsechzig Soldaten zu Fuß und siebenundzwanzig zu Pferd in erträglich guter Ausrüstung. Mit dieser Handvoll verwegener Gesellen fuhr Pizarro im Januar von 1531 zur Eroberung Peru's aus, nachdem er seinem Geschäftstheilhaber Almagro aufgegeben hatte, in Panama noch weitere Mannschaft anzuwerben und ihm dieselbe unter der Führung tüchtiger Officiere nachzusenden. Dies geschah denn auch und war der eifrige Almagro im stande, binnen kurzem drei kleine Schiffe mit Verstärkungen seinem Gesellschafter nachzusenden und zwar unter der Führung von Don Belalkazar und Don Hernando de Soto, zwei Rittern, welche in der Vorderreihe der Eroberer von Peru glänzten und von denen der letztgenannte außerdem als Entdecker des Stromgebietes des Missisippi in der Geschichte Amerika's einen unvergänglichen Namen sich gesichert hat. In der Bucht von Guayaquil vereinigten sich diese Verstärkungen mit der Mannschaft des Conquistadors.

In Tumbez gelandet, trat Pizarro in lebhaften Verkehr mit den Bewohnern der Stadt. Das Mittel sprachlicher Verständigung boten etliche Eingeborene, welche der Eroberer

bei seinem ersten Besuch aus Tumbez mitgenommen und die als seine Begleiter auf der Fahrt nach Spanien inzwischen spanisch sprechen gelernt hatten. Einer dieser Dolmetscher, den die Spanier Felipillo getauft hatten, spielte in der Geschichte der Eroberung seines Vaterlandes eine nicht unwichtige Rolle, ganz dieselbe Rolle, welche in der Geschichte der Eroberung von Mexiko eine indianische Dolmetschin und Geliebte des Kortez, die schöne und kluge Donna Marina, innehatte. Pizarro scheint sich überhaupt das Verfahren seines Vetters in Anahuak vielfach zum Muster und Vorbilde genommen zu haben, wie das ja auch in den Verhältnissen lag. Er verwandte zuvörderst große Achtsamkeit darauf, zu Tumbez über die Zustände der fremdartigen Welt, welche er betreten hatte, genau sich zu unterrichten und Einsicht in die Sachlage im Inka-Reiche zu gewinnen. Was er erfuhr, zeigte ihm erst recht die Größe und Schwierigkeit seines Unternehmens, aber auch, was dasselbe erleichtern könnte. Hierbei war von äußerster Wichtigkeit die Kunde von dem soeben ausgefochtenen Bruderkriege zwischen Huaskar und Atahuallpa. Pizarro musste sich ja erinnern, wie sehr die Zwistigkeiten der verschiedenen Volksstämme von Anahuak dem Kortez zu gute gekommen waren. Allerdings war der Sieger Atahuallpa im unbestrittenen Besitze der Gewalt, aber immerhin ließen sich, kalkulirte der Spanier, aus der Art und Weise, wie der Inka zur Herrschaft über das ganze Reich gelangt war, allerhand wichtige Vortheile ziehen. Unter anderen dieser, daß die fremden Eindringlinge sich einem gewiß nicht kleinen Theile der Peruaner als Befreier von dem Joche eines tyrannischen Usurpators darstellen konnten. Die Menschen wollten und wollen ja zu allen Zeiten belogen und betrogen sein.

Weiterhin galt es dann zunächst, in dem fremden Lande an einer wohlgelegenen Stelle der Küste festen Fuß zu fassen, wie das Kortez in Mexiko durch die Anlage von Veracruz bezweckt und erreicht hatte. Demzufolge wurde südlich von Tumbez im schönen Thale von Tangarola eine

Pflanzstätte gegründet, welche den Namen San-Miguel erhielt. Sie sollte als Aus- und Einschiffungsort, als Stütz- und Zufluchtspunkt dienen.

Während an der Gründung dieser ersten spanischen Kolonie auf dem Boden des Sonnenreiches gearbeitet wurde, brachte Pizarro in Erfahrung, daß der Emperador von Peru dermalen nicht in der Hauptstadt residirte, sondern in einer Entfernung von etwa zwölf Tagemärschen zu Kaxamalka, welche Stadt in einem von einer Quellader des Amazonenstromes gebildeten Thale der Anden gelegen war, sein Hoflager aufgeschlagen hätte. Sofort erhob sich im spanischen Lager die Frage, was nun zu thun wäre. Ob es räthlicher, stracks den weiten Südmarsch nach der Hauptstadt Kuzko anzutreten, von woher eine ungeheure Goldbeute winkte, oder aber die dermalige Residenz des Inka's aufzusuchen? Pizarro war Politiker genug und hatte sich über das Wesen des Inkathums auch schon ein so sicheres Urtheil gebildet, daß er den Marsch nach Kaxamalka beschloß. Es musste ihm ja aus allem, was er bislang in diesem Lande gesehen und gehört, klar geworden sein, daß, wer den Inka hätte, auch Peru hätte. Das Schicksal des Herrschers müsste das des Reiches entscheiden. Wie sich der Conquistador diese Entscheidung dachte, ist nicht zu sagen. Denn die Quellen der Eroberungsgeschichte von Peru lassen es unbestimmt, ob er zuvörderst friedliche Mittel versuchen wollte oder aber von vornherein auf einen Gewaltschlag sann. Das Wahrscheinlichste ist, daß er sich sagte: Kommt Zeit, kommt Rath. Vorerst nach Kaxamalka! Sind wir einmal dort, werden uns die Umstände lehren, was zu thun.

Der Aufenthalt in Tumbez und die Gründung von San-Miguel hatten einen Zeitraum von fünf Monaten in Anspruch genommen. Längeres Zögern schien dem Conquistador um so unthunlicher, als unter seiner Mannschaft das Gemurre, wo denn eigentlich das verheißene Dorado wäre, immer lauter zu werden begann. Er musste sich daher zum Aufbruche nach Kaxamalka entschließen, ohne weitere Verstärkungen von Panama her abwarten zu können.

In San-Miguel eine kleine Besatzung zurücklassend, trat er am 21. September von 1532 mit hundertzehn Fußsoldaten und siebenundsechzig Reitern seinen Marsch an, eins der kühnsten Spiele wagend, welche jemals gewagt worden sind. Aber gerade die Abenteuerlichkeit, die Tollkühnheit des Wagnisses entsprach so recht dem Charakter der Spanier von damals und vollends der Sinnesweise des „Heldengesindels" der Conquistadoren. Man lässt dem Francisko Pizarro und seinen Gefährten nur Gerechtigkeit widerfahren, wenn man anerkennt, daß wohl niemals ein kühnerer Entschluß gefasst und mit stahlhärterer Thatkraft zur Ausführung gebracht worden sei als der von ihnen gefasste und ausgeführte. Mit hundertsiebenzig Mann zuerst in die tropische Urwaldwildniß sich hineinwagen, dann den himmelan gethürmten Riesenwall der Kordilleren übersteigen, in das Herz eines großen und wohlgeordneten Reiches eindringen, den unumschränkten, abgöttisch verehrten, sakrosankten Beherrscher desselben in der Mitte seines siegreichen Heeres in seinem eigenen Prätorium aufsuchen mit der Absicht, der Herrlichkeit dieses Halbgottes von Sonnensohn so oder so ein Ende zu bereiten — gewiß konnte nur ein heldischer Mann diesen Gedanken aussinnen und zur That machen. Dabei ist auch noch in Anschlag zu bringen, daß die Ausrüstung von Pizarro's Mannschaft mit Feuerwaffen eine nur sehr spärliche war. Nicht mehr als drei Büchsenschützen befanden sich unter der Schar, und was das „Geschütz" anging, so bestand dasselbe aus zwei „Feldschlangen" kleinsten Kalibers.

Vorwärts also trotz alledem! Die ersten Tagemärsche führten durch ein mälig gen Südosten ansteigendes Land, welches von der Ueppigkeit tropischer Urwaldsvegetation überwuchert war. Dann, als man sich den Kolossen der Andeskette mehr genähert hatte, ging der Zug durch Thalgelände, welche, wasserreich und äußerst sorgfältig angebaut, die Anmuth ihrer landschaftlichen Scenerie selbst diesen Wanderern, welche sich sonst um dergleichen blutwenig kümmerten, fühlbar machten. Hier war die Bevölkerung eine zahlreiche, aber

von Widerstand nirgends eine Spur. Die Fremdlinge, welche kamen, den armen Peruanern statt des hölzernen Joches, welches sie bislang getragen, ein eisernes aufzulegen, wurden allenthalben freundlich aufgenommen und gastlich beherbergt und bewirthet. Mittels seiner Dolmetscher konnte der Conquistador auch die Wahrnehmung machen, daß unter den Unterthanen Atahuallpa's eine dumpfe Unzufriedenheit gährte. Die Herrschaft des Inka's musste sich demnach schon als eine sehr drückende erwiesen haben.

Derweil die Spanier an einem Orte, welcher Zaran hieß und innerhalb der Vorberge der Kordilleren gelegen war, Rast hielten, ward ihnen ein Beweis, daß ihr Marsch auf Kaxamalka dem Inka zu Ohren gekommen sein musste. Leider wissen wir nicht, was sich Atahuallpa, welcher, von seinem Heere umgeben, in Kaxamalka, das schon damals seiner warmen Quellen wegen berühmt war, eine Badekur gebrauchte, bei der Kunde von dem Erscheinen der weißgesichtigen, bärtigen Fremden dachte, welche — so hatten ihm seine Späher zweifelsohne bereits gemeldet — Blitz und Donner mit sich führten und auf wunderbaren Geschöpfen, so man im Reiche der vier Himmelsgegenden nie gesehen, auf einer Art von vierfüßigen Schlangen einherritten. Wie zu vermuthen, hatte die Erscheinung der Fremdlinge zunächst nur die Neugier des Sonnensohnes erregt und scheint ihm ein Gedanke an Gefahr gar nicht aufgestiegen zu sein. So erklärt es sich, daß er einen seiner Edelleute als Gesandten an den Häuptling der Fremden abordnete, um dieselben an sein Hoflager einladen zu lassen. Der Gesandte, welcher selbstverständlich zugleich ein Spion war, wie ja das die Gesandten allzeit oder überall mehr oder weniger waren, sind und sein werden, stellte sich mit seinem Gefolge in Zaran dem Conquistador vor, überreichte etliche Geschenke und entledigte sich mit bester Manier seines Auftrages. Pizarro spielte nicht weniger fein den Diplomaten, überschüttete den peruanischen Höfling mit höfischen Redensarten und sandte denselben zu seinem Gebieter zurück mit der

Meldung, er, Pizarro, werde, die Einladung Sr. Majestät des Emperadors von Peru dankend annehmend, mit seinen Leuten bald in Kaxamalka eintreffen. Zugleich trug er dem Gesandten noch auf, den Sonnensohn zu benachrichtigen, daß sie, die Spanier, von jenseits des Meeres kämen und zwar als Botschafter eines mächtigen Monarchen. Dieser hätte von der Macht und dem Ruhme des Inka's so viel vernommen, daß er ihnen den Befehl gegeben, dem Herrscher von Peru ihre Ehrerbietung darzubringen und ihm ihren Beistand gegen alle seine Feinde anzubieten.

Nach also bewerkstelligter Abfertigung des Gesandten verweilte der Eroberer noch mehrere Tage da und dort am Fuße der Sierra, weil er hoffte, daß noch diesseits des Gebirges Verstärkungen von Panama her und über San-Miguel zu ihm stoßen würden. Aber er musste diese Hoffnung endlich aufgeben und so, wie er war, und mit dem, was er hatte, die Ersteigung und Ueberklimmung der Kordilleren unternehmen. Ein furchtbares Mühsal! Aber es ward überwunden. Wohl war manchem von Pizarro's Gefährten beim Anblicke dieses riesigen Gebirges, dessen Firnschneegipfel in die Wolken sich verloren und das sie überklettern sollten, um drüben in ein Chaos von Gefahr, in das Unbekannte, Nichtzuahnende sich zu stürzen, der Muth gesunken. Aber der Führer verstand es auch jetzt, wie immer, den gesunkenen wieder zu heben. Oviedo, der klassische Geschichtschreiber der Conquista, hat uns die Rede überliefert, welche Pizarro vor dem Aufbruch ins Hochgebirge an seine Mannschaft hielt. Die „santa fé catolica“ spielte natürlich darin eine große Rolle. Ebenso die Berufung auf das Spanierthum. „Schreitet vorwärts, wie es guten Spaniern geziemt, ganz unbekümmert, daß ihr Christen so klein an Zahl. Gott ist unser Beistand; er wird den Stolz der Heiden demüthigen und sie zu unserem heiligen katholischen Glauben herüberführen.“

Es war am 15. November von 1532, als die Spanier, die Gipfel der Anden hinter sich, die letzten Abdachungen der Ostseite des Gebirges hinabstiegen und die

Stadt Kaxamalka, hinter welcher thalhinein die warmen Quellen ihre Dampfsäulen in die Luft trieben, zu ihren Füßen liegen sahen.

5.

Nun höre ich da und dort einen klugen Leser und vielleicht auch eine noch klügere Leserin meiner Historie murmeln: „Dieser Sonnensohn von Inka muß doch ein recht dummer Teufel gewesen sein. Wie hätte er sich sonst die Spanier so auf den Hals kommen lassen können?"

Die Frage ist berechtigt und auch schon vor dreihundert Jahren von klugen Leuten aufgeworfen worden. Schade, daß wir nur Vermuthungen zur Antwort geben können.

Wie bereits oben bemerkt worden, scheint Atahuallpa zuvörderst einer, wie leicht begreiflich, sehr lebhaften Regung von Neugier nachgegeben zu haben, als er die Fremdlinge, deren ganze Erscheinung ja von dem Nimbus und Reiz des Geheimnisses umgeben war, an sein Hoflager lud. Die Erinnerung an die mit den Anfängen des peruanischen Staates verknüpfte Sage, daß weißhäutige Männer in der Urzeit am Titikakasee gelebt hätten, mag auch in dem Inka wachgeworden sein und ihm ein freundliches Verhalten gegen die Eindringlinge vorgezeichnet haben. Man hat nachmals, um das Verfahren Pizarro's zu entschuldigen oder gar zu rechtfertigen, von spanischer Seite die Behauptung aufgestellt, das zuvorkommende Gebaren des Sonnensohnes sei von Anfang an nur Verstellung gewesen. Er habe mittels geheuchelter Freundlichkeit die Spanier in sein Lager locken wollen, um sich ihrer wundersamen Waffen und Reitthiere zu bemächtigen, sie selber aber umzubringen. Dazu ist zu sagen, daß die notorische Verschlagenheit und Grausamkeit Atahuallpa's dieser Unterstellung allerdings eine scheinbar

gute Stütze gibt. Allein diese Stütze hält nicht vor angesichts der Thatsache, daß der Inka die Spanier ohne alle Belästigung bis nach Kaxamalka gelangen ließ und sie nach ihrer Ankunft daselbst so gastlich behandelte, daß sie selber schlechterdings kein Symptom feindseliger Absichten von seiner Seite anzugeben vermochten. Das Entscheidende ist jedoch, daß Atahuallpa, falls er einen Ueberfall der Spanier geplant hätte, klug und kriegserfahren genug gewesen wäre, damit nicht bis zur Ankunft der Fremden an seinem Hoflager zu warten, sondern sie vielmehr während ihres beschwerlichen und gefährlichen Zuges über die Anden zu überrumpeln. So das mit auch nur einiger Geschicklichkeit geschehen wäre, mussten sie unfehlbar verloren sein. Es war aber nicht geschehen und demnach vollzogen sich die Geschicke des Sonnenlandes mit außerordentlicher Raschheit.

Wir wissen aus dem Munde der Conquistadoren selbst, daß sie beim Anblick der wohlgebauten Stadt zu ihren Füßen, mehr aber noch beim Anblick des weit über die Bergabhänge rings um die Stadt hingedehnten weißen Zeltlagers von Atahuallpa's Heer denn doch ein sehr starkes, obzwar vorübergehendes Bangen empfanden. Indessen, zurück konnte man nicht — also vorwärts!

Pizarro suchte seine Erscheinung zu einer möglichst imponirenden zu machen. Er ordnete seine Mannschaft in drei Treffen, wenn man so sagen darf, als ob es zur Schlacht ginge, ließ die Fahnen entfalten, die Trompeten schmettern und marschirte so, die Reiterei voran, die Feldschlangen in der Mitte, in echt spanisch-stolzer Haltung auf die Stadt zu. Er erreichte seinen Zweck: er imponirte. Tausende und wieder tausende von schwarzen Peruaneraugen hingen an dem herankommenden Zuge, an dem alles so fremdartig, daß er den Unterthanen des Inka's wie unmittelbar vom Himmel gefallen erscheinen konnte. Später dürften sie sehr geneigt gewesen sein, zu glauben, die Hölle habe diese Blassgesichter ausgespieen.

In Kaxamalka eingerückt, erfuhr der Conquistador, daß der Inka in einer Villa residirte, welche etwa eine

Legua weit hinter der Stadt und vor der Fronte des peruanischen Lagers gelegen war. Dorthin entsandte, den „Emperador“ zu begrüßen, Pizarro seinen Bruder Hernando und den Ritter Soto an der Spitze einer Reiterschar, welche alsbald auf der von der Stadt zur kaiserlichen Residenz hinausführenden, wohlangelegten Kunststraße hingaloppirte. Bei ihrem Herankommen traten die peruanischen Krieger überall neugierig aus ihren Zelten hervor, verhielten sich aber durchaus friedlich. Die zeitweilige Behausung des Inka's war leicht, aber hübsch gebaut; die Außenwände waren mit einer bunten Mörtelglasur versehen und um den offenen Hof lief ein Säulengang, in welchem das „Inkabad“ sichtbar war, das heißt, eine große steinerne Wanne, in welche mittels Röhren warmes und kaltes Wasser geleitet werden konnte. Eine Menge prächtig gekleideter Hofleute und Officiere füllten den Hofraum. Auch reichgeschmückte Frauen des kaiserlichen Harems waren sichtbar. Unschwer vermochten die Spanier die Person des Inka's zu erkunden, nämlich in einem auf einem niedrigen Sessel dasitzenden Manne, welchen das außerordentlich ehrfurchtsvolle Bezeigen der ihn umstehenden höchsten Würdenträger als den „Emperador“ bezeichnete. Außerdem war Atahuallpa kenntlich durch das Symbol seiner Sonnensohnherrschaft, das heißt, durch die rothseidene Stirnbinde, die „Borla“, deren Fransen ihm bis auf die Augenbrauen herabfielen. Nur der Inka durfte diesen Kopfschmuck tragen und Atahuallpa hatte sich mit diesem heiligen Zeichen unumschränkten Herrscherthums erst geschmückt, nachdem er mittels Besiegung und Gefangennahme seines Bruders in den alleinigen Besitz der Macht in Peru gelangt war.

Der Inka empfing die beiden Boten des Conquistadors mit der ganzen Gemessenheit und stoischen Würde, welche den Häuptlingen der rothhäutigen Rasse bei Haupt- und Staatsaktionen überall eigen war und ist. Hernando Pizarro und der Ritter Soto ritten bis dicht vor den Sitz Atahuallpa's und richteten durch den Mund des Dolmetschers Felipillo ihren Auftrag aus, indem sie das wiederholten,

was der Eroberer schon in Zaran dem Abgesandten des Inka's gesagt hatte. Der Herrscher von Tavantinsuyu hörte schweigend und ohne eine Miene zu verziehen die Botschaft. Nur einer der ihm zur Seite stehenden Würdenträger sagte, als die Spanier ihre Anrede vorgebracht hatten, lakonisch: „Es ist gut". Damit war aber den Boten noch nicht gedient und der Bruder Pizarro's nahm daher abermals das Wort und bat den Inka, selber mit ihnen zu sprechen und ihnen seinen Entschluß und Beschluß mitzutheilen. Nun ging — so hat uns Soto berichtet — ein flüchtiges Lächeln über die ernsten Züge Atahuallpa's und er ließ sich herab, zu sagen: „Meldet eurem Häuptlinge, daß ich dermalen Fasten halte, welche morgen zu Ende gehen. Dann werde ich ihn mit meinen Häuptlingen besuchen. Derweil aber möge er in dem Staatsgebäude an dem öffentlichen Platze in der Stadt Quartier nehmen. Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen."

Soto, welcher einen Andalusier ritt, dessen Feuer die Strapazen des Andesüberganges nicht zu schwächen vermocht hatten, bemerkte, daß der Inka das schöne Thier, welches ihm wie ein Wunder vorkommen musste, aufmerksam, aber ruhig betrachtete. Da ließ der Ritter dem Renner die Zügel schießen, beschrieb in vollem Laufe ein paar Kreise auf dem Wiesenplan vor dem Hofraume, kam dann pfeilschnell zurück und hielt sein Roß so plötzlich und so dicht vor Atahuallpa an, daß es sich auf die Hinterfüße setzte und den Schaum seines Gebisses umherspritzte. Der Inka behauptete auch hierbei seine würdevolle Fassung, aber etliche seiner Officiere wichen entsetzt zurück. Ihr Gebieter soll sie, wie die Spanier aussagten, um solcher Feigheit willen noch am Abend desselben Tages haben hinrichten lassen . . . .

„Was weiter geschehen soll, werde ich befehlen" — hatte der Inka gesagt. Lag in dieser Aeußerung souveränen Machtbewusstseins eine Drohung? Sollte es etwa heißen: „Trotz alledem besitze ich die Mittel, euch Blassgesichter mitsammt eurem Blitz und Donner, mitsammt euren vier-

füßigen Schlangen zu erdrücken, sobald es mir beliebt!"? Nahm es Pizarro so?

Wie er es nahm, weiß man nicht; daß er aber handelte, als hätte er es so genommen, weiß man. Kamen doch seine beiden Boten trotz des berauschenden Chikatrankes, welcher ihnen auf Befehl Atahuallpa's durch schöne Odalisken in großen Goldpokalen kredenzt worden war, mit sehr gemischten Eindrücken aus dem Lager des Inka's nach Kaxamalka zurück. Was sie da gesehen hatten und was sie ihren Gefährten berichteten, imponirte den Spaniern nicht wenig, und als die Nacht gekommen war und die zahllosen Lagerfeuer der peruanischen Krieger von den Berghalden herableuchteten — „so dicht wie die Sterne am Himmel", meldet uns einer der Augenzeugen — da sank diesem in tausend Gefahren hartgegerbten „Heldengesindel" der Muth.

Einer jedoch war darunter, dem blieb der Muth oben, Pizarro selbst, welcher derweil seine Leute in dem großen kasernenartigen Gebäude untergebracht hatte, das den Marktplatz der Stadt von drei Seiten einfasste. Dieses Bauwerk bestand eigentlich nur aus weiten Säulenhallen, welche sich gegen den Platz hin aufthaten und diesen zu einem geschlossenen Hofraume machten, indem die vierte Seite durch eine hohe, in der Mitte mit einem großen wohlbefestigten Thore versehene Mauer abgeschlossen wurde. Die Beschaffenheit seines Quartiers half zweifelsohne Pizarro's Plan mitbestimmen.

Denn der Mann hatte einen Plan, einen verzweifelten, auf Sieg oder Untergang gestellten Plan, einen Plan, welcher mit ebenso fester Hand ausgeführt wurde, wie er mit festem Geiste entworfen worden war. Nachdem er am Abend des 15. Novembers mittels einer seiner bündigen, von Energie schwellenden Anreden seiner ganzen Schar zu Gemüthe geführt hatte, daß es jetzo gälte, für den heiligen katholischen Glauben gegen die Heiden einen großen Schlag zu thun, der schlechterdings gethan werden müsste, so sie nicht alle schmählich zu Grunde gehen wollten, versammelte

er seine Officiere zu einem Kriegsrathe, setzte ihnen klar und bestimmt auseinander, was er vorhätte, was morgen gethan und wie es gethan werden sollte und wies jedem seine Stelle und seine Rolle an. Dann entließ er sie, machte die Runde in dem ganzen Quartiere, prüfte die getroffenen Vertheidigungsanstalten, besichtigte die Wachtposten und legte sich endlich schlafen mit der Gefasstheit eines Mannes, welcher wusste, daß er morgen zu dieser Stunde der Herr von Peru oder aber todt sein würde.

6.

Aus wolkenlosem Himmelsblau blickte am Morgen des 16. Novembers von 1532 die Gottheit Peru's in stralender Majestät auf ihr Land herab. Sie sollte es an diesem Tage zum letztenmale in der Hand und Gewalt ihrer Kinder sehen.

Draußen im Lager des Inka's war frühzeitig große Regung und Bewegung. Aber frühzeitiger noch riefen Trompetenstöße die Spanier in ihrem Quartier aus dem Schlafe und unter die Waffen. Der Conquistador erschien gepanzert und in voller Waffentracht. Ebenso seine Officiere und seine sämmtlichen Gefährten bis zum letzten Soldaten herab. Ein reichliches Frühmahl wurde eingenommen. Dann celebrirte Pizarro's Feldpater an einem im Hofraume improvisirten Altar eine Messe und stimmte zum Schlusse das „Exsurge, Domine!“ an, in welches die ganze fromme Räuberbande höchst andächtig einstimmte. Hierauf ordnete der Führer, was noch zu ordnen war. Den Don Pedro de Kandia ließ er mit etlicher Mannschaft die zinnenbekrönte Mauer, in welcher die große Pforte eingelassen war, besetzen und hier wurde auch das „Geschütz“, das heißt die beiden kleinen Feldschlangen, aufgepflanzt. Innerhalb der um den Platz herlaufenden Säulenhalle stellte er auf dem

rechten und dem linken Flügel in zwei von seinem Bruder und De Soto befehligten Trupps seine Reiter auf, im Mittelflügel sein Fußvolk, mit Ausnahme von zwanzig auserlesenen Leuten, die er unter seiner unmittelbaren Führung behielt. Sämmtliche Mannschaften hatten den Befehl, gefechtsbereit zu sein, und ihre Officiere erhielten die letzten Losungen von dem General.

Der höchste Einsatz war gemacht und die Schicksalswürfel rollten in der Urne, das heißt, der Conquistador stand auf dem Sprunge, alles zu wagen, um alles zu gewinnen. Von seinem Rechte dazu war der Mann vollständig überzeugt. Diese Spanier des 16. Jahrhunderts nahmen den berühmten Satz, welchen nachmals der größte Denker des 17. Jahrhunderts theoretisch aufstellte, den Satz: „Jeder hat gerade soviel Recht, als er Macht hat" — überall praktisch vorweg.

Die Eroberer von Peru haben später, um ihr schnödes Spiel zu rechtfertigen, die Behauptung ausgehen lassen, sie hätten nur das Prävenire gespielt, indem sie dem Inka anthaten, was er ihnen anzuthun beabsichtigt hätte. Diesen Vorwand zu widerlegen lohnt sich nicht der Mühe. Es ist ja nicht ein Schatten von Beweis dafür beigebracht worden. Thatsache dagegen ist, daß Atahuallpa arglos und vertrauensvoll in die ihm gestellte Falle ging. Er hatte offenbar gar keine Ahnung von dem wirklichen Charakter der blassgesichtigen Fremdlinge. Er war gänzlich unvermögend, den Verrath sich vorzustellen, welchen seine Gäste gegen ihn im Schilde führten. Dies beweist zweierlei: die Superiorität der Spanier an Intelligenz und Thatkraft und die Superiorität der Peruaner an Moral. Seume's Hurone hätte hier mit vollem Rechte sagen können: „Seht, wir Wilden sind doch bess're Menschen!" Aber das hatte hier, wie überall, wenig oder nichts zu bedeuten. Die arme Moral, in der physischen Welt eine unbekannte Größe, ist auch in der sogenannten „moralischen" nur das immer gesuchte, aber nie gefundene X. Die wahre und wirkliche Moral der Weltgeschichte ist bekanntlich der Erfolg, vor

welchem ja die Menschen in ihrer unergründlichen Niedertracht allzeit die Kniee gebeugt haben. Aber — im Sinne Spinoza's zu sprechen — der Erfolg ist das Recht gerade so lange, bis ein anderer Erfolg noch rechtmäßiger, das heißt erfolgreicher über ihn kommt, ihn wegwischt und sich auf seinen Platz stellt. Das ist allerdings sehr „unmoralisch", aber es ist eine historische Wahrheit, ebenso evident und unwiderleglich wie irgendeine mathematische Wahrheit. . . .

Der Inka hatte morgens die Botschaft gesandt, das er den gestern angekündigten Besuch im Quartiere der Spanier in Wehr und Waffen an der Spitze seiner Krieger abstatten werde. Quer das! Aber es ließ sich doch nicht wohl etwas dagegen machen oder auch nur sagen. Wirklich meldeten die spanischen Vedetten bald, daß sich das peruanische Heer gesammelt und gegen die Stadt in Bewegung gesetzt habe. Aber — zu Pizarro's nicht kleiner Erleichterung — machte der Inka mit seiner Armee auf der großen Prairie vor der Stadt Halt und sandte die Meldung herein, er werde nur mit einem nicht gar großen und unbewaffneten Gefolge kommen.

Und so kam er nachmittags. Als die Procession — denn eine solche war es, nicht ein kriegerischer Zug — die Stadt betreten hatte und zu dem Quartiere der Spanier sich heranbewegte, erstaunten die Schildwachen über die bunte Pracht des etliche tausende zählenden kaiserlichen Hofstaates, dessen einzelne Abtheilungen in ganz weißen oder in weiß und roth gewürfelten Festkleidern einhergingen. Die Schar der Leibtrabanten war himmelblau gekleidet, sie trug reichen Goldschmuck und führte silberne Keulen. Sonst sah man keine Waffen. Die Mitglieder des Inka-Adels waren an ihren prächtigen, bis auf die Schultern herabreichenden Ohrgehängen erkennbar. Inmitten des Gefolges schwebte über den Köpfen desselben die von Edelleuten getragene Sänfte des Inka's. Das Gestell war mit Goldplatten belegt und mit den glänzenden Federn tropischer Vögel verziert. Darauf ruhte der Thronsitz Atahuallpa's aus gediegenem Golde. Der Anzug des Herrschers blitzte

von Gold und Edelsteinen. Er hatte eine Halskette von herrlichen Smaragden angethan, in seinen Haaren waren kostbare Steine befestigt und die Fransen der rothen Borla fielen über seine Stirne herab. Seine Haltung war würdevoll, sein Blick ruhig. Die schon dicht über ihm hängende Verhängnißwolke warf nicht den leisesten Schatten auf seine Züge.

Wie die Augen der in den Säulenhallen lauernden spanischen Christen vor Begier gefunkelt haben mögen, als sie beim Hereinschwenken des Zuges auf den großen Hofraum alle diese heidnische Pracht erblickten!

Spanischer Aussage zufolge ordnete sich die Menge des kaiserlichen Geleites mit bewunderungswerther Raschheit und Genauigkeit auf dem freien Platze, auf welchem zunächst nicht ein Spanier zu sehen war. In der Mitte des Hofes angelangt, machte Atahuallpa Halt, blickte suchend umher und fragte: „Wo sind denn die Fremden?“

Als hätte er ein Stichwort gesagt, begann jetzt sofort das Verrathspiel, in welchem charakteristischer Weise ein Priester mit der „Exposition“ betraut war. Als Dank und Lohn hat er nachmals den Bischofsstab von Kuzko erhalten.

Der Padre Vicente de Valverde, ein Dominikaner und Pizarro's Feldprediger, trat in seiner weißen Kutte vor, das Krucifix in der Rechten, das Brevier in der Linken, näherte sich dem Thronsessel des Inka's und erklärte ihm unter Vermittelung Felipillo's, die Spanier seien nach Peru gekommen, um dieses Land zum wahren Glauben zu bekehren. Und rüstig ging der eifrige Mönch sofort daran, das Bekehrungswerk an dem Inka selber vorzunehmen, und er hub an die schwierige Lehre von der christlichen Dreieinigkeit, weiterhin die ebenfalls nicht so ganz leicht begreiflichen Dogmen vom Sündenfalle des Menschen und von der Erlösung durch Jesus Christus auseinanderzusetzen. Hierauf sprach er von des Heilands Kreuzigung, Tod, Auferstehung und Himmelfahrt und wie der Apostel Petrus zum Statthalter Christi auf Erden bestellt worden und wie die Nachfolger Petri, die Päpste, die Obergewalt über den

ganzen Erdkreis besäßen. Dies alles war die solide Basis für des Mönches Schlußapostrophe, nämlich: „Der Papst hat dem Kaiser Karl dem Fünften den Auftrag ertheilt, die Bewohner der neuen Welt zu unterwerfen und zu bekehren. Zu diesem Zwecke sind wir da. Demnach kann der Inka von Peru nichts Besseres thun, als sich schleunigst zu dem ihm soeben vorgetragenen Christenthum zu bekehren und sich nebenbei als treugehorsamer Vasall seinem Oberherrn, besagtem Kaiser Karl, zu unterwerfen."

Bei diesem Vortrag des guten Padre mag dem armen Atahuallpa geworden sein, wie dem wohlbekannten Schüler in Göthe's Faust bei dem immerhin beträchtlich verständlicheren Vortrag Mephisto's wurde: dumm, sehr dumm. Indessen scheint der Inka, wenn auch nicht sämmtliche Prämissen des Dominikaners, doch aber die praktischen Schlußfolgerungen ganz gut begriffen zu haben. Man bemerkte, daß während der Predigt des Mönches die Züge des Herrschers von Peru mehr und mehr sich verfinsterten. Jetzt, nachdem der Padre ausgesalbt hatte, brach er los:

„Wie, ich, der ich größer als irgendein anderer Monarch, sollte einem Menschen mich unterwerfen? Nimmer! Und der, welchen ihr den Papst nennt, muß ein Wahnsinniger sein; denn wie könnte er sonst über Länder verfügen wollen, die ihm gar nicht gehören? Meine Religion aber, warum sollte ich sie mit einer andern vertauschen? Ihr sagt, euer Gott sei von denselbigen Menschen, die er geschaffen habe, umgebracht worden. Nun wohl, mein Gott" — und dabei wies der Sprechende auf den abendlich-prächtig am Firmamente hinabsinkenden Sonnenball — „mein Gott lebt da droben und wirft segnende Blicke auf seine Kinder herab. Im übrigen, Fremdling, wer oder was gibt dir Berechtigung und Vollmacht, so, wie du gethan, zu mir, dem Herrscher dieses Landes, zu sprechen?"

Padre Vicente sah etwas verblüfft aus und wusste zur Antwort nur auf sein Brevier zu weisen. Der Inka nahm ihm, von seinem Thronstuhle sich herabbeugend, das Buch aus der Hand und schlug die Blätter um, als wolle

er darin eine Erklärung aller dieser wunderlichen Dinge suchen. Als aber das Brevier stumm blieb, warf er es, plötzlich in Jähzorn ausbrechend, verächtlich zu Boden und rief dem Mönche zu:

„Sag' deinen Landsleuten, daß ich sie für alles, was sie in diesem Lande gethan, zur Rechenschaft ziehen werde."

Ob Atahuallpa wirklich so drohend gesprochen hat? Wir besitzen hierfür eben nur das sehr zweifelhafte Zeugniß der Spanier. Freilich, die dem Inka widerfahrene Zumuthung war unverschämt genug, auch einen weit weniger stolzen Mann mit Groll und Zorn zu erfüllen.

Der Mönch, seinerseits über diesen Ausgang seines Bekehrungsversuches nicht wenig entrüstet, raffte sein Brevier auf, lief eilends in die Säulenhalle, wo Pizarro seinen Stand genommen hatte, und rief dem Conquistador zu:

„Seht Ihr denn nicht, daß sich rings die Felder mit rothen Heiden füllen, während wir an diesen hochmüthigen Hund Lunge und Zunge verschwenden? Greift an! Greift an! Ich absolvir' Euch."

Also aus Priestermund der Verdienstlichkeit seines Werkes versichert, trat Pizarro aus der Halle auf den Platz und schwenkte ein weißes Tuch in die Luft.

Das war das Mordsignal. Alsbald wurden die beiden Feldschlangen und soviel der Arkebusen die Spanier hatten, abgefeuert; die Trompeten ertönten; die ganze Bande, Reiterei und Fußvolk, brach mit einmal aus den Hallen auf den Platz hervor und warf sich von drei Seiten her mit dem nationalen Schlachtrufe „San-Jago!" wüthend auf die arg- und waffenlosen Peruaner.

Der Ueberfall gelang vollständig. Schrecken und Entsetzen fielen auf die überfallene Menschenmenge, wie der Lämmergeier auf ein Mutterlamm fällt. Nichts von Widerstand, nicht ein einziger Anlauf dazu. Alles, was die armen Menschen wagten, war dieses, daß sie in dem angehobenen schrecklichen Gemetzel, welches bald den Platz mit Leichenhaufen bedeckte, die geheiligte Person ihres Inka's mit rührender Hingebung und edler Selbstopferung zu

schützen suchten. Die peruanischen Edelleute drängten sich scharenweise den anstürmenden spanischen Reitern entgegen und boten, einen Wall um den Tragsessel Atahuallpa's bildend, die Brust den Mordschwertern dar. Wiederholt erneuerte sich dieser Wall. Umsonst! Reihe nach Reihe wurde von den mordmüthigen Spaniern niedergehauen — endlich auch die Sänfteträger; der Thronsessel stürzte zu Boden, der Inka mit ihm, und er wäre wohl erschlagen worden, so nicht Pizarro das Gewühle durchbrochen und sich nicht mit erhobenen Armen schützend vor Atahuallpa gestellt hätte.

Ein gefangener Inka galt zur Zeit dem Conquistador viel mehr als ein getödteter.

Nach also zuwegegebrachter Gefangennahme des Sonnensohnes hörte das Blutbald noch nicht auf. Es verbreitete sich in die Stadt und auf die Felder ringsum. Die Kunde, daß der Inka ein Gefangener der fremden Blaßgesichter, vermehrte noch die Panik. Das ganze peruanische Heer zerstob in alle Winde. Tavantinsuyu war nur noch ein Mann, dem man das Haupt abgeschlagen hatte, ein langsam verblutender, willen- und regloser Rumpf.

Die Zählung der Erschlagenen schwankt zwischen zweitausend und zehntausend. Daß gar kein aktiver Widerstand geleistet worden, erhellt aus dieser Thatsache: kein Spanier hatte auch nur eine Ritze, geschweige eine Wunde davongetragen, mit Ausnahme des Generals, der, zum Schutze des zu Boden gestürzten Inka's herbeieilend, im Gedränge durch das Schwert eines seiner Miträuber leicht an der Hand verwundet worden war.

Atahuallpa setzte seinem furchtbaren Geschicke den Stoicismus seiner Rasse entgegen. Er fand sich, haben seine Verderber ausgesagt, sofort in seine neue Lage. In seinem Gebaren gegen seine Unterthanen stets die feierliche Würde eines stolzen und strengen Gebieters herauskehrend, sei er gegen die Spanier leutselig gewesen und habe sich sogar mitunter zu scherzhaften Aeußerungen herabgelassen. Am Abende des Bluttages mit Pizarro zu Tische

sitzend, habe er seine Bewunderung der Geschicklichkeit und Energie, womit die Spanier sich seiner Person bemächtigt hätten, nicht verhohlen und habe geschlossen mit dem Resignationsworte: „So geht es im Kriege zu, siegen oder besiegt werden (que era uso de guerra vencer i ser vencido).“

7.

Selbstverständlich unterließ der Conquistador nicht, dem dreieinigen Gotte und der Himmelskönigin Maria — den Schutzheiligen Spaniens, San-Jago, auch nicht zu vergessen — feierliche Dankgebete darzubringen. Hierauf richtete er sich in Kaxamalka ganz als Sieger und Gebieter ein und ließ die Stadt, sowie die Villa des gefangenen Inka's plündern. Die dort gemachte Beute an Edelsteinen — insbesondere schöne Smaragde — Gold und Silber in Form prächtigen Tafelgeräthes reizte natürlich den Golddurst der frommen Eroberer nur noch mehr. Inbetreff seines kaiserlichen Gefangenen waren die Absichten des Generals noch unbestimmt. Da er aber wahrnahm, was für ein kostbares, die unbedingte Unterwürfigkeit der Peruaner verbürgendes Pfand in der Person Atahuallpa's sich in seiner Gewalt befand, so gab er sich Mühe, den Gefangenen vorerst bei guter Laune zu erhalten. Soweit die Vorschriften einer strengen Bewachung es gestatteten, durfte der Inka seinen Hofstaat und sein Harem bei sich haben und in den Augen seiner Unterthanen wurde seine unumschränkte Autorität durch seine Gefangenschaft nicht im geringsten beeinträchtigt. Für die Peruaner war und blieb auch der gefangene Atahuallpa der abgöttisch zu verehrende und verehrte Sonnensohn. Hätte dieser ihnen befohlen, den Spaniern bis zum äußersten den Krieg zu machen, sie würden zweifelsohne nicht gezaudert haben, Gut und Blut in diesem Kampfe aufzuwenden. Allein ein solcher Befehl erging nicht an sie,

maßen der Inka sehr wohl wusste, daß er sich mittels Ausgebung desselben das Todesurtheil sprechen würde.

Derweil Pizarro auf Verstärkungen von der Seeküste her wartete, gefiel er sich darin, er, dessen Herz von der Härte des unteren Mühlsteins war, gegenüber seinem Gefangenen den süßchristlichen Bekehrer zu spielen. Dabei wiederholte er fortwährend, er und seine Leute seien nur in dieses Land gekommen, um die heilige Religion Jesu Christi zu verkündigen, und es sei daher nur recht und billig, daß sie unter dem sichtbaren Schutze und Beistande Gottes, der allerseligsten Jungfrau und sämmtlicher Heiligen den Sieg davongetragen hätten. Der gefangene Inka schwieg zu dieser süßen Frömmigkeit. Er merkte ja unschwer, was dahinter steckte. War es ihm doch binnen kurzem klar geworden, daß seine Besieger alle die Götter und Göttinnen der christkatholischen Mythologie im Himmel mit großer Devotion verehrten, auf Erden aber nur *einen* Gott anbeteten, den Goldteufel. Bei dieser ihrer *thatsächlichen* Religion beschloß er sie zu fassen, indem er sich der Illusion hingab, mittels Stillung des spanischen Golddurstes seine Freiheit wieder zu erlangen. Dieser arme blinde Heide war so thöricht-ehrlich, Wort- und Vertragstreue auch bei den frommen Christen vorauszusetzen. Als ob Söhne der alleinseligmachenden Mutter in die schnöde Ketzerei verfallen dürften, Ketzern und Heiden wortzuhalten!

Eines Tages, als Pizarro mit mehreren seiner Officiere bei dem Inka war, nahm dieser das Wort und erbot sich, als Preis seiner Freilassung soviel Gold zu geben, daß der ganze Boden des Gemaches damit bedeckt werden könnte. Die Spanier nahmen das für Großsprecherei und sagten nichts dazu, lächelten aber ungläubig. Gereizt durch dieses Lächeln, stellte Atahuallpa sich auf die Zehen, erhob den Arm, bezeichnete mit der Hand eine Stelle an der Zimmerwand und sagte nachdrücklich: „So hoch, bis hierher will ich das Gemach mit Gold füllen, so ihr mich freigebt.“

Da hat der Goldteufel hellauf in den Spaniern gelacht.

Man kann doch immerhin die Probe machen, ob das

Märchenhafte wahr und wirklich sein könnte, dachte der Conquistador und erklärte, das Anerbieten des Inka's annehmen zu wollen. Sofort ließ er auch den von Atahuallpa vorgeschlagenen Vertrag urkundlich aufsetzen.

Das Zimmer war nach der niedrigsten Angabe 22 Fuß lang und 17 Fuß breit — nach der höchsten 35 Fuß lang und 18 Fuß breit. Die mittels eines rothen Striches rings an den Wänden markirte Linie befand sich 9 Fuß über dem Fußboden. Dieser ganze Raum sollte mit Gold ausgefüllt werden, doch müsste dasselbe nicht zu Barren geschmolzen sein, sondern dürfte die Formen behalten, zu welchen es verarbeitet war. Der Inka ging auch noch die Verpflichtung ein, ein anstoßendes, etwas kleineres Gelaß auf gleiche Weise mit Silber zu füllen und zwar zweimal. Binnen zwei Monaten sollte dieser ungeheure Gold- und Silberschatz beigebracht sein.

Und er ward auf- und beigebracht, nachdem der Inka seine Befehle hatte ins Land ausgehen lassen. Von allen Seiten wurden schwere Lasten von Gold- und Silbergeräthen herbeigeschleppt. Oft gingen an *einem* Tage solche im Werthe von vierzig- bis sechzigtausend Pesos de Oro (Goldthaler) ein. Von Kuzko allein kamen zweihundert Kargas (Lasten) Goldes. Musste doch der Korikancha in der Hauptstadt eines Theiles seiner kolossalen Reichthümer sich entäußern, um das Lösegeld für den Sonnensohn zu vervollständigen: siebenhundert Goldplatten wurden von dem Dache und den Wänden des Nationaltempels abgelöst.

Zwischenhinein spielte eine tragische Episode. Der von seinem Bruder in einer Festung eingethürmte Prinz Huaskar hatte die Kunde von dem, was in Kaxamalka geschehen, vernommen. Es schien ihm dienlich, seine Freiheit, vielleicht gar die Inka-Borla wieder zu erlangen. Er wusste Mittel und Wege zu finden, an Pizarro eine Botschaft gelangen zu lassen, des Inhalts, er, Huaskar, sei erbötig, für *seine* Befreiung den Spaniern ein noch größeres Lösegeld zu bezahlen, als das ihnen von Atahuallpa gebotene; denn dieser, welcher niemals in Kuzko gelebt

hätte, wüsste ja gar nicht, was für Schätze die Hauptstadt bärge.

Der Conquistador erkannte sofort, daß sich aus dem Streithandel zwischen den beiden feindlichen Brüdern allerhand Vortheile ziehen ließen, und theilte seinem Gefangenen mit, er beabsichtigte, den Prinzen Huaskar nach Kaxamalka bringen zu lassen, um hier den Thronstreit zu untersuchen und zu entscheiden. Allein diesmal kam Atahuallpa ihm zuvor. In Vollstreckung insgeheim von dem Inka abgesandter Befehle wurde der arme Huaskar, der rechtmäßige Erbe von Peru, im Flusse Andamarka ertränkt. Pizarro empfand diesen Todesfall als den Verlust einer schweren Trumpfkarte im Spiele seiner Politik, allein sein Verdruß ward ihm versüßt durch den großen Glücksfall, daß sein Mitgründer Almagro zu Ende December von 1532 mit drei Schiffen an der Küste nahe bei San-Miguel landete und sodann Mitte Februars von 1533 mit einer tüchtigen und wohlgerüsteten Verstärkungsmannschaft von hundertfünfzig Fußgängern und fünfzig Reitern in Kaxamalka einrückte.

Der gefangene Inka freilich konnte in den neuen Ankömmlingen nur zweihundert Land-, Leute- und Goldräuber mehr erblicken. Seine Stimmung verdüsterte sich überhaupt mehr und mehr. Ein Komet erschien am Himmel und einer der Wächter zeigte dem Gefangenen das Meteor. Er sah es lange an und sagte dann kummervoll: „Ein solcher Stern ist auch kurz vor dem Tode meines Vaters Huayna Kapak am Himmel aufgegangen.“

Die Erfüllung der düsteren Ahnungen des brudermörderischen Gefangenen ließ nicht lange auf sich warten. Schon war die Nemesis hinter ihm her, aber wie so oft, gefiel es ihr auch diesmal, ein Verbrechen mittels eines andern zu bestrafen.

Pizarro's Bande vermochte die Gier, die ungeheure Beute, welche sich tagtäglich vor ihren Augen mehr und mehr aufhäufte, unter sich zu theilen, nicht mehr länger zu bezähmen. Sie schrie laut nach Theilung und der Con-

quistador musste sich herbeilassen, der „öffentlichen Meinung“, der „Volksstimme-Gottesstimme“ zu entsprechen. Eine Schar von peruanischen Gold- und Silberschmieden wurde demnach befehligt, die Werke ihrer Kunst zu zerstören und alles das eingelieferte Geräthe von Edelmetall zu Barren zu schmelzen. Ausgenommen von dieser Einschmelzung wurden nur Gegenstände von hunderttausend Dukaten im Werthe, welche für die Krone Spanien bestimmt waren und welche Pizarro's Bruder dem Kaiser Karl überbringen sollte. Es waren darunter wirkliche Kunstwerke, besonders schön geformte und zierlichst ciselirte Vasen von reinstem Golde, sowie ein Springbrunnen, der aus silbernem Becken einen funkelnden Goldstrahl in die Höhe trieb und an dessen Rand aus Gold und Silber kunstvoll geformte Vögel spielten. Nach monatelanger, Tag und Nacht währender Schmelzarbeit lag der Schatz, in Barren verwandelt, zur Theilung bereit, an Werth auf 1,326,539 Goldthaler geschätzt, was in Berücksichtigung des weit höheren Goldwerthes von damals nach heutigem Geldwerthe mindestens 4 Millionen Pfund Sterling oder 100 Millionen Franken betragen würden. Da hierzu das Silber noch nicht gerechnet war, so darf wohl behauptet werden, daß eine solche Beute an Barschaft zum zweitenmal nie und nirgends vorgekommen sei. Der Hauptmann der Bande vergaß selbstverständlich bei der Theilung sich selber keineswegs: er empfing als seinen Antheil 57,222 Pesos de Oro, 2350 Mark Silber und den auf 25,000 Goldthaler geschätzten Goldthron des Inka's. Die Officiere erhielten je nach Graden und Dienstleistungen jeder bis zu 30,000 Goldthaler, von den Reitern durchschnittlich jeder 8000 Goldthaler, von den Fußgängern jeder 4000.

Aber sie schrieen nach mehr und verlangten nach Kuzko zu marschiren, weil sie von dem Goldreichthum der Hauptstadt ganz fabelhafte Vorstellungen sich gebildet hatten. Pizarro war um so geneigter, den Marsch auf Kuzko anzutreten, als ihm längst klar geworden war, daß nur der Besitz der heiligen Stadt ihm die unbedingte Herrschaft über ganz Peru geben und sichern würde. Aber sollte man

den gefangenen Inka mit dorthin schleppen? Was sollte man überhaupt mit dem Entthronten anfangen, der nachgerade ein recht unbequemer Gegenstand geworden war? Zumal Atahuallpa jetzt, nach Leistung seines Lösegeldes, auf die Erfüllung des Vertrages, das heißt auf seine Freilassung drang. Der arme Illusionär! Pizarro hätte nicht sein müssen, der er war, so ihm auch nur im Traume eingefallen wäre, in die Forderung seines Gefangenen zu willigen. Den Inka freilassen? Das hieß ja das ganze Peru-Geschäft wieder in Frage stellen. Nimmermehr! Aber dieser rothhäutige Heide ist doch eine sehr lästige Bürde, die wir nicht länger mit uns herumschleppen können. Zudem, solange der Inka am Leben, sind tausend Zufälle denkbar, daß er uns entwischte und wir sodann die ganze Eroberungsarbeit wieder von vorn anheben müssten. Summa: Die Todten beißen nicht und kommen nicht wieder.

Nun will aber bekanntlich alles seine Form, seine Farbe und seinen Firniß haben. Das Schlechteste, Böseste, Ruchloseste zumal ist häufig darauf versessen, sich recht anständig herauszuputzen. Kleider machen zwar keine Menschen, aber doch Leute. Lasst uns also, kalkulirten Pizarro und Komp., auf einen anständigen Vorwand sinnen, den Inka in aller Form abzuthun.

„Alles schon dagewesen.“ Wenn die Bonaparte, der vorgebliche Onkel wie der angebliche Neffe, komplottirten, so haben sie, wie jedermann weiß, immer ein erfabeltes, angeblich gegen die Sicherheit des Staates gerichtetes Komplott als eine spanische Wand vor ihr eigenes und wirkliches hingestellt. Diese Kunst prakticirte nun auch schon der Eroberer von Peru. Plötzlich rumorte es demzufolge unter den Spaniern: Wir sind von dem nahen Ausbruche einer großen, von dem gefangenen Inka heimlich angestifteten Verschwörung der Eingeborenen bedroht. Machen wir es kurz mit dem verrätherischen Heiden: zum Tode mit ihm!

Nicht verschwiegen darf werden, daß zur Erregung solchen Argwohns und Hasses gegen Atahuallpa ein Peruaner

sehr viel beigetragen hat, das Philippchen, der Dolmetsch, ein boshaftes Kerlchen, welches von seiner Wichtigkeit ungeheuer aufgeblasen war und sich erfrecht hatte, mit einer der Haremsdamen des Inka's eine Liebschaft anzuspinnen. Als er mit seiner Schönen betroffen und die Sache dem gefangenen Sonnensohne zu Ohren gebracht wurde, empfand es Atahuallpa als einen ungeheuren ihm angethanen Schimpf. Er beschwerte sich bitter bei dem Conquistador und äußerte: „Nach peruanischem Gesetze kann ein solcher Frevel nur durch den Tod des Verbrechers und seiner ganzen Familie gesühnt werden." Allein die Spanier sahen dieses Vorkommniß spanisch und nicht peruanisch an. Der Felipillo war ihnen unentbehrlich und außerdem, hm, warum etwas so tragisch nehmen oder gar mit dem Tode bestrafen wollen, was viele unter uns, die wir doch gute Christen sind, ebenfalls gethan haben? . . . Der ganze Erfolg von Atahuallpa's Beschwerde war also dieser, daß das unentbehrliche Philippchen aus Rachsucht den Lügenbalg von Verschwörung zu einem Ungeheuer aufblies, welches die Spanier sammt und sonders zu verschlingen drohte.

Wie prächtig sich das machte! Nun konnte man spanischerseits die gekränkte Unschuld, konnte man den Verrathenen, Gefährdeten, Bedrohten spielen, konnte man „von rechtswegen" gegen den Inka vorgehen, konnte man das schamloseste Possenspiel von Gerichtsprocedur in den anständigsten Formen in Scene gehen lassen.

Und so that man. Die Räuberbande, welche dem Herrn von Peru Thron und Reich gestohlen hatte, sie stahl ihm nun auch das Leben. Ein förmlicher Kriminalproceß wurde gegen den unglücklichen Mann angestrengt. Die Anklageakte, ein Meisterstück von Stupidität und Frechheit, brachte zwölf Beschuldigungen vor, unter anderen diese: Der weiland Inka hat ein Harem gehabt, folglich ist er des Ehebruches schuldig; er ist ein notorischer Heide und Götzendiener; er hat auch noch nach der Ankunft der Spanier die Einkünfte des Landes verschwendet. Als Hauptbezichtigungstrumpf wurde schließlich das Verschwörungs-

phantom ausgespielt. Pizarro und Almagro saßen der Spottgeburt von Tribunal vor, welches den Angeklagten natürlich schuldig fand. Das Urtheil lautete: „Atahuallpa soll auf dem Marktplatze von Kaxamalka lebendig verbrannt werden". Ein Priester der „Religion der Liebe" sagte, damit das i sein Tüpfelchen erhielte, zu diesem grotesken Urtheile ja und Amen; denn Padre Valverde erklärte ausdrücklich, daß seines Erachtens der Inka „jedenfalls" den Tod verdient habe. Tröstlich ist es aber, zu hören, daß sich unter allen diesen frommen Barbaren doch etliche Menschen befunden haben; denn einige, freilich nur einige wenige Mitglieder des „Gerichtshofes" protestirten gegen das Urtheil und verwarfen das ganze Verfahren als unrechtmäßig und unzulässig. Natürlich hatte dieser Protest das Schicksal aller Minderheitsproteste. Der einzige wirkliche Gentleman in der Erobererbande, Hernando de Soto, war auf einem Streifzuge abwesend. Er hat nachmals den höchsten Unwillen über die Hinmordung Atahuallpa's geäußert.

Man quälte den verlorenen Mann dann auch noch mit Bekehrungszumuthungen und brachte ihn dazu, sich taufen zu lassen, als er schon auf den Scheiterhaufen geschleppt und an den Todespfahl gebunden war. Man brachte ihn dazu mittels des Versprechens, daß er, so er sich noch im Handumdrehen „bekehrte", nicht lebendig verbrannt, sondern nur mittels der „Garrote" erdrosselt und nachmals eingeäschert werden sollte.

Das geschah denn am 29. August von 1533 auf dem Platze von Kaxamalka und so starb auf Anordnung eines weiland spanischen Schweinehirten der letzte Inka von Peru, der letzte Sonnensohn.

Er ist bei seinem Tode etwa dreißig Jahre alt gewesen, ein Mann von schöner Gestalt, ausdrucksvollen Zügen und gebieterischer Haltung. Die Spanier haben ihn aus begreiflichen Gründen als eine Art Teufel verschrieen. Doch gab es später mehrere, die anerkannten, daß Atahuallpa gescheid, kühn, tapfer, edelherzig und frei-

gebig gewesen sei. Gewiß ist, daß er geliebt worden: nach seiner Ermordung gaben sich mehrere seiner Frauen den Tod, um wie sie hofften, ihre Seelen mit der ihres geliebten Herrn in der Sonne zu vereinigen.

Am 15. November von 1533 zog der Conquistador in Kuzko ein und jetzt schien die Eroberung von ganz Peru eine vollendete Thatsache zu sein. In der Hauptstadt machten die Spanier abermals eine ungeheure Beute, sodaß bei der Theilung jedem Reiter 6000, jedem Fußgänger 3000 Goldthaler zufielen. Dem Reitersmann Mancio Serra wurde als sein Antheil das große, schön gearbeitete, massiv goldene Bild der Sonne zugetheilt, welches im Korikancha über dem Opferaltar aufgehangen gewesen war. Er verspielte es in einer Nacht, woher das spanische Sprichwort: „Juega el sol antes que amanezca“ (die Sonne verspielen, bevor sie aufgegangen).

Symbolisirt diese Spielgeschichte nicht so zu sagen die gesammte Geschichte der spanischen Conquista in der Neuen Welt? War diese Conquista nicht von A bis Z ein verwegenes, leidenschaftliches Hazardspiel? Und dennoch, wie sehr man vom Standpunkte der Moral aus die ganze transatlantische Kolonisationsweise der Spanier in Amerika verurtheilen mag und muß, gebührt derselben die laute Anerkennung, daß sie ein kulturgeschichtliches Motiv von unberechenbarer Triebkraft und Wirksamkeit gewesen ist. Die Weltgeschichte arbeitet ja nicht mit Moral, sondern mit Nothwendigkeiten und Interessen. Diese werden durch die menschlichen Leidenschaften, und zwar durch die bösen wie durch die guten, flüssig und für die große, das Dasein der Menschheit beseelende Entwickelungsidee nutzbar gemacht. Es ist so eine geschichtegesetzliche Nothwendigkeit gewesen, daß Amerika gefunden, erobert, besiedelt und die eingeborene Bewohnerschaft unterjocht oder geradezu ausgerottet werden musste, damit der Europäismus seine Kulturherrschaft über den Erdball antreten und feststellen könnte. Da half und hilft kein sentimentales Mitleid mit dem „Letzten der Mohikaner“. Schon jetzt lässt sich mit so zu sagen mathematischer

Bestimmtheit voraussehen, wann die rothhäutige Rasse ein von der Weltgeschichte gänzlich verarbeiteter und beseitigter Völkerstoff sein wird.

Die Frevel und Gräuel der spanischen Eroberung von Mittel- und Südamerika häufen sich zu einem Berge, welcher den Orizaba, den Popokatepetl, den Chimborasso überragt. Ganz recht. Aber es war doch diese spanische Kolonisationsweise, dieser grausame „Raubbau", welche und welcher es ermöglichten, jenen gewaltigen Strom von Edelmetallen nach Europa hinüberzuleiten, der zweifelsohne eine der bedeutsamsten volkswirthschaftlichen Revolutionen zuwegebrachte. Denn dieses rasche und massenhafte Zuströmen von Gold und Silber vermehrte höchst beträchtlich das europäische Kapital, welches fortan der Landwirthschaft, der gewerblichen Hervorbringung und der Handelsthätigkeit eine bislang nicht einmal geahnte Regsamkeit, Vielseitigkeit und Ausbreitung zu verleihen vermochte. Wie aber das dem Ansehen, der Geltung und Macht des Bürgerthums, also dem eigentlichen Kulturträger der Neuzeit, zu gute kommen musste, ist klar. Es fällt auch auf und sieht sehr einem welthistorisch-mephistophelischen Sarkasmus gleich, daß die „ritterlichen", von den Anschauungen und Stimmungen der mittelalterlich-feudalen Welt ganz erfüllten Spanier mittels ihrer Conquista in der angedeuteten Weise den Ruin des Feudalismus mitherbeiführen mussten.

Doch auch die Herren Moralisten sollen am Ende dieser Historie nicht ganz leer ausgehen. Bleibt ihnen doch der süße Trost, derselben als Nutzanwendung den Wahrspruch des unglücklichen russischen Dichters Relejew: „Gott heißt Vergeltung in der Weltgeschichte!" anhängen zu können. In Wahrheit, die von den Spaniern in der Neuen Welt begangenen Sünden sind schwer auf Spanien zurückgefallen. Denn für dieses Land sind die blendenden, die märchenhaften Erfolge seiner Söhne in Amerika mit der Zeit zweifelsohne zu großem Unheil ausgeschlagen. Das kam daher, daß Spanien, im Besitze unermesslicher Länderstrecken jenseits des Oceans, im Besitze der Goldlager

Peru's und der Silbergruben Mexiko's, das moderne Evangelium der Arbeit nicht vernehmen wollte und nicht zu bedürfen glaubte.

Auch auf die Conquistadoren selbst ist die Vergeltung schwer gefallen. Am schwersten auf die von Peru. Sie haben sich in mörderischen Händeln gegenseitig aufgerieben. Fast alle vorragenden Theilhaber an dem Unternehmen gegen das Inka-Reich sind eines gewaltsamen Todes gestorben. So auch der zum Marques erhobene Statthalter Francisko Pizarro selbst. Am 26. Juni von 1541 ist er von einer Rotte zu seinem Verderben verschworener Spanier in seinem Palast in der von ihm 1535 gegründeten Stadt Lima überfallen und niedergemacht worden.

Mitten durch das rothe Meer, durch ein Blutmeer geht der ewige Leidens- und Triumphzug der Menschheit. Vorwärts!!!

Der weiße Teufel[1]).

Das Ewig-Weibliche . . . .
Göthe.

1.

Vom Fra Felice.

Der bekannte Satz, durch den Katholicismus gehe ein demokratischer Zug, enthält eine Wahrheit, welche aber wie noch viele andere sogenannte Wahrheiten cum grano salis zu nehmen ist. Nimmt man sie so, wird man nicht anstehen, einen gewissen Demokratismus der katholischen Kirche

---

1) Dieser Titel ist dem Trauerspiel entlehnt, welches John Webster, ein Zeitgenosse Shakspeare's, verfasst hat und das zu London i. J. 1612 gedruckt worden ist mit diesem Titelblatt: „The White Devil, or the Tragedy of Paolo Ursini, Duke of Brachiano, with the Life and Death of Vittoria Corombona". Wie diese alten englischen Dramatiker mit der Geschichte umsprangen, geht schon aus dem Zusatz zum Namen Vittoria's hervor: „The famous Venetian Curtizan". In Wahrheit war die Heldin von Websters Trauerspiel, Vittoria Accorombona, die schönste Italerin ihrer Zeit, die Tochter des Signor Accoromboni, eines umbrischen Edelmanns, und der Donna Tarquinia Paluzzi degli Albertoni, einer römischen Edelfrau, und sie war wie wir genauer erfahren werden, in erster Ehe verheiratet an Francesco, einen Neffen des Kardinals Montalto, wie Felice Peretti hieß, bevor er Sixtus der Fünfte wurde.

zuzuerkennen und denselben namentlich in zwei Thatsachen ausgeprägt zu finden. Die erste ist, daß die Kirche sich allzeit davor gehütet hat, die Fühlung mit dem Volke, mit den Massen, zu verlieren. Die zweite, daß jeder Mönch die päpstliche Tiare in der Kapuze trug, obzwar nicht eben viele das glänzende Ding daraus hervorzulangen verstanden, — gerade so, wie auch nicht viele napoleonische Soldaten den Marschallsstab, welchen sie ja ebenfalls alle im Tornister trugen, aus demselben hervorzuziehen vermochten. Immerhin war es ein großer Gedanke, die Aristokratie des Geistes der feudalen Aristokratie der Geburt entgegenzustellen, und diesen Gedanken hat die katholische Kirche verkündigt, wenn sie auch, wie es eben in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt zu gehen pflegt, nicht regelmäßig, sondern nur ausnahmsweise ihre Theorie zur Praxis zu machen wußte.

Der Mönch, von welchem hier die Rede sein soll, verstand es, die dreifache Krone aus seiner Kapuze zu langen und dieselbe fest auf sein tonsurirtes Haupt zu setzen.

In Grottamare, einem südlich von Ancona auf einem Vorsprung der Apenninen gelegenen Bergstädtchen, wurde dem Kleinbauer Piergentile Peretti von seiner Ehefrau am 13. December 1521 ein Knabe geboren, dem er in der Taufe den bedeutungsvollen Namen Felix geben ließ. Denn, so will die Sixtus-Legende, der Vater hatte geträumt, er würde einen Papst zeugen, und im festen Glauben an die Verwirklichung dieses Traumes nannte er seinen Sohn den „Glücklichen". Vorderhand ging der kleine Felice, sobald er überhaupt gehen konnte, bei Besorgung der Citronen- und Orangenbäume im Hausgarten dem Vater an die Hand, trieb auch gemeinsam mit seinem Schwesterlein Camilla die Schweine, welche der väterlichen Kleinwirthschaft sehr gut zu statten kamen, zur Weide. Darum haben später die Feinde des Papstes über ihn gespottet, als über den gewesenen „Schweinehirten"; aber sie thaten es nur flüsternd. Im Minoritenkloster Montalto, unfern von Grottamare auf

hoher Bergkuppe gelegen, lebte dem Knaben ein Ohm von väterlicher Seite, Fra Salvatore, bekannt und geachtet in seinem Orden. Der nahm den neunjährigen Neffen zu sich und zwölfjährig that Felice als Novize die Kutte des heiligen Franciskus an. Noch jung an Jahren war Fra Felice, nach in verschiedenen Konventen seines Ordens glanzvoll betriebenen Studien und nachdem er in Siena die Priesterweihe, in Ferrara den Doktorhut empfangen, schon ein berühmter Kanzelredner. Im Jahre 1552 hielt er in der Apostelkirche zu Rom die Fastenpredigten. Die Herren und Damen der römischen Aristokratie, die Botschafter bei der Kurie, Kardinäle und Inquisitoren waren seine Zuhörer. Aber der berühmteste derselben war ohne Frage Don Inigo de Loyola, der Stifter der Gesellschaft Jesu.

Fra Felice's Predigermund schleuderte Blitze und sprach Donnerschläge. Der Bauerssohn in der Kutte wußte nicht, was Menschenfurcht. Mit äußerster Kühnheit strafte er die Laster der Vornehmen und Mächtigen, der Fürsten und Könige, und zwar mit Namensnennung. Denn in dem genialen Fra brannte und loderte jene Eifersglut, welche mehr oder weniger energisch alle die Träger der großen katholischen Gegenreformation des 16. Jahrhunderts beseelte und in der Organisation der „Societas Jesu“ seinen durchdachtesten, meisterlichsten und wirksamsten Ausdruck fand. Auf den leichtfertigen und rauschenden Karneval, welcher das Rom der Renaissance-Päpste durchlärmt hatte, folgte die Aschermittwochszeit der aus den Reihen der „Zelanti“ genommenen Statthalter Christi, welche eine strengere Sittenzucht, wie eine strammste Disciplin, im ganzen Umfange der Hierarchie wieder einführten und das katholische Dogma auf die Koncilsbeschlüsse von Trient als auf eine unnahbare Basis von Granit stellten. So im Innern neu gekräftigt, straff einheitlich, begann der Katholicismus seinen großen, von seinem Generalstabe, dem Jesuitenorden, ebenso geschickt geleiteten, als unerbittlich durchgeführten Feldzug gegen den schon in gemeine Verpfaffung verfallenen, dabei zerklüfteten, in mancherlei Konfessionen, Sekten und Sektlein

aufgelös'ten Protestantismus. Es war ein Krieg der organisirten, planmäßig und folgerichtig handelnden Autorität mit der zerfahrenen, eigensüchtig und kleinmeisterlich schwatzenden und zankenden Anarchie. Hielt sich doch jeder jammerfälige Prädikant auch für einen unfehlbaren Papst. Der Ausgang des Kampfes konnte also nicht zweifelhaft sein. Der Protestantismus wurde auf dem Festlande von Europa überall zurückgedrängt. Große Provinzen, ja ganze Länder, welche er erobert hatte und zu besitzen wähnte, wurden ihm wieder abgenommen und er sah sich fortan auf die Vertheidigung beschränkt. Seine Angriffskraft und Ausbreitungsstärke hatte er ja, genau angesehen, schon eingebüßt an dem Tage, wo Luther die Reformation aus einer großen Volkssache zu einer kleinen Fürstensache gemacht. Der Kalvinismus konnte sich wenigstens rühmen, den Keim weiterer weltgeschichtlicher Entwickelungen in sich getragen, den englisch-schottischen Puritanismus gezeugt zu haben, den Vater der angelsächsisch-transatlantischen Demokratie. Das Lutherthum dagegen, noch heute, wie von jeher, ohne politischen Sinn und Verstand, noch heute, wie von jeher, demüthig nach oben und hochmüthig nach unten, war und blieb unfruchtbar und wurde innerlich zur dogmatischen Versteinerung, äußerlich zur Polizeikirche, welcher der fürstliche Absolutismus sich bediente wie seiner übrigen polizeilichen Apparate. Gegenüber einer solchen Kirche von Fürstengnaden durfte sich der restaurirte und siegreiche Katholicismus, seiner Selbstherrlichkeit froh, wohl eine Kirche von Gottesgnaden nennen. Das Geheimniß des „Zauberers von Rom" war von jeher und ist noch, daß er sich nicht an die Vernunft der Menschen, also an etwas, was in 99 Fällen von 100 gar nicht vorhanden, wandte und wendet, sondern vielmehr an die Phantasie und an das Gemüth, an den menschlichen Illusionenhunger und Täuschungendurst, an die mächtigen Instinkte der Furcht und der Hoffnung. Das war und ist der wirkliche „Fels Petri" und, unentweglich auf diesem Felsen sitzend, war und ist die katholische Kirche eine selbstherrliche Macht, eine Großmacht, welche, des unbedingten

Gehorsams von Millionen und wieder Millionen sklavisch ergebener Unterthanen sicher, noch lange, lange ihr „Non possumus!“ allen neuzeitlichen Lehren und Strebungen mit Erfolg entgegenstellen wird [1]). Das Lutherthum dagegen hat es nicht weiter gebracht als zu seinem altherkömmlichen Polizeikirchenthum. Läßt der Staat diese Kirche heute fallen, so wird schon morgen der längst begonnenen inneren Auflösung die äußere Zerbröckelung folgen. Die moderne Kultur ist ihr ja entschieden feindselig, den Wissenden also ist sie entweder gleichgiltig oder widerwärtig und der Phantasie, der sinnlichen Anschauungsweise, der Täuschungs- und Trostbedürftigkeit der Massen hat sie nichts zu bieten. Der „Fels Petri“ wird also zweifelsohne die „Augsburger Konfession“ lange überdauern. Aber auch er wird dereinst in den rastlos rollenden Strom von Werden und Vergehen versinken und der christliche Olymp wird dannzumal gerade so leer und öde stehen wie jetzt der hellenische. Ob dann die Erinnerung an die christlichen Götter in Kunst und Poesie so lange vorhalten wird, wie die Erinnerung an die griechischen vorgehalten hat, wer weiß es? . . . .

Von jenen römischen Fastenpredigten im Jahre 1552 an stand Fra Felice als ein weithin scheinendes Kirchenlicht auf dem Leuchter. Drei Kardinäle, Carpi, Caraffa (nachmals Papst Paul der Vierte) und Ghislieri (später Papst Pius der Fünfte) bewunderten und begünstigten den gelehrten und beredsamen Eiferer. Mit der Durchführung von Reformen in Klöstern seines Ordens betraut, that er mit Strenge und ungeschreckt durch die mancherlei ihm bereiteten Hindernisse und Widerwärtigkeiten seine Schuldig-

1) Das hat die preußische Regierung, d. h. Fürst Bismarck, in der Zeit von 1873 bis 1881 sattsam zu erfahren gehabt. Schließlich tröstete er sich darüber mit dem bekannten Sprichwort: „Der Klügere gibt nach“ — und es erfolgte im Sommer von 1881 der Gang nach Kanossa, nicht doch! nur der Rückzug aus dem Kulturkampf. Einer der Vorgänger Bismarcks hätte da wiederum sein Sprüchlein: „Der Starke weicht muthig zurück“ — anbringen können. Der alte Horaz aber würde vielleicht seinen Vers von der „parmula non bene relicta“ citirt haben.

keit in Siena, Neapel und Venedig. Nach Rom zurückberufen, wurde er zum Professor an der Sapienza ernannt, dann zum Consultor der Inquisition, zum Generalprokurator des „Heiligen Offiz“, zum Generalvikar seines Ordens. Eine Sendung nach Spanien im Gefolge des Kardinallegaten Buoncampagni, welchem der Frate als „Theologe“ beigegeben war, schlug nicht gut aus. Der Kardinal war hochmüthig und herrisch, der Frate harsch und herb. Das that nicht gut mitsammen. Der Kardinal wurde aber früher Papst als der Frate und ließ dann diesen die unliebsamen Erinnerungen an die spanische Reise entgelten. Vorerst jedoch hatte Fra Felice noch guten Grund, an die glückliche Vorbedeutung seines Namens zu glauben. Denn aus Spanien zurückgekommen, fand er seinen Freund und Gönner Ghislieri als fünften Pius auf dem päpstlichen Stuhl und der neue Papst machte ihn unverweilt zum Bischof von Santa Agata, dann zum Bischof von Fermo. Vier Jahre darauf erhob er den Bischof zum Kardinal und sorgte auch für die wirthschaftliche Ausstattung des neuen Purpurträgers, obzwar keineswegs verschwenderisch.

Dem auf recht bescheiden-bürgerlichem Fuß in einem kleinen Hause der Via Papale eingerichteten und geführten Haushalt des Kardinals Montalto, welchen Namen Felice Peretti jetzt trug, stand seine Schwester Camilla vor, eine gute und kluge, auch resolute Frau. Sie war daheim an einen Bauer, Mignucci geheißen, verheiratet gewesen und nach dem Ableben desselben hatte ihr Bruder, noch bevor er zu hohen Kirchenwürden gelangt war, die Witwe mit ihren beiden Kindern Francesco und Maria nach Rom kommen lassen. Seine Nichte Maria hatte sich mit dem römischen Nobile Fabio Damasceni vermählt und diesem zwei Söhne und zwei Töchter geboren. Zur Zeit von Montalto's Kardinalat wohnte die ganze Familie, Bruder und Schwester, Neffe und Nichte, Großneffen und Großnichten, in den beschränkten Räumen des Hauses in der Via Papale friedsam beisammen.

Mit diesem Frieden war es aus und vorbei von dem

Tag an, wo das Weib daselbst einzog, welches der englische Dichter den weißen Teufel genannt hat, als wollte er damit sowohl die Schönheit als auch die Dämonischkeit der also Benamseten kennzeichnen.

2.

Von weißen Teufeleien, Verrath und Mord.

Der rothe Hut schien die letzte Gabe gewesen zu sein, welche das Glück dem Bauerssohn von Grottamare gewähren wollte. Denn mit dem Einzuge des Kardinals Buoncampagni als Papst Gregor der Dreizehnte in den Vatikan (1572) hatte die Gunst und das Ansehen, welche Montalto bei der Kurie genossen, ein Ende. Sein alter Gegner von der spanischen Reise her schloß ihn von allen Geschäften aus, so daß sein Kardinalat jetzt nur noch eine ceremonielle Bedeutung hatte. Montalto fand sich mit philosophischer Resignation darein. Wenigstens gab er sich so. Was er über die neue „Heiligkeit" im Vatikan, über seine lieben Kollegen, die Purpurhüteträger, über die Zeit und die Menschen überhaupt dachte, ist unschwer zu errathen. Er zog sich auf sich selbst und in seine Familie zurück, lebte sehr ungesellig in seinem Haus in der Via Papale, umgab sich mit Büchern, studirte eifrig die Kirchenväter, trieb Kunststudien und ließ sich durch den Maurergesellen Domeniko Fontana, aus welchem nachmals ein berühmter Baumeister geworden ist, in der Thalsenkung des Esquilin eine bescheidene Villa erbauen. In der dieselbe umgebenden Gartenanlage grub er Beete um und pflanzte er Bäume. Man hätte den in Ungnade gefallenen und vereinsamten Kardinal vielleicht vergessen, wenn nicht von Zeit zu Zeit kaustische Witzworte und beißende Sarkasmen, welche er über den

Papst, dessen Günstlinge und die ganze Wirthschaft im Vatikan losgelassen, von Mund zu Mund gegangen wären und nachdrucksam genug die Leute an ihn erinnert hätten. Daß der Verbitterte solche Bosheiten ausgehen ließ, würde beweisen, daß er dazumal jeder Hoffnung auf die Erfüllung ehrgeiziger Träume oder vielmehr des einen Traumes, des Tiaretraumes, entsagt gehabt, so man nicht wüßte, daß ein rechter Witzeschöpfer und Sarkastiker, und wäre er auch ein Kardinal, lieber seine Zungenspitze abbeißen als eine auf derselben prickelnde Bosheit nicht herausschnellen wollte. In der Achtung, ja sogar in der Furcht seiner Miteminenzen erhielt sich demzufolge Felice Peretti, aber von Zuneigung zu ihm war keine Rede und so schien sein Schicksal besiegelt.

Das Pontifikat des dreizehnten Gregor war wieder einmal eine richtige Glanz-, d. h. Schmachperiode der weltbekannten päpstlichen Mißregierung. Das Banditenwesen, zu jeder Zeit ein Schandfleck Italiens im allgemeinen und des Kirchenstaates im besonderen, stand im üppigsten Flor, bot dem ungeschickten und schlaffen Priesterregiment offenen Trotz und Hohn, lähmte die ganze Verwaltung und machte die Rechtspflege zu einem Spott. Der römische Adel stand mit dem Brigantaggio nicht nur auf du und du, sondern vielmehr geradezu an der Spitze desselben. Die Palazzi der Nobili in den Städten, ihre Thürme und Kastelle in der Campagna, in den Provinzen waren die sichersten Zufluchtsorte für die Banditen, denen ja auch Kirchen und Klöster stets bereitwillig geöffnete und unantastbare Freistätten boten. Die Häupter der größten Familien der römischen Aristokratie, der Orsini, Colonna, Massimi, Savelli und anderer, hielten solche Banden von Räubern und Mördern in ihrem Schutz und Sold und waren demnach, beim Lichte betrachtet, selber Banditenhauptleute, welchen gegenüber Recht und Gesetz nur Worte von leerem Schall. Bei so bewandten Umständen war der rechte Name des päpstlichen Regimentes Anarchie, die man schließlich gewohnheitsmäßig hinnahm als etwas Unausweichliches. Man

konnte auch das Uebel, weil es sich bis in das Mark des Volkes eingefressen, für unausrottbar halten, bis Einer kam, welcher das Gegentheil bewies und, wenigstens für die Dauer seiner Lebenszeit, das Unerhörte, man möchte fast sagen das Unmögliche zuwegebrachte, d. h. Rom und den Kirchenstaat von Räubern und Mördern säuberte.

Während Montalto studirte, baute, grub und pflanzte, auch gelegentlich eine Witzrakete steigen ließ, als zum Zeichen, daß er auch noch da wäre, war unweit vom Sankt Peter in einem auf der Piazza Rusticuci gelegenen Palazzetto dem Don Claudio Accoromboni und der Donna Tarquinia, seiner Frau, ihre Tochter Vittoria zu einer Jungfrau herangewachsen, welche in einem Körper von klassischer Formenschönheit einen hochgebildeten Geist trug. Man rühmte der jungen Dame nach, daß sie an Umfang und Fülle des Wissens mit einer andern Vittoria, mit ihrer Landsmännin und älteren Zeitgenossin, der gefeiertsten Italerin der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, mit jener Vittoria Colonna sich messen könnte, welcher Ariost im 37. Canto seines großen Gedichtes ein so herrliches Denkmal gesetzt hat. Auch Vittoria Accorombona wurde in ihrer Jugend von Poeten feiernd angesungen, als mit den seltensten Gaben überreich ausgestattet, als von einer Holdseligkeit der Gestalt, der Züge, der Sprache, des Gebarens, daß der von ihr ausgehende Zauber ein geradezu unwiderstehlicher. Und das mußte so sein, nicht allein im Gedichte, sondern auch in der Wirklichkeit. Jeder, der sich ihr näherte, fühlte willig oder widerwillig die Magie ihrer wunderbaren Schönheit, ihres Blickes, ihrer Rede. Selbst der Greis im Kardinalpurpur, der strenge Zelante Montalto, hat diesem Zauber nicht sich zu entziehen vermocht. Wie schweres Leid auch die weiße Teufelin ihm angethan, er konnte der, wir wollen sagen, väterlichen Zuneigung, welche er für sie hegte, nie ganz sich entschlagen. Im übrigen wurde die junge Schöne nicht nur bedichtet, sondern sie dichtete auch selber, d. h. sie vermochte ihren Empfindungen oder auch Anempfindungen in den künstlichen Reimverschlingungen von

Sonetten und Terzetten mehr oder weniger gelungenen Ausdruck zu geben [1]).

Das Dämonische, welches in der Seele des liebreizenden Geschöpfes schlummerte, mußte frühzeitig geweckt werden durch die thörichte Eitelkeit einer Mutter, welche der Ueberzeugung war, für das Juwel von Tochter wäre die allerköstlichste Fassung gerade nur gut genug. Der hochmüthige Ehrgeiz der Mutter wollte mit der „göttlichen“ Vittoria so hoch hinaus oder hinauf, als möglich, und sittliche Bedenken kannte Donna Tarquinia nicht. Sie hatte also gar nichts dagegen, im Gegentheil, es war ihr ganz genehm, daß aus dem dichten Schwarme von Anbetern und Bewerbern, welcher in dem Hause an der Piazza Rusticuci ein- und ausströmte — auch ein Kardinal, Farnese, war darunter — mit wuchtigem Schritt einer hervortrat, welcher einer der größten Herren Roms war, ja vielleicht nach dem Papste der allergrößte, ein richtiger Gransignore nach italischem Schnitt von dazumal, das Haupt des orsinischen Hauses, Don Paolo Giordano Orsini, Duca di Bracciano, Herr vieler Paläste und Burgen, ein Großgrundbesitzer, dessen Güter die für jene Zeit kolossale Jahresrente von 30,000 Thalern lieferten, einflußreich an fürstlichen und königlichen Höfen durch Verwandtschaft und Verbindungen, mächtig und gefürchtet um seines Reichthums, um seiner zahlreichen Banditen, um seiner skrupellosen Entschlossenheit und Ruchlosigkeit willen.

Der Ruf des Herzogs war der schlechteste und er hatte denselben vollauf verdient. Er galt für einen Bösewicht und war einer. Es war kein bloßes Gerücht, daß er seine erste Frau, die Prinzessin Isabella dei Medici, eine Schwester des Großherzogs von Toskana, umgebracht hätte. Er hatte

---

1) Sie that das unter dem Namen Virginia, der freilich viel weniger für sie paßte als ihr wirklicher. Ueber ihre Dichterei vgl. Quadrio, Storia d'ogni poesia, t. II. Quadrio hat Handschriften von Vittoria's dichterischen Versuchen in der Ambrosiana zu Mailand aufgefunden.

es gethan. In einem einsamen Waldschlosse, das im Thale des Arno gelegen, war die Unglückliche gemordet worden (1576), von ihres Gatten eigenen Händen erwürgt, wie jetzt wohl zweifellos feststeht. Aber so groß war der Schein seiner Macht und so wesenhaft die Furcht, welche er einflößte, daß die Brüder der ermordeten Isabella, der Großherzog und der Kardinal Medici, nicht nur keinen Versuch machten, dem Mörder ihrer Schwester Rechenschaft abzuverlangen, sondern nach wie vor mit demselben im besten Einvernehmen standen. Die urtheilslose Menge hegte wohl ein dunkles Gefühl der Angst vor dem großen Herrn, der gewohnt war, seine Leidenschaften und sein Belieben über göttliche und menschliche Gesetze zu stellen. Allein das gehörte ja im damaligen Italien und insbesondere im Kirchenstaat zum guten Ton, wie Raub, Mord und Gewaltthaten aller Art so zu sagen zum täglichen Brote gehörten, und wenn der Gewaltthäter so vornehm, so reich, so angesehen, dabei von so gewinnenden Manieren, so leutselig und freigebig war wie der Duca di Bracciano, so konnte es gar nicht fehlen, daß er einer ausgeprägten Volksbeliebtheit genoß. Volksgunst wendet sich ja immer und überall viel lieber dem prunkenden Laster als der bescheidenen Tugend zu.

Aus alledem erklärt es sich sattsam, daß die Huldigungen, welche Orsini der schönen jungen Vittoria darbrachte, nicht zurückgewiesen wurden, sondern eine gute Statt fanden. Unerklärlicher ist es schon, daß ein junges Mädchen von beispielloser Schönheit an dem Mann, wie er war, als an einem Manne Gefallen gefunden haben soll. Denn der Herzog war bei weitem nicht mehr jung und nichts weniger als ein Adonis oder Antinous. Nahezu ein Fünfziger, kahlköpfig, dickhalsig, von einer bis zur Unförmlichkeit gedehnten Korpulenz, an einem seiner unmäßig dicken Beine mit einem offenen Schaden behaftet, das war doch wohl kein Galan, wie er im Canzoniere Petrarca's oder im Dekamerone Boccaccio's stand. Aber man weiß, es gibt auch Galane, wie sie in keinem Lieder- oder Novellenbuche stehen. Es

gab und gibt zu allen Zeiten hässliche Männer, welche von schönen und schönsten Mädchen und Frauen leidenschaftlich geliebt worden und werden. Wäre die Liebe so leicht zu erklären, daß sie etwas sei, was nur zwischen Gleichen möglich, würde sie dann noch die Liebe sein? Zudem gibt es ja Männer — Frauen allerdings keine — welche vor lauter Hässlichkeit wieder schön werden. Ein solcher war z. B. Mirabeau. Wenigstens die schöne Sophie Lémonnier fand ihn sehr schön. Freilich, Donna Tarquinia hat gewiß sich bemüht, die Herzoginkrone von Bracciano im verlockendsten Brillantfeuer vor den Augen ihrer Tochter leuchten zu lassen, um die Eitelkeit Vittoria's zu stacheln und auf ein großes Ziel zu lenken, und bekannt ist auch, daß, wie die Sinnlichkeit des Mannes, so die Eitelkeit des Weibes ein mächtig wirkendes Motiv in der menschlichen Tragikomödie abgibt. Die weibliche Eitelkeit allein wäre jedoch kaum im Stande gewesen, alle die Proben zu bestehen, denen Vittoria's Verhältniß zum Orsini unterworfen wurde, und alles in allem genommen, dürfte der Schluß gerechtfertigt sein, der Herzog müsse es verstanden haben, dem jungen Mädchen eine wirkliche, tiefe und ausdauernde Leidenschaft einzuflößen. Daß er selber von einer Leidenschaft dieser Art ergriffen, besessen war, unterliegt gar keinem Zweifel.

Vielleicht ist an dieser Stelle unserer Historie die Zwischenfrage gestattet, ob der englische Tragiker, wenn er seine Heldin den weißen Teufel nannte, nicht etwa nur auf ihre körperliche Schönheit habe hinweisen, sondern auch habe andeuten wollen, daß die Urgewalt der Leidenschaft, unter deren übermächtigem Antrieb Vittoria handelte, d. h. sündigte, ihr als eine Entschuldigung, ja als eine Art von Sühne für ihre Verfehlungen gutgeschrieben werden müsse? Ich bin geneigt, diese Frage zu bejahen im Hinblick, daß Webster seinen „weißen Teufel“ sterben läßt mit den Worten:

„Mein größter Fehl, er lag in meinem Blute,
Und also sühn' ich ihn mit meinem Blut“ . . . .

Wenn aber Orsini wähnte, leicht zum Ziele zu gelangen, so täuschte er sich sehr. Es war da einer, welcher die Einfädelung eines Liebeshandels zwischen dem Herzog und der jungen Accorombona ganz anders ansah, als die Donna Tarquinia, und dieser Andersſehende war Don Claudio, der Vater Vittoria's. Als der Ehrenmann, welcher er war, verabscheute er den Gedanken eines unehrenhaften Verhältnisses zwischen seiner Tochter und dem Herzog, wie ihm ein solches als sehr möglich erscheinen mußte, ja, er hätte wohl bei seiner Sinnesweise den verrufenen Mann nicht einmal zu seinem rechtmäßigen Schwiegersohn haben wollen. Um allen Aergernissen ein Ende zu machen und der Gefahr — Accoromboni mochte Grund haben, eine Entführung seiner Tochter durch den gewaltthätigen Duca zu befürchten — beizeiten vorzubeugen, schien es dem redlichen Vater das Räthlichste zu sein, Vittoria rasch zu verheiraten. Er mochte in seiner Ehrbarkeit glauben, eine rechtmäßige Ehe müßte seiner Tochter gegen zuchtlose Begehrnisse und Nachstellungen den besten Schutz gewähren; allein er bedachte dabei nicht, was für Ansichten unter seinen Landsleuten über die Heiligkeit, d. h. Nichtheiligkeit der Ehe im Schwange gingen, und noch weniger bedachte er, ob seine Tochter gegen die Begehrnisse und Nachstellungen vonseiten des Herzogs auch wirklich beschützt sein wollte. Genug, er sah sich um unter den Freiern Vittoria's und seine Wahl fiel auf den sterblich in seine Tochter verliebten Francesco Mignucci-Peretti, den Neffen des Kardinals Montalto. Es war eine armsälige Partie, wenigstens mit dem Maßstabe der hochfliegenden Hoffnungen gemessen, welche Donna Tarquinia für ihre Tochter und in dieser genährt hatte. Der Gärtnersenkel und Bauerssohn sollte ein Kleinod davontragen, um welches der stolzeste der römischen Fürsten, das Haupt der Orsini geworben hatte — abscheulich, unerträglich das! Aber Don Claudio setzte gegenüber von Frau und Tochter seinen Willen durch, und daß er ihn durchsetzte, erweis't immerhin klärlich, daß der brave Mann Herr in seinem Hause war. Der Herzog seiner-

seits scheint keinen Versuch gemacht zu haben, die Verheiratung seiner Angebeteten zu hindern. Die Hochzeit fand demnach statt, das junge Paar wurde in der Kirche Santa Maria della Corte getraut und Francesco führte seine Vittoria unter das gastliche Dach seines Ohms in der Via Papale.

Schon der Eintritt in das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Fuß anständiger, aber schlichter Bürgerlichkeit eingerichtete und geführte Haus mußte auf das verwöhnte Schönheitswunder vom Palazzo der Piazza Rusticuci einen unliebsamen Eindruck machen und die herzliche, aber ebenfalls schlichtbürgerlich geäußerte Freundlichkeit, womit ihre Schwiegermutter Camilla und ihre Schwägerin Maria Damasceni sie empfingen, vermochte diesen Eindruck nicht zu verwischen. Auch die Wahrnehmung nicht, daß ihre bloße Gegenwart hinreichte, die strengen Züge des Kardinals zu mildern, und nicht die immer wieder bestätigte Erfahrung, daß derselbe für die Frau seines Neffen ein wahrhaft väterliches Wohlwollen hegte. Sie, die vorher der in allen Weisen und Tonarten gehätschelte und beschmeichelte Mittelpunkt des glänzendsten Gesellschaftskreises gewesen war, sollte sich in dieser Enge, Eintönigkeit, Langweiligkeit behagen? Unmöglich! Aber vielleicht wäre dieses Unmöglich doch allmälig zu einem Möglich geworden, falls erstens der gute und verliebte Francesco etwas mehr, ach, bedeutend viel mehr gewesen, als eben ein verliebter und guter Francesco und falls zweitens Donna Tarquinia nicht dafür gesorgt hätte, daß der Dämon in der Seele ihrer Tochter ja nicht zu dauerndem Einschlummern käme. Die hochmüthige Dame hatte sich zwar dem Willen ihres Gatten gefügt, fügen müssen, aber sie sah die Heirat Vittoria's fortwährend für ein Unglück, ja für eine Schmach an, die so oder so beseitigt und gutgemacht werden müßte. Sie blieb darum mit dem Herzog von Bracciano fortwährend in regem Verkehr, sprach ihrer Tochter von ihm und fachte in der jungen, mit ihrem Loose bald mehr und mehr unzufriedenen Frau hochmüthige Hoffnungen auf ein glänzendes

Dasein an der Seite des Duca immer wieder an. Daß diese Hoffnungen verbrecherische waren, kümmerte die ehrsüchtige Mutter wenig und kümmerte auch bald die Tochter nicht mehr. Ob Donna Tarquinia sich nicht gescheut, die Gelegenheitmacherin im schlimmsten Sinne zu spielen, d. h. heimliche Zusammenkünfte Vittoria's mit dem Herzog zu veranstalten oder wenigstens zu ermöglichen und zu begünstigen, ist nicht erwiesen, war aber diesem Weibe wohl zuzutrauen. Außerdem verfügte ja Orsini über die Dienste eines ebenso schlauen als gewissenlosen Gelegenheitmachers. Das war einer der Brüder Vittoria's, Marcello Accoromboni, welchen als einen dieser Ehre vollkommen würdigen Gesellen der Herzog in seine Banditen- und Brigantenklientel aufgenommen hatte. Diesen Menschen verwendete der Liebhaber Vittoria's als Auskundschafter und Anschicksmann im Hause Montalto und Marcello war zu diesem Dienste um so geeigneter, als er sich das blinde Vertrauen und die wahrhaft brüderliche Zuneigung seines allzu harmlosen Schwagers Francesco zu erschleichen gewußt hatte. Francesco verbarg den Schurken, welcher verschiedener Unthaten wegen aus Rom verbannt war, im Hause seines Oheims, so oft dem Banditen in die Stadt zu kommen beliebte.

Derweil nahm die Spannung und die düstere Färbung der Verhältnisse im Haushalt des Kardinals in der Via Papale und später in der Villa Peretti am Fuß des Esquilin von Tag zu Tag zu. Keiner und keine der Betheiligten konnte sich's verhehlen, daß ein Wesen wie Vittoria nicht hierher paßte, obzwar Montalto lange Zeit nicht müde wurde, ein gewichtiges Vermittleramt zu üben. Das war wahrlich keine Kleinigkeit. Wenn es bekanntlich schon sehr schwierig ist, zwischen zwei Frauen unter einem Dache, gleichviel, in welchem oder ob auch in gar keinem Verhältnisse dieselben zu einander stehen mögen, einen leidlichen Friedenszustand zu erhalten, so kann man sich unschwer vorstellen, daß unter dem Dache, wo eine dämonisch-geniale Weltdame wie Vittoria einer Schwiegermutter und einer Schwägerin von der Sinnesweise und Gewöhnung

der Donna Camilla und der Donna Maria gegenüberstand, selbst ein Purpurträger genug zu thun hatte, um wenigstens das Ausbersten des Skandals nach draußen möglichst hintanzuhalten. Die Ergebnisse der mütterlichen Schulung und Unterweisung traten an Vittoria mehr und mehr hervor. Der weiße Teufel kehrte seine Natur immer zwangloser heraus. Die junge Frau hatte vom Anfang an einen Aufwand getrieben, welcher über ihre Stellung weit hinausgegangen war und ihre Mitgift rasch aufgezehrt hatte. Nur die kostbarsten Kleidermoden, der reichste Gold- und Steinschmuck waren ihr recht. Sie gefiel sich in einer sorglosen Vergeudung, welche dem sonst so sparsamen und allem Luxus abholden Kardinal schweres Geld kostete, und verleitete auch ihren willenlosen Gatten dazu. Bald kam Schlimmeres. Vittoria that sich nicht mehr den Zwang an, ihre Koketterie zu verbergen. Sie ließ sich ganz öffentlich hofiren und anbeten, fand es auch nicht mehr der Mühe werth, die entschiedene Abneigung, welche sie gegen den armen Francesco empfand, zu maskiren, und lebte in erklärter Feindschaft mit ihrer Schwiegermutter und ihrer Schwägerin. Wie giftgetränkt die ganze Sachlage schon dazumal gewesen sein muß, erhellt erschreckend daraus, daß, als Donna Maria später an einer Fieberkrankheit verstarb, innerhalb des Hauses geflüstert und außerhalb desselben mehr oder weniger laut gesagt wurde, Donna Vittoria hätte durch ihre Zofe Katerina aus Bologna, so eine Hexe wäre, ihrer Schwägerin die schleichend tödtliche Krankheit anhexen lassen. Francesco's Mutter wurde schon lange zuvor von einer dunkeln Angst um ihren Sohn gequält. Sie begann ihre Schwiegertochter zu hassen, aber sie fürchtete dieselbe noch mehr. Donna Camilla hatte das Vorgefühl einer Katastrophe. Kommendes Unheil warf auch diesmal, wie so oft, seinen schwarzen Schatten vor sich her, und daß die Mutter es war, welche diesen Schatten deutlich sah oder fühlte, kann nicht wundernehmen.

So war der Abend vom 15. April des Jahres 1581 herangekommen.

Ob Vittoria von dem, was an diesem Abend geschehen sollte, eine Ahnung hatte? Ob gar ein Wissen? Ob ihr eine Rolle in dem rasch sich abspielenden Mordstück zugetheilt war und welche? Auf keine dieser Fragen gibt es eine Antwort, welche auf Zuverlässigkeit Anspruch hätte. Möglich jedoch und wahrscheinlich sogar ist, daß die Tochter der Donna Tarquinia klar sich bewußt war, die Gattin des Francesco Peretti müßte Witwe sein, um Duchessa di Bracciano werden zu können.

Man wollte in der Villa Peretti gerade zur Ruhe gehen, als Vittoria's Kammermagd Katerina dem Signor Francesco einen Brief brachte. Als Schreiber desselben stellte sich Marcello Accoromboni heraus, welcher, wie er berichtete, wieder einmal in großer Bedrängniß sich befände und seinen Schwager und brüderlichen Freund anflehte und beschwor, ihm sofort beizustehen in einer Sache, wobei es um Leben und Tod sich handelte. Um Mitternacht, so schloß das Schreiben, möge sich der Helfer beim Quirinal auf dem Monte Cavallo zu einem Stelldichein mit dem Hilfebedürftigen einstellen. Der gute und treue Francesco erklärte sich ohne Bedenken und Zaudern dazu bereit, obgleich er ja wissen mußte, daß ein nächtlicher Gang durch das Rom des Statthalters Christi allzeit ein lebensgefährliches Abenteuer wäre. Der Gedanke an diese Thatsache fiel aber mit seiner Vollgewalt auf die Mutter Camilla und die Schwester Maria. Mit Bitten und Thränen, zuletzt kniefällig bestürmten die Frauen den Sohn und Bruder, den gefährlichen Gang zu unterlassen. Umsonst. Der sonst so weiche und bestimmbare Mann bestand, in Schicksalsschlingen gefangen, auf seinem Willen, nahm Hut, Mantel und Degen, befahl einem Diener, ihm mit einer Fackel voranzuleuchten, riß sich los und verließ das Haus.

Er kam nicht weit. Den Aufgang zum Quirinal hinansteigend, wurde er da, wo später der Palazzo Barberini stand, von drei aus Arkebusen geschossene Kugeln durchbohrt. Beim Knallen der aus einem Hinterhalt gefeuerten Schüsse ließ der Diener die Fackel fallen und rannte

Mord und Zeter schreiend nach der Villa zurück. Die Mörder aber stürzten aus ihrem Verstecke hervor, warfen sich auf den Verwundeten und gaben dem Röchelnden mittels Dolchstößen den Rest.

3.

Von der Nemesis, die wie gewöhnlich zu spät kam und, wie sie zu thun pflegt, den Hauptschuldigen entschlüpfen ließ.

Während die Mutter und die Schwester des so schändlich verrathenen und gemordeten Mannes in Klagen und Thränen sich erschöpften und selbst der strenge Kardinal in stummem Schmerze mühsälig nach Behauptung seiner gewohnten Fassung rang, setzte die Witwe Vittoria sich hin und schrieb in Terzinen einen „Lamento“ über den Tod ihres Gatten.

Das zeichnet die ganze Situation.

Mordthaten waren zwar dazumal in Rom Allnächtlichkeiten, allein die Umstände, unter welchen Francesco Peretti gemeuchelt worden, verschafften diesem Mord ein außergewöhnliches Aufsehen. „Donna Tarquinia hat es ausgeheckt, der Orsini hat es gethan oder thun lassen“ — so lautete die allgemeine Rede oder wenigstens der allgemeine Gedanke. Auf allen Lippen schwebte die Frage: „Was wird der Kardinal Montalto sagen und thun?“

Er sagte und that wenig. Eingehüllt in den Stoicismus seines Mönchthums erschien er am Tage nach der Mordnacht in einem vom Papste gehaltenen Konsistorium und verblüffte seine Miteminenzen durch seine Ruhe und Gefasstheit. Er sprach nur wenige und zwar wohlabgemessene Worte über die Blutthat der Nacht, welche ihm einen Neffen gekostet hatte. Als er dann mit Gregor dem Dreizehnten allein war, ließ er allerdings seinen Schmerz

deutlicher sehen; aber er erhob keine Anklage, gegen niemand. Er mochte denken, das wäre ja doch vergeblich, und — auch das zeichnet wieder die Sachlage — die Römer dankten ihm stillschweigend dafür, daß er nicht als Ankläger auftrat. Denn welche Bedrohungen und Schädigungen hätte man nicht von dem Orsini zu erwarten gehabt, so eine ernsthafte Anklage und Untersuchung gegen ihn erhoben und durchgeführt worden wäre! Der schlaffe Papst, welcher den Duca di Bracciano nicht weniger fürchtete als irgendein Spießbürger von Rom, konnte zwar nicht umhin, seine Entrüstung über Francesco's Ermordung zu äußern und auch zum Schein eine Untersuchung anzuordnen; aber diese kam über die ersten Anfänge gar nicht hinaus und damit schien die Sache abgethan, wenigstens amtlich.

Sie war es aber nicht. Zugleich mit der Nachricht von der feierlichen Bestattung, welche der Kardinal Montalto seinem Neffen in der Kirche Santa Maria degli Angeli bereitet hatte, erfuhr man in der Stadt, daß Donna Vittoria aus der Villa Peretti und gleichzeitig Donna Tarquinia aus dem Palazzo Accoromboni verschwunden wäre. Wohin? Die Volksstimme antwortete ohne Bedenken: „In einen der beiden Paläste Bracciano's auf dem Campo dei Fiori oder auf der Piazza Navona“ — und die Volksstimme hatte diesmals recht. Vittoria — sei es aus rasender Leidenschaft oder aus Furcht, in die Untersuchung des Mordes mitverwickelt zu werden, oder endlich dem Rathschlag ihrer Mutter folgend, welche das Gebäude ihrer unheimlichen Ränke möglichst bald unter Dach gebracht sehen wollte, oder aus allen diesen Motiven mitsammen — Vittoria hatte sich, alle Scham und Scheu abwerfend, zu ihrem Liebhaber geflüchtet, vom Sarg ihres von diesem gemordeten Gatten hinweg.

Selbst aus der gräuelgewohnten Raub- und Mordhöhle, welche das Rom jener Zeit gewesen ist, erhob sich ein Schrei des Entsetzens über solche Frechheit des Lasters.

Die päpstliche Regierung, soweit überhaupt von einer „Regierung“ die Rede sein konnte, rührte sich nicht und auch der „Statthalter Christi“ selbst würde sich nicht gerührt

haben, so ihm nicht von einer Seite her zugesetzt worden wäre, wo er schandenhalber doch hinhören mußte. Nämlich, die Orsini und die Medici fürchteten mit allem Grund eine Heirat des Duca di Bracciano mit der gewaltsam zur Witwe gemachten Vittoria und legten sich gemeinsam dagegen ins Zeug. Dem Stolze der Orsini war eine Vermählung ihres Oberhauptes mit der Tochter des umbrischen Junkers Accoromboni und der Witwe des Bauerssohnes Peretti zuwider und der Kardinal Medici hielt die Rechte seines Neffen Virginio, welchen seine ermordete Schwester Isabella ihrem Gemahle geboren hatte, durch eine neue Heirat des Duca für beeinträchtigt oder für ganz gefährdet. Es ist ja menschliche Art, sich viel lieber und leichter durch gemeine als durch edle Beweggründe zum handeln bestimmen zu lassen. Dieselben Leute, welche noch so eben die schnödeste Verletzung des Sittengesetzes nicht hatte bewegen können, Hand oder Fuß zu rühren, rührten jetzt wetteifernd ihre und anderer Hände und Füße, um den Eingebungen des Vorurtheils und der Habsucht gerecht zu werden.

Wie alle Schwächlinge von Menschen und von Völkern neigte Gregor der Dreizehnte stets dahin, wo augenblicklich die größte Kraftentwickelung statthatte, und darum ließ er sich durch die bezeichneten Einflüsse bestimmen, am 5. Mai von 1581 ein „Monitorium“ zu erlassen, kraft dessen eine Ehe Bracciano's mit Vittoria, welche ohne ausdrückliche päpstliche Bewilligung eingegangen würde, zum voraus für ungiltig erklärt wurde. Gegen diesen reingeistlich-kirchlichen Angriff wußte sich der Duca nur mittels passiven Widerstandes zu wehren. Er brachte seine Geliebte in eine kleine Villa, welche er an der Via Magnanopoli besaß, damit sie dort versteckt bliebe, bis der Sturm vorübergebraus't wäre. Allein das ging nicht so schnell, denn der Kardinal Medici und die orsinische Sippschaft hatten die Augen offen. Sie erwirkten ein neues Monitorium des Papstes, kraft dessen der Witwe Peretti befohlen wurde, in das Haus ihres Vaters zurückzukehren. Sie gehorchte, war aber bald wieder in der Villa ihres Liebhabers. Ein abermaliges Moni-

torium trieb sie in das väterliche Haus zurück, in welchem Don Claudio jetzt allerdings nicht mehr Herr zu sein schien; warum, weiß man nicht. So ging das Hin und Her weiter bis zum Ausgang des Jahres, wo es gelang, den Papst zu einer ernstlichen Maßregel zu drängen. Eines Decembertages drangen päpstliche Sbirren plötzlich in das Haus Accoromboni, ergriffen Vittoria und führten sie nach dem in Trastevere gelegenen Kloster Santa Cäcilia. Weil man aber die Gefangene daselbst vor den Machenschaften ihres Galans nicht sicher glaubte, wurde sie nach dem Kastell San Angelo gebracht und dort nahezu ein Jahr lang gefangen gehalten. Diese Haft war jedoch eine sehr gelinde und die Gefangene durfte einen ununterbrochenen Briefwechsel mit ihrem Liebhaber unterhalten. Man wird dadurch in der durch den ganzen Verlauf der Sache angeregten Vermuthung bestärkt, daß die Gefangensetzung des weißen Teufels nur eine zwischen der Regierung des Vatikans und dem Herzog von Bracciano redend oder schweigend abgekartete Komödie gewesen sein könnte. Die Haft Vittoria's konnte für eine kirchliche Buße gelten und während der Dauer dieser Büßung sollte über die Ermordung ihres Gatten Gras wachsen und die eingeleitete Kriminalprocedur einschlafen.

An Anhaltspunkten zur Weiterführung derselben hätte es wahrlich nicht gefehlt. Der Bruder jener Katerina, der Zofe Vittoria's, Domenico d'Aquaviva, welcher an jenem Aprilabend den schicksalsschweren Brief für Francesco Peretti gebracht hatte, war verhaftet worden und hatte im Februar 1582 das Geständniß abgelegt — ohne Folterzwang, wohlverstanden! — die Donna Tarquinia wäre am ganzen Unheil schuld. Seine Schwester Katerina wäre ihre Helfershelferin gewesen. Zu Vollstreckern des Mordplans hätten gedient ein gewisser Machioni aus Gubbio und ein gewisser Barca aus Bracciano, Banditen eines großen Herrn, dessen Namen er, Domenico, aus beweglichen Gründen verschwiege. Diese Enthüllung hätte müssen von rechtswegen dem Duca Bracciano und der Donna Tar-

quinia theuer zu stehen kommen. Aber es war gar keine Rede davon. Im Gegentheil, die ganze Procedur wurde niedergeschlagen und unlange darauf ließ man auch den Domenico laufen. Das war die Rechtspflege eines „Statthalters Christi".

Mehr noch, schon zu Anfang des Jahres 1583 treffen wir den Herzog im Vatikan wieder in voller Gunst. Der heilige Vater ließ sich von dem Bösenwicht bewegen, alle gegen ihn und Vittoria erlassenen Monitorien zurückzunehmen, einzig das Eheverbot ausgenommen. Dasselbe, meinte Bracciano, wäre eigentlich ganz überflüssig, da er ja seinen Sippen, den Orsini, wie auch dem Kardinal Medici, die Erklärung gegeben hätte, er würde Vittoria niemals zu seiner Gemahlin machen.

Ja wohl, er brauchte sie nicht mehr dazu zu machen: sie war es nach damaliger Anschauung schon in aller Form Rechtens, als der Duca diese schamlos verlogene Erklärung abgab. Wenige Wochen, vielleicht nur wenige Tage nach der Ermordung des armen Francesco hatte sich der Mörder — denn das war ja der Herzog mittels der Hände seiner Banditen — in Rom mit der Witwe des Ermordeten heimlich trauen lassen. Für einen solchen Gransignore war es eine Kleinigkeit, in der von Priestern und Mönchen wimmelnden Stadt einen Prete aufzutreiben, welcher die Trauungsformel über ihn und seine Mitschuldige aussprach. Das genügte, zumal vor Erlassung des päpstlichen Monitoriums vom 5. Mai 1581, zum Abschluß einer rechtmäßigen Ehe vollkommen. Eine solche wollte aber Donna Tarquinia, welche zweifelsohne ihre Tochter angeleitet hatte, dem maßlos verliebten Orsini begreiflich zu machen, daß der Weg zu ihrem Schlafzimmer fortan nur durch die Kirche ginge. Die beiden Damen scheinen aber der heimlichen Trauung in Rom doch nicht ganz getraut zu haben. Vittoria setzte es nämlich nach ihrer Entlassung aus der Engelsburg durch, daß sich der Duca am 10. Oktober von 1583 in der Burgkapelle zu Bracciano zum zweitenmal und zwar öffentlich und feierlich mit ihr trauen ließ.

Diese Frechheit warf in Rom Staub auf. Das päpstliche Eheverbot bestand ja noch und so schickte man sich denn weitschichtig an, einen neuen Proceß gegen den Duca und die Duchessa di Bracciano einzuleiten. Der Orsini wußte wohl, daß das nur eine abermalige Komödie wäre, die bald ausgespielt sein würde. Er kam daher mit Vittoria scheulos nach Rom und lebte mit ihr als mit seiner Frau öffentlich in seinem Palazzo. Das Paar schien glücklich, war es vielleicht auch; denn über die Mahnungen des Gewissens waren beide weit hinweg. Nicht erst die Materialisten und Nihilisten der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts haben den schönen Satz erfunden, das „sogenannte" Gewissen sei nur ein lächerliches Phantom, nur noch von „ganz zurückgebliebenen" Leuten geglaubt, anerkannt und geachtet. Die Wüstlinge und Unzüchtlinginnen, die Frevler und Verbrecherinnen des 16. Jahrhunderts waren ja auch schon so weit.

Die Herrlichkeit des glücklichen Lasters währte bis zum 10. April 1585, an welchem Tage Gregor der Dreizehnte starb. Zunächst zwar schien dieser Todesfall das Glück des Duca und der Duchessa di Bracciano nicht beeinträchtigen zu können. Im Gegentheil, das Interregnum, die zeitweilige Papstlosigkeit Roms begünstigte die Ausführung eines Planes, womit sich das Paar wohl schon lange getragen hatte. Daß den Beiden an der Verwirklichung dieses Plans so viel gelegen war, scheint nun aber doch darauf hinzudeuten, das vorhin über ihre souveräne Gewissenlosigkeit Gesagte bedürfe einer Einschränkung. Oder war es nur ein unbestimmtes Furchtgefühl, welches sie besorgen ließ, die zweimal vollzogene Trauung genügte noch immer nicht, ihre Ehe zu einer rechtmäßigen zu machen? Genug, unmittelbar nach dem Ableben Gregors des Dreizehnten, berief der Orsini eine Versammlung der angesehensten Rechtsgelehrten und der geriebensten Advokaten in seinen Palast, um denselben die Frage vorzulegen, ob das von dem verstorbenen Papst erlassene Monitorium, welches dem Duca die Ehelichung Vittoria's verboten hatte,

jetzt noch zu Recht bestünde. Nach vielem Kalkuliren, Argumentiren und Debattiren gelangten die Herren zu diesem von dem Fragesteller gewünschten Schluß: Nein, das Verbot ist hinfällig geworden, maßen das Monitorium mit dem Tode seines Erlassers erlosch. Daraufhin feierten Don Paolo Giovanni und Donna Vittoria zum drittenmal ihre Hochzeit und ließen sich am 24. April von 1585 abermalen feierlich einsegnen, weihen und trauen.

Es war die höchste Zeit. Denn kaum eine Stunde nach dieser dritten Trauung, kraft welcher die Ehe des schuldigen Paares allerdings eine unanfechtbar giltige geworden, ging aus dem geöffneten Konklave der Kardinal Montalto als Papst Sixtus der Fünfte hervor.

Eine furchtbare Störung der dritten Hochzeit fürwahr! Wie ein Eishauch mußte das für sie, wie für ganz Rom, so unerwartet Gekommene die Beiden anwehen.

Der Heilige Geist, welcher bekanntlich die Päpstewahlen macht, hatte auch diesmal wieder, wie sonst so manchesmal, gar wunderliche Zickzackwege im Konklave wandeln, gar seltsame Kreuz- und Quersprünge machen müssen, um zu seinem Ziele zu gelangen [1]). Kaum aber war er dazu gelangt, kaum war Sixtus der Fünfte ausgerufen, als sich etwas wie die Empfindung einer Erlösung in der Bevölkerung von Rom regte. Die ehrlichen Leute athmeten auf, die Schurken wandelte ein Zittern an. Man ahnte, daß wieder einmal ein Mann, ein Papst-Herrscher auf dem Stuhle Petri platzgenommen hätte. Und so war es. Schon die ersten Regierungshandlungen, die vom Vatikan ausgingen, thaten urbi et orbi kund, daß der neue „Knecht der Knechte Gottes" ein Herr und Gebieter von eisernem

---

1) Eine sehr anschauliche, auf durchaus authentischer Basis ruhende Schilderung dieser Zickzackwege und Kreuz- und Quersprünge, d. h. des Parteiengetriebes im Konklave und aller der diplomatischen Ränke und Schwänke, welche zur Wahl Montalto's führten, gibt Hübner in seinem trefflichen Werke: „Sixtus der Fünfte", 2 Bde. 1871, I, 127 fg., also ein Mann, dessen Katholicität keinem Zweifel untersteht.

Willen, unerbittlicher Strenge und unbeugsamer Thatkraft wäre. Sofort begann die mit furchtbarer Folgerichtigkeit durchgeführte Säuberung der römischen Raub- und Mordhöhle, die Ausräumung der kirchenstaatlichen Banditen- und Brigantenherberge. Wenige Tage nur und Schrecken ging einher vor dem Namen Sixtus des Fünften.

Mit unter den Ersten, welche sich herzudrängten, um dem soeben proklamirten neuen Statthalter Christi den Fuß zu küssen, befand sich auch der Orsini. Er mochte gekommen sein, um in den Augen des Oheims seines Opfers nach seinem Schicksal zu forschen. Er wurde empfangen wie alle die andern, mit gnädiger Kühle. Doch meinte er einen seltsamen Blick aus dem Auge des Papstes auf sich herabzucken zu sehen. Dieser Blick ließ es ihm räthlich erscheinen, durch Vermittelung des Kardinals Medici den Papst um eine Privataudienz anzugehen. Sixtus gewährte sie und da hat er dem Duca in einer Weise, die nicht mißzuverstehen war, gesagt, der Papst hätte vergessen, was der Herzog an dem Kardinal Montalto gesündigt; so aber in Zukunft der Duca die Gesetze mißachten, Banditen in seinem Bann und Sold halten und Briganten in seinen Palästen und Burgen Unterschlauf gewähren würde, so sollte er erfahren, daß der Arm des Statthalters Christi jetzo von Eisen.

Voll Schrecken kam der Orsini heim und traf da eine Erschrockene, seine Gemahlin, welche ihrerseits von einem Gange zurückgekehrt war, der auch kein günstiges Ergebniß gehabt. Vittoria nämlich hatte unmittelbar, nachdem die Wahl Sixtus des Fünften kundgeworden, keck den Versuch gemacht, die Fürsprache ihrer früheren, so tödtlich gekränkten Schwiegermutter zu gewinnen. Sie hatte sich nach der Villa Peretti aufgemacht, welche sie so schnöde verlassen, um in die Arme des Mörders ihres Gatten zu eilen, sie drang fast gewaltsam zur Donna Camilla und erzwang sich eine Unterredung mit der Mutter Francesco's, welche den weißen Teufel mit Schluchzen empfing. Aber ein Versprechen der Verzeihung oder gar der Fürsprache ver-

mochte Vittoria nicht zu erlangen. Das hieß denn doch einer Mutter und vollends einer italischen Mutter zu viel zumuthen.

Die Nemesis war endlich doch aufgestanden. Spät kam sie, aber sie kam.

Noch in derselben Nacht flohen, von unbesieglicher Angst getrieben, der Duca und die Duchessa aus Rom. Zunächst auf ihre Burg zu Bracciano. Hier hatte der Oberbandit des Herzogs, Marcello Accoromboni, welcher auf des Orsini Befehl die Ermordung seines Schwagers Francesco geleitet, eine große Schar von Briganten versammelt, unzweifelhaft in der Absicht, während der Dauer des Konklave einen Raubstreich im größeren Stil auszuführen. Konnte man nun etwa an der Spitze dieser Gesellen der vermutheten Feindseligkeit des neuen Papstes Trotz bieten? Der Herzog, früher ein so entschlossener und verwegener Bösewicht, dachte nicht einmal daran. Der Blick des fünften Sixtus mußte ihn mit Entsetzen geschlagen haben. Der Boden des Kirchenstaates brannte ihm unter den Füßen. Er raffte sein Bargeld und was von kostbarem Besitz ihm sonst zur Hand zusammen und floh mit Vittoria von Bracciano weiter nach Padua, auf venetianisches Gebiet.

Hier im Juni 1585 angelangt, fühlte er sich sicher. Er wußte, die Signoria der Republik von San Marco würde ihn nicht an den Papst ausliefern, und seine reichen Mittel erlaubten ihm, auch in der Fremde als großer Herr aufzutreten. Er miethete einen Palast in Venedig selbst und einen zweiten in Padua, den Palazzo Foscarini. Ebenso in Salò eine am Ufer des Gardasee's wunderschön gelegene Villa. Dorthin zog er mit Vittoria, die sich in der ländlichen Umgebung sehr behagte. Sie war ja ein Stück von einer Poetin und nach allen den Stürmen ihres Lebens konnte ihr die idyllische Stille am schönsten der oberitalischen Seen nur willkommen sein. Das Idyll währte freilich nicht lange und schlug zur Tragödie um.

Die Erinnyen ruhten ja nicht. Eine Mutter darf die

Ermordung ihres Sohnes nicht vergessen, sonst wäre sie keine Mutter. Darum ließ Donna Camilla die Blutspur von jener Aprilnacht des Jahres 1581 nicht kalt werden. Sie bestürmte ihren Bruder um Rache. Wofür sonst trug er die dreifache Krone? Warum forderte er nicht von Venedig die Auslieferung des Mörders und seiner Schuldgenossin? Der Papst kam ungern auf die traurige Sache zurück, um so mehr, da er ein Gefühl zärtlichen Mitleids für Vittoria noch immer bewahrte. Im August 1585 sprach er mit dem venetianischen Botschafter bei der Kurie über die Auslieferungsfrage. Aber er nahm sie nicht an die Hand, sei es, daß er mit der Republik von San Marco dazumal in keine Verwickelung kommen wollte, sei es, daß er, wie er sagte, von der Sache genug und übergenug hätte und nichts mehr davon hören wollte. Soweit jedoch gab er den Bitten seiner Schwester nach, daß er an die Signoria das Begehren stellte, den ebenfalls auf venetianisches Gebiet geflüchteten Marcello Accoromboni auszuliefern. Dazu ließ sich Venedig nach etlichen Weiterungen herbei. Marcello wurde an die päpstlichen Behörden ausgeliefert und im folgenden Jahre zu Ancona gerichtet und hingerichtet.

Derweil war der Hauptschuldige unversehens der Gerechtigkeit entschlüpft, deren Brauch und Gewohnheit ja überhaupt ist, die kleinen Sünder zu fassen und zu strafen, die großen aber so oder so entschlüpfen zu lassen. Im Spätherbste erkrankte der Herzog von Bracciano zu Salò, gerade als er sich anschickte, zum Winteraufenthalt nach dem Palazzo Dandolo in Venedig überzusiedeln. Sein alter Schaden am Bein wurde brandig und die Lebensgefahr nahm rasch zu. Es warf doch etwas wie einen versöhnenden Schimmer auf dieses Sterbebett, daß der Kranke bis zum letzten Athemzug mit heißer Liebe an seiner Schuldgenossin hing. Die Sorge, daß er sie freundlos und schutzlos zurückließe, war wohl die bitterste Pein seiner letzten Tage. Soweit er konnte, sorgte er für Vittoria. Am 10. November 1585 machte er sein Testament, kraft dessen nach seinem Ableben einer seiner Stadtpaläste und

eine seiner Villen, ferner sein ganzer Reisehaushalt, alles Geräthe, Pferde, Wagen, sowie eine Summe von 100,000 Piastern in Bargeld, Juwelen und Silberzeug seiner Witwe als Eigenthum zufallen sollten. Um die Erbin gegenüber der mit Bestimmtheit vorauszusehenden Feindseligkeit der ganzen Sippschaft der Orsini im Besitze des Vermächtnisses zu schützen und zu sichern, bestellte Bracciano die Herzöge von Ferrara und Urbino, sowie die Kardinäle Farnese und Medici zu Testamentsvollstreckern, was sich freilich als ganz nutzlos bald herausstellen sollte. Drei Tage darauf, am 13. November, starb er.

Jetzt stand Vittoria allein und schon kreis'te ob ihrem Haupte die „geflügelte" Nemesis. Aber peinlich zu berichten ist die Thatsache, daß die „Göttin mit strengem Blick", die „Verwalterin der Gerechtigkeit" zum Vollstrecker der Straffentenz an dem „weißen Teufel" einen Menschen wählte, der ein „schwarzer" Teufel mit Fug heißen konnte.

Das war einer von der Sippe des verstorbenen Duca, ein Orsini, Lodovico genannt, zweifellos einer der ruchlosesten Gesellen, so dazumal der Boden Italiens trug. Er war ein notorischer Bandit und Brigant und ein Hauptmann von Banditen und Briganten, was ihn aber nicht hinderte, ein angesehener Edelmann zu sein, der in der orsinischen Verwandtschaft viel galt. Wegen einer ganz besonders frechen Mordthat aus Rom verwiesen, war er nach Venedig gegangen und die Signoria hatte kein Bedenken getragen, ihm eine militärische Bestallung zu geben, ja sogar, da er für einen geschickten Officier galt, ihn zum Befehliger ihrer Truppen auf der Insel Korfu zu ernennen. Bevor er aber zur Uebernahme seines Kommando's dorthin ging, erfuhr er den Tod seines Vetters, des Herzogs von Bracciano, auf welches Ereigniß er wohl schon lange gelauert haben mochte. Darauf deutet der Umstand hin, daß er sich zum voraus vonseiten Virginio's Orsini, einzigen Sohnes des Orsini-Bracciano, eine Vollmacht verschafft hatte, eintretenden Falles für die Bestattung des Familienhauptes zu sorgen

und die Rechte des legitimen Erben gegen die „maladetta puttana“ Vittoria wahrzunehmen [1]).

Diese ahnte so wenig, was sie von dem Banditenhauptmann zu gewärtigen haben würde, daß sie ihn selber von dem Ableben des Herzogs in Kenntniß setzte. Lodovico machte sich sofort von Venedig nach dem Festland auf und eilte spornstreichs nach Salò, wo er, auf seine Vollmacht pochend, als der rechtmäßige Herr auftrat und zwar brutal wie ein Bandit und räuberisch wie ein Brigant. Er verweigerte die Anerkennung des herzoglichen Testamentes, behandelte die Witwe, als ob sie wirklich nur eine „maladetta puttana“ wäre, und zwang sie, ihm das Silbergeschirr und den größeren Theil ihres eigenen Schmuckes auszuliefern. Auch die Pferde und Wagen nahm er ihr weg. Was konnte sie gegen den gewaltthätigen Schurken, welcher von einer ganzen Rotte seiner Spießgesellen begleitet war, thun? Nichts. Sie mußte, Schlimmstes fürchtend, froh sein, mit Hilfe ihres Bruders Flaminio Accoromboni, welcher bei ihr war, und etlicher treuer Diener aus Salò entfliehen und nach Padua in den Palazzo Foscarini gelangen zu können, welchen Zufluchtsort sie in ziemlich dürftigem An- und Aufzug erreichte. Also für den Augenblick in Sicherheit, suchte sie den Schutz der Signoria nach und wandte sich, Hilfe und Beistand suchend, auch an den Papst. Das verrieth doch, milde gesagt, große Keckheit, lieferte aber auch den Beweis, daß die weiße Teufelin überzeugt sein mußte, der Zauber, welchen sie auf den Ohm ihres ermordeten Gatten geübt, wäre noch nicht gebrochen. Und wirklich, er war es nicht. Sixtus der Fünfte, dessen bei seinem großen Aufräumungs- und Säuberungsgeschäft entwickelte Strenge gerade damals nicht selten zu erbarmungsloser Grausamkeit sich verhärtete, vernahm den Hilferuf

1) Eine bizarre Schicksalsfügung wollte, daß später eine Tochter der bescheidenen und anspruchslosen Maria Damascena, also eine Großnichte des fünften Sixtus, Flavia geheißen, von Virginio Orsini, dem rechtmäßigen Sohn und Erben des Verderbers ihres Oheims Francesco, geehlicht und zur Duchessa di Bracciano gemacht wurde.

Vittoria's ohne Zorn und war geneigt, denselben zu erhören. Aber er hatte keine Zeit mehr dazu.

Die Orsini wollten ihre Rache und ihren Raub haben, voll und ganz. Darum sollte in Padua vollendet werden, was in Salò begonnen worden. Lodovico Orsini war der Mann dazu, das zu thun. Diese italischen Banditen des 16. Jahrhunderts waren ganze Kerle, Menschen aus einem Gusse, das muß man ihnen lassen. Sie wußten ihren Verbrechen kühn ins Angesicht zu sehen und der Anblick entsetzte sie keineswegs. Sengen und Brennen, Rauben und Morden war ihnen ein Geschäft, das sie mit derselben Gemüthsruhe betrieben, womit etwa der Hufschmied den Pferdebeschlag oder der Fischer den Fischfang betrieb. Noch ein Zug vervollständigt das Bild dieser Männer mit Stirnen von Erz und mit Händen voll Blut. Sie waren nämlich sehr fromm. Fanden sie von Zeit zu Zeit, die Last der aufgehäuften Sünden und Frevel wäre nachgerade von unbequemer Schwere geworden, so versäumten sie nicht, diese Last im Beichtstuhl abzuschütteln, um Platz für eine neue zu gewinnen. Die Kirche hatte ja einen so guten Magen. Selbiger verdaute nicht nur Land und Leute, sondern auch ganze Berge von Lastern und Freveln.

Lodovico Orsini ließ nicht ab von dem Wilde, das er zu jagen, todtzujagen entschlossen war. Er folgte mit seiner Meute der Spur Vittoria's von Salò nach Padua. In der Nacht vom 21. auf den 22. December von 1585 besetzte eine Schar von verlarvten Bewaffneten die Zugänge zu dem düsteren, unwohnlichen Palazzo, wo die Witwe des Duca di Bracciano haus'te. Eine zweite Rotte von bewaffneten Verlarvten brach mit Gewalt in das Haus. Das erste Opfer der von Lodovico geführten Mordbande war Flaminio Accoromboni. Er wurde, in seinem Zimmer überfallen, mit Hakenbüchsenschüssen und Dolchstößen niedergemacht. Das Mordgetöse verkündete dem unseligen Weibe den Tod. Sie war in ihrem Schlafgemach. Die Thüre desselben wird von den Banditen aufgesprengt. Der ver-

mummte Hauptmann der Bande erscheint auf der Schwelle und schreit der Rettungslosen zu: „Du stirbst!“ Sie macht keinen Versuch, das Verhängniß abzuwenden, und sagt nur: „Gebt mir nur einen Augenblick Frist, meine Seele Gott zu empfehlen“. „Nein!“ Und auf den Wink des Orsini fasst einer der Briganten die Unglückliche, stößt ihr den Dolch in den schönen Busen, dreht das Eisen in der Wunde um und fragt höhnisch: „Hab' ich dein Herz getroffen?“

So endete ein Wesen, auf welches die Natur eine Fülle ihrer schönsten Gaben ausgeschüttet und welches davon doch nur zum Verderben anderer und zuletzt auch zum eigenen Gebrauch zu machen gewußt hatte. Vittoria's Erscheinung, Charakter und Schicksal erinnern, wie jeder, so sich mit dieser Geschichte beschäftigt, unwillkürlich finden muß, gar vielfach an das Schicksal, den Charakter und die Erscheinung ihrer Zeitgenossin, einer noch berühmteren oder, wenn man will, noch berüchtigteren Frau des 16. Jahrhunderts, an Maria Stuart, an welcher 14 Monate nach der Ermordung der Herzogin von Bracciano zu Padua im Schlosse Fotheringay in England ein politischer Justizmord verübt wurde. Verdient hatten die beiden Sünderinnen redlich, was sie traf. Aber das innerste Geheimniß ihres Daseins haben beide unausgesprochen mitgenommen in ihre blutigen Gräber.

Auch den mörderischen Lodovico Orsini traf endlich, was er schon lange überreichlich verdient hatte. Die Signoria von Venedig trat als Rächerin Vittoria's auf, mußte sich aber des kühnen Verbrechers, nachdem dessen Schuld, namentlich durch einen an Virginio Orsini gerichteten und aufgefangenen Brief festgestellt worden, sowie der ganzen Mordbande mittels eines förmlichen Kampfes bemächtigen, bei welchem sogar Feldschlangen in Anwendung kamen. Während der Procedur bewahrte der Bandit unentweglich die stolze und trotzige Haltung eines Mannes, welcher gethan, wie ihm zukam. Er wurde auf Befehl der Staatsinquisitoren am 27. December im Kerker erdrosselt.

Das ist das würdige Nachspiel zu dem Sittendrama gewesen, welches die Menschen von damals die Tragödie Accoromboni nannten.

Sixtus der Fünfte belobte die Signoria von San Marco dafür, daß sie die Ermordung Vittoria's gerächt. Der gewaltige Mann auf dem Stuhle Petri hat bis zum 27. August von 1590 gelebt, d. h. geherrscht. Er war, um doch auch einmal ein Modestichwort unserer Tage zu gebrauchen, der letzte „stilvolle“ Papst, eine Natur, ein Charakterkopf, eine Gestalt von Erz. Alle seine Nachfolger im Vatikan sind nur mehr oder weniger deutliche oder verwischte Abklatsche der vom Koncil zu Trient angefertigten Papstschablone gewesen. Er, der Bauerssohn von Grottamare, war die letzte pontifikale Persönlichkeit, welche der Rede werth.

Zwei Königinnen.

Die frouwen beide waren in groz ungemüete kommen.
Nibelungenlied, 16.

Les places que la postérité donne sont sujettes, comme les autres, aux caprices de la fortune.
Montesquieu, **Grand. et décad. des Rom. ch. 1.**

1.

Wer mit Engländern verkehrt hat, weiß, daß über zwei Dinge, d. h. über eine Sache und über eine Person, sich nicht mit ihnen reden läßt, — nämlich nicht so reden läßt, wie es Leuten von Wissen und Unbefangenheit zukommt und ziemt. Die Sache ist die Bibel, die Person ist die Königin Elisabeth. Sobald diese zwei Gegenstände berührt werden, benimmt sich der richtige Englishman ungefähr so wie ein kolleriges Pferd, vor dessen Nase man plötzlich eine Rakete abbrennt. Er setzt sich, so zu sagen, auf die Hinterbeine, fängt zu pruhsten und zu bocken an, die bekannten britischen Starr- und Stieraugen werden grünglasig und mit Vernunft und Kritik, Wahrheitsgefühl und Gerechtigkeitssinn, item mit menschenwürdiger Diskussion ist's vorbei. Die Bibel ist das absolute „Holy Book“, die Königin Elisabeth die absolut „jungfräuliche Queen Beß“, — jene wie diese ein unter die unantastbare Glasglocke des ehrfurchtvollsten Rührmichnichtan gestelltes Idol,

das einer Untersuchung, geschweige einer Anzweifelung, gar nicht unterzogen werden darf. Der richtige Engländer verbrennt noch immer alljährlich am Guy-Fawkes-Tag den römischen Papst im Bilde, aber vor dem papierenen Bibel-Papst liegt er anbetend auf den Knieen. Sein Bibelsammelsurium ist ihm, gerade wie dem richtigen Muslem sein Koransammelsurium, das Buch schlechthin und gerade so ist ihm die Königin kat' exochen seine „jungfräuliche Queen Beß", mit deren Jungfräulichkeit es doch schon in ihren Backfischjahren nur so so la la bestellt war, wie Lord Seymour de Sudeley des näheren anzugeben vermocht hätte, so er gewollt.

Wenn kenntniß- und urtheilslose Menschen, in deren Augen der große Cromwell nur ein „Rebell und Usurpator", der von Genius' Gnaden erlauchte Byron noch immer nur das Haupt einer „satanischen Schule" und der edelherzige, liebevolle Shelley nichts als ein „ungläubiges Ungeheuer" ist, — wenn solche richtig-englische Durchschnittsleute mit der Königin Beß Idolatrie treiben, so ist darüber weiter nichts zu sagen. Es ist das eben ein nationaler Aberglaube, wie der Bibelfetischismus ein religiöser. Wenn aber Menschen, welche auf höhere Geisteskultur, sogar auf Wissenschaftlichkeit Anspruch erheben, die maßlose Ueberschätzung Elisabeths, den Queen-Beß-Götzendienst mitmachen, wie neuerdings wieder der Historiker Froude und der Essayist Dixon gethan haben, so darf man billig sich verwundern und den Ursachen dieser englischen Krankheit nachfragen.

Ein allgemein menschlicher Grund derselben ist, daß Elisabeth Erfolg hatte, glänzenden Erfolg. Weil sie glücklich war, mußte sie ihren Zeitgenossen und muß sie der Nachwelt als groß erscheinen. Hätte sie Unglück gehabt, so würde man natürlich von der rothhaarigen, geierschnabelnasigen Tochter Heinrichs des Achten ganz anders reden. Das Schicksal hatte sie auf einen Platz gestellt, wo sie, welche ihr Lebenlang innerlichst Katholikin geblieben und dem romanisch-despotischen System der Politik leidenschaftlich

zugethan gewesen ist, für die Vorkämpferin des Protestantismus und Germanismus gelten konnte, gelten mußte. Es ist eine jener nicht seltenen tollen Ironieen der Weltgeschichte, daß diese unerbittliche, kieselsteinhartherzige Tyrannin, welche ihre Parlamente behandelte, wie dieselben es verdienten, d. h. wie die Insassen einer Bedientenstube, wie die Senate des Tiberius oder des ersten und dritten Napoleon, — diese grausame Kokette, welche eine wirkliche oder auch nur geargwohnte Verfehlung gegen ihre bis zur Narrheit gehende Eitelkeit nie verzieh, — diese männersüchtige Nichtjungfer, welche mit Seymour, Leicester, Hatton und Simier gebuhlt und noch in ihren alten Tagen mit Essex lüstern getändelt hat, — dieses herrschsüchtige Weib, welches jeden Versuch, ihrer absoluten Machtvollkommenheit zu widerstreben, furienhaft ahndete, — diese blutige Verfolgerin der Nichtkonformisten, welche sich dem Papalismus der anglikanischen Päpstin Elisabeth nicht unterwerfen wollten, trotz alledem von der Mit- und Nachwelt als die weiseste der Königinnen, als ein Muster von Sitte und Takt, als eine, wie Shakspeare sie lobhudelte, ganz makellose Lilie („a most unspotted lily“), als die Trägerin und Heldin des germanisch-protestantisch-parlamentarischen Princips der Bewegung gegenüber dem romanisch-katholisch-absolutistischen der Stabilität gepriesen werden konnte und kann und zwar mit einem starken Anschein von Recht. Denn „le succès justifie tout“ und zu dem unberechenbar wichtigen Erfolge, welchen in dem großen, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts entbrannten Kampfe das Princip der Bewegung über das der Stabilität davontrug, mußte Elisabeth, als Tochter der Anna Boleyn, mitwirken. Daß sie es in Folge ihrer großen staatsmännischen Begabung auch konnte, das macht in den Augen unbefangener Urtheiler ihren Anspruch auf Nachruhm aus. Sie war keine Initiatorin, keine Wegbahnerin; aber sie hatte etwas, viel sogar von dem Zeuge in sich, aus welchem die Weltgeschichte brauchbare Werkzeuge schneidet, um in verhängnißvollen Epochen den trägen Erdenkloß Mensch damit zu

bearbeiten, einzujochen, an den Entwickelungspflug zu spannen und vorwärts zu treiben. So ein Treiberberuf hat eine erkleckliche Dosis von skrupelloser Despotie zur unumgänglichen Voraussetzung, weil besagter Erdenkloß bekanntlich nicht belehrt und überzeugt, sondern gezwungen und vergewaltigt sein will. Elisabeth war eine ebenso skrupellose als glückliche Despotin. Des Nimbus ihrer geschichtlichen Stellung und ihres Glückes entkleidet und schlechtweg als Menschin angesehen, ist sie weder achtbar noch liebenswürdig gewesen.

Eine zweite Ursache, ja wohl die Hauptursache der Abgötterei, welche vom richtigen Engländerthum mit der Queen Beß getrieben wurde und wird, dürfte sein, daß Elisabeth so recht das Urbild der englischen Heuchelei, Scheinheiligkeit und „Respektability" darstellt. Eine schlauere, kühnere, konsequentere Heuchlerin als sie hat niemals in einem Unterrocke gesteckt. Sie war das Fleisch und Blut gewordene „Qui nescit dissimulare nescit regnare". Die Verstellung war der Sauerstoff ihrer Seele und sie lebte in der Intrike wie der Fisch im Wasser. Sie verdiente zwei so vollendete Heuchler wie Cecil und Walsingham zu Ministern zu haben, denn sie wußte auch diese zu überheucheln. Wie die Nationaleitelkeit der Franzosen in einem vierzehnten Ludwig und in einem ersten Napoleon sich selber anbetet, so vergöttert die Nationalscheinheiligkeit der Engländer sich selber in der Person der Königin Elisabeth.

Ein dritter Grund der überstiegenen Schätzung derselben ist zweifelsohne dieser, daß ihre Geschicke so enge mit denen ihrer Base, der Königin Maria Stuart von Schottland, sich verflochten haben. Die Leidenschaftlichkeit, die Verschuldung und das Unglück der schottischen Königin bilden ja den dunkeln Hintergrund, von welchem sich die Scheinheiligkeit, die Schlauheit und das Glück Elisabeths um so glänzender abheben. Diese trug in jeder Beziehung den Sieg über ihre Nebenbuhlerin davon, welcher sie schließlich den Kopf abschlagen ließ, und folglich läßt sich anständiger Weise an ihrem Rechte nicht zweifeln. Macht ist ja Recht.

2.

Seit dem Kampfe, welchen die beiden Frankenköniginnen Brunhild und Fredegund mit einander führten, hat es einen an dramatischem Interesse so reichen Weiberzank wie den zwischen Elisabeth und Maria entbrannten nicht wieder gegeben. An weltgeschichtlicher Bedeutung aber überragte dieser königliche Frauenkrieg des 16. Jahrhunderts jenen im sechsten gezeterten weit.

Denn auch Maria Stuart vertrat ein Princip, auch sie war so gut wie Elisabeth eine historische Charakterfigur. Es wäre ebenso oberflächlich als ungerecht, in der schottischen Königin nur ein liebebürftiges und liebedurftiges, sinnlichen Eindrücken hingegebenes Weib erblicken zu wollen. Gewiß, es hat sich mitunter in ihr die Sinnlichkeit stark geregt, aber nur die Verleumdung hat sie zur Wollüstlingin stämpeln können. Sie war ganz entschieden viel weniger kokett als Elisabeth. Wenn diese durch die Verhältnisse zur Fahnenträgerin des Protestantismus und der modernen Staatsidee gemacht wurde, so drückten aus der Weltlage und aus persönlichen Beziehungen gleichmäßig entsprungene Motive der Maria das Banner des Katholicismus und der mittelalterlichen Romantik in die Hand. Als Nichte der Guisen, als Witwe des ältesten Sohns der Katharina Medici, als legitim berechtigte Erbin des von einer „ketzerischen“ Nebenbuhlerin eingenommenen Thrones von England mußte sie eine vorragende Stellung in der großen Kombination innehaben, welche im letzten Drittel des 16. Jahrhunderts vonseiten der katholischen Reaktion zur Wiederherstellung des alten Glaubens im weitesten Umfange entworfen wurde und die päpstliche Tiara, den Jesuitenorden, die ganze Macht Philipps des Zweiten von Spanien und die der französischen Liguisten den Forderungen und Absichten eines und desselben Fanatismus dienstbar machte.

Trotzdem war Maria Stuart weit entfernt, eine reli-

giöse Fanatikerin zu sein. Sie hielt an dem ihr angeborenen oder vielmehr anerzogenen alten Glauben fest und mochte sich um so weniger von den gewohnten Anschauungen und Bräuchen trennen, als ihr der Hinblick auf den Ursprung des englisch-anglikanischen Protestantismus nur Ekel und Verachtung erregen konnte. Denn fürwahr einen verächtlicheren, schmutzigeren Ursprung hat wohl selten oder niemals ein menschlich Ding gehabt. Aus der Buhlschaft des Despotismus mit der Unzucht ist die zweischlächtige Bastardin von englischer Reformation entsprossen, wenigstens in ihrer Gestalt als anglikanische High Church. Der blutgierige Tyrann, wüste Weibersüchtling und grausame Weibermörder Heinrich der Achte hat diesen seiner würdigen Wechselbalg gezeugt. Aber wie sehr derselbe die Königin von Schottland anwiderte, eine fanatische Katholikin war sie so wenig, als Elisabeth eine fanatische Protestantin gewesen ist. Gerade wie diese sich aus dem Protestantismus eine Politik zurechtmachte, so war für Maria Stuart der Katholicismus ganz wesentlich politischer Natur.

Weder sinnliche Begehrlichkeit also hat das Dichten und Trachten der Schottenkönigin bedingt und bestimmt, noch religiöser Eifer. Das bewegende Agens ihres Wesens, Denkens und Thuns war vielmehr der glühende Wunsch, etwas vorzustellen in der Welt, der rastlose, bis zuletzt aushaltende Ehrgeiz, eine große Königin zu sein.

Und dieser Ehrgeiz hatte zu seiner unausrottbaren Wurzel die energische Vorstellung, welche Maria Stuart von ihrer angestammten und angeborenen Gottesgnadenthümlichkeit hegte. Sie war von ihrem dynastischen Rechte bis zu ihrem letzten Athemzug überzeugt. Auch von ihrem dynastischen Recht auf *die* Krone, welche Elisabeth trug. Und sie durfte, sie mußte es sein. Denn stellt man sich, wie man ja bei Beurtheilung dieses Verhältnisses thun muß, auf den Standpunkt des monarchischen Köhlerglaubens der sogenannten Legitimität, so kann gar nicht bestritten werden, daß Maria als die *legitime* Enkelin Heinrichs

des Siebenten [1]) einen weit besseren Anspruch auf die englische Krone besaß als Elisabeth, welche nur eine Bastardenkelin des genannten Königs von England war, die Frucht eines zweifachen Ehebruchs, und noch dazu von ihrem eigenen Vater und auf dessen Befehl auch vom Parlamente förmlich als Bankertin erklärt.

Für Elisabeths wahrhaft ungeheuerlichen Stolz mußte es eine bittere Kränkung sein, daß sie sich des demüthigenden Gefühls ihrer makelhaften Geburt nie ganz entschlagen konnte. Sie empfand scharf, welchen Vortheil diese Makel der Schottenkönigin über sie gab. Daher der unstillbare Haß, welchen Elisabeth von Anfang an gegen Maria hegte. Diese ihrerseits war sich des Vorzugs ihrer legitimen Geburt, Stellung und Berechtigung wohlbewußt und Schiller hat mit jenem historischen Instinkt und Takt, welchen nur Plattschädel von Schulfüchsen ihm bestreiten können, das Richtige getroffen, wenn er am Schlusse des vierten Auftritts vom dritten Aufzug seiner Tragödie die boshaft gereizte Maria Stuart zornglühend ihrer Todfeindin Elisabeth und den englischen Lords zurufen läßt: —

„Der Thron von England ist durch einen Bastard
Entweiht, der Briten edelherzig Volk
Durch eine list'ge Gauklerin betrogen.
Regierte Recht, so läget ihr vor mir
Im Staube jetzt, denn ich bin euer König!"

3.

Der bornirte Protestantismus hat die Königin Elisabeth, der bornirte Katholicismus hat die Königin Maria heilig

---

1) Durch ihre Großmutter Margaretha, Tochter Heinrichs des Siebenten, ältere Schwester Heinrichs des Achten, Gemahlin Jakobs des Vierten von Schottland.

gesprochen. Die unbefangene Betrachtung findet den Wahrspruch: Weder die eine noch die andere war eine Heilige, nichts weniger sogar als eine Heilige. Maria Stuart ist zweifelsohne die ursprünglich edlere Natur gewesen, Elisabeth Tudor die klügere Politikerin. Maria war allzeit und überall, in der Liebe wie im Haß ein echtes und ganzes Weib mit glühenden Impulsen und vollschlagenden Pulsen; Elisabeth dagegen hatte etwas Zwitterhaftes und war, wenn auch keine Virgo, doch eine Virago, im heroischen Sinne des Wortes wie im vulgären.

Diese beiden durch Blutsverwandtschaft einander so nahe gerückten Frauen wurden durch ihre Stellungen zu solchen Todfeindinnen gemacht, daß die britische Insel nicht Raum für beide hatte und ein viele Jahre hindurch rastlos zwischen ihnen geführter Streit nur mit dem Untergange der einen oder der andern enden konnte. Zwei Vettern auf den Thronen von England und Schottland konnten sich leidlich mitsammen vertragen, zwei Basen nimmer. Es wäre ja das wider alle weibliche Kleiderordnung gewesen.

Elisabeth (geb. am 7. September 1533) war neun Jahre älter als Maria (geb. am 8. December 1542). Beide hatten jene auf Sprachenfertigkeit und Literaturkenntniß gerichtete Erziehung und Bildung erhalten, welche die Renaissancezeit großen Damen zu geben liebte. Beide verstanden und sprachen außer ihrer Muttersprache Latein, Französisch und Italisch. Elisabeth wußte sogar etwas Griechisch und Deutsch. Sie liebte es, mit ihrer Gelehrsamkeit staatzumachen, und ihre gränzenlose Eitelkeit nahm es als einen rechtmäßigen Tribut hin, wenn man glaubte oder zu glauben vorgab, sie hätte die schönsten Hände und sie sei die geschickteste Lautenspielerin wie die graziöseste Tänzerin von der Welt. Sie hatte sich eine würdevolle Haltung angewöhnt, sie wußte imponirend, sogar majestätisch aufzutreten; aber schön war sie in Wahrheit und Wirklichkeit keineswegs. Schmeichler haben ihr „goldfarbiges" Haar gepriesen; allein nicht durch die Schmeichlerbrille angesehen, war dasselbe roth, sogar stark ins Fuchsig-Rothe streifend.

Den wasserblauen Augen war der sanfte Schmelz fraulicher Güte und Milde fremd und niemals hatten sie den bebenden Schimmer mädchenhafter Scham und Scheu gekannt. Die große Raubvogelschnabelnase, der grobsinnlich aufgeworfene Mund mit einem unverwischbaren Zug von Falschheit um die Lippenwinkel und das starkfleischige Kinn kennzeichneten die Virago, hatten aber durchaus nichts Anmuthiges. Als richtige Kokette liebte es Elisabeth, sich auffallend zu kleiden und die herrschenden Moden bis ins Abgeschmackte zu übertreiben. Noch als altes Weib ist sie wie ein junges Mädchen angezogen gewesen. Die Grazien wußten und wollten nichts von ihr. Summa: ein unliebenswürdig mann-weibischer Mischmasch von berechnender Heuchelei, herzloser Gefallsucht und luciferischem Hochmuth; aber für die Welt, wie sie nun einmal ist, ganz gemacht, schlau, ausdauernd, nie um Mittel und Wege verlegen, Meisterin der Kunst, den Schein zu wahren, gänzlich ohne Gewissensskrupel, sobald ihr Ansehen, ihre Macht oder auch nur ihre Eitelkeit in Frage kamen. Aus der herben Schule ihrer Jugendtrübsale war sie als eine ausgelernte Staatsmännin hervorgegangen. Sie war eine Kennerin der Menschen und hatte die Wissenschaft, dieselben zu behandeln, vollständig inne. Sie besaß auch das Verständniß ihrer Zeit. Sie begriff, daß es mit der Feudalromantik unwiderruflich zu Ende ginge, daß die Grundlagen und Hilfemittel mittelalterlicher Politik vernutzt seien und daß neue Lebensmächte wirksam geworden, welchen man Beachtung nicht versagen dürfte. Sie herrschte absolut, aber so geschickt, daß ihre guten Unterthanen glaubten, das ihnen von Zeit zu Zeit plump vorgegaukelte parlamentarische Märchen sei Wirklichkeit. Sie wollte Despotin sein und war es, allein ihr Despotismus war nicht wie der Philipps von Spanien ein zerstörender und ertödtender, sondern ein schaffender und belebender.

In alledem lag eine ganz unleugbare und große Ueberlegenheit Elisabeths über ihre Nebenbuhlerin, obzwar diese von Haus aus genialischer angelegt war. Maria's Geist war feiner und beweglicher, ihr Gefühl kräftiger, ihre

Phantasie reicher und schöpferischer. In der Verstellungskunst war sie eine wahre Zwergin gegenüber der Riesin Elisabeth, aber an Stärke des Ehrgeizes stand sie ihrer Feindin nicht nach und an Muth und Ausdauer übertraf sie dieselbe weit. Unter den ungünstigsten Umständen, eine arme Gefangene, krank, bewacht, umlauert, brutalisirt, hat sie mit den kärglichsten Mitteln den Kampf gegen ihre Besiegerin und Kerkermeisterin dennoch mit einer bewunderungswürdigen Thatkraft bis zur letzten Stunde fortgeführt und von ihrem Gefängniß aus die mächtige Königin von England auf ihrem Throne zittern gemacht. Dies gibt unwiderlegliches Zeugniß, daß Maria über das menschliche Durchschnittsmaß hoch emporragte. Und sie war wie in ihrer Mädchenblüthe so noch in ihrer fraulichen Reife eine so schöne, so gewinnende, so anmuthige Erscheinung! Während ihrer kurzen glücklichen Mädchenzeit in Frankreich haben Ronsard, Du Bellay und Brantôme all ihr Talent erschöpft, um in Versen und Prosa den Reiz von Maria's Persönlichkeit darzustellen, und sie haben neben der Schönheit der jungen Königin auch die vielseitige Kultur ihres Geistes, ihre Bescheidenheit und jungfräuliche Würde, ihre Herzensgüte und Sanftmuth hervorgehoben. Maria war hochschlank von Wuchs und von vollendet harmonischem Gliederbau. Ihre von der Natur gelockten Haare färbten sich mit den Jahren aus dem Goldblond in's dunkle Kastanienbraun um. Ihre Haut hatte jenen Sammetschimmer, welcher einen der seltensten und köstlichsten Frauenreize ausmacht. Unter ihrer hochgewölbten Stirne blickten große braune Augen hervor, sanft und geistvoll zugleich, Augen, deren zärtlichem Schmachten oder fröhlichem Aufleuchten gleich schwer zu widerstehen war. Maria's reizend geschnittener Mund entsendete eine klangvolle, tief zu Herzen gehende Bruststimme und ihr ganzes Gebaren trug den zierlichen Stämpel der Anmuth. Ihr Lächeln entzückte, ihr Weinen riß hin. Sie verstand die keineswegs leichte oder allgemeine Kunst, sich zu kleiden, aus dem Grunde. Sie brauchte sich aber nicht anzustrengen, um zu gefallen; sie brauchte

sich nur zu geben, wie sie war. Ihrer Koketterie war die Grazie der Natur eigen. Sie sprach sehr gut, sie schrieb einen Stil voll Nerv und Leben. Sie war eine Dichterin, Musikerin, Sängerin, eine wahre Künstlerin in weiblichen Handarbeiten; sie tanzte so schön, daß man ihrer Base und Hasserin Elisabeth kein lieber gehörtes Kompliment machen konnte, als wenn man ihr sagte, sie tanzte doch noch schöner als die Königin der Schotten. Maria hat es auch in den anstrengenderen körperlichen Uebungen bis zur Meisterschaft gebracht: sie war eine kühne und unermüdliche Reiterin und verwegene Jägerin. Der Klang der Trompete erschreckte nicht ihre Ohren, er wirkte vielmehr auf sie wie auf das Schlachtroß im Buche Hiob. Sie liebte es, an der Spitze reisiger Geschwader zu reiten und ihr königlich Banner im Morgenwinde flattern zu sehen. Summa: Ein Weib, geschaffen, glücklich zu sein und glücklich zu machen, und doch bestimmt, sich selber und alle, die sie liebte und von den sie geliebt wurde, ins Verderben zu stürzen. Eine über die maßen liebenswürdige Frau, gut, im heimeligen Klosett mit ihr zu kosen oder auf rennenden Rossen mit ihr im Morgensonnenschein über das Feld fliegen hinter dem gehetzten Hirsche her oder sich mit ihr im Fackeltanze zu schwingen oder bei einem Turnier von ihr als der „Königin der Schönheit“ den Siegespreis zu empfangen. Im alten Griechenlande wäre sie eine Aspasia, zur Kreuzzügezeit eine Klorinda geworden; denn die Anlage zur Hetäre lag nicht weniger in ihr als die zur Heldin. In ihre eigene Zeit gestellt, war sie ein Anachronismus: eine mittelalterlich-romantische Königin paßte nicht in die Giftblüthentage der „welschen Praktik“. Als sie selber das Netz dieser grauenhaft unsittlichen „Staatskunst“ zu handhaben versuchte, verstrickte sie sich rettungslos in den Maschen desselben. Ihr, die von Natur gutherzig, mitleidsvoll, hochsinnig und großmüthig gewesen ist, war es verhängt, die Bundesgenossin eines dreizehnten Gregors, der Jesuiten, Philipps des Zweiten, des Herzogs von Alba, der Guisen, der Katharina von Medici und der Bartholomäusnachtmörder

zu sein und demnach als Mitschuldige an allen den Gräueln zu erscheinen, welche die Partei der Vergangenheit verübte, um die Zukunft im Mutterleibe der Gegenwart zu tödten. Ihr erstes Unglück war, eine Guise zur Mutter gehabt zu haben; ihr zweites, am französischen Hofe erzogen worden zu sein. So kam sie nach ihrer ersten Verwitwung als eine Fremde in ihr Heimatland zurück, wo inzwischen der Adel den Katholicismus gestürzt hatte (1560), um für die Demüthigungen, welche ihm die alte Allianz zwischen Krone und Klerus bereitet hatte, seine Rache zu nehmen und zugleich der Güter der Kirche sich zu bemächtigen. Fremd wie ihr wildes Geburtsland waren der jungen Königin auch die wirklichen Interessen der Zeit. Sie wußte daher nicht mit denselben zu rechnen, obzwar unmittelbar nach ihrer Heimkehr nach Schottland wie ihr persönliches Gebaren ein durchaus schickliches und ziemliches so auch ihre politische Haltung eine verständige und geschickte gewesen ist. Aber die sie umringenden Schwierigkeiten überstiegen in die Länge die Kräfte einer jungen Frau von neunzehn Jahren, welche die in ihrer Lage unumgänglich nothwendige Gabe der Menschenkenntniß nicht besaß. Sie hat sich dieselbe auch später niemals angeeignet. Eine Romantikerin jeder Zoll, ließ sie sich allzu gern durch augenblickliche Eindrücke bestimmen und gefiel sich in jener Fahrigkeit, welche überhaupt der Romantik eigen. Nur an Einem hielt Maria alle die bunten Wechsel und abenteuerlichen Wandelungen ihrer Laufbahn hindurch unwankbar fest: an dem Vollbewußtsein ihrer Königschaft. Darum platzten in dem Streite zwischen Elisabeth und Maria nicht etwa nur zwei weibliche Eitelkeiten auf einander — was übrigens auch schon ausgereicht hätte, Tod und Verderben zu erzeugen — sondern zwei gleich große, gleich leidenschaftliche, gleich brennende Ehrgeize. Aber die Trägerin des einen war eine Intrikenkünstlerin, die des andern eine Verskünstlerin: das Resultat des Zusammenstoßes konnte also nicht zweifelhaft sein.

4.

Es ist kein edles Bild und passt auch nach keiner Seite hin so recht; allein man kann sich doch beim Anblick des Kampfes zwischen den beiden Königinnen nicht der Vorstellung entschlagen, als sähe man eine rothhaarige Katze mörderisch mit einem tropisch schöngefiederten Vogel spielen.

Der Vogel Maria wußte recht wohl, daß die Katze Elisabeth auf der Lauer lag und was die Windungen und Drehungen und Schweifringelungen derselben zu bedeuten hätten. Aber leichtherzig nach Vogelart, flatterte, flog und zwitscherte der Vogel sorglos vor der verschmitzten Feindin herum, welche ihre Krallen abwechselnd zeigte und verbarg, bis sie endlich den rechten Moment, den Fangsprung zu thun, erlauert hatte. Oder vielmehr, so meisterlich katzenhaft hatte die Katze gespielt, daß sich der von Sperbern verfolgte und müdgejagte Vogel vertrauensvoll in die Katzentatzen warf, welche ihn erwürgten. . . .

Es steht ganz unanfechtbar fest, daß sich Elisabeth von Anfang an ihrer schottischen Base feindselig gegenüber gestellt hat, obzwar sie gelegentlich ihren Haß, falls das gerade in ihr Spiel passte, manches Jahr hindurch geschickt zu maskiren verstand. Weil sie sich, während Maria in Frankreich sich befand, gewöhnt hatte, Schottland für eine englische Provinz anzusehen, und weil es wirklich für ihr politisches System von höchster Wichtigkeit war, daß Schottland bleibend von den katholischen Interessen, von der Allianz mit Frankreich oder Spanien abgezogen würde, sah Elisabeth es schon mit sehr unliebsamen Augen an, daß ihre Base nach dem Tode Franz des Zweiten in ihr Heimatland zurückkehrte. Sie hat diese Rückkehr sogar mittels List zu verhindern gesucht und mit Gewalt zu verhindern gedroht. Recht eigentlich ihr zum Trotz und Tort mußte die achtzehnjährige Witwe im August von 1561 die Heimreise unternehmen und dabei Gefahr laufen, schon damals ihrer Feindin in die Hände zu fallen.

Es ist ferner unanzweifelbar, daß Maria in den ersten Jahren nach ihrer Ankunft in Schottland alles that, was sie mit Ehren thun konnte, um mit ihrer Base von England in ein aufrichtiges Verständniß und freundschaftliches Verhältniß zu kommen. Sie befolgte keineswegs eine französische oder spanische oder überhaupt eine widerenglische Politik. Ließ sie sich doch ganz von den Rathschlägen ihres Halbbruders James leiten, welcher, ein Bankert Jakobs des Fünften von der Margaretha Erskine und durch seine königliche Halbschwester zum Grafen von Murray erhoben und mit Wohlthaten überschüttet, hinter der Maske des religiösen Fanatismus ehrgeizige Anschläge verfolgte und der Söldling und gehorsame Diener Elisabeths war [1]). Maria ging in ihren Bemühungen, ihrer Base zu Gefallen zu leben, sogar soweit, daß sie sich bereit erklärte, den ihr zum Gemahl vorgeschlagenen halbabgetragenen Liebhaber Elisabeths, den Lord Leicester, zu heiraten, unter der einzigen Bedingung, daß die Königin von England sie förmlich als ihre Erbin anerkännte. Also nicht verdrängen wollte die schottische Königin ihre Base, sondern nur von dieser ihr gutes Recht anerkannt wissen. Gewiß eine sehr gemäßigte Forderung, denn, sei es wiederholt, dem Legitimitätsrechte zufolge durfte nicht Elisabeth, sondern mußte Maria auf dem englischen Throne sitzen.

Die Königin von England mochte aber von ihrer Nachfolge um so weniger reden hören, als sie recht gut wußte, daß sie einen Platz einnahm, welcher ihr nicht von rechtswegen zukam. Sie konnte das klare Erbfolgerecht der schottischen

---

1) Murray war einer der verschlagensten Menschen seiner Zeit. An Heuchelei konnte er es sogar mit Elisabeth von England aufnehmen. Es untersteht kaum einem Zweifel, daß der geriebene Bastard, politisch und militärisch ungemein begabt, insgeheim selber nach der Krone von Schottland strebte. Jedenfalls wurde er zu solchem Streben gestachelt durch seine stolze Mutter, welche den Laird von Lochleven aus der Familie Douglas geheiratet hatte. Sie behauptete steif und fest, sie sei vordem nicht die Maitresse Jakobs des Fünften gewesen, sondern seine rechtmäßige Frau und demnach wäre ihr Sohn James der rechte Erbe der schottischen Krone.

Königin nicht leugnen, aber sie suchte durch hundertfältige Ausflüchte der Anerkennung desselben zu entgehen. Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß ihr Widerwille, diese Anerkennung auszusprechen, nicht allein aus ihrer Eitelkeit und Herrschsucht erfloß, sondern auch aus der nicht grundlosen Besorgniß, die katholische Maria Stuart, einmal als rechtmäßige Thronnachfolgerin proklamirt, könnte leicht eine von dem damals in England noch zahlreichen und mächtigen katholisch gesinnten Adel mit Freuden gegen das Regiment der Bastardstochter Heinrichs des Achten und der Anna Boleyn erhobene Standarte werden. Dieser Argwohn war es überhaupt, welcher das ganze Verhalten Elisabeths zu Maria vergiftete. Dazu kamen dann noch die Launen der herrschsüchtigen Despotin und die gehässigen Grillen des eifersüchtigen Weibes. Es nagte an dem stolzen und kaltselbstsüchtigen Herz der Königin von England wie ein schlummerloser Wurm, daß sie sich sagen mußte: Die Mary da droben in dem lumpigen Schottland ist doch schöner und liebenswürdiger als du.

Dieser Argwohn, dieser Neid und diese Eifersucht bestimmten nun die Politik, welche Elisabeth gegenüber ihrer Base einhielt. Es war eine Politik raffinirter Gewissenlosigkeit und Bosheit. Daß das arme Schottland darob aus tausend Wunden bluten mußte, kümmerte die große Heuchlerin zu Whitehall nicht im geringsten. In Cecil-Burleigh und Walsingham fand sie ebenso gewandte als skrupellose Ausführer ihrer tückischen Absichten und Pläne. Der Großschatzmeister und der Staatssekretär wären fürwahr befähigt, würdig und willig gewesen, jenem „Principe", welchen Machiavelli's satanisch-ironisches Genie geschaffen hat, als Minister zu dienen. Mit Hilfe solcher Handlanger hat Elisabeth ihre Base umlauert, umstrickt und bestrickt. Keine List war der großen Intrikantin zu gemein, keine Tücke zu boshaft, um nicht gegen Maria in Anwendung gebracht zu werden. Jede gegen die schottische Königin geplante Schurkerei war der Unterstützung vonseiten der englischen sicher. Jeder an Maria begangene Verrath durfte von Elisabeth Be-

lohnung fordern und erwarten. Jedes gegen die Schottenkönigin gesponnene Komplott lebte vom Gelde der englischen Staatskasse. Viele Jahre hindurch hat Elisabeth den Bürgerkrieg in Schottland zu einem chronischen Uebel gemacht. Wollte demselben einmal aus Ermattung der Athem ausgehen, so blies die Königin von England ihm neues Leben ein; denn jeder Rebell gegen Maria konnte auf den Schutz und Beistand Elisabeths rechnen, wie jede gegen die Schottenkönigin geschleuderte Verleumdung im Palaste der Herrscherin von England ein beifälliges Echo zu finden gewiß war.

So war, aller beschönigenden Hüllen entkleidet, das Verhalten der mächtigen Tochter Heinrichs des Achten gegen die machtlose Tochter Jakobs des Fünften. Rechnet man nun zu dieser elisabethischen Politik die Zustände Schottlands, in welche die blutjunge, unerfahrene und lebenslustige Königin unversehens hineingeworfen wurde, so ergibt sich eine Summe von Schwierigkeiten, welche, so sie überhaupt zu überwinden waren, nur durch einen Genius und Charakter ersten Ranges bewältigt werden konnten und folglich durch Maria Stuart nicht zu besiegen waren.

Die ganze Macht in Schottland besaß der Adel, welcher vermöge des Klan-Wesens unbedingt über Gut und Blut, Leben und Tod seiner Hintersassen verfügte. Niemals haben Hunde ihren Herren treuer angehangen, als die schottischen Klans ihren Lords und Lairds anhingen, und kein Fürst der Assassinen fand willigeren Gehorsam, wenn er Mordbefehle ausgehen ließ, als die schottischen Häuptlinge. Sie waren der Staat, falls überhaupt im 16. Jahrhundert Schottland ein Staat heißen konnte. Indem sie, von den bereits berührten Motiven geleitet, die kirchliche Reform durchgesetzt, hatten sie zugleich mit der alten Kirche auch die Krone völlig unter ihre rohen Fäuste gebracht, so sehr, daß dem Königthum, wenn es überhaupt existiren wollte, gar nichts übrig blieb, als zwischen den adeligen Parteien hin und her zu laviren und bald mit dieser bald mit jener Pakt und Bündniß zu schließen. Etwas wie einen bürgerlichen Mittelstand, auf welchen sich anderwärts das Königthum

in seinen Kämpfen gegen das Feudalbaronethum stützen konnte, gab es ja nur in der Form von schwachen Anfängen. Das Städtewesen konnte mit dem gleichzeitigen in England, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien nicht den entferntesten Vergleich aushalten. Schottland besaß eigentlich vor dem 18. Jahrhundert keine Stadt, welche unseren Vorstellungen von einer solchen entsprochen hätte; selbst Edinburg nicht ausgenommen, welches zwar am Ende des 16. Jahrhunderts an 30,000 Einwohner zählen mochte, aber zum weitaus größten Theil nur aus armsäligen Hütten bestand. Perth, damals die zweite Stadt des Landes, hatte im Jahre 1685 noch nicht 9000 Bewohner, Aberdeen hatte im Jahre 1572 höchstens 2900. Die Städtebürger mußten nothwendig arm, elend und unwissend sein; denn die ehrlichen bürgerlichen Handirungen, die gewerbliche und kaufmännische Thätigkeit waren ja verachtet und die Gewerke standen demzufolge auf einer so niedrigen Stufe, daß die Schotten nicht einmal die Waffen, womit sie sich gegenseitig unaufhörlich umbrachten, und nicht einmal die einfachsten und gangbarsten Ackerbaugeräthe selber zu verfertigen verstanden. Eine bürgerliche, d. h. eine wirkliche Kultur begann in Schottland erst zu keimen und Schösslinge zu treiben, als die alles verschlingende Adelsmacht mit der schottisch-reformirten Kirche, mit dem Presbyterianismus in Konflikt und Kampf gerieth.

Die schottische Reformation hatte anfänglich, wie bekannt, einen durchaus aristokratischen Charakter und mußte als Werk des Adels einen solchen haben. Aber das änderte sich vom letzten Fünftel des 16. Jahrhunderts an ebenso rasch als bedeutsam. Warum? Die Edelleute wollten den der alten Kirche abgezwackten Raub für sich allein behalten, während der reformirte Klerus billiger Weise einen Antheil an der Beute zu haben begehrte. Als die Aristokratie diesem Begehren widerstrebte und widerstand, bewies ihr die Kirche, daß die Kanzel schließlich doch mächtiger sei als das Schwert. Der Klerus verband sich mit dem Volke und e r war es, welcher dasselbe von der hündischen Anhänglich-

keit an die Baronschaft allmälig emancipirte und den anfänglich aristokratischen Charakter der schottischen Reformation in einen entschieden demokratischen verwandelte. Weitergefördert und vollendet wurde dann, wie jedermann weiß, der Ruin der schottischen Adelsherrschaft durch die Union mit England, durch das Misslingen der jakobitischen Aufstände von 1715 und 1745, sowie durch den gleichzeitig machtvoll aufstrebenden schottischen Industrie- und Handelsgeist.

Jedoch das alles vollzog sich später. In der Zeit von 1560 bis 1580, also gerade zur Zeit der Maria Stuart, war der Klerus noch mit der Aristokratie solidarisch verbündet und stand demnach die Macht des schottischen Adels am höchsten.

5.

Und was war das für ein Adel? Was sind diese Douglas und Hamiltons, diese Mar und Morton, diese Argyle, Angus und Athol, diese Lethington, Glenkairn, Ruthven, Lindsay, Hume, Rothes, Kirkaldy, Killigrew, Bothwell, Boyd, Gowrie, Tullibardine, Kerr, Huntley u. s. w. mit höchst spärlichen, ja kaum wahrnehmbaren Ausnahmen für eine Sippschaft gewesen?

Eine ganz infame fürwahr, eine Horde von Meineidigen, Dieben und Banditen. Wischt man diesen Menschen den Firniß walterscott'scher Romantik ab, so bleiben nur Barbaren, aber Barbaren, welche mit der waldursprünglichen Wildheit von Neuseeländern die raffinirte Verderbtheit der Hofleute Ludwigs des Fünfzehnten verbanden. Für diese Aristokratie, welche dem Hochmuth Satans die Habsucht Adramelechs und der Falschheit Belials die Grausamkeit Molochs gesellte, war Treu' und Glauben ein Spott, Verrath ein Geschäft und Mord ein Zeitvertreib. Es ist wahr, die Herren waren arm; aber die Noth, anderwärts die

strenge Mutter edler Strebungen und großer Thaten, ihnen war sie nur die Lehrerin von Frevelmuth und Lastergier.

Und mit dieser Aristokratie hatte die junge Königin es zu thun; mit dieser Bande von abgefeimten Schuften und verhärteten Schurken sollte sie fertig werden, während zugleich die rastlose Hetzerin Elisabeth der besser berechtigten und darum doppelt gehassten Base eine Falle nach der andern stellen ließ und noch dazu der reformirte schottische Klerus seiner katholischen Fürstin von Anfang an einen unerbittlichen Krieg ankündigte und bereitete. Kann es irgendeinen denkenden Menschen wundernehmen, daß eine so jugendliche Frau, in deren Adern das Blut leicht und rasch rollte, inmitten dieses chaotischen Wirrsals auf Abwege gerieth, gerathen mußte? Es hätte geradezu ein Wunder geschehen müssen, so es nicht der Fall gewesen wäre, und Wunder gibt es wohl in der theologischen Phantasiewelt, nicht aber in der geschichtlichen Wirklichkeit.

Maria's Verirrungen ließen aber doch länger auf sich warten, als der zu Whitehall lauernden Katze recht war. Denn nur die Parteilüge kann leugnen, daß während der ersten Regierungsjahre der jungen Schottenkönigin ihr Privatwandel tadellos und ihre politische Führung verständig gewesen sei. Sie gab sich Mühe, alles zu vermeiden, was der Königin von England einen Vorwand zu feindseligen Handlungen schaffen könnte, und suchte durch versöhnliches Dazwischentreten dem adeligen Fehdewesen, welches das arme Schottland niemals zum Genusse des Friedens kommen ließ, ein Ende zu machen. Die Protestantisirung des weitaus größeren Theils der Bevölkerung des Landes, welche sie als eine vollendete Thatsache vorfand, nahm sie als solche hin. Sie war und regierte duldsam. Sie machte nicht den geringsten Versuch, den Katholicismus zurückzuführen, und bemühte sich sogar, mit dem herrischen Haupte der schottischen Reformation, mit John Knox, in ein leidlich gutes Verhältniß zu kommen, obzwar es keine geringe, sondern eine sehr große Dosis von Geduld und Selbstüberwindung erforderte, die bandwurmlangen und lümmelhaft

anmaßlichen Sermone dieses Rüpels von Zeloten sich gefallen zu lassen, welcher, ein echter Schüler des tyrannischen Pfaffen Kalvin, mit einer hierarchischen Ueberhebung auftrat, als hätte er drei unfehlbare Päpste im Bauche. Des Schutzes von Murray und dessen Anhang gewiß, erfrechte sich der finstere Eiferer, die junge Königin zu wiederholten malen in ihrem eigenen Palaste wie eine grobe Sünderin herunterzumachen, weil sie, die Zwanzigjährige, dem harmlosen Frohsinn ihres Alters sich überließ, gerne zur Hirschjagd und Reiherbeize ausritt, gerne heitere Feste veranstaltete, um die düstere Eintönigkeit von Holyrood zu verscheuchen, gerne musicirte und tanzte und lieber französische Madrigale und italische Arien sang als schottische Psalmen. Trotz seiner Zudringlichkeit und Unverschämtheit fuhr aber die katholische Maria fort, den Reformator rücksichtsvoll zu behandeln, während die protestantische Elisabeth demselben einen so unverhehlten Haß trug, daß sein Name in ihrer Gegenwart nie genannt werden konnte, ohne ihr einen Wuthanfall zu verursachen.

Maria ließ den Protestantismus in Schottland gewähren, obzwar derselbe eines kaum weniger schmutzigen Ursprungs war als der englische. Sie verlangte nur, daß man sie innerhalb der Wände ihrer Kapelle in Holyroodhouse den Kultus *ihres* Glaubens üben ließe, — gewiß das billigste Verlangen der Welt. Allein Knox und Mitfanatiker zeterten mit Zungen, Armen und Beinen gegen diese „Abgötterei der Messe“ und forderten gebieterisch, nur an *ihrem* ewigen Gepredige und misstönigem Psalmengekrächze dürfte und müßte die Königin sich erbauen. Es wäre ganz natürlich zugegangen und sehr zu entschuldigen gewesen, so sich Maria durch solche kalvinische Bigoterie in eine katholische hätte hineinärgern lassen. Aber das geschah keineswegs. Die Königin fuhr jetzt und auch noch später fort, die protestantischen Predigten, welche von den rohesten Ausfällen auf ihre kirchliche Anschauung und auf ihre Person strotzten, geduldig anzuhören, und begnügte sich, zu sagen, die Beweisgründe der kalvinischen Polemik hätten sie nicht

überzeugt, daß sie gutthäte, ihren angetauften Glauben mit einem andern zu vertauschen.

Hieraus machte man ihr ein Verbrechen an der Majestät kalvinischer Infallibilität und folglich identificirte man sie mit dem „scharlachnen Weib, das auf den sieben Hügeln thront". Die unausbleibliche weitere Konsequenz war, daß der protestantische Jesuitismus alle Mittel, der katholischen Königin zu schaden und ihr Verderben herbeizuführen, für erlaubt und gottgefällig ansah. Es ist ja noch niemals, seit es Religionen gibt, eine religiöse Partei oder Sekte angestanden, alle ihre eigenen Narrheiten, Leidenschaften und Gelüste ihrem Herrgott zuzutheilen, und zwar mit Recht; denn „wie der Mensch, so sein Gott".

Die Königin von England hat alles und jedes zum Schaden ihrer Base von Schottland Angehobene mittelbar oder unmittelbar unterstützt. Zwar die Seele der reformirten Partei, Knox, war ihr wie Gift und Galle zuwider; allein das politische Haupt der Knoxisten, der Graf von Murray, stand in ihrem Solde. Sie kaufte überhaupt jeden Gegner Maria's, obzwar ihr bekannter Geiz die Kaufsummen möglichst kärglich zuschnitt. Diese armen Teufel von schottischen Lords und Lairds fanden jedoch die karg bemessenen englischen Pfunde immer noch schwer genug, um ihre Vasallentreue, ihre Ritterehre und ihren Patriotismus aufzuwägen und zu überwägen. Der englisch-elisabethischen Partei in Schottland war aber von den englischen Ministern die Aufgabe gestellt, die Königin Maria fortwährend daheim so zu beschäftigen und in Athem zu halten, daß sie niemals Muße hätte, ihre Blicke über den Tweed hinüber nach England zu richten, und nicht entfernt daran denken könnte, ihre legitimen Ansprüche auf den englischen Thron der katholischen Nobility und Gentry, welche namentlich in Nordengland noch durch Zahl, Reichthum und feudale Traditionen mächtig war, in Erinnerung zu bringen.

Selbstverständlich hinderten die Erkaufung einer großen Fraktion des schottischen Adels für das englische Interesse und alle die übrigen schnöden gegen Maria in's Werk

gesetzten elisabethischen Machenschaften die rothhaarige Katze von „jungfräulicher" Königin durchaus nicht, an ihre Base in Edinburg fortwährend freundschaftliche Briefe zu schreiben, in welchen sie den Ton der überlegenen Politikerin sehr geschickt mit dem einer strengen, aber wohlmeinenden Bemutterung zu verbinden wußte. Maria ist jahrelang des thörichten Glaubens gewesen, sie besäße in Elisabeth eine Freundin, eine gern keifende und scheltende Freundin, aber doch immerhin eine Freundin. Diesen Aberglauben hat sie theuer bezahlen müssen. Derselbe hat auch nicht wenig dazu beigetragen, die Schottenkönigin endlich unbedachtsam ihren Fuß in eine der vielen ihr gelegten Schlingen setzen zu lassen.

6.

Die glostenden Funken des großen Weiberzankes begannen zu hellem Brande aufzuschlagen, als die Frage der Wiederverheiratung Maria's einer Lösung zudrängte. Daß eine in solcher Jugendfrische blühende Witwe sich wieder zu verehelichen wünschte, war natürlich; es war aber auch von der Politik geradezu geboten.

Hierbei kam nun die ganze Falschheit und die bis zur Narrethei gehende Eifersucht Elisabeths zu Tage. Sie mochte ihrer Base überhaupt keinen Mann gönnen. Nicht allein aus politischen Gründen, sondern auch und noch viel mehr aus einer jener unbegreiflichen, unberechenbaren und unüberwindlichen Weiberlaunen, welche haben und hegen zu dürfen das schöne Geschlecht privilegirt ist. Die Königin von England verstand es übrigens vortrefflich, ihre persönlichen Marotten für tiefgeschöpfte Argumente der Staatskunst auszugeben. Maria sollte um jeden Preis verhindert werden, sich zu verheiraten und Kinder zu haben. Lieber wollte die Tochter Heinrichs des Achten nach ihrem

Tode die englische Thronfolge dem Zufall preisgegeben als ihre verhasste Base in den Stand gesetzt wissen, England einen rechtmäßigen Thronerben zu geben. Elisabeth wollte nicht, daß Maria einem festländischen Fürsten sich vermählte; aber sie wollte auch nicht, daß ihre Base einen englischen oder schottischen Unterthan heiratete. Das Projekt einer Heirat Maria's mit dem östreichischen Erzherzog Karl war der Königin von England ein Aergerniß, das einer Heirat mit dem spanischen Infanten Don Karlos ein Gräuel. Sie machte Miene, ihren Günstling Leicester ihrer Base als Gemahl aufzusalzen, um durch denselben Maria um so mehr in ihrer Gewalt zu haben; allein sie konnte sich dann doch nicht überwinden, den geliebten Dudley fahren zu lassen. Endlich sollte es der Schottenkönigin auch verwehrt sein, irgendeinen Sproß des Hauses Tudor oder des Hauses Stuart zum Manne zu nehmen.

Gerade auf einen solchen Sprössling fiel aber schließlich die Wahl Maria's, nachdem die ewigen Weiterungen Elisabeths ihre Geduld erschöpft hatten. In einer unglücklichen Stunde fasste sie den Entschluß, den Enkel ihrer Großmutter Margarethe zu ehelichen, den jungen Lord Heinrich Darnley, ihren mit den beiden königlichen Häusern von England und Schottland nahe verwandten Vetter [1]). Vergebens suchte Elisabeth auch diese Heirat ihrer Base, wie alle übrigen in Vorschlag gekommenen, zu hintertreiben. Diesmal scheiterten ihre Bemühungen, weil auch auffeiten Maria's die weibliche Leidenschaft in's Spiel kam und zwar mit aller Macht. Am 29. Juli von 1565 vermählte sich die Königin von Schottland in der Schloßkapelle von Holyrood mit Darnley, welchen sie erst zum Herzog von Albany

1) Margaretha Tudor heiratete nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Jakobs des Vierten, den Grafen von Angus, von welchem sie eine Tochter hatte, Lady Margaretha Douglas. Diese seine Nichte vermählte König Heinrich der Achte an seinen aus dem Hause Stuart stammenden schottischen Parteigänger, den Grafen von Lennox, welcher sich hatte nach England flüchten müssen, und dieser Ehe entsproß Lord Darnley.

erhoben und dann, ohne das Parlament darum zu begrüßen, mit dem Königstitel beschenkt hatte.

Diese Heirat war die große, nicht wieder gutzumachende Dummheit Maria's, — eine Dummheit, aus welcher sich alle Verfehlungen und Missgeschicke der Königin mit logischer Nothwendigkeit entwickelten. Darnley, drei oder vier Jahre jünger als seine Base und Frau, war so dumm wie lang, was viel sagen wollte, maßen er an sieben Fuß hoch in seinen Stiefeln stand. Die Königin Elisabeth war vollauf berechtigt, von dem jungen Menschen, welcher ja an ihrem Hofe aufgewachsen war, verachtungsvoll als von einer „hohlen Hopfenstange" zu sprechen.

Es untersteht keiner Frage: sinnliches Wohlgefallen hatte bei dieser Gattenwahl Maria geleitet und irregeleitet. Nachdem sie den jungen Lord zum erstenmal gesehen, hatte sie hocherregt ausgerufen: „Wie schön er ist! Ich habe niemals einen schöneren Mann erblickt." Ein solches Entbrennen ist freilich begreiflich und — das weibliche Naturell in Rechnung gebracht — wohl auch verzeihlich. Man muß billig bedenken, daß Maria's jugendliche Sinnlichkeit an einem so schrankenlos üppigen Hofe, wie der französische unter Katharina von Medici war, nothwendig hatte geweckt werden müssen, ohne in der Ehe mit dem halbwüchsigen und kränklichen Knaben Franz Befriedigung zu finden. Ungerecht und unhistorisch wäre es jedoch, wollte man aus dieser ungestümen Aufwallung von Maria's Blut — welche Aufwallung die unglückliche Heirat mit der „schönen hohlen Hopfenstange" von Darnley zur Folge hatte — den Schluß ziehen, die Königin sei überhaupt ein wollüstiges Weib gewesen und hätte sich durchweg von ihren sinnlichen Trieben bestimmen und leiten lassen. In Wahrheit, es gehört die verbretterte Stirne konfessioneller Parteilichkeit dazu, Maria Stuart ohne Gnade in jenen Pfuhl zu werfen, wo sich die römischen Julien und Messalinen und die russischen Elisabethen und Katharinen herumwälzten.

Sehr bald aber mußte sich der Königin die bittere Einsicht aufdringen, daß sie am 29. Juli von 1565 einen

ungeheuer dummen Streich gemacht habe. Darnley nämlich erwies sich ganz als der, welcher er war. Aufgeblasen von seinem ebenso unverdienten als plötzlichen Glücke, verlangte der bildungs- und urtheilslose Junge, nicht nur König zu heißen, sondern auch zu sein. Ohne Verstand, ohne Erfahrung, ohne Kenntniß der Menschen und Dinge, glaubte er sich dennoch zum Herrschen berufen. Gegen die bettelstolzen schottischen Barone benahm er sich mit dem anmaßlichen Hochmuth eines Emporkömmlings, gegen seine Gemahlin, sobald diese seinen thörichten Ansprüchen entgegenwar und entgegensein mußte, mit dem kindischen Trotz eines verzogenen Muttersöhnchens. Noch schlimmer für den ehelichen Frieden war es, daß Darnley bald auch in gemeinen Ausschweifungen sich gefiel, dem Trunk und dem Verkehr mit Dirnen sich ergab. Sein albernes Gebaren lieferte dem Grafen Murray und dessen Anhängern einen ersten Vorwand, die Waffen gegen ihre Königin zu erheben, weil durch den katholischen König — Darnley war Katholik — die protestantische Religion bedroht wäre. Maria schlug mit Geschicklichkeit und Kraft den Aufstand nieder und zwang die Rebellen, jenseits des Tweed bei ihrer Beschützerin eine Zuflucht zu suchen. Allein von jetzt an ist das ganze Dasein der Königin nur noch ein Wirrsal von Irrung, Kampf und Noth, von Schuld und Buße gewesen, welches Wirrsal sich stets unlöslicher verknäuelte und verknotete.

Folgte zunächst die blutige Katastrophe Riccio's, welche Maria's übelgefügten Ehebund faktisch löſ'te.

Der Piemontese David Riccio, Geheimschreiber Maria's, war einer jener geriebenen und geschliffenen Abenteurer, welche Italien damals in alle europäischen Länder importirte. Meist literarisch oder künstlerisch begabt und gebildet, in Rede, Schrift und Umgangsformen den „nordischen Barbaren“ weit überlegen, machten diese Menschen aus der Intrike einen Beruf. Sehr häufig besorgten sie neben den eigenen Geschäften und sogar mit noch mehr Gewandtheit und Eifer als diese die Geschäfte der „Kompagnie“, welche im „Al Gesù“ am Fuße des Kapitols in Rom ihr Haupt-

kontor hatte. Ob Riccio ein Sendling des Jesuitenordens gewesen, ist mit Bestimmtheit weder zu bejahen noch zu verneinen; aber sicher ist, daß der gewandte, einschmeichelnde Lautenschläger, Sänger und Sekretär mit Erfolg daran arbeitete, seine Gebieterin von ihrer bislang dem Protestantismus gegenüber eingehaltenen Neutralität und Duldsamkeit abzubringen, sie mit dem Papste, mit Philipp dem Zweiten, mit den Guisen in enge politische Beziehungen zu setzen, kurz, sie zu einer mehr und mehr eifrigen Theilhaberin an der großen katholischen Kombination der Zeit zu machen. Ferner ist gewiß, daß der italische Abenteurer sich des Vertrauens und der Gunst seiner Herrin allzusehr überhob, daß er viel zu deutlich sehen ließ, er sei der wirkliche Minister Maria's, und daß er die hochmüthigen schottischen Lords durch sein prunkvolles Auftreten ebensosehr vor den Kopf stieß als er sie durch Geltendmachung der Ueberlegenheit seines Geistes und seiner Kenntnisse demüthigte.

Dafür, daß er der Liebhaber der Königin gewesen, liegt kein Beweis vor. Darnley zwar redete sich ein oder ließ sich einreden, er sei gehörnt worden, und behauptete sogar, er selber hätte den „welschen Geiger" unter sehr verdächtigen Umständen im verriegelten Schlafzimmer seiner Gemahlin ertappt. Allein Darnley wußte notorisch oft nicht, was er schwatzte, namentlich, wann er getrunken hatte. Sodann ist es psychologisch und sogar physiologisch höchst unwahrscheinlich, daß eine Frau, die keineswegs gemein dachte, sich einem so häßlichen Burschen, wie Riccio einer war, hingegeben haben könnte, während sie ein Kind trug von dem schönen Mann, in welchen sie sich vor wenigen Monaten leidenschaftlich verliebt hatte. Jedoch der Vorwurf trifft Maria mit Recht, daß sie nicht nur als Königin fehlte, indem sie einen zweideutigen Fremden zu ihrem einflußreichsten Berather machte, sondern auch als Frau unklug und taktlos handelte, indem sie nach ihrer leichtlebigen Art dem Geheimschreiber im Verkehr mit ihr eine Vertraulichkeit erwies und gestattete, welche den schlimmsten Argwohn wachrufen konnte.

Der einfältige und schwache Darnley gab sich dazu

her, mit den Freunden der nach England entflohenen Parteigänger Elisabeths, das will sagen mit seinen eigenen Feinden, sich zu verschwören, um den Riccio zu ermorden und dadurch seiner Gemahlin einen tödtlichen Schimpf anzuthun. Die Brutalität, womit der mörderische Anschlag zur Vollziehung kam, kennt jedermann. Am Abend vom 9. März 1566 drangen, von Darnley geführt, die Mordlords in das Kabinet der Königin, rissen den zu den Füßen seiner hochschwangeren Gebieterin hilfeflehend sich windenden Italiener hinweg und tödteten ihn mittels sechsundfünfzig Verwundungen.

7.

Marie glühte von Rachelust und sie verstand derselben Befriedigung zu verschaffen, indem sie bei Verfolgung der Mörder Riccio's ebenso große Schlauheit als Energie entwickelte. Meisterlich wußte sie ihren Gemahl dahin zu bringen, daß er seine Mitverschworenen verleugnete und verfolgen half. Dadurch verlor Darnley allen Halt und Anhang und die Weise, womit die Königin ihren Mann in der öffentlichen Meinung zu Grunde richtete und hilflos machte, war allerdings ganz geeignet, den Verdacht zu erwecken, ihre frühere thörichte Liebe für den jungen Nichtsnutz sei in grimmigen Haß umgeschlagen. Sie war jedoch dazumal jedenfalls noch nicht soweit, diesem Haß offenen Ausdruck zu geben. Sie bemühte sich vielmehr, den dummen Jungen von Gemahl in ein richtiges Geleise zu bringen, wie sie denn überhaupt darauf aus war, nach betriebener Verfolgung der Mörder Riccio's eine versöhnliche Stimmung und Richtung in ihrer Politik einzuhalten. Hatte sie doch auch ihren Halbbruder Murray aus der Verbannung zurück-

gerufen und dadurch freilich dem elisabethischen Ränkespiel in Schottland den stärksten Rückhalt gegeben.

Wie es zwischen ihr und Darnley eigentlich stand, wurde offenbar, als sie am 19. Juni 1566 im Bergschlosse von Edinburg ihren Sohn geboren hatte, welcher als Jakob der Sechste König von Schottland und später als Jakob der Erste König von Großbritannien geworden ist, — einer der jammerfäligsten, nichtswürdigsten „Lumpenkönige", welche jemals das alleinseligmachende Dogma von der Monarchie illustrirt haben, und der seine Laufbahn würdig damit begann, daß er nicht allein seine unglückliche Mutter schmählich im Stiche ließ, sondern auch von der Quälerin und Mörderin derselben ein Almosen in Form einer Pension annahm. Er ließ sich den abgeschlagenen Kopf seiner Mutter mit englischem Gold aufwägen. Daneben hat er sich auch in den Annalen von Sodom verewigt.

Nach der glücklichen Entbindung Maria's eilte Darnley herbei, um dem schottischen Brauche gemäß in Gegenwart des versammelten Adels seinen Sohn anzuerkennen, und nun spielte sich, wie uns Lord Herries, einer der treuesten Anhänger der Königin, in seinen hinterlassenen Denkwürdigkeiten erzählt hat, folgende Scene ab. „Mein Lord" — sagte Maria, welche nicht sehr kluger Weise auch in diesem Augenblicke der entrüstungsvollen Erinnerung, daß ihr Gemahl sie eines unerlaubten Umgangs mit Riccio bezichtigt hatte, sich nicht zu entschlagen vermochte — „mein Lord, Gott hat Euch diesen Sohn so gut gegeben wie mir; er ist keines andern Sohn, sondern der Eurige, und ich wünsche, daß alle, die hier anwesend sind, Herren und Damen, dies bezeugen mögen." Darnley wurde roth, vermochte nichts zu sagen, küßte aber das Kind. Die Wöchnerin kehrte sich zu William Standen und sagte: „Da ist nun der Prinz, welcher, wie ich hoffe, zuerst die Kronen von England und Schottland auf seinem Haupte vereinigen wird." — „Wie, Madame," entgegnete der Angeredete, „soll dies Kind die Krone von England erben vor Eurer Majestät und vor seinem Vater?" — „Wer weiß?" erwiderte Maria; „sein

Vater hat mir das Herz gebrochen." — „Ach, Madame," sagte jetzt Darnley — „haltet Ihr so das Versprechen, zu verzeihen und zu vergessen?" — „Ich habe alles verziehen, aber ich kann nicht alles vergessen. Wenn das Pistol, welches Fawkonside auf mich richtete[1]), losgegangen wäre, was würde aus diesem Kinde, aus mir und aus Euch geworden sein? Nur Gott weiß es." — „Madame, das sind lauter vergangene Dinge." — „Wohl, mögen sie es sein."

Man wird in diesem Zwiegespräche von Mann und Frau vergebens einen wirklichen Herzenslaut suchen. Da war ein Bruch vorhanden, welcher nicht wieder geleimt werden konnte. Aussöhnungsversuche fanden zwar später noch etliche statt und man muß der Königin nachsagen, daß sie dabei dem schmollenden und maulenden Darnley gegenüber viele Geduld und Nachsicht erwies. Er aber war albern genug, seiner Frau einen neuen Schimpf anzuthun, indem er in recht auffallend demonstrativer Weise von der im December gefeierten Taufe seines Sohnes wegblieb. An einem ausreichenden Grunde fehlte es ihm allerdings nicht: der Graf von Bothwell nämlich spielte unter seinen Mitpeers bei dieser Gelegenheit eine vortretende Rolle, während er selbst, welcher doch „König" hieß und der Vater des Täuflings war, es allerdings dahin gebracht hatte, nur einen unbeachteten Statisten vorstellen zu können.

Im Schlosse zu Greenwich, wo die Königin von England zur Zeit von Maria's Entbindung hofhielt, spielte sechs Tage nach der charakteristischen Scene, die im Wochenbettzimmer auf dem Burgfelsen von Edinburg vorgefallen, eine nicht minder bezeichnende. Die Königin von Schottland hatte James Melvil mit der Botschaft, daß sie einen Sohn geboren, an ihre „gute Schwester" von England abgesandt. Es war Ball im Bankettsal zu Greenwich, als der Bote anlangte, und Elisabeth ließ sich wie gewohnt als Tänzerin bewundern. Cecil neigte sich zu ihrem Ohre, um ihr die

1) Bei der Ermordung Riccio's.

Neuigkeit zuzuflüstern. Es traf sie wie ein Schlag. Sie trat aus der Quadrille, ließ sich auf einen Stuhl fallen und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Der Neidwurm nagte an ihr. Als ihre Damen sie verwundert umringten, brach sie aus: „Die Königin von Schottland ist Mutter eines hübschen Jungen und ich bin nur ein dürrer Strunk!“ Am folgenden Morgen war jedoch die Abends zuvor in einem Augenblick der Ueberraschung gefallene Maske schon wieder vorgesteckt und wohlbefestigt. „Die Freudenbotschaft, welche Ihr mir gebracht,“ sagte sie zu Melvil, „hat mich von einer heftigen Unbässlichkeit kurirt, woran ich seit vierzehn Tagen gelitten. Sagt Eurer Gebieterin, daß sich über dieses glückliche Ereigniß niemand mehr freuen kann als ich.“ Der Gesandte brachte hierauf im Namen Maria's die Bitte vor, Elisabeth möchte die Pathin des Neugeborenen sein. „Mit dem größten Vergnügen,“ sagte die Königin. „Dies würde,“ meinte Melvil, „eine gute Gelegenheit für Eure Majestät sein, meine Gebieterin zu sehen, wie Ihr ja schon mehrmals gewünscht habt.“ — „Ja freilich; möchten nur meine Angelegenheiten es gestatten!“ versetzte Elisabeth mit dem anmuthigsten Lächeln, welches sie aufzubringen vermochte.

8.

Wenn einem der Späher und Laurer, welche Elisabeth bald unter diesem oder jenem Vorwand und Titel in Schottland hielt, zu glauben ist, so hat Maria in den letzten Monaten ihrer Schwangerschaft einmal den Gedanken gehabt, sich von Darnley scheiden zu lassen. Es wäre gut für sie gewesen, falls sie diesen Gedanken nicht nur gehegt, sondern auch verwirklicht hätte. Möglich, daß die kirchlichen Schwierigkeiten, welche die Sache hatte, sie sofort wieder davon abbrachten.

In diese letzten Monate und Wochen vor ihrer Niederkunft sollen nun auch, wie ihre Ankläger — insbesondere der gelehrte Buchanan, welcher Maria's ihm vielfältig erzeigte Güte und Huld mit schnödem Undank vergalt — behauptet haben, die Anfänge der Leidenschaft gefallen sein, welche die Königin zu James Hepburn, Graf von Bothwell, hinriß. Die hierfür beigebrachten Beweise sind aber so schwach, daß sie schlechterdings kein bejahendes Verdikt zu tragen vermögen. Wahr ist, daß sich gerade in dieser Zeit nähere Beziehungen zwischen Maria und dem genannten Lord knüpften; allein man darf dieser Anknüpfung ohne Zwang zunächst reinpolitische Motive unterlegen. Bothwell war von Haus einer der mächtigsten Barone des Landes und außerdem als Statthalter der Gränzlande gegen England zu in einer sehr wichtigen Stellung; er legte auch großen Eifer und energische Beflissenheit für den Dienst seiner Königin dar. Diese, deren ganze Macht, wie man nicht vergessen darf, im Grunde darauf beruhte, daß sie ein gewisses Gleichgewicht zwischen den verschiedenen Adelsfraktionen zu erhalten vermochte, mag anfänglich in Bothwell nur einen Mann gesehen haben, welcher das Zeug hätte, gegenüber der Partei, welche in Murray und Morton ihre Häuptlinge anerkannte, der Führer einer ihrer königlichen Person mit Eifer ergebenen Partei zu werden und zu bleiben. Darin täuschte sie sich freilich gröblich und es war die zweite der bösesten Stunden ihres Lebens, als sie sich entschloß, einem Menschen ihr Vertrauen zu schenken, welcher an Lüderlichkeit mit den ausschweifendsten seiner Mitbarone wetteiferte, an Machtgier aber und an Ruchlosigkeit alle überbot und in seinem ganzen Wesen nur den einen erträglichen Zug hatte, daß er kein Heuchler war, das Böse frei und frank that und es verschmähte, seine Frevel mit dem gleißenden Mäntelchen religiösen Eifers aufzuflittern, wie so mancher seiner Mitlords zu thun sich nicht entblödete. Wie diese, sah auch Bothwell die herkömmliche schottische Anarchie als einen ihm von rechtswegen zustehenden Fischteich an — („he had all his hopes depending upon the publik disturbance“, hat

ein Zeitgenosse von ihm gesagt, welcher ihn sehr gut kannte) — aber er warf und zog sein Netz am hellen Tage und mit einer Frechheit, welcher keine andere gleichkam.

Seltsam, hinsichtlich des Charakters dieses schließlich in einem dänischen Kerker zu Grunde gegangenen Menschen gab es nie eine Meinungsverschiedenheit: er galt allen für einen steinhartgesottenen Wüstling und Banditen, während dagegen über seine persönliche Erscheinung Nachrichten auf uns herabgelangt sind, die einander geradezu widersprechen. Die einen dieser Berichte schildern ihn als jugendlich schön und mannhaft-stattlich von Gestalt, geschmeidig und einschmeichelnd von Gebaren, als in allen Künsten, den Frauen zu gefallen, wohlgeübt, kurz, als den unwiderstehlichen schottischen Don Juan. Die andern wollen, er sei ein häßlicher Kerl gewesen, einäugig, unansehnlich von Gestalt, ungehobelt, plump von Manieren. Die Wahrheit wird wohl sein, daß er weder so ein Adonis noch auch so ein Blaubart war, und jedenfalls muß er doch wohl etwas Anziehendes und Fesselndes besessen haben. Sonst wäre es, abgesehen von der Anziehungskraft, welche er auf die feingebildete Maria Stuart übte, unbegreiflich, daß nach dem Einsturze seines Glückes so viele und auch solche, welche nicht seine Klanleute gewesen, bei dem verfemten und gehetzten Flüchtling ausgehalten haben.

Die Kriminalakten aller Länder thun sattsam dar, daß gerade wildeste Bösewichte auf ihre Umgebung einen fascinirenden Einfluß ausüben und daß der rücksichtslos alle Schranken niederwerfende Frevelmuth diabolische Blendungsgewalt besitzt.

Anders könnten wir uns die souveräne Macht, welche Bothwell über Maria erlangte, nicht erklären. Diese Macht zu leugnen oder auch nur zu verkleinern, ist ganz lächerlich; das Moment der Schuld auffeiten der Königin in ihrem Verhältnisse zu dem Banditen bestreiten zu wollen, war, ist und wird sein ein Unterfangen, welches unmöglich anders als mit einem Fiasko enden konnte, kann und können wird — es müßte denn sein, daß die wirklichen Originalhandschriften

der Korrespondenz Maria's mit Bothwell doch einmal zum Vorschein kämen, was aber höchst unwahrscheinlich [1]).

Wollte man den Feinden Maria's glauben, so müßte man annehmen, sie hätte schon im Winter von 1565—66 mit Bothwell geliebelt. Allein damals betrieb der gräfliche Bandit seine Heirat mit der Lady Jane Gordon, einer Schwester des Grafen Huntley, und die Königin bemühte sich um das Zustandekommen dieser Verbindung, welche zu Ende Februars von 1566 geschlossen wurde. Ist es nun, muß man fragen, denkbar, daß eine verliebte Frau und zwar eine frischverliebte Frau nichts Eiligeres zu thun habe, als den Geliebten an eine andere zu verheiraten? Kein Weiberkenner dürfte diese Frage bejahend beantworten.

Allein wozu Fragen aufwerfen und Antworten versuchen über ein im Grunde ganz gleichgiltiges Problem? Ob Maria etliche Monate früher oder später der unheilvollen Gewalt Bothwells sich anheimgab, ändert ja wenig oder nichts an der Sache. Denn diese Anheimgabe ist

---

1) Auch ein neuester und, wie mit Bestimmtheit beigefügt werden darf, umsichtiger Erforscher und Darsteller der Geschichte Maria Stuarts, Jules Gauthier („Histoire de Marie Stuart", 3 vols. Paris 1869), hat den Schuldberg, welcher Bothwell heißt, nicht aus dem Leben seiner Heldin wegzuräumen vermocht und es ist die schwache Seite seines Werkes, daß er auch da als Apologet aufzutreten versucht, wo eine Apologie nicht nur schlecht am Platze, sondern auch unmöglich ist. Mit überzeugender Klarheit hat Gauthier dagegen die Fäden des Spiels bloßgelegt, welches Elisabeth in Gemeinschaft mit einem Theil des schottischen Adels gegen Maria spielte. Das Buch leidet leider da und dort an einem Anfluge katholisirender Tendenz, gereicht aber, als Ganzes betrachtet, der französischen Historik wahrhaft zur Ehre. Ich will noch anmerken, daß zur Zeit, als ich meinen Essay schrieb, die bezüglichen Bücher von Petrick („Briefe der Maria Stuart an Bothwell und deren Unechtheit", 1873), Gädeke („Maria Stuart", 1879), Opitz („Maria Stuart", 1880) und Bekker („Maria Stuart, Darnley, Bothwell", 1881) noch nicht erschienen waren. Nach pflichtmäßiger Kenntnißnahme von diesen Untersuchungen und Darstellungen muß ich erklären, daß ich dadurch in meiner Auffassung der Charaktere, der Handlungsweise und des Verhältnisses der beiden Königinnen nicht nur nicht erschüttert, sondern vielmehr noch bestärkt worden bin.

eine Thatsache, welche keine Advokatenkunst der Erde wegzulügen vermag.

Es steht fest, daß die Königin, kaum von ihrem Wochenbette aufgestanden, zu Bothwell, welchen sie als Königin mit Gunstbezeugungen überschüttete, auch als Frau in vertrautere Beziehungen getreten ist. Ihr ganzes Gebaren dem Bösewicht gegenüber war notorisch ein solches, daß er dadurch in seinen verwegenen Wünschen und frevelhaften Entschlüssen bestärkt werden mußte. Allerdings that der kindischtrotzige Schmoller Darnley nach Kräften das Seinige, um seine Frau mehr und mehr bereuen zu machen, daß sie eine „hohle Hopfenstange“ geheiratet hatte. Allein weder dieser Umstand, noch die Zettelungen der elisabethisch gesinnten Adelsfraktion vermögen irgendwie das zu rechtfertigen, was Maria in den letzten Monaten von 1566 und in den ersten von 1567 theils zuließ theils mitthat.

Ihr Benehmen konnte gar nicht verdächtiger sein, als es war, und es hätte unmöglich so sein können, wie es war, falls sie nicht der Bestrickung durch Bothwell zu Ausgang des Jahres 1566 bereits erlegen gewesen wäre. Wollte man sich in den Glaubenskreis von damals versetzen, so müßte man, um die Handlungsweise der Königin zu erklären, sagen, sie wäre behext worden. Denn wie alles Verstandes und Willens bar, folgte sie den Antrieben des Banditen, welcher nach der Krone von Schottland griff.

Es ist sehr wahrscheinlich, daß Bothwell, indem er Darnley mordete, diese Schandthat nicht auf seine alleinige Rechnung, sondern auch auf die der englischgesinnten Adelspartei vollbrachte und daß daher Morton, Lethington und viele andere Lords, Murray nicht ausgeschlossen, seine Mitschuldigen gewesen sind. Aber es steht fest, daß Maria es war, welche, scheinbar mit ihrem Gemahl ausgesöhnt, den von der Pockenkrankheit nothdürftig genesenen Unglücklichen von Glasgow holte und in dem Hause Kirk of Field außerhalb der Ringmauer Edinburgs einquartirte, welches Haus für Bothwells mörderische Absichten wie gemacht war. Es steht ferner fest, daß die Königin am Abend des

9. Februar von 1567 mehrere Stunden lang in Darnley's Krankenzimmer verweilte, während im Untergestock schon die Vorbereitungen zu dem Mordklapf getroffen wurden, welcher, während Maria in der Bankethalle von Holyrood tanzte, nach Mitternacht das Haus mitsammt Darnley in die Luft schleuderte.

Mit Vorbringung dieser Thatsachen will nicht etwa bewiesen werden, daß die Königin um Bothwells Mordplan gewußt, denselben gebilligt und wissentlich zur Ausführung des Gräuels mitgewirkt hätte. Nein, sondern nur das soll und muß dadurch für bewiesen gelten, daß sie zur angegebenen Zeit ein willenloses Werkzeug in Bothwells Bubenhänden gewesen sei.

In Wahrheit, der Beweis für Maria's Mitschuld an der Ermordung ihres Gatten ist nicht geführt und wird wohl niemals zu führen sein. Zwar haben, wie bekannt, nachmals, als die Königin eine Gefangene in England war, Murray und seine Parteigenossen diesen Beweis beibringen zu können erklärt und haben denselben in den Augen der Kommissäre der Königin Elisabeth wirklich beigebracht. Aber, wohlverstanden, nur in den Augen dieser Kommissäre, welche nichts waren als die servilen Werkzeuge Burleighs und Walsinghams.

Und worin bestanden diese angeblichen Beweise? In dem Inhalt der sogenannten „silbernen“ Kassette, welche Maria dem Bothwell geschenkt und worin dieser die von ihr an ihn gerichteten Briefe und Sonette verwahrt hätte. Als thatsächlich angenommen, der Bandit habe Briefe und Sonette von der Königin empfangen, waren es die echten Schriftstücke, welche die silberne Kassette enthielt, als dieselbe in England durch Murray eröffnet und geleert wurde? Kein Mensch kann das mit Grund behaupten. Denn nicht die Originale sind von Murray und seinen Helfershelfern vorgebracht worden, sondern nur Abschriften, und vergebens haben die Bevollmächtigten Maria's die Vorlage der Originale verlangt, ja sie haben sogar vergebens gefordert, daß man wenigstens die Abschriften ihrer Gebieterin vorlegte,

damit diese darüber vernommen werden und angeben könnte, was an und in den Papieren echt oder falsch.

Kein Mensch, es wäre denn ein von allem Gerechtigkeitssinne verlassener, wird einen also geführten Schriftbeweis für einen wirklich erbrachten erklären wollen. Aber es gehörte, wie leicht begreiflich, mit zum elisabethischen System, die Königin von Schottland für des Mordes ihres Gemahls mitschuldig gelten zu lassen, und so wurden die Papiere des silbernen Kästchens für durchweg echt erklärt und als echt ausgetrompetet. Maria ihrerseits hat bis zu ihrem letzten Athemzug behauptet, daß sie nicht Mitwisserin von Bothwells mörderischer Absicht gewesen; sowie, daß die mehrerwähnten als Schuldbeweise gegen sie gebrauchten Papiere, welche man sie schlechterdings nicht sehen ließ, ganz oder theilweise gefälscht seien. Wer die Skrupellosigkeit der Politik Burleighs und Walsinghams, sowie die Schurkerei der schottischen Spießgesellen dieser englischen Minister kennt, wird nicht anstehen, die starke Möglichkeit, die hohe Wahrscheinlichkeit, um nicht zu sagen die zweifellose Wirklichkeit einer veranstalteten und verübten Fälschung zuzugeben. Für einen Menschen wie Lethington z. B. wäre so etwas nur ein Spaß gewesen und einen Lethington dazu anzueifern hätte sich ein Burleigh oder Walsingham keinen Augenblick besonnen.

9.

Wenn aber die Frage, ob Maria der Mitschuld an dem schrecklichen Mord von Kirk of Field zu zeihen sei, zu ihren Gunsten sich erledigen mag, so ist dies keineswegs der Fall mit der weiteren Frage: Hat sie die mittels dieses Mordes geschaffene Situation nicht leichtsinnig angenommen?

Sie fand und fügte sich so in diese Situation, daß sie nothwendig als die Mitschuldige Bothwells erscheinen

mußte. Das ist die furchtbare Makel, welchen kein Anwalt von der Gestalt der Königin wegwaschen und wegätzen kann.

Daß Maria es verschmähte, am 10. Februar von 1567 die betrübte Witwe zu spielen, darf ihr keineswegs als Fehl angerechnet werden. Vor diesem verhässlichenden Zug wenigstens blieb ihre Gestalt bewahrt. Elisabeth hätte, an die Stelle ihrer Base versetzt, zweifelsohne an Darnley's Leiche ebenso leicht dicke Krokodilsthränen vergossen, wie solche Katharina die Zweite an der Leiche Peters des Dritten vergoß. Maria konnte oder wollte es nicht. Aber sie fehlte gegen die gewöhnlichsten Regeln des Anstandes, als sie es geschehen ließ, daß ihr ermordeter Gatte in der schluderigsten Weise bestattet wurde. Mußte sich da nicht jedermann die Erinnerung aufdringen, wie sorgsam sie darüber gewacht hatte, daß den Ueberresten Riccio's die letzte Ehre erwiesen würde? Und noch weiter ging der schneidende Kontrast. Damals hatte sie ihre ganze Befähigung und Thatkraft aufgeboten, um den Mord des italischen Geigers zu rächen, und hatte sie das energisch betriebene Strafgericht zu einem guten Theile durchgesetzt. Jetzt duldete sie, daß die inbetreff der Ermordung ihres Gemahls langsam und lässig angehobene Untersuchung und die derselben folgende Procedur wie ein augenscheinliches Possenspiel betrieben wurde. Sie scheute sich sogar vor Schlimmerem nicht: während so zu sagen jedermann mit Fingern auf Bothwell als auf Darnley's Mörder hinwies, während öffentliche Maueranschläge ihn bestimmt als solchen bezeichneten, trug die Königin nicht einmal Sorge, die Gunst, in welcher der Bandit bei ihr stand, auch nur einigermaßen zu verbergen.

Das war denn doch ein Aergerniß sondergleichen. Aber dieses Aergerniß sollte sich noch beträchtlich steigern, sollte zu einer wahrhaft ungeheuerlichen Potenz des Schandbaren erhoben werden: — Maria heiratete den offenkundigen Mörder ihres Gatten.

Diese ganze Heiratsgeschichte ist ein Abgrund von Frevel und Schmach.

Allerdings war die Königin das Opfer von Bothwells frechen Ränken, aber war sie es nicht freiwillig? Kein Mensch von Wahrheitsgefühl kann diese Frage verneinen. Wie kann ein Apologet die Stirne haben, ernsthaften Männern den angeblich gewaltsamen Ueberfall Maria's bei Foulbriggis durch Bothwell am 24. April 1567 und ihre Entführung nach Dunbar als etwas Ernsthaftes aufbinden zu wollen? Wie kann man lügen, die Königin hätte sich der Gewalt — wohlverstanden, der materiellen Gewalt des Banditen nicht zu entziehen vermocht? Hatte sie doch früher und hat sie doch später hinlänglich bewiesen, daß sie das Talent und die Kraft besaß, unter viel schwierigeren Verhältnissen ihren Willen durchzusetzen und sich durch ganz andere Hindernisse Bahn zu brechen. Sie, welche nach Riccio's Ermordung aus Holyrood entkommen war, sie, welche nachmals sogar aus ihrer strengen Haft zu Lochleven zu entwischen wußte, sie hätte im April von 1567 nicht aus Dunbar herauszukommen vermocht? Die Wahrheit ist, sie wollte nicht. Sie wollte vielmehr den elenden Schurken zum Manne haben, welcher ihren Geist völlig unterjocht hatte. Mit schamloser Hast wurde die Vollziehung des sündhaften Bündnisses betrieben, und nachdem eine formlose Scheidung Bothwells von seiner Frau erschlichen worden, reichte die Witwe Darnley's seinem Mörder am 15. Mai in Holyrood vor dem Altar die Hand.

Am folgenden Morgen fand man an das Schloßthor den Pentameter Ovids geschrieben:

„Mense malas maio nubere vulgus ait“ [1]). . . .

Falls es überhaupt etwas gäbe, was die bethörte Königin entschuldigen könnte, so wäre dieses etwas das Gebaren, welches der schottische Adel bei Gelegenheit der Ermordung Darnley's und der Heirat Maria's mit Bothwell eingehalten hat. Auch mit Aufbietung aller List und Macht, deren sie fähig und habhaft, hätten die Königin

1) Vetteln heiraten im Mai, also behauptet das Volk.

und der gräfliche Bandit die Processirung des letzteren nicht zu einer solchen wüsten Verhöhnung von Recht und Gerechtigkeit, wie sie war, zu machen vermocht, falls nicht die Aristokratie in ihrer überwiegenden Mehrzahl mittelbar und unmittelbar dazu mitgeholfen hätte. Seine mitschuftigen Mitpeers sprachen den Mörder frei und diese Lumpe von Lords gingen noch weiter. Achtundzwanzig derselben, acht katholische und protestantische Prälaten und zwanzig protestantische und katholische Grafen, Barone, Lords und Lairds, schlossen, unterzeichneten und besiegelten am Abend des 19. April einen förmlichen „Bond" zu Gunsten Bothwells. Im ersten Theile dieses charakteristischen Aktenstückes erklärten sie „bei Edelmannswort und Edelmannstreue" den Grafen Bothwell für völlig unschuldig an Darnley's Ermordung; im zweiten gaben sie der Königin den Rath, sie möchte „in Betracht der vortrefflichen Eigenschaften und guten Dienste Bothwells" diesen zum Gemahle nehmen.

Daß dieser „Bond" die Königin in ihrer wahnsinnigen Bethörung bestärken mußte, ist klar. Kaum weniger klar ist, daß diese Machenschaft, natürlich von Bothwell angezettelt, eifrig von der im englischen Solde stehenden Partei, welche das Verderben Maria's wollte, unterstützt wurde. Aber wunderlich muß es erscheinen, daß der Bund vom 19. April auch von dem Bischof von Roß und von Lord Herries unterzeichnet worden ist, welche beide sich später als unverbrüchlich treue Anhänger ihrer Königin erwiesen haben. Entweder waren diese Herren damals noch nicht von der Schuld Bothwells überzeugt, was sehr unwahrscheinlich ist, oder aber hatte sich dem schottischen Adel der Unterschied von Recht und Unrecht so völlig verwischt, daß selbst die besseren seiner Mitglieder gar kein Gefühl mehr dafür hatten, was sehr glaublich.

Kaum hatte sich nun Maria unwiderruflich kompromittirt und unlöslich verstrickt, als, von der Hand Burleighs geschürt, ein Aufstand gegen die „Kebse des mörderischen Bothwell" losbrach. Schon im Juni erhob sich eine große

Anzahl von Baronen in Waffen. Treffend hat Scott bemerkt: „Sie hatten die unglückliche Königin in die Arme Bothwells gestoßen, sie hatten sie den Gelüsten dieses Schurken überlassen ohne für sie eine Lanze zu erheben oder ein Schwert zu ziehen; erst dann, als Maria an den Bösewicht gekettet war, schlugen sie Alarm.“ Die Rebellion war anfangs, falls man nämlich den officiellen Versicherungen der Rebellen glauben wollte, nur gegen den Gemahl der Königin gerichtet; allein es lag ja in den Verhältnissen, daß Maria kaum einen Monat nach ihrer unseligen Heirat ihre Sache nicht von der ihres Mannes trennen konnte. Die Folge war, daß das von ihr zusammengebrachte Heer auf den Höhen von Karberry auseinanderlief, Bothwell flüchtig werden und die Königin sich den aufständischen Lords als Gefangene ergeben mußte (15. Juni). Bothwell wurde hierauf aus einem Banditen ein Pirat, fiel an der Küste von Norwegen den Dänen in die Hände und endigte seine Frevelbahn in einer Kasematte von Malmö. Ihre besiegte Königin thürmten die siegreichen Rebellen in der Inselburg Lochleven ein, allwo sie der herben Aufsicht einer entschiedenen Hasserin unterstellt war, der Lady Douglas, weiland Margarethe Erskine, Maitresse Jakobs des Fünften, Mutter Murray's. Dieser übernahm die Regentschaft im Namen seines Säuglings von Neffen. Die elisabethische Politik hatte demnach vollständig in Schottland triumphirt. Der Regent des Landes war thatsächlich nur der Statthalter der Königin von England. Murray und sein Anhang gingen noch weiter. Sie erklärten nämlich die Gefangene von Lochleven für des Thrones unwürdig und verlustig und ließen sie durch den brutalen Lindsay zwingen, ihre Abdankung zu unterzeichnen, worauf sie das Kind Jakob krönten und als Jakob den Sechsten proklamirten. Alles Widerstreben der eingekerkerten Königin war umsonst. Sie konnte nur gegen ihre Thronentsagung als gegen eine gewaltsam erzwungene protestiren. Ihr bittweise und wiederholt gemachtes Anerbieten, vor einem rechtmäßigen Parlament gegen die auf sie gehäuften Beschuldigungen sich zu ver-

theidigen, fand keine Beachtung. Die reformirten Kanzeln erdröhnten von den gegen die Gefangene geschleuderten Beschimpfungen und Flüchen. Knox und andere Prädikanten forderten in wuthschäumenden Ergüssen den Tod Maria's. Die „Religion der Liebe" führte sich gewohntermaßen wieder einmal sehr liebevoll auf.

Die Königin war beschimpft, geschlagen und gefangen, aber sie fühlte und gab sich nicht besiegt. Wohl mußte der Rückblick auf die unselige Bothwelliade sie zu Boden drücken, allein die Elasticität ihres Geistes widerstand diesem Druck und zum tödtlichen Aerger der griesgrämigen Burgfrau von Lochleven trug die Gefangene das Haupt so hoch und stolz, wie nur jemals eine Königin es getragen hat.

Lady Douglas sollte aber noch mehr Grund zum Aerger und Kummer erhalten. Ihr eigen Fleisch und Blut empörte sich wider sie: ihr achtzehnjähriger Sohn George Douglas trat in Einverständniß mit der Gefangenen und arbeitete an der Befreiung derselben. Nicht aus romantischer Liebesleidenschaft, wie da und dort, besonders in Walter Scotts vortrefflichem Roman „The abbot", rührend zu lesen ist. Der junge Mensch war so habsüchtig, wie nur jemals ein Schotte gewesen, und wollte mit der Befreiung Maria's einfach ein Geldgeschäft machen. Mit Beihilfe des Pagen seiner Mutter, Willie Douglas, welcher vielleicht ein von der Bank gefallener Halbbruder von George war, gelang es ihm, die Entweichung der Königin aus Lochleven vorzubereiten und in der Abenddämmerung vom 2. Mai 1568 glücklich zu bewerkstelligen.

Kaum in Freiheit, hatte Maria ein Heer um sich, was immerhin beweist, daß sie keineswegs in den Augen aller Schotten oder auch nur der Mehrzahl derselben das „scharlachene Weib" gewesen ist, für welches fanatische Bonzen sie ausschrieen. Allein die Barone, welche ihre Vasallen der Königin zuführten, besaßen weit mehr Muth und Eifer als Geschicklichkeit. Sie überstürzten, die Warnungen der einsichtigeren unter ihnen in den Wind schlagend, die Entscheidung, indem sie die ihnen am 13. Mai bei Langside

vonseiten Murray's gebotene Schlacht annahmen, welche für die Armee Maria's zu einer entschiedenen Niederlage ausschlug. Nach einer jammervollen Flucht erreichte die Königin zwei Tage später die Abtei Dundrennan. Hier fasste sie den bösen Entschluß, ein Asyl in England zu suchen, d. h. ihrer Todfeindin sich in die Hände zu geben. Vergebens beschwor Lord Herries seine Gebieterin, Schottland nicht zu verlassen. Eine grausame Proklamation, welche Murray von der Walstatt von Langside aus gegen seine besiegte Schwester geschleudert hatte, gelangte nach Dundrennan und machte auf Maria einen Eindruck, als fühlte sie den Boden Schottlands unter ihren Füßen brennen. Sie schrieb an Elisabeth, daß sie nur noch auf Gott und ihre Base hoffte, und am 16. Mai fuhr sie in einem Fischerkahn von Dundrennan über den Solway nach Workington in Kumberland hinüber.

Im Schlosse zu Karlisle wurde sie zehn Tage später durch Lord Skrope und Sir Francis Knollys im Namen der Königin von England begrüßt: aber in so zurückhaltender Weise, daß Maria schon daraus entnehmen konnte, wie sehr sie sich getäuscht hätte, wenn sie wähnte, bei Elisabeth Beistand und Hilfe zu finden. Skrope und Knollys schrieben an ihre Herrin: „Nach den mit der Königin von Schottland geführten Gesprächen zu schließen, besitzt sie einen anschlägigen Kopf und eine beredsame Zunge; ebenso, wie uns scheint, ein hochsinniges Gemüth und eine große Energie.“ Das klang in den Ohren Elisabeths sehr unliebsam. Aber die verhasste Nebenbuhlerin war ja in ihrer Gewalt und sollte darin bleiben. Das stand sofort fest. Unter keiner Bedingung durfte Maria mehr nach Schottland zurückkehren, über welches Land man ja jetzt nach ihrer Entfernung mittels der Murray, Morton und Kompagnie vollständig Herr war. Aber man mußte den Schein wahren, insbesondere Frankreich gegenüber, um jede Möglichkeit eines Einschreitens zu Maria's Gunsten von dorther abzuschneiden. Die entthronte und gefangene Königin sollte demnach eines blassen Anscheins von Freiheit und Königschaft ge-

nießen, so daß man je nach den Umständen sie hervorziehen oder zurückschieben, mit ihr unterhandeln, sie den schottischen Baronen, falls sich dieselben etwa mausig machen wollten, als Schreckbild zeigen, kurz, als ein Werkzeug der elisabethischen Politik handhaben könnte.

In Wahrheit ist Maria Stuart von der Stunde an, wo sie den Fuß auf englischen Boden gesetzt hat, eine Gefangene gewesen, obzwar man ihr einen kleinen Hofhalt gestattete, dessen Kosten sie vorzugsweise mittels ihres französischen Witthums deckte. Es hätte härter ausgesehen, wäre aber viel weniger grausam gewesen, so Elisabeth ihre Base von Anfang an in strengem Gewahrsam halten ließ. Denn dadurch wären der Gefangenen die Mittel entzogen worden, gegen ihre Feindin jenen vieljährigen und fruchtlosen Verschwörungskampf zu unterhalten, welcher nothwendig zu einer schrecklichen Katastrophe führen mußte. Daß Maria zu diesem Kampfe vollauf berechtigt war, kann gar keiner Frage unterstehen. Man mag dem eingekäfigten Falken hundertmal vorschwatzen, er möge sich in sein Schicksal ergeben und geduldig hinnehmen, was über ihn verhängt sei: der Falk wird darum doch nicht aufhören, den Versuch zu machen, ob sich der abscheuliche Käfig nicht so oder so zertrümmern ließe.

10.

Aber der Käfig war fest. Der Falk hat sich nur das Gefieder und schließlich das Leben an dem Gitterwerke zerstoßen und gebrochen.

Neunzehn Jahre lang hatte Maria das bittere Brot der Gefangenschaft zu essen. Je nach der Laune Elisabeths ist sie von einem Kerkerschloß ins andere, von dem dritten ins vierte, fünfte, sechste geschleppt worden, oft mitten im strengsten Winter, ohne alle Rücksicht auf die bald sehr

leidend gewordene Gesundheit der Gefangenen, in unbequeme, kalte und feuchte Gelasse. Fotheringay war die letzte Station auf diesem ihrem Leidenswege, der finstere Puritaner Amyas Paulet ihr letzter Kerkermeister.

Man muß der unglücklichen Frau nachrühmen, daß sie auch als widerrechtlich gefangen gehaltene den Streit mit ihrer Feindin lange Zeit hindurch mit großer Geduld und Ehrenhaftigkeit geführt hat. Immer wieder getäuscht, ergab sie sich doch immer wieder der Hoffnung, auf anständige Bedingungen hin mit Elisabeth zu einem Uebereinkommen gelangen zu können. Später freilich ist ihr Herz in Galle geschwommen und wie hätte es auch anders sein können? Sie sah alle ihre Entwürfe scheitern, sie mußte erfahren, daß ihre Freunde auf Schaffoten verbluteten oder in Gefängnissen verkümmerten oder im Exile darbten. Ihre Phantasie war getrübt, ihr Gemüth verbittert, ihr Leib gebrochen. Sie war vor der Zeit gealtert, die Haare fielen ihr aus, ihr Magen versagte die Verdauungsarbeit, nur mühsälig und nur wenige Schritte weit vermochte sie sich auf ihren geschwollenen Beinen zu bewegen. Den schmerzlichsten Stoß führte die Feindin auf sie, indem sie ihr den Sohn, das einzige Kind, entfremdete. Jakob der Sechste verkaufte so zu sagen seine Mutter an die Königin von England um etliche tausend Pfunde jährlich, d. h. er bezog eine Pension von Elisabeth unter der stillschweigenden Bedingung, nichts zu Gunsten der Eingekerkerten zu unternehmen. Der fischblütige junge Halunke kaufte sich von seiner Sohnespflicht mittels eines Kynismus los, indem er von seiner Mutter sagte: „Mag sie das Bier hinunterwürgen, welches sie gebraut hat.“

Einmal ist dann auch der Groll und Zorn, wie er sich in der gequälten Frau jahrelang angesammelt und gestaut hatte, überschwellend ausgeborsten und zwar in Form jenes berüchtigten Briefes, welchen Maria im November von 1584 an Elisabeth schrieb. Sie riß darin der scheinheiligen Feindin die Maske der Jungfräulichkeit ab und rückte derselben in keineswegs sehr zarten Ausdrücken alle die

Buhlereien und Unzüchtigkeiten vor, welche Elisabeth nach der Aussage ihrer gewesenen Ehrendame, der Gräfin Shrewsbury, mit Leicester, Hatton, Simier und dem Duc d'Alençon getrieben hätte. Auch die gränzenlose Eitelkeit, sowie der brutale Jähzorn der Tochter Heinrichs des Achten erhielten in dieser Epistel ihr gehöriges Theil.

Wahrscheinlich ist dieser Brief niemals an Elisabeth gelangt, sondern von den Spähern und Kundschaftern, womit Burleigh und Walsingham die gefangene Königin umringt hielten, aufgefangen worden. Die englischen Minister mochten es für ganz überflüssig halten, den ohnehin regen Zorn ihrer Gebieterin durch eine Zuschrift dieser Art noch mehr anzufachen, und es war in der That überflüssig. Elisabeth hasste ihre Gefangene schon darum sattsam, weil sie derselben so viel Unheil bereitet und so schnödes Unrecht angethan hatte. Aber sie fürchtete die Gehasste auch und sie hatte Grund dazu. Maria war erst in der Gefangenschaft so recht die Hoffnung der englischen Katholiken, wie die Bundesgenossin des Papstes, der Guisen und des Königs von Spanien geworden, welche alle mitsammen der Königin von England nicht allein nach der Krone, sondern auch nach dem Leben strebten. Philipp der Zweite hatte gegen Elisabeth gerichtete Mordanschläge zu wiederholten malen mit seinem Staatsrathe diskutirt, und daß der mordbrütende Geist des Jesuitismus, welcher im August von 1572 den kolossalen Gräuel der Bartholomäusnacht angestiftet und vollbracht hatte, noch in voller Giftblüthe stand, das war neuerlich durch den 10. Juli von 1584 erwiesen worden, an welchem Tage die Mordkugel des von den Jesuiten gehetzten Balthasar Gerard zu Delft die Brust Wilhelms von Oranien durchbohrte.

Es ist daher nur gerecht, anzunehmen, daß Elisabeth im Jahre 1586 nicht allein an die Wirklichkeit einer bevorstehenden spanischen Invasion und eines damit verbundenen Aufstandes der englischen Katholiken glaubte, sondern auch daran, daß wesentlich die Umtriebe Maria's und ihrer Anhänger diese Gefahr herbeigeführt hätten. Nicht minder

traute die Königin den Versicherungen ihrer Minister, daß die Gefangene von Fotheringay in das mit dem Projekt einer spanischen Landung in England auf's engste verbundene Mordkomplott, an dessen Spitze Babington stand, vollkommen eingeweiht wäre und demnach ihre, Elisabeths, von dem Genannten und seinen Mitverschworenen geplante Ermordung ausdrücklich gutgeheißen hätte.

Dieses Komplott bestand, keine Frage; aber es war von Walsingham, wenn nicht angestiftet, so doch mittels gewissenloser, auf das Verderben Maria's gerichteter Polizeikünste aufgepäppelt und großgezogen worden. Die ganze Machenschaft ähnelt auffallend den Komplottefindungen, wie sie der Bonapartismus zur Zeit des angeblichen Onkels wie zur Zeit des sogenannten Neffen als ein beliebtestes und wirksamstes Regierungsmittel handhabte, — Komplottefindungen, auf welche der alte Bauernspruch:

„Mattheis
Bricht 's Eis;
Find't er keins,
So macht er eins —“

wie angemessen passt. . . . Maria hat ihrerseits nicht bestritten, daß sie um das spanische Invasionsprojekt wußte und dasselbe billigte. Warum auch hätte sie es nicht billigen sollen? Versprach ihr dasselbe doch Erlösung aus einer achtzehnjährigen Gefangenschaft, in welcher sie wider alles Völkerrecht gehalten wurde, von den Geboten der Menschlichkeit ganz zu schweigen. Wer sodann weiß, daß die Menschen nichts weniger als Engel sind und daß die christliche Phrase „Liebe deine Feinde und thue wohl deinen Hassern!“ vor den thatsächlichen Leidenschaften und Interessen verschwindet wie Nebel vor dem Morgenwinde, würde sich nicht sehr darüber verwundern, so Maria kein Bedenken getragen hätte, selbst das Leben ihrer Feindin als Preis für ihre Befreiung und Wiederherstellung zu bezahlen.

Allein die unglückliche Gefangene hat der Bezichtigung, um Babingtons Mordplan gewußt und denselben gebilligt zu haben, ein energisches Nein entgegengesetzt und dasselbe

bis zuletzt aufrecht erhalten, während sie ihr Einverständniß mit der großen katholischen Kombination ohne weiteres zugab. Man wollte sie mittels eines von Babington an sie geschriebenen Briefes und mittels ihrer Antwort auf denselben überweisen: sie forderte die Vorlage der Originale, indem sie dem Staatssekretär Walsingham ins Gesicht sagte, er wäre ganz der Mann dazu, ihre durch seine Spione aufgefangene und durch seine Hände gegangene Korrespondenz gefälscht zu haben. Die Originale wurden aber der Angeklagten jetzt so wenig vorgelegt wie damals, als es sich um die Papiere des „silbernen Kästchens" gehandelt hatte.

11.

Ueberhaupt war die Procedur, welcher Maria im Herbste von 1586 unterworfen wurde, von A bis Z ein grober Spott auf alle Rechtspflege, eine ebenso schamlose Verhöhnung des Rechtes, wie der Proceß Bothwells eine gewesen.

An die Spitze der untersuchenden und richtenden Kommission, welche Elisabeth ernannte, wurden Maria's Todfeinde Burleigh und Walsingham gestellt, die es als eine Hauptaufgabe ihrer Staatsmännischkeit betrachteten, der Angeklagten das Leben zu nehmen. Man scheute nicht vor der Rohheit zurück, der kranken, gebeugten und verlassenen Frau keinen Rechtsbeistand und Anwalt zu gestatten. Man ging in einer Weise vor, welche es rein unmöglich machte, die Wahrheit zu finden. Sowie Maria erfuhr, daß man sie in das Mordkomplott Babingtons verwickeln wollte, verlangte sie, mit diesem und seinen Mitschuldigen konfrontirt zu werden. Umsonst. Man beeilte sich vielmehr, Babington und seine Mitverschworenen hinzurichten, damit der angeklagten Königin jede Berufung auf diese Zeugen abgeschnitten wäre. Maria, welche in ihrem souveränen Königsbewußtsein es ganz gut hätte ablehnen können, ihren Anklägern

Rede zu stehen und Antwort zu geben, that alles ihr Mögliche, um die Falschheit der schwersten auf sie gehäuften Beschuldigung zu erweisen; ihre Richter dagegen, welche nur ihre Henker gewesen sind, wandten gleichermaßen List und Brutalität auf, um diese Absicht der Unglücklichen zu vereiteln und das Opfer wehrlos zu machen.

Sogar ihre bittersten Feinde haben nicht zu bestreiten gewagt, daß, als Maria am 14. Oktober in der großen Halle von Fotheringay vor ihren Richtern erschien, ihre Haltung voll edelster Fassung und Würde war. Auf die vonseiten Burleighs an sie ergangene Aufforderung, die gegen sie gerichtete Anklageakte anzuhören, gab sie diese Erklärung ab: „Ich bin nach England gekommen, um den Beistand nachzusuchen, welcher mir versprochen worden war. Jedermann weiß, daß ich allem Recht und allen Gesetzen zuwider als Gefangene in diesem Lande zurückgehalten worden bin. Was eure Kommission angeht, so hat niemand das Recht, eine solche zu bestellen, weil niemand über mir steht. Ich bin als freie und souveräne Fürstin geboren und nur Gott für meine Handlungen verantwortlich. Ich anerkenne in euch weder meine Pairs noch meine Richter, und wenn ich einwillige, euch Rede zu stehen, so geschieht das nur, weil ich will und um zu beweisen, daß die gegen mich gerichteten Anklagen falsch und verleumderisch sind."

Im Verlaufe der Verhandlung bemerkte sie mit Bitterkeit, man habe Babington hingerichtet, um die von ihr begehrte Konfrontation mit ihm unmöglich zu machen, und fügte die Frage hinzu, warum man denn nicht wenigstens ihre beiden verhafteten Sekretäre Nau und Kurle herbeigebracht hätte, um sie ihr, wie sie verlangte, gegenüberzustellen. Es würde wohl geschehen sein, so man sicher wäre, daß diese Zeugen ihre angeblichen Geständnisse auch in ihrer, der Angeklagten, Gegenwart wiederholten. Daß sie, wie die Vorbringung dieser Zeugen, so auch die der Originale der ihr zugeschriebenen brieflichen Aeußerungen gegenüber von Babington vergeblich forderte, ist schon erwähnt worden. „Man gründet Beschuldigungen auf meine Briefe — rief

sie aus — und man beraubt mich, indem man mir die Mittheilung der Originale verweigert und mir meine Papiere wegnahm, aller Mittel, die Falschheit dieser Beschuldigungen darzuthun." Schließlich sagte sie: „Meine einzigen Verbrechen sind meine Geburt, die Beschimpfungen und Leiden, welche man mir angethan hat, und die Religion, welche ich bekenne. Auf meine Geburt bin ich stolz; die mir widerfahrene Unbill weiß ich zu verzeihen, und was meine Religion betrifft, so ist sie mir Trost und Hoffnung in meiner Trübsal und bin ich bereit, sie mit meinem Blute zu besiegeln. Allzeit habe ich das Leben der geringsten Kreatur Gottes geachtet. Es liegt viel mehr in meiner Natur, zu beten wie Esther als das Schwert zu ergreifen wie Judith. Im übrigen wäre es thöricht, es auf den Urtheilsspruch von Menschen ankommen zu lassen, welche meine notorischen Feinde sind. Ich verlange, angeklagt zu werden und mich vertheidigen zu dürfen vor dem Parlament von England, in Gegenwart der Königin und ihres Staatsraths."

Eitle Berufung! Am 25. Oktober versammelte sich die Kommission statt zu Fotheringay in Westminster und sprach die Königin von Schottland, ohne sie noch einmal zu hören, nach dem ganzen Umfange der Anklage schuldig. Nur e i n e r der Richter, Lord Zouch, trug Scham und Scheu, diesem Schand- und Spottverfahren durch sein Ja beizustimmen. Der gefällte Spruch, welcher selbstverständlich von den beiden Häusern des Parlaments bestätigt und von der Bevölkerung Londons mit tobender Freude begrüßt wurde — die Regierung hatte Sorge getragen, den „protestantischen Geist" gehörig zu kitzeln und die öffentliche Meinung mit einer ungeheuren Schüssel voll „papistischer" Schauergeschichten zu traktiren — der gefällte Spruch war ein Todesurtheil, dessen Vollziehung nur von der Laune Elisabeths abhing.

Die Manier nun, wie sich die Königin als zwischen den Forderungen des Staatswohls und ihren Bedenklichkeiten schwankend darstellte; die infame Zumuthung, welche

sie mehr oder weniger offen ihrer Umgebung machte, man sollte sie von ihrer Base „befreien“, ohne daß eine Hinrichtung stattzufinden brauchte[1]); die Art und Weise, wie sie sich ihre Unterschrift zu Maria's Todesurtheil scheinbar ablisten oder abnöthigen ließ; die schamlose Heuchelei, womit sie nachmals behauptete, die Hinrichtung sei ohne ihr Wissen und wider ihren Willen geschehen: — das alles hat etwas so entschieden Kätzisches, daß sich jeder gesunde Sinn davon angewidert fühlen muß.

12.

Die Minister Elisabeths wußten recht wohl, daß und wie sehr sie im Sinne ihrer Gebieterin handelten, wenn sie dieselbe weiter nicht mehr mit der Sache behelligten, sondern die Vollziehung des von der Königin unterfertigten Todesurtheils auf sich nahmen. Sie thaten danach.

Am 6. Februar von 1587 trafen demnach die Grafen von Shrewsbury und Kent und Master Beale in Fotheringay ein und am folgenden Tage traten sie, begleitet von Paulet und dem Sheriff der Grafschaft Northampton, vor Maria, um ihr anzukündigen, daß sie sterben müßte. „Im Namen Gottes“ — gab sie zur Antwort — „gesegnet sei diese Botschaft! Denn mich verlangt sehr, diese Welt zu verlassen.“

---

1) Elisabeth hatte schon im August von 1586 in diesem Sinne einen wahrhaft diabolisch arglistigen Brief an Amyas Paulet geschrieben. Der rauhe, aber ehrliche Puritaner verstand nicht oder wollte nicht verstehen. Später schrieben Walsingham und Davison deutlicher an ihn und machten ihn aufmerksam, daß er der Königin einen großen Dienst erwiese, so er sie im Geheimen von Maria Stuart „befreite“. Paulet wies die schändliche Zumuthung mit großer Entrüstung zurück. Als Davison die Königin davon in Kenntniß setzte, brach sie in Schelt- und Schimpfworte aus über den „affektirten Formenreiter“.

Dann erklärte sie ruhig, aber fest, daß sie das Opfer eines Justizmordes sei, verurtheilt von einem Tribunal, welchem nicht das geringste Recht über sie zustand, und eines Verbrechens halber, dessen sie schuldlos. „Ich rufe Gott als Zeugen an" — schloß sie, die Hand auf ein vor ihr liegendes Neues Testament legend — „daß ich den Tod der Königin von England niemals gewollt, gebilligt oder gesucht habe." Und als der Graf von Kent Lümmel genug war, sie anzuschnarchen: „Das ist ein papistisches Testament und Euer Schwur hat also gar keinen Werth!" führte sie den stupiden Fanatiker würdig ab mit der Entgegnung: „Das ist die von der katholischen Kirche anerkannte Uebersetzung. Eure Herrlichkeit muß demnach folgerichtig meinen darauf gethanen Schwur für heiliger anerkennen, als wenn ich auf eure Uebersetzung geschworen hätte, an welche ich nicht glaube."

Sie forderte hierauf die Zulassung eines katholischen Priesters, um sich zum Tode vorbereiten zu lassen. Die Kommissäre schlugen es ab, weil davon nichts in ihrer Instruktion stände. Der Graf von Kent wollte ihr dann einen protestantischen Tröster oder Bekehrer aufdringen, den Dechanten von Peterborough. „Nein" — sagte Maria — „ich will in dem Glauben meiner Väter sterben." Worauf Kent: „Ha, Madame, bei einer solchen Verstocktheit wäre Euer Leben der Ruin unserer Religion und wird Euer Tod sie retten."

Dieser Ausruf ließ einen Stral von Freude über das Antlitz der Königin gleiten, und als die Kommissäre abgetreten waren, wandte sie sich zu ihren Dienerinnen mit den Worten: „Nun wohl, habe ich es euch nicht gesagt? Ich wußte, daß sie mich tödten würden: ich war ein zu großes Hinderniß für ihren Glauben. Aber wie bin ich glücklich! Man hat behauptet, ich sei zum Tode verdammt, weil ich gegen das Leben der Königin von England konspirirt hätte, und nun ließ sich dieser Graf von Kent das Geständniß entwischen, daß es meines Glaubens wegen geschehen sei."

Das Schaffot war in der großen Halle des Schlosses aufgeschlagen. Mittwochs den 8. Februar (a. St.) um 8 Uhr Morgens bestieg Maria Stuart dasselbe. Mit welcher Fassung und Würde, ist bekannt. Da ihr rauher Kerkermeister Paulet bemerkte, daß sie sich nur mühsam auf ihren kranken Beinen hielt, bot er, vom Mitleid angefasst, ihr zum Hinaufsteigen den Arm. Sie nahm das Anerbieten an und sagte freundlich: „Habt Dank! Das ist die letzte Mühe, welche ich Euch mache.“ Als Marie Antoinette am 16. Oktober von 1793 die Treppe zur Guillotine hinanstieg, trat sie unversehens dem Henker Samson auf den Fuß und bat es ihm sofort ab mit den Worten: „Entschuldigen Sie, Monsieur; ich that es nicht absichtlich.“ Es liegt eine Poesie von rührender Gewalt darin, Worte voll Sanftmuth und Güte von Lippen kommen zu hören, welche die Grausamkeit der Menschen schon in der nächsten Minute für immer verschließt.

Ebenfalls sanft, obzwar entschieden, wies Maria die bonzenhafte Unverschämtheit des Bekehrungsversuches zurück, womit der Dechant von Peterborough die schon neben dem Blocke Stehende beläſtigte.

Aber die Weltgeschichte liebt es, in die tragischen Schlagschatten großer Katastrophen hinein mitunter die Streiflichter einer gräßlichen Komik fallen zu lassen.

Ein solches Streiflicht zuckte über das schwarzbehangene Blutgerüst hin, als der tödtliche Beilstreich auf Maria's Hals gefallen war. Der Henker fasste den abgeschlagenen Kopf bei den Haaren, aber diese blieben ihm in der Hand, während das glatzköpfige Haupt auf und über den Boden hinrollte.

Seine Verblüffung überwindend, raffte der Henker es auf, hob es empor und rief: „Gott erhalte die Königin Elisabeth!“ Worauf der Dechant von Peterborough, um die Stimme der „Religion der Liebe“ vernehmen zu lassen: „So mögen alle Feinde der Königin vernichtet werden!“ Nur eine Stimme, die des Grafen von Kent, sagte „Amen“ . . .

Die Siegerin Elisabeth überlebte ihr Opfer um sechszehn

Jahre. Sie hat 45 Jahre lang, wie der gäng und gäbe Ausdruck lautet, „glorreich“ (glorious) regiert. Ihrer bis zur Narrheit gehenden Gefallsucht ist sie immer treu geblieben. Noch als Greisin spielte sie das junge Mädchen. Noch in den Jahren 1601 und 1602 ließ die alte Kokette sich von ihrem sklavischen Hofe bewundern und beklatschen, wenn sie mit zahnlosem Munde zur Laute sang oder mit gichtbrüchigen Beinen die Gaillarde tanzte. Nur in unbewachten Augenblicken schuf sich inmitten äußerlicher Erfolge das Gefühl innerlicher Leere Bahn und sie sagte dann, sie wäre des Lebens satt, weil nichts mehr ihren Geist anspräche oder ihr Vergnügen machte. Das Glück jedoch blieb ihr zugethan bis zuletzt: am 3. April von 1603 ist sie eines sanften und schmerzlosen Todes gestorben.

Der altfränkische Montesquieu, welcher in der Geschichtewissenschaft noch nicht soweit war, zu glauben, daß die einzigen Maßstäbe des historischen Urtheils Erfolg oder Nichterfolg hießen, hat gemeint, „die Stellen, welche die Nachwelt (geschichtlichen Personen) anweis't, hängen wie die von der Mitwelt vergebenen von den Launen des Glückes ab“ — und altfränkisch gesinnte Leute wie ich, welche des Dafürhaltens sind, Montesquieu hätte mehr Geist, Menschen- und Weltkenntniß in einer seiner beiden kleinen Zehen gehabt als die sämmtlichen berühmten „Geschichtewissenschafter“ unserer Tage unter ihren sämmtlichen Hirndecken, nehmen sich die Freiheit, zu meinen, der montesquieu'sche Satz ließe sich recht wohl auf Elisabeth Tudor und Maria Stuart anwenden.

Im übrigen, wenn man die Stellungen der beiden königlichen Basen, ihren Zank und Kampf, ihre Freuden und Leiden, ihre Triumphe und Niederlagen vom allerhöchsten, d. h. vom allerunbefangensten Standpunkte betrachtet, so wird man wieder einmal ganz verstehen, wie sehr der alte Lear rechthatte, als er sagte:

„Wenn wir geboren werden, weinen wir,
Daß wir die große Narrenbühne Welt
Betreten müssen.“

Der falsche Dmitry.

Vermochtest du, ein namenloser Flüchtling,
Zwei Völker zu verblenden wunderbar
Und das verweg'ne Truggespinnst zu sichern
Durch ein Geheimniß, fest und tief und ewig?
Puschkin, „Boris“, III, 3.

1.

Warum und wieso der Schwindel möglich war.

Eines Winterabends im Jahre 1584 trat Iwan der Vierte (Wassiljewitsch), Zar aller Reußen, genannt „Der Henker“ oder „Der Schreckliche“, auf die „rothe“ Treppe des Kremlin zu Moskau hinaus, um lange zum Firmament emporzustarren, allwo zwischen den Kuppeln und Thürmen der Kirche Iwans des Großen und der Kirche der Verkündigung ein Komet sichtbar war mit kreuzformartigem Feuerschweif. Der Zar wandte sich endlich ab, bekreuzte sich und murmelte vor sich hin: „Das bedeutet meinen Tod!“

Bald darauf erkrankte er schwer. Aus Lappland herbeigeholte Schamanen-Zauberer vermochten dem Uebel nicht Einhalt zu thun. Am 10. März von 1585 berief er den Bojarenrath und ließ sein Testament aufsetzen, kraft dessen er die Thronfolge seinem Sohne Feodor zutheilte und inbetracht der Blödsinnigkeit desselben einen Regentschaftsrath bestellte, bestehend aus den beiden Knäsen (Fürsten) Iwan Schuisky und Iwan Mstislawsky, sowie den drei

Bojaren (Großbarone) Bogdan Bielsky, Nikita Juryew und Boris Godunow. Am 18. März starb „Der Schreckliche“ und säuberte mittels seines Todes den Erdball vom größten Scheusal, welches zu tragen dieser jemals verdammt war. Denn überblickt man das Wüsten und Wüthen dieses Dämons, ja fasst man auch nur die von ihm veranstalteten „Opaly“ (Durchwurfelungen oder Ausmerzungen des Volkes) ins Auge, mit deren Gräueln verglichen die Schrecken der französischen Revolution harmlose Kinderspiele waren, so könnte man unschwer zu dem Glauben kommen, die „allgütige Mutter“ Natur hätte in ihrer grausamsten Laune dieses Unthier geschaffen, um eine fürchterliche Probe anzustellen, was alles die Menschen sich gefallen ließen und bis zu welcher bodenlosen Tiefe der Niedertracht die sklavische Feigheit der Völker hinabreichen könnte.

In unseren Tagen ist es bekanntlich zur „wissenschaftlichen“ Mode geworden, den Unterschied von gut und böse, Recht und Unrecht, Tugend und Laster, Verdienst und Verschuldung zu verwischen und einem grundsatzlosen Geschlechte das ohnehin schon sehr geschwächte Gefühl der Verantwortlichkeit vollends aus der schlaffen Seele zu schmeicheln mittels der materialistischen Theorie, daß die Gefühle, Gedanken und Thaten des Menschen schlechterdings nur Produkte seiner physischen Anlagen und Eigenschaften wären. Laster, Frevel und Verbrechen müßten daher für unumgängliche Schlußfolgerungen aus natürlichen Prämissen angesehen werden, für Abnormitäten, und demnach Lasterhafte, Frevler und Verbrecher nur für mitleidswerthe Kranke, für Gestörte, für Wahnsinnige. Es ist recht verwunderlich, daß diese modische Theorie, welche sich ja auch schon spürbar genug in die Strafgesetzgebung und Strafrechtspflege eingeschlichen hat und, wann erst in ihrem ganzen Umfange verwirklicht, die menschliche Gesellschaft unfehlbar in den aller Verantwortlichkeit baren Zustand der Bestialität zurückentwickeln wird — ja, es ist recht verwunderlich, daß diese schöne Theorie nicht auch schon von irgendeinem „wissenschaftlichen“ Modisten auf Iwan den Schrecklichen angewandt und also

an dem „grausen“ Zaren, wie er beim Lermontow heißt, eine der jetzt so beliebten „Rettungen“ verübt wurde. Freilich, ein leichtes Stück Arbeit würde der „Retter“ nicht haben. Denn wenn ihm der Nachweis, daß Iwan der Henker von Haus aus ein Wahnsinniger gewesen, nicht allzu schwer werden dürfte, so vermöchte doch keine Trübung der Quellen und keine sophistische Dialektik die Thatsache aus der Welt zu schaffen, daß in dem Wahnsinn des Zaren Methode gewesen ist und der „Grause“ seiner Absichten und Zwecke sehr wohl bewußt war.

Wie ein rother Faden, nein, wie ein rother Blutstrom windet oder wälzt sich durch Iwans Gräuelherrschaft der Staatsgedanke, mittels Gründung der zarischen Autokratie, des zarischen Absolutismus höchster Potenz die moskowitische Reichseinheit her- und festzustellen, welche bislang durch die Machtstellung des Bojarenthums stark beeinträchtigt worden war. Allerdings ist der Zar häufig genug Henker um der Henkerlust willen gewesen, allerdings trieb er die gräßliche Wollust der Grausamkeit bis zum raffinirtesten Kitzel; aber den angegebenen Grundzug seiner Politik hat er selbst in den wildesten Orgien der Entmenschung so wenig vergessen, als er desselben in den tollen Uebertreibungen der „gottesdienstlichen“ Uebung seiner „Frömmigkeit“ jemals vergaß. Denn selbstverständlich war der vierte Iwan sehr „fromm“, das heißt allem Aberglauben der orientalisch-russischen Kirche leidenschaftlich zugethan, ganz wie Ludwig der Elfte von Frankreich „fromm“, das heißt allem Aberglauben der okcidentalisch-römischen Kirche fanatisch ergeben war. Man könnte überhaupt Iwan den Vierten den aus dem Französischen ins Russische übersetzten Ludwig den Elften nennen. Denn im ganzen und großen spielte der Zar im 16. Jahrhundert in Russland die Rolle, welche der König im 15. Jahrhundert in Frankreich durchgeführt hatte. Beide haben, jeder in seinem besonderen Stil, die Adelsherrschaft gebrochen und die absolute Monarchie begründet.

Kein Zweifel, das russische Volk erkannte in dieser Gründung eine Wohlthat, wenigstens instinktmäßig. Daraus

mag sich das Unglaubliche und doch fraglos Wahre erklären, daß die Russen diesem Wütherich, der die Grausamkeit bis zu unerhörten Thaten wilder Wuth oder auch bis zur raffinirtesten Qualenaustiftelung getrieben, seine eigene Familie in empörendster Weise gepeinigt, seinen zweitältesten Sohn eigenhändig umgebracht, in mongolisch wüster Vernichtungsraserei die Bewohnerschaften ganzer Städte und Landschaften ausgetilgt, daneben im Schlamme ekelhafter Ausschweifungen sich gewälzt hatte, geradezu leidenschaftlich unterwürfig und zugethan waren — so leidenschaftlich, daß beim Tode des Scheusals von Zar die allgemeinste, aufrichtigste, wildeste Wehklage losbrach. Man hätte, so man dies Gebaren der Moskowiter ansah, meinen können, ein Gott, ihr Gott wäre ihnen gestorben. Und im Grunde war es ja so, denn die zarische Macht und Gewalt war eine abgöttisch geglaubte und verehrte.

Vom 18. März 1585 an hieß Feodor Iwanowitsch, Iwans des Schrecklichen dritter Sohn — der älteste war frühzeitig gestorben, den zweitältesten hatte der Vater todtgeschlagen — der Zar aller Reußen. Der zweiundzwanzigjährige Junge war physisch und psychisch eine Null, kraft-, verstand- und kenntnißlos, ein Dreiviertels-Trottel, ein Fex, welcher seine ganze Zeit damit verbrachte, in den Kirchen des Kremlin herumzulaufen, die Glocken allerhöchsteigenhändig zu läuten und sich tagelang die absurdesten Heiligenlegenden vorlesen zu lassen. Bei feierlichen Anlässen setzte man den Zar-Fex auf den Thron und gab ihm Skepter und Reichsapfel in die Hände. Dann starrte er mit dem Lächeln blödsinniger Bewunderung auf diese Insignien einer Macht, die ein anderer statt seiner innehatte und übte. So war der letzte Zar aus dem Hause Rurik, will sagen aus dem warägisch-normannischen Herrscherstamme, der letzte Zar aus der Familie der alten Großfürsten von Moskau. Man hatte dem Schwächling die Schwester des Boris Godunow, Irinia oder Irene, als Gemahlin angetraut, und sein Schwager Boris war der Zar des Zaren, thatsächlich jetzt schon der Leiter und Beherrscher Ruß-

lands. Denn dieser Magnat, dem Titel nach ein Mitglied des Regentschaftsrathes, also einer der fünf obersten Minister, hatte vermöge der zarischen Schwagerschaft die Macht seiner vier Amtsgenossen bald zu einem Nichts gemacht. Boris war zweifelsohne ein ungemein begabter, ein schlauer und erfahrener Mann, dabei von einem unbändigen Ehrgeiz besessen, welcher als sein Endziel die Erlangung der Zarenkrone wohl schon frühzeitig in's Auge gefasst haben mochte. Daß ihm dabei seine tatarische Abkunft ein Hinderniß sein würde, brauchte er nicht zu fürchten, denn bekanntlich war seit den Zeiten, wo die Mongolen zwei Jahrhunderte lang über Russland geherrscht hatten, das Blut der Russen, namentlich auch das der vornehmen, stark mit tätarischem gemischt.

Nun aber ist zu melden, daß Iwan der Schreckliche neben seinem Nachfolger Feodor noch einen Sohn hinterlassen hatte und zwar einen Sprössling aus seiner siebenten Ehe mit Marfa (Martha) Nagoy, einer Dame von tatarischer Abkunft. Dieser Sohn, im Jahre 1581 geboren, also beim Tode seines Vaters ein unmündiger Knabe, hieß Dmitry (Dimitri, Demetrius) und war in den Augen streng rechtgläubiger Russen allerdings nur ein Bastard. Denn der Lehre der russischen Kirche zufolge kann ein orthodoxer Christ nur viermal rechtmäßig sich verheiraten. Indessen war es bei des grausen Zaren Lebzeiten niemand eingefallen, gegen die Legitimität des kleinen Dmitry Protest erheben zu wollen, und demzufolge führte der Prinz gleich seinem Halbbruder Feodor den Titel Zaréwitsch, d. i. Zarensohn. Iwan der Schreckliche selbst jedoch schien diesen seinen letzten Sprössling nicht für voll angesehen zu haben; denn er hatte ja in seinem Testamente bestimmt, daß Dmitry nichts erben sollte als die Stadt Uglitsch und ihr Gebiet. Dies verhinderte jedoch nicht, daß angesichts der Schwächlichkeit und Hinfälligkeit des Zaren Feodor die Augen vieler Russen in dem Knaben Dmitry den künftigen Zaren erblickten. Boris ließ es sich daher angelegen sein, diesen Thronprätendenten dem Volke vorderhand mehr aus dem Gesichtskreise

zu rücken. Kaum war Feodor zum Zaren gekrönt, wurde Marfa Nagoy, die Witwe des Schrecklichen, mit ihrem Söhnlein Dmitry nach der Stadt Uglitsch geschafft, um dort ihren ständigen Aufenthalt zu nehmen. Boris bestellte zum Wächter von Mutter und Kind seinen Diak (Kanzleisekretär) Bitjagowski, auf welchen er sich vollständig verlassen konnte. Ist den Berichten, welche dieser Beamte von Uglitsch nach Moskau sandte, zu glauben, so verrieth sich der kleine Dmitry als der echte Sprößling seines Vaters und zwar mittels Bethätigung der Instinkte wilder Grausamkeit. Der Knabe hatte ein Wohlgefallen daran, Thiere raffinirt zu quälen, und er soll auch haben verlauten lassen, daß er dereinst mit Menschen ebenso verfahren wollte. Eines Wintertages, so wird erzählt, hatte er mit Hilfe seiner Spielkameraden auf dem Hofe des uglitscher Schlosses nach Knabenart den Schnee zu Menschenfiguren geballt. Diesen gab er die Namen der Magnaten des Reiches und die größte nannte er Boris. Dann nahm er seinen hölzernen Säbel und schlug damit den Schneemännern die Arme und die Köpfe ab mit den Worten: „So werde ich mit ihnen umspringen, wann ich einmal groß bin!“

Es ist möglich, daß der Knabe in Folge der grollenden, aufreizenden, rachsüchtigen Aeußerungen seiner Mutter solche oder ähnliche Worte gesprochen. Wahrscheinlicher freilich erscheint es, daß ihm hinterher dieselben in den Mund gelegt worden seien. Im übrigen hat es solcher kindischer Drohungen gar nicht bedurft, um das Leben des letzten Sprößlings Iwans des Henkers zu gefährden. Der Prinz war ja ein Hinderniß, sogar, wie die Sachen lagen, das einzige ernstliche Hinderniß auf Boris Godunows Wege zum Zarenthron.

Daß Boris der Urheber dessen war, was am 15. Mai 1591 (a. St.) auf dem Schloßhofe zu Uglitsch geschah, dürfte einer ernstlichen Anzweifelung kaum unterstellt werden können. Am genannten Tage, am hellen Tage, ist nämlich dort der Zaréwitsch Dmitry mittels Durchschneidung der Kehle ermordet worden. Das ist eine unzweifelhafte That-

sache. Allein die Einzelnheiten der Mordthat konnten nicht aktenmäßig festgestellt werden, weil die Mörder, der Diak Bitjagowski, sein Bruder Daniel, seine Frau, sammt Josef Wolochow und Nikita Katschalow, von dem wüthenden Volke von Uglitsch, welches Marfa Nagoy und ihre zwei Brüder angesichts der Leiche des ermordeten Sohnes und Neffen zur Rache aufgerufen hatten, gesteinigt wurden.

Boris unterschlug den aus Uglitsch über die Katastrophe eingelaufenen Bericht und gab dem Zaren Feodor einen gefälschten in die Hände, worin es hieß, der junge Dmitry hätte sich in einem Anfalle von Epilepsie, da er gerade ein scharfes Messer in der Hand gehabt, selber eine Wunde am Halse beigebracht und wäre an der Verblutung gestorben — eine ganz dumme Lüge, welche ihrem Urheber später theuer zu stehen kommen sollte. Vorderhand freilich erntete er die Früchte des uglitscher Verbrechens. Niemand wagte mehr, seinem Willen zu widerstehen, vollends dann nicht mehr, als er auch die große Familie der Fürsten Schuisky, sowie das Haupt der russischen Klerisei, den Erzbischof-Metropoliten von Moskau, tief gedemüthigt und seinem Machtgebote gebeugt hatte. An die Mutter des ermordeten Dmitry erging ein zarischer Ukas, kraft dessen sie „zur Strafe dafür, daß sie ihren Sohn nicht besser behütet hätte", aus Uglitsch hinweg und in ein im Norden Russlands gelegenes Kloster verwiesen wurde, allwo sie den Nonnenschleier umthun mußte. Die Hinterlassenen derer dagegen, welche der Lynchjustiz des Volkes von Uglitsch zum Opfer gefallen, wurden reichlich versorgt. Rastlos bemüht, seine Stellung nicht nur zu erhalten und zu befestigen, sondern dieselbe auch zu einer Aufgangsstufe herzurichten, von welcher aus das letzte und höchste Ziel unschwer zu erreichen wäre, suchte und wußte Boris seine Regierung mit dem Glanze von Eroberungen zu umgeben, welcher dem russischen Ausbreitungstriebe schmeichelte. Ebenso beeiferte er sich, die Geneigtheit von Klerisei und Adel zu gewinnen, und auf sein Bestreben, dem letzteren zu gefallen, ist hauptsächlich eine im Jahre 1593 getroffene, tiefein-

schneidende Maßregel zurückzuführen, jener zarische Ukas, welcher die russischen Bauern an die Scholle fesselte, indem er denselben strengstens verbot, ihren Wohnsitz zu ändern. Das war eine Maßregel, deren unberechenbare Tragweite zunächst gar nicht erkannt wurde. Das war die Begründung der bäuerlichen Leibeigenschaft und bald auch eine der Hauptursachen des gegen Godunow erwachenden russischen Volkshasses.

Zu Anfang des Jahres 1598 starb der Schattenzar Feodor, und so war denn die Zeit gekommen, wo Boris auch dem Namen nach der Zar aller Reußen sein wollte. Er fand es angezeigt und räthlich, zuvörderst noch eine Komödie aufzuführen, nämlich diese, daß er durch den sogenannten großen Landesrath („Semskaya Duma"), ein Schein- und Schemenparlament, in welchem die geistlichen Magnaten, die Erzbischöfe und Bischöfe, sowie die adeligen, die Bojaren, saßen, seine Schwester Irene, Feodors kinderlose Witwe, zur regierenden Zarin bestellen ließ. Im raschen Weitergange der wohlinscenirten und gutgespielten Posse entsagte dann die Zarin Irene dem Skepter und ging in ein Kloster, ihr Bruder Boris aber machenschaftete, ränkelte, drohte, bestach und schauspielte so geschickt, daß er selber schon am 21. Februar von 1598 vom Adel, Klerus und Volk Moskau's förmlich angefleht wurde, sich doch um Gotteswillen des verwais'ten Russlands anzunehmen, d. h. Zar zu werden. Godunow ergab sich, wie er sagte, „nur zögernd und nothgedrungen in den Willen Gottes", ergriff das Skepter und ließ sich im Kremlin mit großer Prachtentfaltung die Zarenkrone aufsetzen. Man muß ihm nachsagen, daß er gewissermaßen die Rolle Peters des Großen vorweggenommen habe, d. h. daß er Russland aus der Barbarei des Asiatenthums heraus- und in die europäische Civilisation hineinführen wollte.

Aber seine Versuche misslangen, theils, weil sie zu wenig um- und vorsichtig unternommen wurden, theils, weil Russland dazumal noch viel zu asiatisch war, um für europäische Kultur überhaupt schon empfänglich zu sein, theils endlich,

weil der Zar Boris im Hinblick auf den Ausgang des Zaréwitsch Dmitry der ungeheuren Mehrzahl seiner Unterthanen doch nur für einen Usurpator galt, Adel und Klerisei im Geheimen fortwährend gegen ihn wühlten, und sogar solche seiner Absichten und Strebungen, welche zweifellos löblich und ersprießlich waren, zu hemmen, zu hindern und zu durchkreuzen suchten und wußten. So z. B. die Bemühungen des Zaren, einem altherkömmlichen russischen Nationallaster, der Saufwuth, zu steuern oder wenigstens Zaum und Zügel anzulegen. In Bälde war die Unpopularität, ja Verhassstheit Godunows bei allen Ständen und in allen Schichten des Russenthums eine vollendete Thatsache.

Zur Vervollständigung dieser flüchtigen Zeichnung der Lage, in welcher Russland auf der Schwelle vom 16. zum 17. Jahrhundert sich befand, gehören noch zwei Züge: — Erstens die Stellung des russischen Staates gegenüber dem polnischen, d. h. die Hinweisung auf den altherkömmlichen, zur erbitterten Feindseligkeit längst verknöcherten Gegensatz zwischen Polen und Russen. Diese Gegensätzlichkeit mag ursprünglich in Stammes- oder gar in Rasseverschiedenheiten gewurzelt haben, war aber höchst bedeutsam verschärft worden durch den Umstand, daß die Russen der anatolisch-byzantinischen Orthodoxie anhingen, während dagegen die Polen orthodoxe römische Katholiken waren, fanatische sogar von der Zeit an, wo das schon halb für den Protestantismus gewonnene polnische Volk durch die Klugheit und Energie des Jesuitenordens wieder in den römischen Pferch zurückgetrieben worden. Dieser religiöse und konfessionelle Gegensatz von Polen und Russen war fraglos eine unumgängliche Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, wie die des falschen Demetrius eine gewesen. Zweitens ist mit Betonung zu erwähnen, daß in Folge mehrjähriger Missernten mit dem Jahre 1601 in Russland ein allgemeiner Nothstand begann, welcher sich bis zum Jahre 1604 verlängerte und in vielen Gegenden des Reiches bis zur bitteren, bittersten Hungersnoth sich steigerte. Auch

dieses Unglück half das Auftreten und die Erfolge des Betrügers in bedeutendem Grade mitermöglichen.

Denn es ist ja wohlbekannt und durch hunderte von Zeugnissen der Geschichte bestätigt, daß solcherlei Leiden die Gemüther der Menschen und der Völker für das Außerordentliche stimmen, für den Glauben an das Unglaubliche empfänglich machen und auf das Wunderbare vorbereiten. Außerdem wussten es die Machenschaften der Feinde des Boris so einzurichten und dahinzubringen, daß die ganze Schwere der öffentlichen Drang- und Trübsale auf den Usurpator zurückfiel, als ob er der Verursächer der Hungersnoth und jeglichen anderen Uebels wäre. Man weiß ja, wie leicht es unter sothanen Verhältnissen ist, der Angst und dem Grolle der Volksmassen, welche nirgends und zu keiner Zeit logisch zu denken vermochten oder vermögen, einen Sündenbock zu bezeichnen. Die umsichtigen und eifrigen Bemühungen des Zaren, die schwere Noth zu heben oder wenigstens zu lindern, erwiesen sich demzufolge als eitel, den gegen ihn wachgerufenen und geschickt genährten Haß zu beschwichtigen. Er war einmal als Sündenbock stigmatisirt und blieb es.

In solcher Bedrängniß und Gährung befand sich Russland, als von Polen her eine wundersame Kunde nach Moskau gelangte.

2.

Wie der Schwindel anging, vorschritt und sein Ziel erreichte.

Wie lautete diese Kunde, welche wie ein Blitz in die schwüle Stimmung fiel, von der die russische Nation befangen war?

Sie lautete: Der Stamm Ruriks ist noch nicht erloschen. Der Zaréwitsch und rechtmäßige Nachfolger Iwans

des Schrecklichen, der junge Dmitry, welchen man irrthümlich todt und zu Uglitsch ermordet glaubte, ist noch am Leben. In der polnischen Provinz Lithauen von einem Woiwoden gastfreundlich aufgenommen, hat er den angesehensten Männern der Republik Polen, sowie dem Könige Sigismund dem Dritten selber sich zu erkennen gegeben und schickt jetzo sich an und verschreitet dazu, sein klares Recht auf den russischen Zarenthron als letzter rechtmäßiger Sproß des Hauses Rurik, als legitimer Sohn des vierten Iwan Wassiljewitsch, mit der Hilfe Polens geltend zu machen.

„Mit der Hilfe Polens." Schon dieser Beisatz hätte die Russen stutzig machen können und sollen. Aus Polen und mit Polens Hilfe kam der Prätendent, also aus dem Lande und mit der Unterstützung von Russlands Erbfeind. Aber wann und wo haben Menschendummheit, Volksaberglauben und Parteiwuth gezögert, auf einen kolossalen Lügenköder begierig anzubeißen? Nimmer und nirgends! Wann und wo haben sie angesichts eines frechen Schwindels verständige Erwägungen angestellt? Zu keiner Zeit und an keinem Ort!

Der wirkliche Sohn des „grausen" Zaren, der wahre Dmitry, war zweifellos ermordet, todt und begraben. Das hinderte aber nicht, daß die große Mehrzahl der Russen in einem nachgemachten Dmitry einen Helden, Helfer und Heiland sah und ihn geradezu vergötterte, für eine Weile nämlich, das heißt gerade so lange, als er Glück hatte.

Der historische Roman des falschen Demetrius, welchen man, wie im Schlußkapitel dieser Historie gezeigt werden soll, füglich einen Tendenzroman nennen darf, hat also angehoben.

Um die Mitte des Jahres 1603 stand im Schlosse zu Brahin in Lithauen ein junger Mensch als Bereiter oder Unterstallmeister im Dienste des polnischen Fürsten Adam Wiszniewiecki. Eines Tages wurde der Bereiter krank, todtkrank, das heißt er stellte sich krank, todtkrank, und ließ den Hauskaplan des Fürsten, welcher Geistliche ein Jesuit

war — wohlgemerkt! — zu sich bitten, um diesem seine angeblich letzte Beichte abzulegen. Solchem Beichtvater nun anvertraute das Beichtkind, daß es der todtgeglaubte russische Zaréwitsch Dmitry wäre, und folglich der rechtmäßige Zar aller Reußen, dessen angestammten Thron ein grausamer Usurpator innehätte. Zur Bekräftigung dieser großen Neuigkeit erzählte — dem Berichte des Jesuitenpaters zufolge — der Scheinkranke eine höchst romantische Geschichte, allwie er durch einen deutschen Arzt den mörderischen Anschlägen des Boris entrissen und wie an seiner statt zu Uglitsch der Sohn eines leibeigenen Knechtes ermordet worden wäre — ein ganz dummes, schlecht ersonnenes und schlecht stilisirtes Märchen. Aber in solchen Fällen heißt es bekanntlich: „Je dümmer, desto schöner!" Zur Beglaubigung seiner Fabel brachte, wie der Beichtvater erzählte, der Bereiter ein Siegel vor, welches Wappen und Namen des Zaréwitsch Dmitry zeigte, sowie ein kleines goldenes, angeblich mit Edelsteinen besetztes Kreuz, welches ihm, behauptete er, bei seiner Taufe sein Pathe, der Fürst Mstislawski, geschenkt hätte.

So die Aufstellung, so die Beweisstücke. Und daraufhin — es klingt ebenfalls märchenhaft — wurde der Stallknecht von seinem Brotherrn, dem Fürsten Adam Wisznieweicki, als wirklicher und wahrhafter Zaréwitsch Dmitry anerkannt — rasch auch von anderen, so von dem Bruder des lithauischen Magnaten, dem Fürsten Konstantin Wisznieweicki, und von dessen Schwiegervater, dem Woiwoden von Sendomir, Jurji Mniszek. Diese beiden Großbarone, beide als fanatische Anhänger der Gesellschaft Jesu bekannt, erklärten dem Könige Sigismund, der Bruder und rechtmäßige Nachfolger des verstorbenen russischen Zaren Feodor wäre wunderbarer Weise gerettet, aufgefunden und erkannt worden. Sigismund, von dem päpstlichen Nuntius an seinem Hofe, Monsignore Rangoni, gehörig bearbeitet, glaubte oder stellte sich an, als glaubte er an eine Sache, welche mehr und mehr die Gestalt einer von langer Hand her vorbereiteten und inscenirten Komödie annahm und dann auch ganz ungescheut als ein gegen Russland, gegen das anatolisch-

byzantinisch-rechtgläubige Russland gerichtetes jesuitisch-polnisches Intrikenspiel weiterspielte.

Der Stalldiener Wiszniewiecki's wurde unter der Hand an den polnischen Königshof nach Krakau geladen. Dort ist er im folgenden Jahre (1604) im Palaste des Nuntius (oder im Jesuitenkollegium?) von der griechisch-katholischen zur römisch-katholischen Kirche übergetreten, was wohl auch nur eine Scene der ganzen Komödie war, insofern der nachgemachte Zaréwitsch höchst wahrscheinlich von Geburt ein Polak und demnach schon von Haus aus römisch-katholisch gewesen ist. Aber die feierliche Posse war durchaus im Sinne der Leiter des ganzen Stückes, das heißt der Jesuiten, nothwendig, um der Welt einen zum römischen Katholicismus bekehrten russischen Zaréwitsch vorschauspielen zu können. Bei seinem angeblichen Uebertritt in die römische Kirche, welcher übrigens vorläufig noch geheim gehalten werden sollte, mußte der junge Mann geloben, auch Russland zu dieser Kirche herüberzubringen, was ja schon seit längerer Zeit der heiße Wunsch der Gesellschaft Jesu und der Zweck von schon mancher offen oder versteckt gethanen Arbeit derselben gewesen. Das geleistete Gelöbniß war der Preis, um welchen die Jesuiten den kläglichen Waschlappen von Polenkönig, Sigismund den Dritten, vermochten, den erdichteten oder wenigstens zurechtgeschneiderten Dmitry förmlich als Zaréwitsch, als echten und legitimen Sprössling von Iwan Wassiljewitsch anzuerkennen. In feierlicher Audienz ließ sich der „König" der „Republik" Polen — die Verkuppelung dieser beiden Worte kennzeichnet sprechend die polnische Anarchie — durch den päpstlichen Nuntius den Prätendenten vorstellen und richtete an denselben die Worte: „Gott behüte Dich, Demetrius, Fürst von Moskau! Deine Herkunft ist uns bekannt und durch achtungswerthe Zeugen bestätigt. Wir weisen Dir ein Jahrgehalt von 40,000 Gulden an, betrachten Dich als unseren Freund und Gast und ermächtigen Dich, von den Rathschlägen und Diensten unserer Unterthanen Gebrauch zu machen."

Der Sinn des Schlußsatzes war nichts weniger als

dunkel. Die „Republik“ Polen zwar befand sich dazumal im Frieden oder wenigstens in einem auf 20 Jahre geschlossenen Waffenstillstand mit Russland; allein das hinderte den „König“ von Polen nicht, Russland sofort den Krieg zu machen, wenigstens mittelbar, indem er den angeblichen Zaréwitsch ermächtigte, „von den Rathschlägen und Diensten“ der polnischen Großen Gebrauch zu machen, d. h. mit Hilfe derselben einen Kriegszug gegen den Zaren Boris zu rüsten.

Bis dahin war diese politische Komödie großen Stils ganz vortrefflich gegangen. Die feinen und frommen Herren von der Gesellschaft Jesu waren eben sehr geschickte Insceneseßer und Marionettenlenker. Sie hatten das auch in der Auswahl des „Helden“ ihres Stückes bewiesen, indem sie unter der Hand zu verbreiten verstanden, der wiedergefundene Zarensohn hätte alle die körperlichen Merkmale an sich, welche, behaupteten sie, an demselben in seiner Kindheit zu Uglitsch wahrgenommen worden wären. So das Merkmal, daß sein rechter Arm etwas länger als der linke; weiter, daß er eine Warze auf der Stirn und eine zweite unter dem rechten Auge habe. Auch sei er von mittlerem Wuchse wie sein Vater Iwan und sehr braun von Gesichtsfarbe wie seine Mutter Marfa. Im übrigen war unser Abenteurer nach den übereinstimmenden Zeugnissen solcher, die ihn oft gesehen haben, keineswegs ein Adonis, sondern im Gegentheil ein häßlicher Bursche, dessen impertinent blondes Haar, blassblaue Augen, breites Gesicht mit vorstehenden Backenknochen, dicke Knollnase und wurstlippiger Mund von beträchtlichem Umfang durchaus keine verführerische Physionomie ausmachten. Dem Anschein nach zwanzig bis zweiundzwanzig Jahre alt, war der junge Mann breitschultrig, kräftig, behend und ein vortrefflicher Reiter, ein so vortrefflicher, daß die Sage, er wäre unter den Kosaken am Don aufgewachsen, vielleicht nicht grundlos sein mag. Seine geistige Kultur war der Meinung polnischer und russischer Edelleute von damals zufolge nicht gering. Denn er verstand rasch und hübsch zu schreiben, sprach polnisch und

russisch — die letztgenannte Sprache freilich mit polnischem Akcent und häufiger Einmischung polnischer Worte — und kannte sogar etliche Brocken vom Küchenlatein. Die Geschichte Russlands hatte er augenscheinlich sehr eifrig studirt. Er kannte sie genau und war namentlich in der Genealogie der russischen Aristokratie gut bewandert. Seine Rolle als geborener Prinz spielte er meisterlich, indem er sich unter den polnischen Magnaten so sicher und gewandt bewegte, als wäre er sein Lebtag nie in anderer Gesellschaft gewesen. Kurz, bislang machte das Werkzeug der Jesuiten seinen Schöpfern oder wenigstens Ausbildnern alle Ehre.

Es wurde nun unverweilt zur Ausführung des wohlangelegten Plans geschritten, welcher begründet war auf die sklavische, oder, besser gesagt, geradezu hündische Anhänglichkeit der russischen Volksmassen an das Haus Rurik und ihre Unzufriedenheit mit dem Regimente des Boris.

Dieser hatte die erste Botschaft vom Auftreten des nachgemachten Zaréwitsch in Lithauen und am polnischen Königshofe leicht genommen. Allein spätere und genauere Nachrichten hatten ihm hinsichtlich des Ernstes der Sache keinen Zweifel mehr gelassen. Er beschloß, den Weitergang der polnischen Kabale — als welche ja ihm, der nur allzu gut wußte, daß der wahre Dmitry todt und wie derselbe gestorben, der ganze Schwindel sofort erscheinen mußte — dadurch zu hemmen, daß er den Russen zu wissen that, der falsche Dmitry wäre eigentlich ein verlaufener Mönch, der als Söffer und Wüstling weithin verrufene Grischka (Gregor) Otrepiew. Diese Erklärung ließ der Zar durch eine Gesandtschaft dem König von Polen überbringen, mit dem Beisatze, daß der besagte lüderliche Mönch, welcher im Kloster zu Tschudow die Tonsur erhalten, im Jahre 1603 aus Russland nach Lithauen entwichen wäre. Dann ließ Boris durch seine Gesandten die Auslieferung des frechen Betrügers fordern. Allein die Minister Sigismunds, zweifelsohne mit im Komplott, wussten der angebrachten und wiederholten Auslieferungsforderung allerhand Ausflüchte entgegenzustellen, und so konnte das Spiel seinen Fortgang nehmen. Um so

leichter und rascher, als die zarische Kundgebung inbetreff des Grischka Otrepiew in Russland keinen Glauben fand.

Begleitet und geleitet von zwei Jesuitenpatres begab sich der nachgemachte Zaréwitsch von Krakau nach Galizien, allwo sich auf den Gütern des Woiwoden Mniszek bereits abenteuerlustige Scharen polnischer Edelleute, natürlich so ziemlich lauter Sprösslinge der ungeheuer großen Familie Derer von Habe- und Taugenichts, zu einem kriegerischen Zuge gegen Moskau zu sammeln angefangen hatten. Mit dem Staatsgeschäfte, das man in majorem dei gloriam begonnen hatte, wusste man nun auch noch ein Familiengeschäft zu verbinden, mit dem utile das dulce. Nämlich Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, hatte eine sehr schöne Tochter, die Panna Marina, und neben diesem sehr schönen Besitz hatte er auch den sehr hässlichen einer kolossalen Schuldenlast, wie das eben bei den polnischen Magnaten damaliger Zeit zum adeligen Stil und Ton gehörte. Aus dieser Voraussetzung ergab sich, wie die Sachen lagen, unschwer die logische Schlußfolgerung, daß am 25. Mai von 1604 der angebliche Sohn Iwans des Schrecklichen einen Vertrag unterzeichnete und beschwor, kraft dessen er sich verpflichtete, nach seiner mit dem Beistande von Mniszek und dessen Freunden zu erlangenden Inthronisirung auf dem russischen Zarenthron 1) Russland in den Schoß der alleinseligmachenden römischen Kirche zurückzubringen, 2) die schöne Marina Mniszek zu seiner zarischen Gemahlin zu erheben, 3) mit russischem Gelde die polnischen Schulden des lieben Herrn Schwiegervaters in spe zu bezahlen, 4) die russischen Fürstenthümer Groß-Nowgorod und Pskow seiner geliebten Gemahlin in spe als erb- und eigenthümliche Besitzthümer zu überliefern, 5) dem künftigen Herrn Schwiegerpapa die Fürstenthümer Smolensk und Sewerien als erbliche Lehen zu verleihen, 6) etliche noch näher zu bezeichnende russische Landschaften an die Republik Polen abzutreten.

Daraus ist zu ersehen, daß man mit dem Felle des zu erlegenden russischen Bären sehr freigebig umging. Man traf aber auch zur Jagd auf denselben ernstliche Anstalten,

deren Kosten zuvörderst die Firma Mniszek, Wisznieweicki und Kompagnie aufzubringen hatte. Das ganze Geschäft war eine Art von Aktienschwindelunternehmen im Stile jener Zeit. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts thun sich „Konsortien“ zur Aufschwindelung von breit- und schmalspurigen Eisenbahnen oder von nationalen und internationalen Banken zusammen; damals, in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts schwindelten Jesuiten und polnische Magnaten, welche letztere mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe hatten, mitsammen in Eroberungen von Land und Leuten. Es hat eben jede Zeit ihre eigene Manier, zu schwindeln, aber dem Wesen nach bleibt die menschliche Schwindelei allzeit dieselbe und wird es bleiben, so lange es Schwindler und Beschwindelte gibt, also bis an das Ende der Tage. Zweifelhaft ist nur, ob der letzte Mensch der letzte Betrüger oder aber der letzte Betrogene sein werde, und vielleicht hilft man sich aus diesem Dilemma am anständigsten heraus, indem man sagt, der letzte Mensch werde der letzte betrogene Betrüger sein.

Wo immer zur Zeit, von welcher hier gehandelt wird, in den Gränzbezirken zwischen Polen und Russland etwas los war, da strömten sofort ganze Scharen von Krapülenskis und Waschlappskis, will hier sagen von Habe- und Taugenichtsen, Vagabunden und Räubern zuhauf, um mitzuthun.

Die Werber, welche der Prätendent und seine Helfershelfer in die Gegend von Kiew, in die Ukraine, zu den saporogischen und don'schen Kosaken entsandten, hatten demnach leichtes Spiel.

So vermochte sich denn der nachgemachte Zaréwitsch schon am 15. August 1604 an der Spitze von 1500 Mann regelmäßiger polnischer Truppen, d. h. polnischer Schlachtschitzen (Edelleute oder auch Freibauern, Mitglieder der Schlachta, des niederen Adels in dessen ganzem Umfange), welche zu Pferde dienten und von Magnaten befehligt wurden, gegen die Ufer des Dnepr in Bewegung zu setzen, um den Krieg nach Russland zu tragen, während doch die Republik Polen und ihr König mit dem Zaren-

reiche in Frieden zu sein und zu bleiben behaupteten. In der Nähe von Kiew vereinigten sich andere Banden mit ihm, insbesondere tausende von Kosaken, die der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew, welcher uns bei dieser Gelegenheit ganz bestimmt und deutlich als einer der Spießgesellen, Treiber und Werber des falschen Demetrius vorgeführt wird, angeworben, gesammelt und in Bewegung gesetzt hatte. Das kleine Heer, womit der Prätendent am 23. Oktober oberhalb Kiews über den Dnepr ging, um 8 Tage später bei Morawsk das russische Gebiet zu betreten, mochte etwa 15,000 Streiter und Mitläufer zählen. Den Kern bildeten die polnischen „Hussaren", nicht zu verwechseln mit der späteren ursprünglich ungarischen leichten Reiterart der Husaren; denn jene polnischen Reiter waren recht eigentlich „schwere", ganz so wie die deutschen „Kyrisser" zu Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts. Sie ritten auf schweren Schlachthengsten, hatten Stahlhelme und Eisenpanzer, führten als Hauptwaffe die Lanze und trugen als eigenthümlichen Schmuck zwei Adler- oder Geierflügel, welche mittels silberner Haften auf ihren Schultern befestigt waren. Beim Betreten Russlands ließ der Prätendent ein Manifest ausgehen, worin er dem russischen Volke kundgab, daß er käme, um als der rechtmäßige, wunderbar gerettete Sohn Iwans sein Thronrecht gegen den Usurpator Boris geltend zu machen. Auch Pan Mniszek, der Woiwode von Sendomir, erließ ein Proklam, worin er erklärte, daß die polnischen Pane in diesem Dmitry den echten Zaréwitsch erkannt und darum beschlossen hätten, selbigem zur Besitznahme seines väterlichen Thrones zu verhelfen.

Das abenteuerliche Unternehmen des Schwindlers und seiner Mitschwindler in den Einzelnheiten der militärischen Handlungen zu verfolgen, ist an diesem Orte unthunlich und auch überflüssig. Es genügt ja, zu sagen, daß der Abenteurer binnen wenigen Monaten einen vollständigen Erfolg erzielte, obzwar er nach einem kriegerischen Unfall, welchen er auf seinem Zuge nach Russland hinein erlitt, einmal schon zur Rückflucht nach Polen sich anschickte. Diese

Rückflucht verhinderten aber Russen, welche sich ihm, nachdem er den russischen Boden betreten, sofort angeschlossen hatten. Sie erklärten ihm, falls er feige genug wäre, sein Unternehmen aufzugeben und sie im Stiche zu lassen, so würden sie ihn am Kragen nehmen, um ihn entweder dem Boris auszuliefern oder aber ihn kurzweg todtzuschlagen. So musste der Schwindler wohl oder übel beharren und ausharren und bald darauf wurde ihm ein Triumph zutheil, welcher ebenso leicht errungen als glänzend war.

Denn ganz Russland schien ja von der Tarantel gestochen, schien vom Veitstanz ergriffen zu sein. Ein seltsamer, ein epidemischer Rausch war auf die gesammte Bevölkerung gefallen. Die plumpe Lüge vom Wiedererstandensein des Sohnes Iwans des Schrecklichen und von seinem Herankommen übte eine geradezu magische Wirkung. Massen von Bauern, eine Menge von Bojaren und Edelleuten schlossen sich dem Prätendenten auf seinem Zuge gen Moskau an; scharenweise liefen die Soldaten des Boris zu ihm über, und eine Stadt nach der andern öffnete ihm ihre Thore. In der Hauptstadt verließen die Ratten nach Rattenart das gefährdete Schiff, d. h. im Kremlin ward es mehr und mehr leer und öde um den Zaren Boris her. Das Verhängniß lag bleischwer auf den Schultern des Mannes. Er vermochte nicht aufzukommen wider die Last, sondern brach darunter zusammen. Am Morgen vom 13. April 1605 hielt er noch einen Rathschlag mit den obersten Staatswürdenträgern; am Abend desselben Tages war er todt. Ob er Gift genommen, ob ein Schlagfluß ihn weggerafft, ist unbestimmt und unbestimmbar. Doch ist der Schlagfluß wahrscheinlicher als das Gift. Im 15., 16., 17. und 18. Jahrhundert konnte ja bekanntlich kein mächtiger oder auch nur vorragender Mann eines jähen Todes sterben, ohne daß er dem Glauben der Leute nach vergiftet worden sein oder sich selbst vergiftet haben musste. Es ist das für die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände der „guten alten frommen Zeit“ gewiß sehr kennzeichnend.

Auf die Sittlichkeitsbegriffe und die Sittenzustände

der russischen Gesellschaft zur Zeit des falschen Demetrius wirft ein erschreckend kennzeichnendes Streiflicht, was unmittelbar nach dem Tode von Boris in Moskau geschah. Obgleich nämlich die ganze Bewohnerschaft der Hauptstadt im Herzen willig und schon bereit war, dem herankommenden Schwindler zuzufallen und zuzujubeln, huldigten alle Moskauer, alle, vom Erzbischof-Patriarchen an bis zum letzten Kleinbürger, willig der Witwe des Boris, der Zarin Maria, ihrem sechszehnjährigen Sohne Feodor, sowie ihrer Tochter Xenia, und die Huldigenden alle verpflichteten sich mittels furchtbarer Eidschwüre, mit unverbrüchlicher Treue an der Zarin-Witwe und ihren Kindern unentweglich festzuhalten. So that auch der Bojar Peter Basmanow, welcher als der fähigste der russischen Generale an der Spitze eines neuausgerüsteten Heeres dem Prätendenten entgegengeschickt wurde.

Schon am 7. Mai jedoch erklärte sich derselbe Basmanow, welcher gar wohl wußte, wie es mit der Zarensohnschaft des angeblichen Dmitry bestellt wäre, und welcher dieses sein Wissen gegenüber dem ehrlichen Konrad Bussow, unserem Hauptgewährsmann, ohne Umstände verlautbart hatte — ja, derselbe Basmanow erklärte sich für den Betrüger und mit ihm das ganze Heer.

Das gab den Ausschlag. Boten, welche Dmitry nach der Hauptstadt sandte, um dieselbe zur Unterwerfung und Huldigung für ihn, als den rechtmäßigen Zaren, aufzufordern, wurden mit Jubel empfangen. Die Spitzen von Adel, Klerus und Bürgerschaft traten zusammen, anerkannten den Dmitry als den echten Zaréwitsch und als den rechten Zaren und sandten ihm eine Abordnung von Bojaren nach Tula entgegen, um ihn einzuladen, in seine „getreue" Hauptstadt einzuziehen. Er erklärte gnädig, bald kommen zu wollen. Bevor er aber kam, sandte er Befehle, die Zarin-Witwe Maria und ihren Sohn Feodor zu erdrosseln, was dann am 10. Juni geschah. Der Tochter des Boris, der jungen Xenia, war noch Schlimmeres bestimmt als der Tod. Dmitry, der Mörder ihrer Mutter

und ihres Bruders, zwang sie, seine Kebse zu werden. Weiter hat man von ihr nichts mehr vernommen.

Am 20. Juni von 1605 hielt Zar Dmitry, wie er jetzo sich nannte und nennen ließ, seinen Triumphalpomp-einzug in Moskau unter Voranritt der polnischen Hussaren, welche in Gliedern von 20 Mann hoch einherzogen, mit eingelegten Lanzen und unter dem Getön ihrer Trompeten und Kesselpauken. Dann schritt die Klerisei in Procession mit Fahnen und Heiligenbildern vor dem Zaren einher, welchen Bojaren in höchster Gala umgaben. Von der Pracht seiner Erscheinung kann eine Vorstellung schon der Umstand geben, daß er einen Halskragen im Werthe von 150,000 Dukaten trug. Das Volk jubelte dem Götzen des Tages zu: „Hoch unser Väterchen! Gott segne und erhalte dich! Wir waren im Finstern. Jetzt aber mit dir ist die rothe Sonne (krasnoe zolnza) Russlands wieder über uns aufgegangen."

Neun Tage später ist Dmitry in der Marienkirche zu Moskau feierlich-prunkhaft zum Zaren aller Reußen gekrönt worden.

Es fehlte aber noch das Tüpfelchen auf dem i dieser zarischen Herrlichkeit. Das war die Anerkennung des neuen Zaren durch die noch lebende Mutter des wirklichen Dmitry. Damit, d. h. mit der Erlangung dieser Anerkennung, sollte allen etwaigen Zweifeln ein Ende bereitet werden. Die zwei ersten Bojaren des Reiches, der Fürst Feodor Mstislawski und der Fürst Wassily Schuisky, wurden in das Kloster im Norden entsendet, wo Marfa Nagoy, die Witwe und letzte Frau Iwans des Schrecklichen, lebte, um sie nach Moskau zu holen. Sie kam und wurde von Dmitry mit der ganzen Ehrfurcht und Zärtlichkeit eines Sohnes empfangen. Was die Beiden mitsammen gesprochen haben, weiß man nicht; das aber weiß man, daß Beide vortrefflich schauspielten. Marfa hat zwar nie förmlich ausgesprochen, daß der falsche Zar ihr Sohn wäre. Wie konnte sie das auch, sie, welche den wirklichen Dmitry todt in ihren Armen gehalten hatte? Aber sie fand die Rolle der Zarin-

Mutter mehr nach ihrem Geschmack als das Klosterleben und lebte demzufolge mit ihrem angeblichen Sohn im besten Einverständniß. Will man die Gefühle zergliedert sehen, welche die Witwe des „grausen“ Zaren bestimmten, die ihr angebotene Rolle und Stellung anzunehmen, so lese man im Demetrius-Fragment Schillers die herrliche Scene zwischen Marfa und dem Erzbischof Hiob — eine Scene, wie sie eben nur Schiller schaffen konnte.

3.

Wie die Komödie zur Tragödie und der Schwindel zum Krach umschlug.

Nun galt es aber, des Vertrages vom 25. Mai des vorhergegangenen Jahres sich zu erinnern. Oder vielmehr, die polnischen Herren, welche mit ihren kriegerischen Gefolgschaften zugleich mit Dmitry in die russische Hauptstadt eingezogen waren und daselbst Standquartiere bezogen hatten, zögerten gar nicht lange, den Pseudozaren an seine schweren, in Polen eingegangenen Verbindlichkeiten zu mahnen. Er konnte sich von der Erfüllung derselben nicht lossagen und wagte nicht einmal den Versuch einer Lossagung. Hieraus ergab sich aber mit Nothwendigkeit, daß seine Stellung vom ersten Augenblick seiner gelungenen Usurpation an eine ganz schiefe und unhaltbare und der Zarenthronsitz für ihn ein sehr unbequemer und ungemüthlicher war. Der Schwindler befand sich ja, so zu sagen, zwischen zwei Feuern. Auf der einen Seite seine polnischen Helfershelfer, welche in Moskau geradezu die Herren spielten, durch ihren Hoch- und Uebermuth das Russenthum kränkten und herausforderten und die Stadt mit dem Geräusche ihrer Ausschweifungen erfüllten und ärgerten. Auf der andern Seite die russischen Großen, welche in dem Prätendenten zunächst

nur einen Hebel zum Sturze des verhassten Boris gesehen hatten, jetzt aber erfahren mussten, daß der neue Usurpator auf ihre nationalen Gefühle und Anschauungen, auf ihre stupiden Vorurtheile, auf ihren echtbarbarischen Haß gegen alles Fremde und auf ihre wildselbstsüchtige Abneigung gegen alle und jede Neuerung noch weit weniger Rücksicht nahm, als Boris gethan hatte, ja daß der Eindringling geradeaus so schaltete und waltete, als wäre er eigens hergekommen, um alles Russische zu verhöhnen und auszutilgen, als wäre er nicht so fast ein Zar des rechtgläubigen, heiligen Russlands, als vielmehr der Statthalter des Polenkönigs im Reußenland und das bereitwillige Werkzeug der Jesuiten, um die orthodoxe russische Nationalkirche zu vernichten und an die Stelle derselben das zu setzen, was alle Russen den ketzerischen Gräuel Roms nannten und als eine Todsünde verabscheuten.

Bei alledem und bei der gänzlichen Abwesenheit von Ehre und Treue unter den russischen Magnaten ist es ganz in der Ordnung gewesen, daß sich in den Kreisen dieser Aristokratie schon wenige Monate nach Dmitry's Krönung ein Komplott anspann, welches die Entthronung und selbstverständliche Ermordung des Eindringlings zum Zwecke hatte. An der Spitze dieser Verschwörung stand das Haupt des Hauses Schuisky, der Fürst Wassily, welcher selber nach der Zarenkrone gierte und strebte. Allein das Komplott wurde verrathen und durch Dmitry mit Hilfe der noch immer scharenweise und wohlgerüstet in Moskau anwesenden Polen unschwer vereitelt und niedergeschlagen. Den Fürsten Wassily Schuisky ließ der Pseudozar zum Tode verurtheilen, aber unkluger und leichtsinniger Weise begnadigte er den Verurtheilten auf dem Schaffot und angesichts von Block und Beil; ja, er rief den Verschwörer nach kurzer Verbannung an den Hof zurück und setzte ihn wieder in alle seine Ehren und Würden ein, welche thörichte Großmuth der Begnadigte, wie er nun einmal war, natürlich damit vergalt, daß er vorsichtiger als früher seine Minirarbeit weiterführte.

Die Leichtigkeit, womit diese Gefahr beschworen worden, mußte den glück- und machtberauschten Dmitry in seiner leichtsinnigen und leichtfertigen Art, die Sachen zu nehmen und zu führen, noch bestärken. Er stand demzufolge nicht an, große Summen dem russischen Staatsschatze zu entnehmen und nach Polen zu schicken, auf daß damit die Schulden der Mniszek und Wiszniewiecki bezahlt würden. Auch die Herholung seiner Verlobten, der schönen Panna Marina Mniszek, welche mit unerhörtem Prunk umgeben wurde, verursachte schweren Aufwand. Am 1. Mai von 1606 zog die Zarenbraut in Moskau ein, in polnischer Staatstracht, in einer mit rothem Atlas ausgeschlagenen, mit perlengestickten Sammetkissen gepolsterten und von 12 Tigerschecken gezogenen Karrosse, begleitet von einem ganzen Schwarm polnischer Herren und Damen und gefolgt von mehreren Tausenden reichgerüsteter Hussaren.

Acht Tage später wurde die Hochzeit im Kremlin gefeiert, für die Russen kein Freudenfest, sondern nur ein neues und großes Aergerniß. Denn niemals noch hatte ein Reußenzar, statt unter den Töchtern des Landes zu wählen, mit einer Fremden sich vermählt, wie Dmitry that — und vollends gar mit einer Fremdgläubigen, mit einer Ungläubigen, die, weil eine römische Ketzerin, eigentlich noch schlimmer war denn eine Heidin. Mit der Vermählung des Zaren sollte aber auch — so wollte es der polnische Stolz — die Krönung der Zarin verbunden werden, eine Ehre, welche bislang noch keiner Zarin widerfahren war und welche, noch dazu einer Fremden und Heidin angethan, Stockrussen schlankweg als eine ruchlose Gotteslästerung erschien.

Bei Gelegenheit dieser Haupt- und Staatsaktion gab es eine komische Episode und schüttelte der Narr, welcher in der sogenannten Weltgeschichte herumspringt, lustig seine Schellenkappe. Denn die Frage, wie Marina an ihrem Vermählungs- und Krönungstage angezogen sein sollte, wurde zu einer förmlichen Staatsfrage aufgebauscht, welche im Reichsrath zur Erörterung kam. Die schöne Polin

wollte in ihrer gewohnten polnischen oder vielmehr französischen Modetracht zur Kirche gehen. Aber davor schlugen die Russen ein Kreuz und verlangten, daß Marina schlechterdings in russischer Nationaltracht vermählt und gekrönt werden müßte, also mit unter dem „Kakoschnik" verborgenem Hauptthaar, wie verheiratete Frauen denselben trugen, in einem weiten, oberhalb des Busens gegürteten Rock und in großen Stiefeln mit eisenbeschlagenen Absätzen. Die Braut entsetzte sich vor diesem ihr zugemutheten An- und Aufzug, aber sie mußte sich fügen; denn die Herren Bojaren verstanden in dieser Kleiderfrage keinen Spaß und wiesen alle von Dmitry und Marina zu Gunsten eines kleidsameren Anzugs vorgebrachten Argumente zurück.

Nachdem diese wichtige Frage also erledigt worden, ging die Doppelceremonie am 8. Mai in der Kathedralkirche von Moskau pomphaft in Scene. Dieser Tag bezeichnete den Höhepunkt, so recht die Peripetie der verwegenen Komödie und zugleich den Wendepunkt zur tragischen Katastrophe.

Beschleunigt wurde dieselbe durch den mehr und mehr sich steigernden Uebermuth der Polen, von welchen der Zarenhof wimmelte. Ihre Frivolität hielt es gar nicht der Mühe werth, der Verachtung, welche sie für die Russen und alles Russische hegten, Zaum und Zügel anzulegen. Sie verhehlten auch nicht, nein, sie bramarbaseten laut, daß der Zar Dmitry eigentlich ein Zar von ihrer Mache wäre, verpflichtet und willig, demnächst diese und jene russische Provinz an Polen abzutreten. Das mußte die Russen wüthend machen und den im Dunkeln und Stillen emsig weitergesponnenen Ränken der Schuisky und ihrer Freunde sehr zu gut kommen. Rechnet man dazu die Unklugheit des Pseudozaren, welcher ernstlich Anstalt machte, an und in den Pfaffensack zu greifen, d. h. den reichen Grundbesitz der russischen Kirche einzuziehen, um die Erträgnisse desselben auf die Bildung eines zahlreichen und tüchtigen Söldnerheeres verwenden zu können, und rechnet man weiter dazu noch das siegesgewisse Auftreten der mit

den Polen gekommenen Jesuiten in der Hauptstadt Rußlands, so wird man es nicht verwunderlich finden, daß die Macht und Pracht des falschen Dmitry ein rasches Ende nahm, ein Ende mit Schrecken, und der Schwindel, wie billig, mit einem schrecklichen Krach zerbarst.

Schon neun Tage nach dem Vermählungs- und Krönungsfest trat diese Verkrachung ein, während die Reihenfolge rauschender Vergnügungen im Kremlin noch im vollen Zuge war. Da tanzte man wirklich „auf einem Vulkan". Der verblendete Pseudozar und seine gleichverblendete Umgebung, sie wurden vollständig überrascht durch den Losbruch des Orkans, welcher am 17. Mai über sie hereinstürzte — in Gestalt eines allgemeinen und darum unwiderstehlichen, von dem Fürsten Wassily Schuisky und dem Bojaren Tatischtschew geleiteten Aufstands des gesammten moskauischen Moskowiterthums.

Von einem erfolgreichen Widerstande konnte dem bis zur Raserei erhitzten Zorn eines ganzen Volkes gegenüber gar keine Rede sein. Aber es ist nur gerecht, zu sagen, daß der Schwindler von falschem Dmitry wenigstens am Ende seiner Laufbahn einigermaßen zur Höhe eines Helden emporwuchs. Obzwar durch den plötzlichen Ansturm der Empörer vollständig überrascht, raffte er sich doch energisch zusammen und stemmte sich, den Säbel in der Faust, an der Spitze der wenigen treulich zu ihm Haltenden, dem wüthend in den Kremlin einbrechenden und alles vor sich niederwerfenden Volksstrom entgegen. Ein eitel und vergeblich Wagen und Ringen! Der General Basmanow, seinen an Boris begangenen Verrath mittels seiner dem Dmitry bis zuletzt bewahrten Treue sühnend, fällt an der Seite des Zaren, und nun wirft sich dieser aus einem Fenster, bricht bei dem Sturz ein Bein, wird drunten von einem Volkshaufen aufgefangen, erkannt, verhöhnt, misshandelt, von einem Edelmann angeschrieen: „Hund von einem Bastard, sag' uns, wer du bist und von wem du stammst!" und endlich von dem Kaufmann Walujew mit den Worten: „Seht, wie ich diesem ketzerischen Hund von

polnischem Gaukler die Absolution gebe!" durch's Herz geschossen.

Dann schleppte der Pöbel den Todten durch die Straßen, alle seine kanibalische Rohheit an dem Leichnam auslassend, wobei sich die Weiber durch gräuliche Schamlosigkeit hervorthaten.

Die Zarin Marina wurde vor dem ersten Ausbruch des Volksgrimms nur dadurch bewahrt, daß sie sich unter dem ungeheuren Reifrock ihrer Oberhofmeisterin, einer resoluten alten Dame, versteckte. Dann wurde sie zwar mit allen ihren polnischen Damen gefangen und wurden die Armen vonseiten der siegreichen Rebellen mit unbeschreiblichen Beschimpfungen in Worten und Werken überhäuft, doch kamen sie mit dem Leben davon. Marina's Vater, der Woiwode Mniszek, und alle in Moskau befindlichen Polen scharten sich zusammen und leisteten tapferen Widerstand. Viele von ihnen wurden erschlagen, die übrigen schließlich gefangen. Etwas später jedoch entließ man die Gefangenen, darunter auch Marina, in ihre Heimat.

Eine Nachricht will, unmittelbar nach der Ermordung Dmitry's hätten die Empörer an die Zarin-Witwe Marfa die Frage gethan, ob der Ermordete ihr Sohn wäre. Worauf Marfa: „Das hättet ihr mich fragen sollen, als er noch lebte. Jetzt ist er es nicht mehr."

Gerade hier also mag die Frage platzberechtigt sein: Wer war denn der falsche Demetrius eigentlich? Man weiß es nicht. Denn bis zur Stunde ist es der Geschichtewissenschaft noch nicht gelungen, Mittel und Wege ausfindig zu machen, um diese Frage mit Bestimmtheit oder auch nur mit einiger Sicherheit beantworten zu können. Auch die fünfbändige, im Jahre 1837 durch Ustrialow in Petersburg veröffentlichte „Sammlung von zeitgenössischen Berichten über den falschen Dmitry" hat hieran im Grund wenig geändert und gebessert [1]). In der amtlichen Welt Russlands

---

1) In dieser Denkschriftensammlung befinden sich auch zwei von Deutschen herrührende: „Die Chronik von Moskau" von Martin Bär

gilt die, wie wir sahen, zuerst durch Boris Godunow aufgestellte Behauptung, der falsche Dmitry wäre ein entlaufener russischer Mönch gewesen und hätte eigentlich Grischka Otrepiew geheißen, noch jetzt. Darum ist es in der orthodoxen russischen Kirche noch heute Brauch, alljährlich an einem bestimmten Tage über diesen Grischka Otrepiew als über den falschen Dmitry eine feierliche Verfluchung zu sprechen. Das beweis't aber gar nichts, beweis't gerade so wenig wie der Umstand, daß der russische Dichter Puschkin in seinem Trauerspiel „Boris Godunow" die herkömmliche Legende an- und aufnahm. Ein stichhaltiger Beweis für die Dieselbigkeit des Grischka und des Dmitry ist nie beigebracht worden. Im Gegentheil, gerade die älteste und unverdächtigste Quelle, die handschriftlichen Denkwürdigkeiten des Konrad Bussow, sie meldet ausdrücklich und bestimmt, daß der verlaufene Mönch Grischka Otrepiew nur einer der Handlanger des falschen Dmitry gewesen sei, und benamset diesen Handlanger nicht gerade schmeichelhaft, aber doch auszeichnend als „des Teufels Instrument". Auch der Franzos Jacques Margeret, welcher im Jahre 1601 nach Russland gekommen und zuerst in den Diensten von Boris, dann in denen Dmitry's gewesen ist, 1606 nach Frankreich zurückkehrte und 1607 in Paris sein Buch „Estat de l'empire de Russie" drucken ließ, berichtet als Augenzeuge, daß Grischka Otrepiew ein Helfershelfer des Pseudozaren gewesen und von diesem, welchem der wüste Trunken-

---

und die „Denkwürdigkeiten" von Georg Peyerle. Martin Bär hat zur Zeit des falschen Demetrius als lutherischer Pastor in Moskau gelebt. Es stellte sich aber heraus, daß die bär'sche Chronik größtentheils nur die Abschrift der Aufzeichnungen eines andern Deutschen ist, des Konrad Bussow, welcher ebenfalls zur Zeit der Dmitry-Episode zu Moskau und Kaluga sich aufgehalten hat. Hanns Georg Peyerle war ein augsburger Kaufmann, welcher zur gleichen Zeit von geschäftswegen in Russland sich befand. Für eine Quelle zweiten Ranges kann gelten das bald nach den bezüglichen Ereignissen, 1620, in Leipzig erschienene Buch: „Historien und Berichte von dem Großfürstenthum Muschkow", publicirt durch Petrum Petrejum von Erlesunda.

bold und Aergernißgeber lästig geworden, aus Moskau nach Jaroslaw verbannt worden sei.

Der russische Geschichtschreiber Karamsin hatte in seinem großen Werke der gäng und gäben Legende von der Identität des Grischka und des Dmitry sich bequemt. Dann aber sind ihm Zweifel aufgestoßen und er schickte sich an, die Sache einer neuen und genaueren Untersuchung zu unterziehen. Der Zar Alexander der Erste untersagte das jedoch ausdrücklich dem Historiker. Alexander nämlich stand dazumal in der Blüthe seiner Vorliebe für Polen und wollte daher nicht, daß die Polen mittels Wiederaufrührung der alten Stänkerei unangenehm berührt würden.

Wenn es nun wahrscheinlich für immer verborgen bleiben wird, wer der Betrüger und Schwindler eigentlich gewesen, so steht dagegen sein Betrüger- und Schwindlerthum fest. Aber war er ein Betrüger aus eigenem Antrieb? Oder ein künstlich zubereiteter, sorgfältig dressirter? Auch das ist ein zur Stunde noch ungelös'tes Problem. So ich alles zusammenhalte, was die echten Quellen und ältesten Zeugnisse ergeben, bin ich geneigt, zu glauben, der Abenteurer, welcher die Rolle des falschen Demetrius spielte, müßte ein geborener Pole gewesen sein. Die polnische Sprache war ihm notorisch geläufiger als die russische; auch zog er polnisches Wesen, die polnische Art, das Leben zu fassen und zu führen, der russischen entschieden vor. Viele von den polnischen Edelleuten, welche sein Unternehmen unterstützten, sprachen es ganz offen aus, daß sie ihn für einen Bankert des verstorbenen Königs von Polen, Stephan Bathory, hielten. Ein von mir gemachter Versuch, diese Spur weiter zu verfolgen, ist jedoch resultatlos geblieben.

Aber war die Rolle, welche der Schwindler spielte, eine spontane, eine von ihm selbst ausgeheckte, oder war es eine ihm von anderer Hand überbundene, eine angelernte? Wenn ich recht erwäge, lassen sich die beiden Seiten der Frage etwa so mitsammen vermitteln, daß wir annehmen, der junge Mann sei von sich aus auf die abenteuerliche

Idee verfallen, als der ermordete Zaréwitsch Dmitry sich aufzuspielen, sofort aber auch von den Jesuiten, welche dazumal am Hofe Sigismunds allmächtig waren, als ein vortreffliches Werkzeug für ihre Pläne erkannt und als solches gehandhabt worden, d. h. als ein Werkzeug zur Inswerksetzung des großen jesuitischen Plans, das russische Zarenthum und folglich Russland vom griechisch-anatolischen Glaubensbekenntniß zum römisch-katholischen herüberzubringen. Freilich muß ich beifügen: schon das erste Auftreten des falschen Dmitry in Lithauen war von so verdächtigen Umständen begleitet gewesen, daß man in der vorhin geäußerten Ansicht doch wieder wankend und zu dem Glauben getrieben wird, der Betrüger habe von Anfang an nicht aus eigenem, sondern aus fremdem Antriebe geredet und gehandelt. Eine vollständige Klarstellung des geschichtlichen Problems vom falschen Demetrius zu Anfang des 17. Jahrhunderts ist wohl erst dann eine Möglichkeit, wann einmal das Geheimarchiv der Gesellschaft Jesu der historischen Forschung zugänglich sein wird. Dort ist die endgiltige Lösung der Frage zu suchen[1]).

Mit dem Trauerspiel vom 17. Mai 1606 war übrigens nur die Laufbahn des ersten falschen Dmitry zu Ende, nicht das Stück selber. Man weiß ja, daß, so in der un-

1) Diese Ansicht scheint freilich durch das Buch des Jesuitenpaters Pierling „Rome et Demetrius“ (Paris 1878), das mir leider erst nach der Niederschreibung und Drucklegung meines Essay's zur Hand kam, hinfällig geworden zu sein. Wenigstens lassen die Dokumente und Depeschen, welche Pater Pierling aus den Archiven seines Ordens und den Aktenschätzen der Vatikana mittheilt, das Problem, wer der falsche Dmitry eigentlich gewesen, ebenfalls ungelöst. Aber hat der Pater, dessen Absicht ganz augenscheinlich und eingestandenermaßen war, die Gesellschaft Jesu von dem Vorwurf zu reinigen, den falschen Dmitry erfunden, die Demetrius-Wirrsale gemacht zu haben, hat er alle ihm zugänglichen Akten benützt, benützen wollen? Das ist eine Frage, welche weder bejaht noch verneint werden kann, solange nur Jesuiten die Durchsuchung und Benützung der Jesuitenarchive gestattet wird. Die Thatsache, daß die Gesellschaft Jesu den falschen Dmitry als ein Werkzeug zur Katholicisirung Russlands handhaben wollte, bleibt übrigens durch die Veröffentlichung Pierlings ganz unberührt.

endlichen Tragikomödie „Weltgeschichte" der Unsinn oder das Unheil einmal recht im Zuge sind, sie nicht bald wieder aufhören. Ein baldiges Aufhören ginge ja der bekannten „sittlichen Weltordnung" zu sehr wider den Strich. Nachdem die russischen Magnaten und Prälaten den Fürsten Wassily Schuisky zum Zaren gewählt hatten, trat ein zweiter falscher Dmitry auf und zwar zu Putiwl an der lithauischen Gränze. Dieser zweite Schwindler, welcher sich für den am 17. Mai zu Moskau ermordeten und zerfetzten, angeblich aber wunderbarer Weise geretteten Dmitry ausgab, stand in jeder Beziehung weit unter seinem Vorbild und Vorgänger. Aber trotzdem fand „der Dieb von Tuschino", unter welchem Namen er in der Geschichte Russlands verrufen ist, Glauben, Anhang und Unterstützung. König Sigismund und die polnischen Magnaten benützten ihn als Werkzeug der polnischen Politik. Aber die stärkste Leistung von Schamlosigkeit in dieser schamlosen Posse von Kabale war doch, daß Marina Mniszek in dem Dieb von Tuschino ihren „wiedererstandenen" Gemahl erkannte und anerkannte, mit ihm lebte und einen Sohn von ihm hatte. Nun folgte ein grauenhaftes Wirrsal, ein Bürgerkrieg in Russland, ein polnischer Einbruch, in dessen Verlauf König Sigismund nahe daran war, erst seinen Sohn, dann sich selber zum russischen Zaren zu machen. Endlich wurde auch der zweite falsche Demetrius getödtet, sein Sohn erwürgt und verscholl Marina in einem russischen Klosterkerker. Russland aber erhob sich aus allen diesen Trubeln und Trübsalen erst 1613 wieder zu einer festeren Staatsordnung und zwar mittels der Gründung der Dynastie Romanow, welche in der Person von Michail Fedrowitsch Romanow am 21. Februar des genannten Jahres auf den Zarenthron gelangte.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.

Menschliche Tragikomödie.

Vierter Band.

Menschliche Tragikomödie.

Gesammelte Studien, Skizzen und Bilder

von

Johannes Scherr.

Der Gesammtausgabe zweite, durchgesehene und vermehrte Auflage.

Vierter Band.

> Geschichte mag sich reihen an Geschichte,
> Doch alle werden diese Lehre lehren:
> Das Größte wie das Kleinste wird zunichte.
> Platen.

Leipzig
Verlag von Otto Wigand.
1882.

Cromwell.

Im Anfang war die That.
Fausts Monolog.

Nicht Regel ist es, sondern Ausnahme, seltene, seltenste, daß die Offenbarung des Göttlichen in der Menschheit auf den sogenannten „Höhen" der Gesellschaft vor sich geht. Wirkliche Helden, Helfer und Heilande unseres Geschlechtes werden nur aus dem Volke geboren. In einem Viehstall lässt die Mythologie des Christenthums ihren Gott zur Welt kommen. Noth heißt die Amme, Arbeit die Lehrerin der wahrhaft großen und guten Menschen. Solche unter ihnen, welchen es gegönnt ist, in von der Sorge um's tägliche Brot unbedrängten Vaterhäusern eine sorglose Kindheit zu verleben, müssen schon zu den vom Glücke besonders Begünstigten gezählt werden. So der Wolfgang Göthe, welchen aber das genossene Jugendglück der deutsche Jammer grausam büßen ließ, indem dieser den größten Genius seines Landes mit der Lächerlichkeit einer deutsch-liliputischen Ministerschaft behängte und den Schöpfer des Faust, den Vater der Iphigenia und Dorothea vor deutsch-bettelhaften Fürstlichkeiten im unterthänigst-ersterbenden Kurialstil geheimräthlich kratzfußen machte. Auch eine Erscheinungsform des weltberühmten deutschen „Idealismus"!

Scheherezade Poesie, rastlos sinnend, das alte Kind, den brummigen Sultan Publikum bei guter Laune zu erhalten, hat es zu einem Lieblingskapitel ihres Fabulirens

gemacht, Zeugung, Geburt und Kindheit der Halb- und Ganzgötter mit mehr oder weniger sinnreichen oder auch blödsinnigen Mirakeln auszustaffiren. Das gibt dann der gewissenhaften Arbeiterin Geschichte, welche sich die riesige und undankbare Aufgabe stellte, den Welt-Augiasstall des Köhlerglaubens mit dem eisernen Kehrbesen der Wahrheit reinzufegen, vollauf zu thun. Die Gute müht sich ab — zumeist vergeblich, versteht sich — der lügenhungrigen und mythendurstigen Menge zu zeigen, daß die Gestalten der wirklichen und wahrhaften Helden, Helfer und Heilande durch Legendenarabesken und Pfaffenschnörkel nicht vergrößert und verschönert, sondern nur verkleinert, verunziert und verzerrt werden. Sie sagt: — Du schleuderst auf einem Waldgange die reif vom Baume gefallene Eichel als ein unscheinbar Ding mit deiner Fußspitze achtlos aus dem Wege. Komm' nach etlichen Jahrhunderten wieder und du wirst das unscheinbare Ding wiederfinden, in Gestalt einer Rieseneiche . . . Nein, nicht unter Trompeten- und Paukenschall, nicht unter dem Gedröhne von 101 Kanonenschuß, nicht unter dem Hallelujahen von Engeln und andern Fabelthieren, sondern still und schlicht, in scheinloser Form, ärmlich sogar oft und unschön tritt das Gute, das Große, das Menschen- und Völkergeschicke bestimmende Gewaltige in die Welt.

An einem Montag war es, am 9. November von 1640, sechs Tage nach der Eröffnung des „Langen" Parlaments, als ein junger Gentleman, Sir Philipp Warwick, Mitglied für Radnor, zu Westminster in den Sitzungssal der Gemeinen trat und einen Mann erblickte, welcher sich so eben zum sprechen erhoben hatte und der ihm gänzlich unbekannt war. Sir Philipp, „a courtly young gentleman", wie er sich selber nennt, ist von der Erscheinung des unbekannten Redners wenig erbaut gewesen und als der Modeherr, welcher er war, hätte er nach kurzem verwundertem Anstarren der grobschlächtigen Gestalt den Augenkneifer achselzuckend fallen lassen, so Augenkneifer damals schon erfunden gewesen wären.

„Zum Henker, wie ordinär ist der Mensch angezogen (very ordinarily apparelled)!“ denkt und schreibt unser Dandy. „Sicherlich hat dieses Ding von einem Rock ein Dorfschneider zusammengeplätzt. Grobe Leibwäsche, hm, und nicht eben sehr sauber (not very clean)! Und das soll eine Halskrause vorstellen? Nicht einmal ein Hutband um den Hut! Die Gestalt nicht übel proportionirt, aber wer wird sein Schwert so fest auf der Hüfte sitzend tragen! (His sword stuck close to his side.) Das Gesicht gedunsen und geröthet, die Augen funkelnd, und woher nimmt so ein Mensch diesen gebieterisch-gestrengen Blick? Die Stimme schneidend und unangenehm, der Vortrag voll Heftigkeit (full of fervour)[1]). Summa: Ein handfester bäuerischer Kerl! . . . Wie heißt der Mann, Sir Soundso?“ — „Oliver Cromwell, Sir.“ — „Cromwell? Habe den Namen nie gehört. Woher?“ — „Aus Huntingdon, dermalen wohnhaft in Ely.“ — „Mitglied für?“ — „Cambridge.“ — „Was? die Universitätsstadt am Cam schickt einen Bauer ins Unterhaus?“ — „Was wollt Ihr? Master Cromwell ist ein Vetter von Master Hampden, der ihn den Wählern von Cambridge empfahl.“ — „Ah so!“ — sagt Sir Philipp spottlächelnd, seinen sprossenden Henry-Quatre mit der Linken streichelnd und die zärtlich gepflegte lange Buhllocke („lovelock“), welche ihm hinter dem rechten Ohr auf den breiten Spitzenkragen herabfällt, zierlich um den Zeigefinger der Rechten wickelnd.

„Ein Vetter von Master Hampden.“ Dies vorerst der einzige Nachhall des Namens Oliver Cromwell. Aber die unscheinbare Eichel wird zu einem Eichenkoloß werden, der mit seinen Zweigen rauscht, daß der Widerhall durch die Jahrhunderte und Jahrtausende der Weltschichte hinabdröhnt.

Lasst uns sehen, wie die Eiche wächst, und lasst uns hören, wie sie rauscht. Es ist augenerfrischend und herzstärkend, in unseren Tagen der Schwatzweiber in Hosen einen Thatmann zu betrachten, welcher dem Pfaffenthum

---

1) Sir Philip Warwick, Memoirs (London 1701), p. 274.

den Fuß stramm auf den Nacken setzt, das Junkerthum an der übermüthig-herausfordernden „Buhllocke" packt und zu Boden schmettert, dem meineidigen Königthum angesichts des Himmels und der Erde den Kopf abschlägt, die Schwätzer und Klätscher mit Fußtritten davonjagt und sein Land zur gebietenden Vormacht Europa's erhebt [1]).

1.

Hätte Schiller die Laufbahn der Maria Stuart genauer gekannt, der Dichter des sittlichen Idealismus würde sicherlich Anstand genommen haben, durch tragische Glorificirung dieser Dame die Majestät der Geschichte zu beleidigen. Die königliche Sünderin unterlag in dem langen Kampfe mit ihrer Todfeindin Elisabeth, deren vielgepriesene „Jungfräulichkeit" auch nur eine Fabel. Aber mochte die tyrannische Tochter Heinrichs des Achten auch keineswegs das Recht haben, Maria zu tödten, soviel ist gewiß, daß, als die Buhlin Bothwells am 8. Februar von 1587 in der Burghalle von Fotheringay ihr Haupt auf den Richtblock legte, ein Sühnakt für schwere Verschuldung geschah. Der Schicksalszwang übrigens ließ auch die „jungfräuliche" Königin Beß nicht leer ausgehen, indem er sie mit jener Ironie, womit er sein herbes: „Du mußt!" den Menschen so häufig einpfeffert, nöthigte, den Sohn der von ihr getödteten Maria zu ihrem Nachfolger zu bestellen.

Dieser Jakob Stuart, als König von Großbritannien

1) Es sei aber gestattet, daran zu erinnern, daß das aufzustellende Charakterbild Cromwells eben nur als eine „Studie" sich gibt, sowie an das dante'sche Wort:

„Ma chi pensasse il ponderoso tema
E l'omero mortal, che se na carca,
Nel biasmerebbe, se sott' esso trema."

und Irland genannt der Erste, kam im April von 1603 aus seinem bettelhaften Königreiche Schottland nach England herüber und zeigte den erstaunten Engländern leibhaftig, wie eine Fratze von Monarchen aussähe. Mit höchster Bestimmtheit ist zu vermuthen, daß, als William der Große in demselben Jahre 1603 die letzte Hand an seinen Hamlet legte, Jakob der Erste, diese Karikatur auf das Königthum, dieser gelehrte Simpel von Sodomiter, mit ekelhaftem Geifermund stammelnd und stotternd, auf dünnen Beinen kläglich watschelnd, furchtsam wie ein Kaninchen, feig wie ein Mops, grausam wie ein Pfaffe, — dem großen Dichter die hamlet'schen Ausrufe: „A vice of king!“ und „A king of shreds and patches!“ eingegeben habe [1]).

Damals stand am nördlichen Ende von Huntingdon inmitten eines stattlichen Obstgartens ein behäbiges Haus, aus dessen Fenstern man den wohlangebauten, am Ufer des Flüßchens Ouse sich hindehnenden Grundbesitz überblickte, welcher dazu gehörte. In diesem Hause wurde dem Besitzer, Robert Cromwell, von seiner Frau, Elisabeth Stuart, am 25. April von 1599 ein Knabe geboren, welcher in der Taufe den Namen Oliver erhielt und eines Tages heißen wird „Lord Protector of the Commonwealth of England“. Wunderlich genug stammte, falls den Heraldikern zu trauen ist, der glorreiche Feind des Stuartismus mütterlicherseits aus einer Seitenlinie des schottischen Königshauses. Die väterliche Familie dagegen ist altsächsischen Stammes gewesen. Der berühmte Minister Heinrichs des Achten, Cromwell, gesegnet und verflucht als „Zermalmer der Mönche (malleus monachorum)“, hatte dem Familiennamen geschichtlich Glanz verliehen. Sein Neffe, Sir Richard Cromwell, hatte einen Sohn, Sir Heinrich, welcher seines Reichthums und seiner Prachtliebe wegen der „goldene Ritter“ (the golden knight) zubenams't war. Der älteste Sohn des goldenen

---

1) Mit welchem gramschweren Blicke Shakspeare später auf die elende Mißregierung Jakobs hinsah, bezeugt eindringlich sein 66. Sonett („Tir'd with all these“ u. s. w.).

Ritters, Sir Oliver, haus'te auf seinem schönen, eine Viertelstunde von Huntingdon entfernten, am linken Ufer des Ouse gelegenen Herrensitze Hinchinbrook. Der jüngste Bruder Sir Olivers, Robert Cromwell, besaß, wie schon gesagt, zu Huntingdon Haus und Grundbesitz, welcher letztere dem „Squire" einen Jahresertrag von 300 Pfund abwarf, ein ganz behagliches Auskommen also, weil mit 300 Pfund jährlich ein englischer Landgentleman zu jener Zeit sorgloser und anständiger leben konnte als es in unseren Tagen einer mit 1200 zu thun vermag.

Am 27. April von 1603 waren die sonst so stillen Ufer des langsam fließenden Ouse ganz ungewöhnlich belebt und war das Herrenhaus von Hinchinbrook voll Regung und Bewegung. Dem Sir Oliver, welcher Prunk und Pracht ebenso liebte wie sein Vater, war großes und größtes Heil widerfahren. König Jakob der Erste hatte, von Belvoir-Castle gen London fahrend, das Haus des Ritters der Einkehr gewürdigt und verbrachte mit zahlreichem Gefolge zwei Tage und zwei Nächte unter dem gastlichen Dache. Daß der kleine Oliver bei dieser Gelegenheit über die Wiesen von Huntingdon herüberkam, um sich die höfische Herrlichkeit im Hause seines Oheims anzusehen, ist gewiß. Schade nur, daß wir nicht wissen, welchen Eindruck der Vierjährige empfangen, als er mit weit aufgerissenen Augen die „geflickte Lumpenmajestät" angaffte. Das alte Waschweib Fabulirsucht, welches ja stets auf den Fußtapfen großer Männer einherhinkt, will wissen, der kleine Oliver sei an jenem 27. oder 28. Apriltag zu Hinchinbrook in eine knäbische Balgerei gerathen mit dem kleinen Karl Stuart, Herzog von York, welcher seinem Vater Jakob im Jahre 1600 geboren worden und im Jahre 1612 in Folge des Todes seines älteren Bruders Heinrich Prinz von Wales, sodann 13 Jahre später König von England wurde. Vorbildlicher Weise habe damals zu Hinchinbrook der kleine Oliver den kleinen Prinzen ebenso entschieden als respektswidrig niedergeboxt und untergekriegt, wie später der große Oliver den nichtgroßen König. Meisterin Historia lächelt vornehm-kritisch

und sagt: Dummer Schwatz ex post! Dasselbe wird sie wohl auch von einem zweiten mythologischen Schnörkel sagen, welchen man der Jugendgeschichte unseres Helden angeklebt hat. Nämlich, Knabe Oliver sei Anwandelungen krankhafter Schwermuth unterworfen gewesen und in einer Stunde solchen Angefasstseins habe er am Ufer des Ouse eine Riesengestalt erblickt, welche ihm weissagte, daß er bestimmt wäre, der mächtigste Mann in England zu werden. Die Zeitgenossen des Protektors, darunter selbst Männer von unzweifelhafter Urtheilskraft, haben fest an diese Legende geglaubt und im übrigen ist es ja gar nicht unmöglich, daß die Ahnung seiner künftigen Größe dem jungen Oliver in der Erscheinungsform einer optischen Täuschung sich vergegenständlichte. War doch ein starker Zug religiöser An- und Aufspannung in sein Jugendleben eingegangen, da sein elterlich Haus eine Stätte jener strengprotestantisch-gläubigen Anschauung und Richtung gewesen ist, die sich gerade zu jener Zeit immer bestimmter zum religiös-politischen Puritanismus entwickelte, der dann im Independentismus seine stahlscharfe Spitze fand.

An demselben Tage, am 23. April von 1616, wo der größte Literaturmann seines Landes, Shakspeare, zu Stratford starb, wurde der größte Geschichtemann Englands zu Cambridge im Kollegium Sidney-Sussex als Student inskribirt: — „Oliverius Cromwell Huntingdoniensis admissus ad commeatum sociorum, Aprilis vicesimo tertio.“ Olivers akademische Laufbahn war aber nur eine kurze und er hatte nicht das Zeug zu einem Gelehrten. Daß übrigens, von Fachgelehrsamkeit abgesehen, später seine Bildung mit der seiner gebildetsten Zeitgenossen auf gleicher Höhe stand, untersteht keinem Zweifel. Er sprach und schrieb, wenn er wollte, ein sehr verständliches Englisch, der energische Ausdruck des in ihm arbeitenden energischen Gedankens; er fand Schlagworte voll Blitzfeuer und Donnermacht; er vermochte zur Noth mit einem fremden Gesandten über Staatssachen auch lateinisch zu verhandeln; er hatte mit Nutzen und Genuß das Buch der Geschichte gelesen und

später empfahl er seinem leichtfertigen Sohne Richard zu wiederholtenmalen geschichtliche Studien als ein Mittel sittlicher Läuterung und edler Herzerfrischung. „Recreate yourself with Sir Walter Raleigh's History!" schrieb er im April von 1650 aus dem Feldlager von Carrick in Irland an Richard und ein andermal führt er brieflich aus, das Studium der Geschichte sei schon deßhalb zu empfehlen, weil „es uns geschickt macht, dem Volke zu dienen, und dazu ist ja der Mensch geboren."

Cromwell hat überhaupt, sei das gleich hier gesagt, den hohen Werth der Geisteskultur niemals unterschätzt, sondern immer sehr hoch angeschlagen. Seine Frömmigkeit — und er war ein frommer Mann im Hochsinn des Wortes — ist nicht der gewöhnlichen Quelle entflossen. („Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit.") Aus dem Granitfels seiner religiösen Ueberzeugung, die ihrerseits ein Produkt heftigen und schmerzlichen geistigen Ringens gewesen ist, sprang sie klar und mächtig hervor, die Besudelung durch das Schwarzwasser bornirten Fanatismus zurückweisend. Denn, fürwahr, soweit ein Puritaner über den Puritanismus sich erheben konnte, hat es der Lord-Protektor gethan, indem er als einer der tolerantesten Menschen seines Zeitalters handelte, wobei daran erinnert werden mag, daß der edle Grundsatz allgemeiner und unbedingter Duldsamkeit in religiösen Dingen eine ruhmreiche Errungenschaft erst des 18. Jahrhunderts gewesen und noch heute, im letzten Drittel des neunzehnten, von allen Bonzen in Meßgewändern und Predigerkutten, von allen Despoten und Dunklern verworfen und verfolgt ist, ja, von diesem Menschenspülicht voraussichtlich noch im 20. und 30. Jahrhundert verworfen und verfolgt sein wird. Denn das Dumme ist und bleibt das Frumme und das Niederträchtige das Ewig-Mächtige[1]).

---

1) „Ueber's Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man auch sage." Göthe.

Durch Olivers eiserne Gestalt läuft eine Ader von Güte und Milde, deren Quillen und Pulsiren man insbesondere in seiner Privatkorrespondenz deutlich verfolgen kann. Der adleräugige Feldherr, der heldische Krieger, der unbeugsame Staatsmann ist all sein Lebenlang die schlichtbürgerliche Natur geblieben, die er von Anfang an gewesen. Nur Schwachköpfe oder mit Absicht alberne Verleumder haben den Mann einen Heuchler nennen können, an welchem so ganz und gar nichts gemacht und gekünstelt war. Wie er eines Tages in einem vertraulichen Briefe äußerte: „Ich liebe eine Ausdrucksweise, welche schlicht aus dem Herzen kommt und nichts Gezwungenes und Affektirtes hat — (I like expressions when they come plainly from the heart, and are not strained nor affected[1])“ — so ist er selber gewesen.

Aber, wohlverstanden, er war bei alledem ein Puritaner des 17. Jahrhunderts und er war das Haupt des Puritanismus. Herrschende Häupter von Parteien müssen aber, um das zu sein und zu bleiben, sehr häufig die gehorsamen Diener derselben machen. Und nicht nur das! Die Strenge historischer Charakteristik gebietet, daß offen gesagt werde: Allerdings läßt sich das Wort: „Unwissenheit ist die Mutter der Frömmigkeit —“ auch auf Cromwell beziehen. Denn sein Glaube war jener puritanische, welcher durch die vieljährigen und grausamen Verfolgungen, die er vonseiten des Throns und Altars, vonseiten Elisabeths, Jakobs und der anglikanischen Pfaffheit erlitten, zur Vollhöhe seiner rachedurstigen Energie emporgesteigert worden. Der Gott, an welchem Olivers Heldenseele mit allen ihren Fibern hing, der Gott, als dessen erwähltes Rüst- und

1) Oliver Cromwell's Letters and Speeches. Ed. by Th. Carlyle. Leipz. Tauchnitz 1861. Vol. II, p 284. Ich brauche kaum zu sagen, daß dieses kostbare Sammelwerk, durch dessen Herausgabe Carlyle dem Protektor ein weit edleres Denkmal errichtete, als das von der englischen Scheinheiligkeit und Servilität demselben verweigerte jemals hätte sein können, mir bei Niederschreibung des vorliegenden Aufsatzes als Hauptquelle diente.

Werkzeug er sich betrachtete, mit felsenfestem Glauben betrachtete, war der alttestamentliche Adonai-Schaddai, der Gott des Eifers, des Zorns und der Rache, von den späteren jüdischen Propheten mühsam zum einigermaßen erträglichen Kultur-Gott Jahve verdünnt und humanisirt, hinter dessen aufgezwungener Jahve-Maske jedoch die grimmigen Züge des alten großen Semiten-Gottes Bal-Moloch immer wieder schrecklich-deutlich hervortraten. Hieraus erklärt es sich, daß die Frömmigkeit Olivers nicht selten eine breite Spur von Blut und Feuer hinter sich herzog, gerade wie in den alttestamentlichen Schriften Adonai-Schaddai im Blute seiner Feinde schwelgt und Leichenhaufen, Trümmer und Verödung hinter sich zurückläßt.

2.

Schon im Jahre 1617 wurde der junge Oliver nach zu Cambridge wohl oder übel gepflogenem Musendienst nach Hause zurückgerufen durch den Tod seines Vaters. Er übernahm die Verwaltung, beziehungsweise Bebauung des väterlichen Besitzthums zu Huntingdon und zugleich die Sorge für seine Mutter und sechs Schwestern. Ab und zu, wie es seine landwirthlichen Geschäfte gestatteten, hielt er sich wochen- und monatelang in London auf, in der Absicht, Rechtskunde und Gesetzekenntniß sich anzueignen, und die Hauptstadt Englands, schon damals, wie noch heute, eine der verpestetsten Stätten europäischer Sittenverderbniß, soll den kraftstrotzenden jungen Mann in den Wirbel der modischen Ausschweifung hineingerissen haben. Für dieses „soll“ gibt es aber nur *ein* bestimmtes Zeugniß, eine herbe Selbstanklage, welche Oliver viele Jahre später gegen sich erhoben hat, indem er in einem an seine Base Mistreß St. John am 13. Oktober von 1638 geschriebenen Briefe erklärte, er sei in der Finsterniß gewandelt und er habe

diese geliebt, das Licht aber und die Gottseligkeit gehasst; er sei ein Sünder, ja ein Oberster der Sünder gewesen — („Oh, I lived in and loved darkness, I hated light and hated godliness; I was a chief, the chief of sinners“).

Nun sieht freilich diese Selbstanklage einem aus puritanischer Zerknirschung hervorgegangenen Ueberschwange des Schuldbewußtseins sehr ähnlich; allein man wird unserem Helden doch kaum unrechtthun, wenn man als thatsächlich wenigstens soviel annimmt, daß er die Verderbtheit der Welt aus eigener Erfahrung gekannt habe, d. h. daß er in dem wilden Strome londoner Lasterlebens eine Weile lustig mitgeschwommen sei. Später jedoch, nach seinem Eintritt ins Mannesalter, hat selbst die giftigste Bosheit der Verleumdung an der sittlichen Haltung und ehrenhaften Lebensführung Olivers nichts auszusetzen vermocht und die royalistische Skandalsucht brachte es in dieser Richtung nie weiter als zu armsäligen Späßen über „Nolls“ Kupfernase, welche vom häufigen Genusse seines eigenhändig gebrauten Bieres herrühre. In Wahrheit ist der Protektor mäßig in allen Genüssen gewesen, unter guten Freunden einem harmlosen Scherze nicht abgeneigt, wohl aber dem lästerlichen Fluchen und garstigen Zotenreißen, wie es damals selbst in den „feinsten“ Kreisen in England durchweg Mode war. Und ferner ist er auch auf der Höhe seiner Machtstellung ein sparsamer, schlichtbürgerlicher Haushalter, ein treuer Gatte, ein zärtlicher Vater, ein anhänglicher und hilfreicher Freund gewesen, ein braver Mensch durch und durch, um und um. Daß er der größte Patriot war, welchen sein Land hervorgebracht hat, können nur Mastschweine der verächtlichsten aller Kirchen, der englischen High-Church, bestreiten oder auch deutsche Hofprofessoren.

Mit Grund ist zu vermuthen, daß Olivers Heirat mit Elisabeth, einer Tochter des Sir James Bourchier, welche Heirat am 22. Oktober von 1620 zu London statthatte, einen bedeutsamen Wendepunkt im Leben unseres Mannes markirt habe. Er führte sein junges Weib unter

das Dach des väterlichen Hauses in Huntingdon, welchen Wohnsitz er 9 Jahre später mit St. Ives und dann mit Ely vertauschte. Sein Dasein war das eines echten und rechten Landsquire's, der allerdings wohl auch den Bedarf seines Haushalts an Bier mit eigenen Händen gebraut hat. Uebrigens gedieh der Haushalt des tüchtigen Bauers, dessen Ehrbarkeit, aufrichtige Religiosität und mannhaftes Wesen ihm unter seinen Nachbarn und Kirchspielsgenossen Achtung und Ansehen verschafften. Unverkennbar wirksam war zu dieser Zeit weiblicher Einfluß auf das spröde Metall von Olivers Naturell. Dieser Einfluß wurde geübt durch seine treffliche Gattin Elisabeth und in noch höherem Maße durch seine Mutter, an welcher der Sohn mit liebevoller Ehrfurcht hing und hielt. Auch hier begegnen wir also der oft wiederkehrenden Thatsache, daß bedeutende und große Menschen so zu sagen mehr die Söhne ihrer Mütter als die ihrer Väter sind.

Sie verliefen äußerlich recht still, diese huntingdoner Jahre Cromwells. Aber in seinem Inneren hat es gerade während dieser Zeit häufig genug recht gewaltsam gestürmt und getobt. Denn unter heftigen Seelenkämpfen, welche den starken Mann mitunter so krampfhaft schüttelten, daß er stöhnend und händeringend an den Ufern seines Heimatflusses umherlief, kam während dieser Jahre der Puritanismus in Oliver zum Durchbruch, — ein psychologischer Proceß, welcher vorderhand nur erst eine von wenigen beachtete persönliche Bedeutung hatte, bald aber eine weltgeschichtliche gewinnen sollte. Denn mit Cromwell an der Spitze wurden die Puritaner aus einer verfolgten Sekte zu einer siegreichen, Prälatenthum, Junkerthum, Königthum zu Boden tretenden Partei.

Was aber war der Puritanismus? In seinen Ursprüngen und Anfängen nur der schüchterne Protest von etlichen wenigen aufrichtigen und tiefen Gemüthern gegen das elende Halb- und Scheinding der englischen Reformation, welche ihren schmutzigen Ursprung niemals verleugnen konnte. Hervorgegangen aus einer ehebrecherischen Laune des achten

Heinrichs, des wüsten Tyrannen und Weibermörders, ist das anglikanische Kirchenthum durch Elisabeth ganz im despotisch-pfäffischen Sinne festgestellt und zugleich zu einem üppigen Spittel für die jüngeren Söhne des Adels gemacht worden. Kaum in dieser Weise großgewachsen, hat dann der hochkirchliche Wechselbalg mit dem scharlachenen Weib auf den sieben Hügeln in Verübung aller Verfolgungsgräuel gewetteifert. Da aber der Hauptgegenstand der Verfolgung, der Puritanismus, das will sagen der bestimmt gefasste, folgerichtig entwickelte, ehrlich aus- und durchgeführte Gedanke der Reformation, die enge Verbindung, ja die Dieselbigkeit geistlicher und weltlicher Tyrannei schwer zu fühlen hatte, da er erkannte, daß Kirche und Krone zu seinem Untergange mitsammen sich verschworen hätten, da er in dem König von England nur noch einen schlechten Abklatsch des römischen Papstes sehen mußte, so geschah es mit Nothwendigkeit, daß die Puritaner wie in der Hochkirche so auch im Königthum nur noch Veranstaltungen Satans erblickten, daß sie wie in Sachen der Religion so auch in Sachen des Staates Radikale und Demokraten wurden, daß sie sich entschieden dem Republikanismus zuwandten und die furchtbare, gegen das Königthum geschleuderte Verwerfungsrede des grimmigen Propheten Samuel — (1. Buch Samuels, Kap. 8) — zu ihrem politischen Glaubensbekenntniß machten.

Freilich, bei aller seiner Größe — nur Thoren können sie ihm bestreiten — haften dem Puritanismus tiefe Makel an, und sein Hauptmakel ist gewesen, daß er im Grunde doch auch nur eine theologische Bornirtheit war. Allein das kann ihm, historisch angesehen, unmöglich als Verschuldung angerechnet werden; denn das 17. Jahrhundert kannte eben noch nicht den philosophischen Weg zur Freiheit, welchen das 18. oder den natur- und geschichtewissenschaftlichen, welchen das 19. aufthat, und mußte daher wohl oder übel den theologischen einschlagen. Was sodann den oft wiederholten Vorwurf angeht, der Puritanismus habe mit der Kirche und dem Thron zugleich auch das lustige Leben

von Alt-England zerstört und sei ein blinder Verächter und Hasser von Poesie, Kunst und Wissenschaft gewesen, so ist zuvörderst allerdings wahr, daß der also Angeklagte ein sehr sauertöpfischer, steifleinener Geselle war, dessen Sucht, das ganze Dasein möglichst alttestamentlich zuzuschneiden, unendliche Lächerlichkeiten zu Tage förderte. Allein man darf doch auch nicht übersehen, daß das vielgerühmte „lustige Leben von Alt-England", welches Rundkopf Zu-Deinen-Zelten-Israel-Puritanismus mit dem grimmigen Lächeln befriedigter Rache zertrat, ein sehr lüderliches gewesen und von dem schonungslos Verfolgten seit vielen Leidensjahren als ein Gräuel Moabs und Amaleks verabscheut worden war. Denn diesem düsteren Fanatiker war es Ernst, furchtbarer Ernst mit den sittlichen Forderungen seiner Religion an ihn selbst, wie an andere, und deßhalb auch blickte er mit Verachtung und Ingrimm auf die zeitgenössische Literatur seines Landes, welche unleugbar nur allzu sehr die Anschauungen des lustigen Alt-Englands widerspiegelte. Man vergesse nicht, daß selbst die Dramen Shakspeare's von Schmutzereien wimmelten. Die Aufführung derartiger Stücke mußte dem Puritanismus ein heidnischer Gräuel sein und deßhalb zerstörte er das Theater. Und sollten sich endlich Puritaner vom reinsten Wasser nicht zur Verachtung der Wissenschaft getrieben fühlen, wenn sie im Hinblick auf den gefeiertsten Repräsentanten derselben in ihrem Lande und zu ihrer Zeit, im Hinblick auf Bacon of Verulam bedachten, daß dieser angeblich große und größte Gelehrte in Wahrheit einer der verächtlichsten Schurken war, welche jemals mittels Beugung und Fälschung des Rechtes die Gunst der Mächtigen sich erbuhlt haben? Ach, es ist eine traurige Thatsache, daß die Historie der Wissenschaften voll von Baconen. Denn wie es keinem glücklichen Verbrechen in der Weltgeschichte an einem Tedeum brüllenden Pfaffen, so hat es auch keiner gelungenen Schändlichkeit an einem gelehrten Anwalt gefehlt. In den Akademieen älterer und neuerer Zeiten müßte ein Diogenes Männerstolz, Freimuth und Charakter-

würde mit der Laterne, mit der Lupe suchen und er würde sie selten genug finden. Im übrigen kann, auf unser Thema zurückzukommen, der Puritanismus mit gerechtfertigtem Stolze zu seinen Feinden und Anklägern sagen: Wenn ich so ganz, wie ihr behauptet, ein Barbar gewesen, wie kam es denn, daß ich den edelsten Gelehrten, einen reinsten Träger des Genius aus mir zu erzeugen vermochte? Den wissenschaftlichen Begründer des Preßfreiheitsrechtes, den wunderbar beredsamen Verfasser der Vertheidigung des Volkes von England, den herrlichen Schöpfer des Verlorenen Paradieses!

Einleuchtend ist demnach für Augen, welche sehen und sehen wollen, daß der Puritanismus auf der Entwickelungsbahn der europäischen Civilisation ein Riesenvorschritt war. Er hat die reformatorische Idee aus dem lutherischen Nebelheim einer servilen Theologie in die staatliche Wirklichkeit herübergerückt; er hat der Sklaverei die Freiheit, dem despotischen Princip der Bevormundung das der demokratischen Selbstbestimmung entgegengestellt; er hat mit seiner Eisenfaust das pfäffische Lügenmärchen vom Gottesgnadenthum der Könige zermalmt, hat mittels Gründung seiner Volksstaaten jenseits des atlantischen Oceans ein glorreichstes Blatt im Weltgeschichtebuch aufgeschlagen und hat in dasselbe als furchtbare Mahnung und Warnung das Datum des 30. Januar 1649 für alle Ewigkeit eingegraben.

Unschwer begreiflich auch, daß ein ernstangelegtes, tiefes und energisches Cromwellgemüth mehr und mehr mit den Anschauungen des Puritanerthums sich füllte. Die klägliche Missregierung Jakobs des Ersten, England nach außen erniedrigend und nach innen der bübischen Willkür einer despotischen Günstlingsherrschaft preisgebend, konnte den ruhelosen Stachel in der Seele des werdenden Helden nur schärfen. Ob er zu dieser Zeit irgend eine Ahnung hatte, was ihm die nächste Zukunft bringen würde? Wir wissen es nicht. Wohl aber wissen wir, daß, als die Weltgeschichtebühne ihm sich aufthat, er dieselbe als ein ganzer,

in sich fertiger Mann beschritt, als ein echter Nummer-Eins-Mann, als ein rechter Thatmann, welcher geduldig die Wortmänner eine geraume Weile gestikuliren, debattiren, resolutioniren und haseliren ließ, dann aber vortrat, das Schwert zog, die Scheide wegwarf und sagte: „Ich werde es thun!“ Denn zum höchsten Wagen, zum gewaltigsten Handeln, zur thatkräftigsten Erfassung und Erfüllung der Zeitforderungen hatte sich, wie sein kompetentester Beurtheiler, Milton, schön bezeugt, unser Mann in der Zurückgezogenheit seines Hauses vorbereitet. In der Stille war er gewachsen, unentweglich im Vertrauen auf seinen Gott und in schweigsamer Brust die große Seele nährend [1]).

3.

Im März von 1625 starb Jakob der Erste und mit der Throngelangung seines Sohnes, Karls des Ersten, begann der große Waffengang zwischen Despotismus und Freiheit in England, welcher von beiden Seiten her schon lange sich vorbereitet hatte. Daß dieser Kampf nicht allein eine britisch-insulare, sondern eine europäische, eine menschheitliche Bedeutung hatte, weiß jedermann.

Der neue König war ein sogenannter „ritterlicher Herr“, d. h. ein leidlich guter Reiter, Fechter, Schütze und Jäger. Seine mittelmäßigen Geistesgaben waren nicht ohne Sorgfalt entwickelt worden. Er machte eine gute Figur, hatte einen künstlerischen Zug in sich, konnte für einen Kunstkenner gelten und hätte ohne Frage einen recht wackeren Gemäldehändler abgegeben. Auch ein ehrbarer Mann ist er gewesen, ein treuer Gatte und zärtlicher

---

1) „Domi in occulto creverat et ad summa quaeque tempora fiduciam dei fretam et ingentem animum tacito pectore aluerat.“ Defensio pro populo Anglicano secunda (1654), p. 106.

Familienvater. Zu seinem und seines Landes Unglück war er jedoch ein König und hatte sich unter seiner nicht eben sehr weitgewölbten Schädeldecke die fixe Idee festgeklebt, ein König nach festländischem Muster sein zu wollen und sein zu müssen. Was das heißen wollte, ist klar, falls man erwägt, daß gerade damals auf dem europäischen Kontinent, vorab in Frankreich, das modern absolutistische Königthum zu fester Begründung und vollendeter Gestaltung gedieh.

Karl und seine Rathgeber waren freilich zu beschränkt, um einzusehen, daß der Hauptbildner des französischen Absolutismus, der Kardinal Richelieu, das schrankenlose Königthum als einen Hebel des socialen Vorschrittes handhabte. Der Stuart wollte den Despotismus um des Despotismus willen und legte bei seinen ungeschickten und brutalen Versuchen, denselben zu begründen, gar kein Gewicht auf die Grundverschiedenheit der historischen Entwickelung Englands und Frankreichs. Von Haus aus ein falscher Patron, doppelzüngig und wortbrüchig, hat er sich aus feierlichsten Versicherungen, Bürgschaften und Eiden gar nichts gemacht, wie das eben derartige „ritterliche Herren“ so zu halten pflegen. Steif und fest an die Narrethei glaubend, er wäre das Ebenbild und der unverantwortliche Statthalter Gottes auf Erden, log er sich die Bestimmung vor, in Großbritannien mit Hilfe pfäffischer Volksverdummung die unumschränkte Despotie aufzurichten, und in diesem Vorhaben, wie in allem Verkehrten und Strafbaren, wurde er energisch gestärkt und gesteift von seiner Frau Henriette, welche ihn tüchtig unter ihrem Pantoffel hielt. Die Königin, eine Tochter Heinrichs des Vierten von Frankreich, hatte von ihrem Vater nichts, dagegen von ihrer Mutter, der verrufenen Mediceierin, alles: — die köhlergläubische Römelei, die gedankenlose Verschwendungslust, die frivol dareintappende Ehr- und Herrschsucht. Sie wollte ihren Mann zum Despoten von Großbritannien machen, sicher, daß sie die Oberdespotin sein würde. Zur Charakteristik Karls gehört auch noch,

daß er, nicht obgleich, sondern weil er ein Pantoffelheld, nach Art von Pantoffelhelden seine Schwäche mitunter zu hartnäckigstem Eigensinn verknöchern ließ, besonders, wann es galt, etwas recht Thörichtes zu beginnen oder durchzuführen. Natürlich sprang dann die alberne Hartnäckigkeit sehr bald wieder in jammerseligen Kleinmuth um. Summa: Der König hatte durchaus nicht das Zeug, seinen verkehrten Gedanken, die Verfassung Englands zu vernichten und sich zum absoluten Könige von Großbritannien zu machen, zur Verwirklichung zu bringen.

Schon der Erfolg, d. h. Nichterfolg der ersten in der angegebenen Richtung unternommenen Versuche hätte einen Mann von Verstand — vom Rechtsgefühl ganz zu schweigen — stutzig machen und dem Könige den eindrucksvollen Beweis liefern müssen, daß die Nation, d. h. die herrschenden Klassen, Nobility und Gentry, ihre Verfassung keineswegs gutwillig und widerstandslos sich entreißen lassen würden. Das dritte Parlament, welches Karl seit seinem Regierungsantritt zu berufen sich genöthigt sah, vereinbarte mit dem König jenen Vertrag zwischen Krone und Volk, welcher unter dem Namen der „Petition of right" berühmt ist und die große Urkunde der englischen Verfassung darstellt. Am 7. Juni von 1628 gab der König, im Sale der Lords auf dem Throne sitzend, während die Commons sich an der Schranke drängten, diesem Vertrage förmlich und feierlich seine Sanktion, die altgebräuchliche Formel aussprechend: „Es geschehe Recht, wie (vom Parlament) begehrt ist"[1]). In diesem Parlament von 1628, nicht in dem von 1625, wie man lange irrthümlich angenommen hat, ist Oliver Cromwell zum erstenmal erschienen, von seiner Heimatgemeinde Huntingdon ins Unterhaus abgeordnet. In der Sitzung vom folgenden Jahre, und zwar am 11. Februar, hat er zum erstenmal das Wort genommen und in einer Debatte über religiöse Angelegen-

1) „Soit droit fait come est desire" — lautet die Unterfertigung der Rechtspetitionsurkunde.

heiten einen so harschen Ausfall auf die Papisterei gethan, daß aus dem bäuerischen Redner schon etwas vom späteren Cromwell hervorsah und achtsame Beobachter und Hörer unschwer ahnen konnten, er werde dereinst einer der Wurzel- und Zweigmänner („root and branch men“) sein, wie man später die Puritaner im allgemeinen und die Independenten im besonderen nannte.

Das Parlament ward jedoch vom König bald entlassen und aufgelös't. Denn der treulose Mann hatte mit der Rechtspetition nur ein Spiel getrieben, während der Sanktion derselben schon gewillt, sich nicht an ihre Bestimmungen zu halten, und entschlossen, keine verfassungsmäßigen Beschränkungen seiner Machtvollkommenheit anzuerkennen; ohne Bewilligung des Parlaments Steuern auszuschreiben und zu erheben; wenn immer möglich, ein stehendes Heer zu errichten und überhaupt den Rechten und Gesetzen des Landes zum Trotz zu regieren. Es folgten nun jene traurigen elf Jahre, während welcher es ganz den Anschein hatte, als würden sich auch die Engländer die Aufrichtung geistlicher und weltlicher Tyrannei ruhig gefallen lassen, wie solches die knechtischen Völker des Festlandes thaten. Mit brutaler Hintansetzung von Verfassung und Recht wirthschaftete der „ritterliche“ König ganz im Stile des gleichzeitigen kontinentalen Despotismus. Kein Parlament ward berufen, schwere Steuern wurden widergesetzlich ausgeschrieben und erpresst, die Bürger mit soldatischer Einquartirung geplagt, alle Versuche, auch die schüchternsten und wohlgemeintesten, den Hof zu warnen, mit grausamen Strafen geahndet und die Engländer, Mann und Weib und bis zu den Kindern herab, in Glaubenssachen einer verdummenden Tyrannei unterworfen, deren Formen sehr stark nach denen der römischen und spanischen Inquisition schmeckten. Bei diesem ebenso thörichten als gewissenlosen und verbrecherischen Schalten und Walten hatte Karl zwei Haupthelfershelfer, einen geistlichen und einen weltlichen. Jener, der Erzbischof-Primas von Canterbury, Laud, ist ein halbblödsinniger Zelot gewesen: dieser, der unter dem Namen Strafford

gegrafte Thomas Wentworth war ein feiler Ueberläufer von der parlamentarischen Opposition zum König und nach Renegatenart ein wüthender Verfolger der früher bekannten oder erheuchelten Grundsätze. Der Mann, wähnend, Uebermuth wäre Thatkraft, Gewissenlosigkeit Weisheit und Brutalität Staatsmannheit, bildete sich ein, einen englischen Richelieu vorstellen zu können, während er, näher angesehen, nur ein ganz ordinärer Junker und Säbelrasseler gewesen ist. Er that sich nicht wenig darauf zu gut, das politisch-religiöse System „Durch" (through) erfunden zu haben, d. h. das System gedanken- und skrupelloser Gewaltsamkeit, welches dann, sowie sich ernster Widerstand dagegen erhob, ebenso rasch als schmählich zusammenbrach. . . . .

Derweil Henriette und Karl, Strafford und Laud also ritterlich und gottselig regierten, baute Oliver, scheinbar ganz in die Dunkelheit des Privatlebens zurückgesunken, auf seiner Farm zu St. Ives, dann zu Ely das Feld und gedieh dabei mehr und mehr zu einem wohlhabenden Squire, auf welchen der Puritanismus in der Stille hoffnungsvoll das Auge gerichtet hielt, — der Puritanismus, welcher nur noch des Stichworts harrte, um in der Gestalt von Cromwells „Eisenseiten" (ironsides) auf die Bühne zu treten und, in ganz anderer Weise als Strafford, sein „Durch"! aufzuspielen. Das Haus unseres Squire hatte sich mälig auch mit reichem Kindersegen angefüllt: im December von 1638 wurde ihm sein letztes Kind geboren, das neunte. Sieben waren am Leben, drei Söhne und vier Töchter; unter den Söhnen der älteste Oliver, welcher in dem großen Kriege zwischen Parlament und König umkam; der zweitälteste Richard, ein leichtsinnig-gutmüthiger Schwächling und Genüßling und leider seines Vaters Nachfolger im Protektorate. Wäre Richards jüngerer Bruder Henry — „a brave man and true" — als Kriegs- und Staatsmann hochbegabt und tüchtig bewährt, dem Vater auf dem Herrscherstuhle nachgefolgt, leicht hätte der Gang der Geschichte Englands ein ganz anderer werden können als er geworden ist. Denn wenn auch mit Entschiedenheit

betont werden muß, daß im ganzen und großen der Verlauf des weltgeschichtlichen Processes nach Gesetzen sich vollzieht, die so ewig und unabänderlich wie die, welche den Verlauf des Naturlebens regeln, so wird doch kein denkender Mann bestreiten wollen, daß im besonderen und einzelnen viel, sehr viel davon abhängt, mit was für Werkzeugen die Geschichte arbeitet, was für Menschen sie mit dem Vollzug ihrer Gesetze betraut. Unwiderstehlich, schweigend, mit majestätischer Ruhe trägt der Weltgeschickestrom die Völker, mögen sie darin schwimmen und ringen, wie sie wollen, mit sich fort in den Ocean der Ewigkeit. Ja wohl! Aber es ist denn doch ein Unterschied, zu ringen und zu schwimmen wie Athener oder wie Skythen. Menschen sind keine Holzklötze, so hölzern und klotzig sie auch oft sich anstellen mögen, und die Prediger eines unbedingten Fatalismus sollten bedenken, daß die volle Hingebung an denselben die Zoologie mit Nothwendigkeit bald um die Species Mensch ärmer machen müßte.

4.

Harmlose Bücherwürmer, wie sie in dem Heimatlande der Abstraktoren, in Micheliens Gauen, immer noch gedeihen, wohlmeinende Gelehrte, welche ihr Lebenlang eifrigst studiren ohne jemals etwas zu lernen, sie pflegen in tugendhafte Entrüstung zu gerathen, wenn da und dort ein rücksichtsloser Mann das öffentliche Geheimniß verlautbart, in dieser unserer nicht ganz vollkommenen Welt sei das Recht — abgesehen natürlich von der Pflege des Privat- und Strafrechts in NB. gewöhnlichen Zeiten — nur eine liebenswürdige Idee, die Gewalt aber eine brutale Thatsache, und selbstverständlich müsse jenes gläserne Ideeding bei jedem Zusammenstoß mit diesem eisernen Thatding kläglich in Stücke und Splitter zerbrechen. Zwar haben es die

Herren Abstraktoren in der Regel sehr eilig, vor der siegreichen Gewalt ihre wissenschaftlich-unterthänigen Kniebeugungen zu machen; aber dafür halten sie sich schadlos, indem sie innerhalb der verschwiegenen Wände ihrer Studirzimmer des Horatius „Justum ac tenacem propositi virum“ — mannhaft citiren und darauf den Trumpf setzen: „Recht muß doch Recht bleiben!“

Leider ist dieses bis zur äußersten Fadenscheinigkeit abgegriffene Sprichwort gerade so leer und verlogen wie hundert andere Sprichwörter, welche jedermann im Munde führt und an die niemand glaubt. So oft und wo immer die Gewalt eine recht gewaltthätige, sank das Recht vor ihr in den Staub. Die ganze Weltgeschichte ist nur eine fortgesetzte Durchlöcherung und Zertretung des papierenen Rechtsbodens. Der Sieg schrieb allzeit das Gesetz und wird es allzeit schreiben. Vae victis! ist das furchtbare Schicksalsverdikt, gegen welches schon unzählige Appellationen eingelegt wurden, aber noch keine gefruchtet hat. Denn was will es bedeuten, wenn gegenüber den vor den Altären des Götzen Erfolg knieenden Millionen dann und wann ein einsamer Mann und Denker in seiner Dachstube oder im Kerker oder auf dem Schaffot oder im Exil gegen diesen Götzendienst protestirt?

Karl Stuart handelte gewissenlos, verkehrt und verbrecherisch, als er, entgegen seinen beschworenen Königspflichten, auf die Vernichtung der Verfassung und Gesetze Englands ausging. Aber falls er der Mann gewesen wäre, sein Vorhaben durchzuführen, falls er Erfolg gehabt und über die Verfassungspartei den Sieg erlangt hätte, wie dann? Er würde ein Held, ein großer Mann, ein „Gesellschaftsretter“ heißen. Hatte Friedrich der Zweite das Recht für sich, als er seinen ersten Raubzug nach Schlesien unternahm? Nein, aber die Gewalt und zwar die erfolgreiche Gewalt. Waren, als das Verbrechen der ersten Theilung von Polen geplant und vollbracht wurde, die polnischen Patrioten, die Konföderirten von Bar, nicht im Besitze des Rechtes, des himmelschreienden Rechtes? Ganz gewiß; aber Friedrich

von Preußen und Katharina von Russland waren im Besitze der Gewalt. Hatte Bonaparte einen Schatten von Recht, den 18. Brumaire zu machen? Nein, aber er hatte die Gewalt. War der 2. December von 1851 mit seinen Raub- und Mordthaten ein Rechtsakt oder aber ein Gewaltakt? Arme Rechts-Ideologen mit euren Protesten! Der Siegeslorbeer verhüllt alle Brandmarkungsmale auf den Stirnen gekrönter Räuberhauptleute. So war es immer und so wird es immer sein.

Und ist denn das „lange“ Parlament seinerseits auf dem Rechtsboden stehen geblieben? Mit nichten! Die Versammlung, das Vorbild des französischen Konvents, begnügte sich keineswegs, s e i n e verfassungsmäßigen Befugnisse zurückzuerobern und festzuhalten, sondern griff sofort in die Befugnisse der Krone hinüber. Die Umstände waren so, daß dies für das Parlament allerdings eine zwingende Nothwendigkeit: — es mußte siegen oder untergehen, da mit dem bis ins Mark treulosen Stuart schlechterdings kein verlässliches Abkommen zu treffen war. Aber auch das Parlament setzte also an die Stelle des Rechtes die Gewalt, obgleich es die Rechtsfiktion mit der ganzen Gravität parlamentarischer Taschenspielerei festhielt, mit einer Pedanterie, welche dem Oliver Cromwell ein verachtungsvolles Lächeln entlockte. Die bekannte konstitutionelle Erzlüge von der genauen Abgränzung und dem heilsamen Gleichgewichte der Rechte und Gewalten zwischen Krone und Volksvertretung kam bei dieser Gelegenheit in der ganzen Blöße ihrer Infamie zum Vorschein, wie das bei jeder wirklichen Erprobung des Konstitutionalismus stets der Fall war und stets der Fall sein wird und muß.

Sehr begreiflich, daß Thatmann Oliver, dessen Augen so wundersam scharf organisirt gewesen sind, daß er durch die ganze Dicke des theologischen Brettes hindurch, welches er, seiner Zeit gemäß, vor der Stirne trug, Menschen und Dinge sah, wie sie wirklich waren, an dem konstitutionellen und parlamentarischen Wesen frühzeitig sich verekeln mußte und daß er, als die Zeit s e i n e s Rechtes, d. h. seiner

Gewalt gekommen, den ganzen Plunder behandelte, wie derselbe es verdiente. Allein er sollte dabei die leidige Erfahrung machen, daß die Völker, gerade wie die Individuen, von gewohnten und liebgewonnenen Fiktionen und Illusionen schlechterdings nicht lassen wollen und viel lieber zehn Wahrheiten preisgeben als eine Lüge. Männer jedoch, welche den Willen und den Muth haben, der Wahrheit ins strenge Angesicht zu sehen, sollten nachgerade zur Erkenntniß und zum Bekenntniß gekommen sein, daß die künstliche Schaukelei der konstitutionellen Monarchie im besten Falle nur eine mehr oder weniger anständige Gaukelei. Es gibt nur zwei einigermaßen wahrhaftige und ehrliche Staatsformen: die absolute Republik und die absolute Monarchie. Alles dazwischen und daneben Liegende ist Lug und Trug.

Gegen diese Thatsache pflegen die gedankenlos-orthodoxen wie die schlau-rechnenden Verehrer des betrogenen Betrügers Montesquieu, pflegen die aufrichtigen wie die heuchlerischen Bekenner des konstitutionellen Kredo's mit dem Hinweis auf die Entwickelung des englischen Staatswesens zu argumentiren, welches die Verwirklichung der Theorie des Konstitutionalismus sei. Ja wohl die Verwirklichung! Die humbugische Inscenesetzung eines Humbugs! Denn im Vorschritte der englischen Verfassung zu ihrer heutigen Gestaltung ist das angebliche Gleichgewicht zwischen Krone und Volksvertretung — d. h. Vertretung der bevorrechteten Klassen, denn eine Volksvertretung gab und gibt es in England nicht — immer mehr Schaum und Traum geworden. So sehr, daß der König oder beziehungsweise die Königin von England gar nichts mehr ist und vorstellt als eine kostspielig logirte, gekleidete und genährte Staatspuppe, unbedingt gelenkt von dem Marionettendraht der englischen Oligarchie. Denn diese, zusammengesetzt aus Nobility und Gentry, also die Repräsentanz des Adels und des Kapitals, regiert England und die konstitutionelle Monarchie ist daselbst, wie noch so vieles andere, nur eine freche Heuchelei.

Im übrigen kann das „lange" Parlament, welchem wir uns auf Umwegen genähert haben, denkenden Politikern

— es gibt auch Politiker und zwar hinlänglich viele, deren Politik das Nichtdenken ist — noch eine weitere große Lehre geben. Die nämlich, daß der sogenannte gesetzliche Widerstand gegen Tyrannei mit seinem ganzen Apparat von Parlamentiren, Debattiren und Protestiren Eitelkeit der Eitelkeiten sei. Thörichte, steifnackige, wortbrüchige und gewaltthätige Könige brachte und bringt der Parlamentarismus niemals zur Vernunft. Alle das Gerede in Westminster fleckte nicht und König Karl hätte sich mit seinen Kavalieren noch jahrelang darüber lustig machen können. Aber die Sachen nahmen eine ganz andere Gestalt an, als die Herren zu Westminster vom passiven Widerstande zum aktiven Angriff übergingen, als sie der königlichen Armee ein Parlamentsheer entgegenstellten, als selbst John Hampden, der Haupthahn des Parlamentarismus und so zu sagen der Oberheilige aller Parlamentaristen auch in unseren Tagen, es gerathen fand, statt länger im Unterhause zu rednern, den Degen umzuschnallen und als Oberst an der Spitze seines Regiments auf die Königlichen einzuhauen. Mit andern Worten, nicht die schwatzende Reform sondern die handelnde Revolution hat den Ausschlag gegeben. Das mögen sich alle die politikasternden Dahl- und Duselmänner, die konstitutionellen Schwätzer und Klätscher, die parlamentarischen Humbuger und Hannswurste merken . . . .

Im Frühjahr 1640 sah König Karl sich genöthigt, in den sauren Apfel einer Wiederberufung des Parlamentes zu beißen. Der übelberathene Monarch und sein verblendeter Rathgeber Laud hatten sich nämlich in „strafbarer Unkenntniß und in reiner Wollust der Tyrannei“, wie sich ein sehr gemäßigter englischer Historiker ausdrückt, zu dem verhängnißvollen Schritte hinreißen lassen, das anglikanische Kirchenwesen, die bischöfliche Despotie, den laud'schen Ceremoniendienst auch den Schotten aufzwingen zu wollen. Da stieß aber ein Fanatismus auf einen anderen, daß es heiße Funken gab. Das presbyterianische und puritanische Schottland brach in offene Rebellion aus. Diese sollte mit Waffengewalt niedergeschlagen werden; aber es fehlte

dem Könige der Nerv des Kriegführens, das Geld. Sein Kredit war gänzlich erschöpft und es stellte sich als reine Unmöglichkeit heraus, ohne Mitwirkung des Parlaments die Mittel zur Kriegsrüstung zu beschaffen. So ergingen denn die Wahlausschreiben und im April von 1640 traten die beiden Häuser zusammen. Der König wollte nur Geld haben und verlangte die rasche und bedingungslose Bewilligung von Steuern und Subsidien. Das Parlament, vorab das Unterhaus, sprach von den großen Beschwerden der Nation, obzwar in maßvollem und sogar ehrerbietigem Tone. Besaß Karl einen Funken von gesundem Menschenverstande, so mußte er sich mit dieser Volksvertretung vertragen und vereinbaren und er konnte das mittels sehr geringfügiger Koncessionen, weil die royalistische Stimmung in beiden Häusern ganz entschieden obenauf war. Aber der König, im Despotismus schon verhärtet und angeeifert von seiner Frau und dem stupiden Laud, sah in dem Vorhaben der Gemeinen, die Beschwernisse der Nation und deren Abstellung zur Sprache zu bringen, bevor von Geldbewilligungen die Rede sein könnte, ein Verbrechen, eine persönliche Kränkung und so beging er die leichtfertige Dummheit, schon nach drei Wochen das Parlament wieder aufzulösen. Beim Weggehen der Mitglieder aus Westminister ging Edward Hyde, später unter dem Titel eines Earl of Clarendon als Staatsmann und Geschichtschreiber berühmt geworden, eine Strecke weit mit seinem Bekannten, St. John, einem der Führer der parlamentarischen Opposition, und bemerkte, daß auf den sonst immer düstern Zügen des ernsten Mannes zur Stunde ein Schimmer von Heiterkeit lag. „Ihr seid fröhlich gestimmt, Sir?“ fragte Hyde verwundert. — „Freilich, und Ihr?“ — „Traurig genug.“ — „Wie so? Was bekümmert Euch?“ — „Was, wie ich denke, noch viele ehrliche Leute bekümmert, diese thörichte Auflösung eines so gemäßigt gesinnten Parlaments.“ — „Bah, bevor es besser werden kann in England, muß es zuvor noch weit schlechter werden. Ich sag' Euch, dieses Parlament da hätte ja doch nie gethan, was gethan werden muß.“

Die leichtsinnig-tyrannische Wirthschaft hatte dann noch eine Weile ihren Fortgang. Zwangsanleihen wurden gemacht, unverwilligte Steuern gewaltsam erhoben, widerspenstige, d. h. auf Recht und Gesetz bestehende Magistratspersonen verfolgt und eingekerkert, Soldaten „gepresst" und mit also gewonnenen Mitteln ward der Krieg gegen die Schotten angehoben, welche, von den Führern der englischen Opposition heimlich ermuthigt, über den Tweed gegangen und bis Yorkshire vorgedrungen waren. Aber der Krieg konnte nicht fortgeführt werden. Vergeblich polterte der starrköpfige Strafford noch immerfort sein brutales „Durch!" heraus. Ihn selbst, den König, die Königin und den Erzbischof-Primas ausgenommen, glaubte kein Mensch mehr daran. Alles lahmte und lotterte, alles ging aus Rand und Band: der Durch-Karren blieb total im zähen Lehme des passiven Widerstandes stecken. Unter diesen Umständen mußte abermals ein Parlament berufen werden und die Wahlen ins Unterhaus lieferten den Beweis, daß die unterthänige Geduld der Gentry und der Freisassen ein großes Loch bekommen habe. Ja, sogar im Hause der Lords zeigte die Opposition eine beträchtliche Stärke.

Also kam im November 1640 das „lange" Parlament zusammen, in der damaligen Mehrheit seiner beiden Häuser vollständig geneigt, das konstitutionelle Dogma von der Unverantwortlichkeit und Unverletzbarkeit der Könige aufrecht zu erhalten; aber auch entschlossen, die konstitutionelle Theorie von der Verantwortlichkeit der Minister und Rathgeber des Monarchen praktisch zu illustriren. Wie jedermann weiß, ging das Unterhaus zu diesem Zwecke alsbald entschlossen gegen Strafford und Laud vor. Beide wurden um ihrer gegen die Verfassung, die Gesetze und das Volk von England begangenen Verbrechen willen peinlich angeklagt und eingetowert. Um die Möglichkeit, den Minister durch ein Verdikt seiner Peers freigesprochen zu sehen, abzuschneiden, ging das Unterhaus von der gewöhnlichen Form englischer Staatsproceduren (Anklage durch das Unter-

haus vor dem Oberhaus) ab und verdammte Strafford mittels einer sogenannten Bill of Attainder zum Tode. König Karl that, was eben Könige in solchen Fällen zu thun pflegen: er opferte seinen Günstling, indem er die Bill sanktionirte. Als der Graf diese königliche Treue erfuhr, hob er die Hände zum Himmel auf und sprach: „Vertraut nicht auf Fürsten, denn es ist kein Heil bei ihnen (nolite confidere principibus, quia non est salus in illis)“! Das hätte er und hätten unzählige Werkzeuge der Tyrannei vor und nach ihm früher bedenken sollen. Am 12. Mai 1641 fiel Straffords Kopf unter dem Richtbeil und später wurde der Erzbischof Laud seinem Freunde auf's Schaffot nachgeschickt. Dieses ganze Verfahren gegen den Minister und den Primas zeigte klärlich, daß die Gemeinen die oberste Leitung des Staatswesens an sich genommen hätten und entschlossen wären, dieselbe weiterzuführen. Das Unterhaus war fest, einig und energisch in Abstellung der Missbräuche und Verfassungswidrigkeiten und nach zehnmonatlicher angestrengter Arbeit hatte es damit ziemlich reinen Tisch gemacht. Von besonderer Wichtigkeit ist gewesen, daß an demselben Tage, an welchem die Verdammungsbill über Lord Strafford erging, der König einem vom Parlamente beschlossenen Gesetze feierlich seine Sanktion gab, dem Gesetze, welches ihn, den König, verpflichtete, das gegenwärtige Parlament nicht ohne dessen Zustimmung aufzulösen oder auch nur zu vertagen. Damit war die parlamentarische Oberherrlichkeit über die Krone ausgesprochen.

Karl, nicht einen Augenblick gewillt, Wort und Treue zu halten, und von der Wiederaufnahme des so schmählich zu Boden gefallenen strafford'schen Durch-Systems fortwährend träumend, ging im September von 1641 nach Schottland, um seinen Frieden mit diesem Lande zu machen und in demselben eine Stütze und einen Anhaltspunkt gegen England zu gewinnen. Aber die Schotten waren zu schlau, ihm zu trauen, und statt sich von dem Könige benützen zu lassen benützten sie ihn. Sie schrieben ihm die Friedens-

bedingungen vor; er mußte ausdrücklich seinem Plane, die schottische Kirche zu anglikanisiren, absagen und man kann sich leicht denken, daß Karls Miene eine nicht sehr süße gewesen, als ihm die Schotten eine Urkunde abpreßten, kraft welcher die bischöfliche Kirchenverfassung als dem Worte Gottes zuwider erklärt wurde. Während dieses Fehlgangs des Königs über den Tweed hatten die Parlamentshäuser sich vertagt. Im Oktober kamen sie wieder zusammen und innerhalb wie außerhalb Westministers war die Aufregung groß. Die Machenschaften Karls in Schottland hatten das Misstrauen gegen ihn beträchtlich gesteigert und bald wurde überdies eine Neuigkeit ruchbar, welche den Brand der Erbitterung zu hellen Flammen anblies. Ueber den St. Georgskanal herüber kam die Nachricht, daß die katholischen Iren im Namen des Keltenthums und der Religion gegen die englische Bejochung in Waffen sich erhoben und, unter Begehung von allerlei Gräueln gegen die angelsächsisch-protestantischen Kolonisten der Smaragdinsel, einen Vernichtungskrieg begonnen hätten.

Diese Thatsache that in England um so größere Wirkung, als sich damit die Angabe verband, die Iren behaupteten, daß sie im Einverständniß mit König Karl und Königin Henriette, ja im ausdrücklichen Auftrage der Majestäten handelten. Ein Schrei der Wuth und Rache ging über England hin. Karl beeilte sich, die irischen Rebellen zu verleugnen, jedes Einverständniß mit denselben als eine Verleumdung abzuweisen und zu erklären, daß er bereit sei, in Gemeinschaft mit dem Parlament die nachdrucksamsten Maßregeln gegen den Aufstand zu ergreifen. Trotzdem schien die Flut der öffentlichen Stimmung gegen das Königthum so hoch zu gehen, daß erwartet werden konnte, die oppositionelle Mehrheit im Unterhause, deren Hauptführer Hampden, Hazlerigh, Pym und Hollis, würde zu einschneidenden Maßnahmen im widermonarchischen oder wenigstens im widerkarl'schen Sinne verschreiten. Allein gerade diese Aussicht machte den ganzen Royalismus im Lande stutzig, rief die sogenannten konservativen Interessen d. h. hier die Vorurtheile

und die Vortheile des Adels und der Geistlichkeit in Harnisch, trieb in die bisherige Einigkeit des Unterhauses einen trennenden Keil und schuf binnen wenigen Wochen eine so entschiedene und kräftige königliche Partei, wie es seit dem Tode der Königin Beß in England keine mehr gegeben hatte. Das wurde sofort offenbar, als am 22. November die von Pym und seinen Mitleidern beantragte „große Remonstranz" (a remonstrance of the state of the kingdom) — d. h. die umständliche Namhaftmachung und Erörterung aller Beschwerden und Klagen, zu welchen die Regierung Karls seit seiner Thronbesteigung Veranlassung gegeben, zur Debatte kam. Es ging hart her und mit nur 159 Stimmen gegen 148 wurde die Remonstranz durchgesetzt. „Wäre sie verworfen worden — sagte Cromwell beim Herausgehen aus der Halle zum Lord Falkland — so hätte ich morgen alles, was ich besitze, verkauft und England für immer verlassen. Auch kenn' ich viele redliche Leute, welche das Gleiche gethan haben würden."

Ohne Zweifel wußte Oliver sehr gut, daß die „große Beschwerdeschrift" ein der kirchlichen und königlichen Tyrannei derb hingeworfener Fehdehandschuh wäre, und zweifelsohne hat er zur Fertigung dieses Fehdehandschuhes energisch mitgewirkt. Denn es ist nur das gedankenlose Nachbeten eines gäng und gäben Irrthums, wenn man glaubt, Cromwells Bedeutung im Parlament sei gleich Null gewesen. Es ist wahr, er machte da keine „Figur". Er war weder ein glänzender Redner, noch ein gewandter Debatter. Fashionable Mitglieder des Hauses blickten mit Verachtung auf den schlechtangezogenen „Bauer", dem sie auch wohl noch herbere Benennungen gaben. Als er eines Tages in seiner nachdrucksamrauhen Weise an der Debatte sich betheiligte, neigte sich Lord Digby zu seinem Nachbar Hampden und fragte: „Wer ist der Schmutzhammel (sloven)?" Worauf der Gefragte lächelnd: „Mylord, dieser Schmutzhammel ist kein Redner; aber so, wie Ihr ihn vor Euch seht, würde er, so uns das Unglück zustieße, mit dem Könige brechen zu müssen, der größte Mann in England werden." Allein

obgleich Cromwells parlamentarische Gaben von nur untergeordneter Bedeutung waren und er in keiner Weise mit den Hampden und Pym sich messen konnte, so ist seine Thätigkeit im langen Parlament doch eine sehr bemerkbare gewesen. Er und vielleicht er allein hat von Anfang an mit vollem Bewußtsein auf einen vollständigen Bruch mit der Krone hingearbeitet, und während alle die anderen innerhalb der Schranken einer mehr oder weniger durchgreifenden Reform sich bewegten, war er bereits ein entschiedener Revolutionsmann. Die radikalsten Anträge sind von ihm ausgegangen. In Gemeinschaft mit Hazlerigh brachte er die Motion ein, welche eine gänzliche Beseitigung des Episkopalsystems forderte. Er stellte den Antrag, daß Lord Bristol aus dem Rathe des Königs entfernt werden möge, und am 6. November von 1641 verschritt er dazu, dem Königthum eine seiner Hauptstützen wegzuschlagen, indem er beantragte, daß die Bestellung eines Oberbefehlshabers der Streitkräfte des Landes fürder nicht mehr dem König, sondern dem Parlament zukommen sollte. Im Vergleiche mit Olivers späteren Thaten waren das freilich nur harmlose Plänkeleien. Seine Zeit kam erst, als das Schwert gezogen wurde und aus dem „Sloven“ von Bauer mit wundersamer Raschheit der große Schlachtenmeister sich entpuppte.

Und schon stand diese Zeit, die der Revolution und des Bürgerkrieges, vor der Thüre. Wie bekannt, machte die konservative Partei, welche dem Könige dienen, aber zugleich die althergebrachten verfassungsmäßigen Rechte des Landes wahren wollte, den wohlgemeinten Versuch, den Zwiespalt zwischen Krone und Parlament auszugleichen, indem sie, Edward Hyde's als ihres beredsamen Organs sich bedienend, bei Karl die Bildung eines Ministeriums durchsetzte, welches im Einklang mit Verfassung und Gesetz regieren sollte und dessen vorragende Mitglieder Lord Falkland und Sir John Colepepper waren. Allein Karl wollte kein konstitutioneller König sein: — der Taumelwein des Despotismus hatte sein armes kleines Gehirn vollständig

benebelt und die verfassungsgetreuen Royalisten waren ihm daher nicht weniger zuwider als die Oppositionsmänner, welche dem Parlamente ein entschiedenes und bleibendes Uebergewicht über die Krone verschaffen wollten. Willens, an die Gewalt zu appelliren, führte er seine Absicht in bezeichnend treuloser Manier aus. Wenige Tage, nachdem er seinen neuen Ministern und den übrigen Führern der konstitutionellen Royalisten sein Wort verpfändet hatte, daß nichts von irgendwelchem Belang ohne ihr Vorwissen gethan werden sollte, beging er einen schmachvollen Wortbruch und zugleich die dümmste seiner Dummheiten, eine Brutalität, die seinen Feinden das Oberwasser der öffentlichen Stimmung, welches ihnen die Bildung des Ministeriums Falkland für einen Augenblick entzogen hatte, wieder zurückbrachte. Mit kecker Verhöhnung der Privilegien des Parlaments machte sich Karl am 4. Januar 1642 mit etlichen Hunderten bewaffneter Kavaliere und Gardesoldaten von Whitehall nach Westminister auf, um die fünf Unterhausmitglieder Hampden, Pym, Hollis, Hazlerigh und Strode gewaltsam zu greifen. Diese Dummheit misslang vollständig; denn die fünf Bedrohten hatten sich auf einen Beschluß des Hauses hin vor dem königlichen Einbruch aus der St. Stephanskapelle entfernt und in die City geflüchtet. Karl aber hatte sich schmählich blamirt und als der gezeigt, welcher er war. Ein weiterer Versuch des verblendeten Despoten, die fünf Unterhausmitglieder aus der City zu holen, schlug ebenfalls fehl, und als er aus der Guildhall nach Whitehall zurückkehrte, wurde ihm ein puritanisches Pamphlet, betitelt „Zu deinen Zelten, Israel!“ in den Wagen geworfen. Ja, die „Rundköpfe“ rührten sich und hatten kein Hehl, daß sie sich gegen Karl zu erheben gesonnen wären, wie sich vor Zeiten Israel gegen Rehabeam erhoben hatte.

Am 11. Januar war ganz London auf den Beinen, um die Fünfe in Triumphzug aus der City nach Westminister zurückzuführen, jubelnd-demonstrativ an Whitehall vorbei. „Wo ist jetzt der König und wo sind seine Kavaliere?“ scholl es spottend und drohend zu den Fenstern des Palastes

empor. Karl aber war nicht mehr dort. Tags zuvor hatte er, getrieben von der Königin, welche abwechselnd „zitterte und wüthete“, mit seiner Familie London verlassen und war über Hamptoncourt nach Windsor gegangen. Allda wurde beschlossen, daß die Königin sich nach Holland begeben, mittels der mitgenommenen Kronjuwelen daselbst Waffen und Munition ankaufen und die festländischen Potentaten um Hilfe für ihren Herrn Bruder von England angehen sollte. Sie reis'te ab und es folgten nun Unterhandlungen zwischen König und Parlament, die, von keiner Seite ernst gemeint, sich bis in den Sommer hineinspannen. Der Krieg war thatsächlich schon erklärt und auf beiden Seiten rüstete man. Das Parlament oder, genauer gesprochen, das Unterhaus — denn das Oberhaus verschrumpfte rasch zu einem Schatten — verfügte unbedingt über London und die der Hauptstadt zunächstgelegenen Grafschaften, weiterhin über die Mehrzahl der größeren Städte und Hafenplätze. Mittels der Flotte, welche ebenfalls zu ihm hielt, beherrschte es die Seeküsten und die Themse. Die Hauptstärke, der zäheste Rückhalt der parlamentarischen Partei beruhte auf der Anhänglichkeit des Städtebürgerthums und der puritanischen Freisassenschaft auf dem Lande. Jedoch hielt auch eine starke Minorität des Adels und zwar sowohl der Nobility als der Gentry zu ihr und ihre meisten Führer waren von Haus aus so vermögliche Leute, daß sie im Stande, auf eigene Kosten Reiterschwadronen und Infanterieregimenter zu errichten. Die Finanzquellen des Parlaments flossen weit reichlicher, regelmäßiger und dauernder als die des Königs, der im Grunde hinsichtlich der Geldmittel auf die Freigebigkeit und Opferwilligkeit seiner reicheren Anhänger sich angewiesen sah und nur vorübergehend da und dort einen Bezirk zu besteuern oder vielmehr zu brandschatzen vermochte. Darum ist die königliche Armee inbetreff des Geschützes und alles Feldgeräthes der parlamentarischen allzeit nachgestanden. Dagegen überwog zu Anfang des Krieges das Menschenmaterial des königlichen Heeres physisch und moralisch das des parlamentarischen weit; denn unter

dem Banner des Königs, für welchen die Mehrzahl des hohen und niederen Adels, sowie selbstverständlich die ganze Sippschaft der anglikanischen Pfaffheit enthusiastisch Partei genommen, fochten Gentlemen, unter der Fahne des Parlaments kämpfte oder kämpfte auch nicht zunächst nur ein auf den Werbeplätzen zusammengeraffter Menschenkehricht von Miethlingen.

In der sechsten Abendstunde des 22. Augusttags von 1642 pflanzte König Karl seine Standarte unter Trompetenschall auf der Thurmzinne des Schlosses zu Nottingham auf, um also auf gut mittelalterlich-feudale Manier seine Vasallen zu den Waffen zu rufen. Während der Nacht warf der Wind die Fahne vom Thurme herab in den Staub, welches Omen unter den älteren Kavalieren in der Umgebung des Königs ein bedenkliches Kopfschütteln verursachte. Nur wenige Stunden von Nottingham entfernt, zu Northampton, sammelte sich in denselben Tagen die Streitmacht des Parlaments, zu deren General die Leiter in Westminster den Earl von Essex bestellten. Eine sehr unglückliche Wahl; denn Mylord war ein methodischer Esel, ganz und gar von der Sorte jener Generale, welche auf dem Festlande gleichzeitig unter dem Titel „östreichische Heerverderber“ bekannt gewesen sind. Ueberhaupt war es mit den Officieren der Parlamentsarmee im Anfange des Krieges durchschnittlich gerade so schlecht bestellt wie mit den Soldaten. Unter den königlichen Kriegsobersten ragte des Königs Schwestersohn hervor, Prinz Rupert von der Pfalz, ein brutaler Hussar, bildungslos, roh und rauh, ohne alles höhere militärische Talent, aber ein unverzagter Waghals und ungestümer Drauflosreiter. In einer bescheidenen Ecke der Musterrolle des Parlamentsheeres stand geschrieben: Oliver Cromwell, Captain. In der That, als Hauptmann einer Reiterschwadron eröffnete er seine Laufbahn.

Und in sehr charakteristischer Weise that er es. Der gewohnten Zweizüngigkeit und Verlogenheit des Konstitutionalismus gemäß hatten es nämlich die Herren in Westminster für passend erachtet, in ihren auf den ausbrechenden

Bürgerkrieg bezüglichen Debatten, Beschlüssen und Manifesten die kolossale Heuchelei auszutrumpfen, das Parlament führe eigentlich den Krieg nicht gegen, sondern für den König, welcher nur durch eine übelgesinnte Faktion zeitweilig aus seiner verfassungsmäßigen Stellung gerückt sei, und demzufolge war in den Bestallungen und Instruktionen der Officiere des Parlamentsheeres ausdrücklich gesagt, dieselben wären berufen und beauftragt, „für König und Parlament“ zu fechten. Gegen diese diplomatisch-parlamentarische Lüge empörte sich, wie Clarendon, also ein Todfeind Cromwells, in seinem Geschichtebuche bezeugt hat, das Wahrheitsgefühl in Olivers Seele. Als er seine Reiter, welche unter dem Ehrennamen „Cromwell's dragoons“ bald zum Kerne der widerköniglichen Streitmacht wurden, zum erstenmale musterte, sprach er sie also an: „Soldaten, ich will euch nicht überlisten noch durch die zweideutigen Ausdrücke meiner Instruktion betrügen, die mir befiehlt, für König und Parlament zu fechten. Ich sag' euch, wenn es sich fügen sollte, daß der König bei einer Schar sich befände, welche anzugreifen ich befehligt würde, so werde ich mein Pistol auf ihn losschießen gerade wie auf jeden anderen. Wem von euch sein Gewissen nicht erlauben sollte, dasselbe zu thun, den kann ich in meiner Schwadron nicht brauchen“ [1]).

1) The history of the rebellion and civil wars in England by Edward Earl of Clarendon, b. II, ch. 2. Anzumerken ist freilich, daß der Royalist Clarendon, welchem es als etwas ungeheuerliches erschien, das Pistol auf den König loszubrennen, diesen Charakterzug von Cromwell in entschieden feindseliger Absicht erzählte. Darum hat man in demselben nur eine Parteilüge erkennen wollen. Aber ich meine, man hat Clarendon damit ein Unrecht angethan. Der Zug ist ja echt-cromwellisch, durch und durch.

5.

Der Verlauf des englischen Bürgerkrieges ist männiglich allzu bekannt, als daß die Schlachten desselben auf vorliegendem Papier abermals geschlagen werden müßten. Außerdem gibt es unter den denkenden Menschen nachgerade nicht wenige, welche der Ansicht sind, die ganze Kriegshistorik, sowie das Interesse und die Freude daran, seien ganz entschieden den vielen Barbareien beizuzählen, welche inmitten unserer Kultur sich breitmachen. Also möglichst wenig Getrommel und Getrompete, Gehaue, Gesteche und Geschieße hier!

„Ich war ein Mann, der von seiner ersten Bestallung als Hauptmann einer Reiterschwadron an mit einmal hervorgezogen wurde und dem man immer größeres Vertrauen schenkte (was suddenly preferred and lifted up from lesser trusts to greater), und ich arbeitete nach Kräften, meine Schuldigkeit zu thun, und Gott hat mich gesegnet nach seinem Wohlgefallen." So Cromwell am 13. April von 1657 in einer Staats- und Standrede an sein sogenanntes zweites Parlament. Diese Rede ist besonders merkwürdig deßhalb, weil der Protektor darin auf die ersten Zeiten des Bürgerkriegs einen Rückblick thut und in seiner Weise der hochwichtigen, durch ihn bewerkstelligten Um- und Neubildung des Parlamentsheeres erwähnt, wodurch die Niederlage des Königthums eingeleitet und entschieden und Cromwell selbst, erst unter dem Titel eines Obersts, dann eines Generalmajors und Generallieutenants, die Seele der im puritanisch-independentischen Geiste organisirten Armee und damit der Gebieter seines Landes wurde. „Als ich angefangen, mich an den kriegerischen Unternehmungen zu betheiligen — erzählt er — sah ich, daß unsere Leute überall von den königlichen geschlagen wurden. Da forderte ich meinen Freund John Hampden auf, er möchte zu Mylords Essex Armee etliche neue Regimenter hinzufügen, und sagte

ihm, ich wollte ihm behilflich sein, Männer anzuwerben, welche, wie ich dächte, einen Geist hätten, der einiges wirken könnte in dem Werke (men in as I thought had a spirit that would do something in the work)." Nachdem dann der Redner den Menschenkehricht, aus welchem, wie schon erwähnt, das Parlamentsheer anfänglich vorwiegend bestand, gekennzeichnet hat („old decayed serving-men and tapsters and such kind of fellows"), zeigt er, daß mit solchen Truppen gegen die Kavaliere des Königs nicht aufzukommen wäre, und erklärt, es sei nothwendig, die Reihen der widerköniglichen Armee mit Männern zu füllen, welche ebenfalls „Spirit" besäßen, d. h. Ueberzeugung, Hingebung und Begeisterung, und „ich ging hin, Männer aufzusuchen, die in der Furcht Gottes wandelten und mit Ueberzeugung thaten, was sie thaten, und fortan wurden wir nimmermehr geschlagen, und wo immer sie" — (Cromwells Eisenseiten) — „auf den Feind trafen, da schlugen sie ihn."

So war's. Oliver organisirte in demselben Stil, in welchem er sein eigenes Dragonerregiment eingerichtet hatte, die ganze Volksarmee und stellte so jenes „Heer der Heiligen" ins Feld, wie ein solches die Welt nie und nirgends wieder gesehen hat. Walter Scott hat in seinem „Woodstock" diese puritanisch-republikanischen Kriegsleute, geworben in dem Kernvolk der englischen Freisassen- und Farmerschaft, diese finsterblickenden Psalmensänger und Predigthorcher, diese Jedediahs, Obadiahs und Zorobabels mit seiner ganzen Meisterhaftigkeit gezeichnet, aber freilich auch, als der Stocktory, der er war, mehr ins Dunkle als ins Helle gemalt. Sie hingen und hielten an Cromwell wie das Eisen am Magnet. Er war in ihren Augen das auserlesene Rüst- und Werkzeug Gottes, und was er wollte und that, war gut und wohlgethan: es konnte anders gar nicht sein. Er hinwieder betete und psalmodirte mit ihnen und sorgte für sie wie ein echter und rechter Bruder. Seine Frömmigkeit war nichts weniger als pietistisch-quietistische Gefühlsschwelgerei, sondern Thatfreudigkeit höchster Potenz.

Sein Lapidarwort: „Vertraut auf Gott und haltet euer Pulver trocken!“ ist nur eine cromwellische Vorwegnahme des „Hilf dir selbst und der Himmel wird dir helfen!“ gewesen.

Leicht begreiflich, daß Cromwells Name gar bald zu einem Schrecklaut für die Ohren der Königlichen wurde. Mochte der Oberbefehlshaber der Parlamentsstreitkräfte so oder so heißen, Essex, Manchester oder Fairfax, Freund oder Feind wußte, daß der Oliver es war. „Ist Cromwell da?“ fragte der sonst so unverzagte Prinz Rupert sorgenvoll, als am 2. Juli von 1644 die beiden Heere auf dem Marstonmoor zum Kampf antraten. Und Cromwell war wirklich da und entschied mit seinen Eisenreitern den Sieg, den ersten großen Sieg der Parlamentsarmee über die königliche. „Gott machte sie zu Stoppeln unter unseren Schwertern (Gode made them as stubble to our swords)“, schrieb er am 5. Juli aus dem Lager vor York an den Oberst Walton. Im Feldzuge des folgenden Jahres fiel bei Naseby die Entscheidung, am 14. Juni von 1645. Wiederum gab Cromwell, welcher die Reserve der Parlamentsarmee befehligte, den Ausschlag. Es war ein heißer Tag und von beiden Seiten wurde fast nur mit blanker Waffe und mit grimmiger Erbitterung gefochten. Die Wagschalen von Triumph und Niederlage schwankten lange und heftig und es kam ein Augenblick, wo der ungestüme Anprall der königlichen Reiterei unter Rupert das ganze Parlamentsheer niederzustürmen drohte: —

„They are here! they rush on! we are broken! we are gone!
Our left is borne before them like stubble on the blast;
Oh Lord put forth thy might! Oh Lord defend the right!
Stand back to back in God's name and fight it to the last.“

„Stout Skippon hath a wound, the centre hath given ground —
Hark! hark! what means the trampling of horsemen on our rear?
Whose banner do I see, boys? 'tis he, thank God, 'tis he boys!
Bear up another movement, — brave Oliver is here!“

Ja, Held Oliver war da, das Schicksal des Tages zu wenden und die Schlacht von Naseby zur letzten Karls

zu machen. Der fliehende König ließ auf der verlorenen Walstatt auch seine Brieftasche zurück, deren Untersuchung durch das Parlament die unwiderleglichen Beweise lieferte, daß Karl bei auswärtigen Potentaten um Beistand gegen das englische Volk betteln gegangen war. Er hielt sich noch kümmerlich in Oxford bis zum Frühjahr von 1646. Dann entwich er heimlich von dort und begab sich nach mitleidswerthem Umherirren in das Lager der Schotten bei Newark. Die Schotten aber — Schmach über sie! — begingen die Niederträchtigkeit, den hilflosen Flüchtling, der sich ihnen anvertraut hatte, dem englischen Parlament auszuliefern oder, wahrhaftiger gesprochen, um Geld, um den Judaspreis von 400,000 Pfund zu verkaufen.

Das Parlament hatte also vollständig gesiegt und ganz England unterstand scheinbar der parlamentarischen Macht und Gewalt. Scheinbar! Denn die wirkliche Macht und Gewalt hatte, wer das Heer hatte, und das Heer hatte Cromwell. Das große Schisma im Lager der Sieger brach alsbald aus. Hier der Presbyterianismus und das Parlament, dort der independentisch potenzirte Puritanismus und die Armee; hier republikanisch-utopisches Träumen, dort energisches Handeln; hier das Wort, dort die That; hier die Vane und Ludlow, dort Cromwell. Wem der Sieg zufallen mußte, konnte nicht zweifelhaft sein. Die presbyterianische Mehrheit des Unterhauses wollte das Königthum nicht abschaffen, sondern dasselbe nur dem Willen des Parlaments unterworfen wissen. Auf dieser Grundlage unterhandelte es mit dem gefangenen und thatsächlich entthronten Monarchen und bei etlicher Nachgiebigkeit von beiden Seiten schien eine Vereinbarung möglich, wahrscheinlich, nahe bevorstehend. Allein das Heer, von einem alttestamentlich-samuelisch gefärbten Republikanismus durchgohren, wollte von einem derartigen Uebereinkommen nichts hören. Die independentischen Agitatoren in den Reihen der Armee verlangten, daß Karl Stuart um seiner an der Nation verübten Missethaten willen gerichtet und daß die Monarchie abgethan werde. Die Armee zerhieb dann den

Knoten ihres Streites mit dem Parlament, indem sie sich der Person des gefangenen Königs bemächtigte, nach London marschirte und am 6. December von 1648 „Pride's Purganz“, wie es der Wachtstubenwitz nannte, dem Unterhause verordnete, d. h. die royalistisch-presbyterianischen Mitglieder durch Soldaten unter Obersts Pride Befehlen aus der Stephanskapelle austreiben ließ. „Kraft welchen Rechtes thut Ihr, was Ihr thut?“ fragte eines der durch Pride's „Purge“ aus der St. Stephanskapelle wegpurgirten Mitglieder. „Kraft des Rechtes der Nothwendigkeit — lautete die Antwort — und, fürwahr, kraft der Gewalt des Schwertes (by the law of necessity; truly, by the power of the sword)!“ Der in Westminster zurückgebliebene independentische „Rumpf“ war nur ein Dekretirwerkzeug in der Hand des Heeres und dieses ein Werkzeug in der Hand Cromwells. Aber freilich ein zweischneidiges Werkzeug, welches sehr behutsam gehandhabt sein wollte.

Häufig nun hat man die Frage aufgeworfen, aber, wie Wissenden wohlbekannt, nie mit überzeugender Sicherheit beantwortet, ob Cromwell zu dieser Zeit und früher schon mit Bewußtsein und Bedacht darauf ausgegangen sei, sich zum höchsten Machthaber oder wohl gar zum König Oliver dem Ersten zu machen. Zur Klärung dieses Problems ist vor allem zu beachten, was so eben über die Zweischneidigkeit des Werkzeugs gesagt worden, womit Cromwell hauptsächlich arbeitete. Er war der Abgott des Heeres, keine Frage. Allein derartige Abgötter vermögen viel öfter, als man glaubte, nur dienend zu herrschen. Die Häuptlinge von Parteien sind überhaupt gar häufig in der Lage der Fetische im Lande Kongo, allwo der Gott heute knieend verehrt und mit Menschenopfern beschmeichelt, morgen aber unter Umständen von seinen Verehrern vom Altar geworfen und durchgeprügelt wird. Thatsache ist, daß Oliver in der Armee und durch die Armee zur Macht gelangt war: er konnte demnach sein Geschick von dem des Heeres nicht trennen. Er fühlte, er wusste, daß er die in der Armee gäng und gäben Anschauungen nicht souverän ändern,

sondern im günstigsten Falle vorsichtig leiten könnte. Die religiöse Stimmung der „Heiligen in Waffen“ theilte er ohnehin aufrichtig und entschieden. Schon darum war ihm Papismus, Prälatismus und monarchischer Despotismus zuwider wie Gift und Galle.

Ferner steht fest, daß Cromwell kein abstrakter Republikaner war wie die Ludlow und Vane, welche im Tacitus und Plutarch Politik studirten, und kein utopistischer Träumer wie James Harrington, welcher in seiner „Oceana“ den Kommunismus predigte. Allerdings, auch er ist ein Principmann gewesen, aber zugleich auch ein Thatmann, d. h. ein praktischer Politiker, welcher Menschen und Dinge sah, wie sie waren. Seine staunenswerthen Erfolge mussten ihm das Gefühl seiner Kraft, mussten ihm die Ueberzeugung gegeben haben, daß er und er allein berufen sei, sein Vaterland zu retten, die revolutionäre Krisis zu einem gedeihlichen Abschlusse zu bringen und England im Innern und nach außen auf die Bahn neuer Entwickelungen seiner Wohlfahrt und Machtentfaltung zu führen. Mit einem so durchaus gerechtfertigten Gefühle, mit einer so wohlbegründeten Ueberzeugung in der Brust will und kann man nicht der Zweite, sondern muß der Erste sein wollen. Und das wollte er sein, von dem Siege bei Naseby an sicherlich.

Es handelte sich also nur noch um die Form seiner künftigen Machtstellung. Aber gerade hierbei mussten sich dem Manne von praktischem Genie, welcher er war, gar mannigfache Bedenken und Erwägungen aufdrängen. Er wusste gar wohl, daß weder der alttestamentliche Republikanismus der Obadiah, Jedediah und Zorobabel, noch der angeblich griechisch-römische der Hutchinson, Sidney, Vane und Ludlow für England taugte. Er wusste ebenso, daß für die Mehrzahl der Bevölkerung Staat und Königthum völlig identisch seien. In erster Linie musste ihm demnach die Erhaltung der Monarchie als das Wünschenswertheste erscheinen. Aber wie sollte das erreicht werden? Die Schwierigkeiten von Cromwells Stellung waren so erdrückend groß und schwer, daß eben nur seine Schultern

sie zu tragen vermochten. Von der einen Seite her drohten die Kavaliere mit einer racheдurstigen Reaktion, von der andern her die „Gleichmacher (leveller)“ mit dem ganzen Unsinn ihrer anarchischen Träume vom „tausendjährigen Reiche“. Die Iren befanden sich in offener Rebellion und das Gebaren der Schotten war so zweideutig, daß man nie recht wusste, ob man sich mit ihnen im Krieg oder im Frieden befände. Religiös-militärische Fanatiker, wie Harrison und andere Offiziere, schlugen schon damals, wie auch später, die gewaltsamste Lösung der gespannten Situation vor: — die allgemeine Niedermetzelung der königlichen Partei. Cromwell, von Haus aus kein Blutmann, verwarf jetzt und später diesen Vorschlag mit Abscheu. Sein Todfeind Clarendon hat dies bezeugt und das in Feindes Mund doppelt gewichtige Lob ausgesprochen, daß ohne Cromwells Umsicht, Feuer und Thatkraft England durch das revolutionäre Parteitreiben in Stücke gerissen und in vollständige Anarchie geworfen worden wäre [1]).

Bevor die Dinge zum äußersten gekommen waren, d. h. bevor das Parlament in der erwähnten Weise unter die Faust des Heeres gebeugt worden, hatte Cromwell einen ehrlichen Versuch gemacht, die Forderungen der Zeit und des Landes, sowie seine eigenen Ansprüche mit den monarchischen Traditionen, den Gefühlen und Sitten der Mehrzahl seiner Landsleute zu vermitteln. Während Karl Stuart zu Hamptoncourt gefangen gehalten wurde, waren Cromwell und sein Schwiegersohn Ireton in persönliche Beziehungen zu ihm getreten, was in den Reihen der Armee ein solches Misstrauen erregte, daß über Cromwells „Verrath“ geschrieen ward und unter exaltirten Fanatikern sogar die Rede ging, man müsste des verrätherischen Generals mittels Mordes sich entledigen. Oliver, von Verlegenheiten und Bedrohungen aller Art umringt, verfolgte seinen Plan, die Restauration des Königs zu bewerkstelligen und zugleich die Form seiner eigenen künftigen Machtstellung zu bestimmen. Er täuschte

1) Hist. of the rebellion, III, 87, 88.

sich aber hierbei gröblich in dem entthronten Stuart, den er doch kennen musste, und sollte bald bitter enttäuscht werden. Cromwell ging augenscheinlich von der Ansicht aus, das Parlament müsste seine demokratisch-hochgespannten Forderungen gegenüber dem Könige mäßigen, so daß dieser eine Vereinbarung mit dem Parlamente treffen könnte, welche ihm ohne Erniedrigung der Königswürde auf den Thron zurückzukehren gestattete. Er selbst aber, Cromwell, würde Bürge sein, daß vonseiten Karls der Vertrag treulich und redlich gehalten werden sollte, und um dieser Bürge sein zu können, müsste er bleiben, was er zur Stunde thatsächlich war, Befehlshaber über die sämmtlichen Streitkräfte des Landes.

Es ist bekannt, daß Karl ein bereitwilliges Eingehen auf diesen Plan erheuchelt hat. Cromwell sollte Obergeneral sein und auch den Befehl über die königliche Leibgarde führen, ferner den Titel eines Earls, sowie den Hosenbandorden haben und sein Schwiegersohn Ireton die Statthalterschaft von Irland. Wäre er, meinte Oliver, des Königs sicher, so würde er im Stande sein, denselben nöthigenfalls auch dem Parlamente zum Trotz auf den Thron zurückzuführen. Aber er war des Königs so wenig sicher, daß dieser im Gegentheil nur ein frivoles Spiel mit ihm trieb. Der General kam, wie glaubhaft erzählt wird, auf ziemlich romanhafte Art dahinter. Einer der Spione, welche er zu Hamptoncourt hielt, ließ ihn wissen, daß aus dem Schlosse ein Geheimbrief Karls an seine Gemahlin in Frankreich abgehen werde, eingenäht in einen Sattel, welchen ein mit dem Geheimniß nicht vertrauter Diener in das Gasthaus zum blauen Eber in Holborn bringen würde, von wo der Sattel nach Dover und weiter geschafft werden sollte. Cromwell und Ireton thaten gemeine Dragonertracht an, ritten nach Holborn, fassten den ankommenden Boten mit dem Sattel ab, öffneten diesen und fanden richtig den Brief. Der König sagte darin, er sei jetzt der Mann der Lage und könnte seine Bedingungen machen, da er von allen Parteien gesucht werde. Daran

war etwas wahres. Schade nur, daß die ihm ganz und gar zur Natur gewordene Falschheit Karls der Illusion sich hingab, mit allen Parteien sein Spiel treiben und schließlich alle betrügen zu können. „Im übrigen — fuhr der König fort — sei über die Zugeständnisse, welche ich zu machen scheinen mag, ganz ohne Besorgniß! Ich werde, wann die Zeit dazu gekommen sein wird, wohl wissen, wie man mit diesen Schuften umspringen muß: statt mit dem seidenen Hosenbande werde ich sie mit einem hanfenen Stricke schmücken.“

Der das geschrieben, hatte sein Todesurtheil geschrieben. Cromwell wusste jetzt klar, wie er mit dem treulosen Stuart daran war, und handelte danach. Er gab den König förmlich auf mit den öffentlich gesprochenen Worten, derselbe sei „ein Mann von nicht gemeinen Gaben, aber so falsch und verrätherisch, daß ihm schlechterdings nicht getraut werden könne“. Ohne Zweifel war die Wahl des Generals jetzt endgiltig getroffen: — er wollte nicht allein dem Wesen, sondern auch dem Namen und Titel nach der Erste innerhalb Großbritanniens sein. Er wollte, da er nicht in Karls Namen herrschen konnte, in seinem eigenen herrschen. Darüber soll und darf man sich nicht täuschen: — Oliver war keineswegs, wie ihn frömmelnde Pantscher und Mantscher, z. B. Monsieur Merle d'Aubigné, dargestellt haben, ein Betbruder, welcher geduldig zuwartete, bis ihn ein göttlicher Wundergriff aus den Wolken auf den Herrscherstuhl setzte. Im Gegentheil, er schritt sehr selbstthätig und entschlossen auf diesen Stuhl zu. Dem Umfang und der Kühnheit seines Genies entsprach vollkommen der Umfang und die Kühnheit seines Ehrgeizes.

Allen Anzeichen nach war es jedoch nicht Cromwell, welcher, nach der im blauen Eber in Holborn gemachten Entdeckung dem Wunsche der independentischen Agitatoren, den König vor Gericht zu stellen, beitrat und diesen Wunsch sogar noch mehr aneiferte, sondern es that dies der heißblütigere Ireton und zwar ganz auf eigene Faust, während Oliver inbetreff der Frage, ob der König anzuklagen und

zu richten wäre, noch eine Weile schwankte [1]). Wahrscheinlich ging er inzwischen mit sich zu Rathe, ob und wie Karl unschädlich zu machen wäre, ohne daß man zum äußersten schritte. Ein so scharf und tiefdenkender Mann, wie er war, konnte sich unmöglich der Einsicht verschließen, daß mit der Hinrichtung des Königs nicht zugleich auch das Königthum getödtet würde, sondern daß vielmehr das letztere in der Person des Prinzen von Wales, der sofort Karl der Zweite heißen würde, fortleben werde, sowie daß der schuldlose neue König ein gefährlicherer Gegner sein könnte und müsste als der schuldige alte. Alle diese und andere ähnliche Erwägungen mussten jedoch zuletzt der Thatsache weichen, daß in der Armee die widerkönigliche und antistuartische Strömung übermächtig war. Cromwell mußte erkennen, daß es eine Unmöglichkeit, gegen das Heer anzugehen, ohne die eigene Sache und die der Revolution aufzugeben.

Das folgerichtige Resultat dieser Erkenntniß war der feste Entschluß, mit Karl Stuart ein Ende zu machen, und dieser Entschluß wurde sodann ins Werk gesetzt mit der eisernen Energie eines Mannes, welcher nicht gewohnt war, sein Wasser durch die Augen abzuschlagen. Der Proceß des entthronten Königs ward eingeleitet, der „Hohe Gerichtshof" unter dem Vorsitze von John Bradshaw konstituirt, die Anklage Karl Stuarts als eines Tyrannen, Verräthers, Mörders und Feindes des öffentlichen Wesens formulirt. Es sollte ein großes Exempel statuirt, es sollte den Königen die furchtbare Lehre gegeben werden, daß das Verbrechen auch auf dem Throne erreichbar, daß die Fürsten keine Götter, sondern Menschen, daß das unverletzliche Gottesgnadenthum purer Pfaffenschwindel und daß Despoten nicht etwa nur dem Herrgott, sondern auch ihren Völkern verantwortlich seien.

Das Exempel wurde statuirt, die Lehre wurde gegeben,

---

1) So versichert wenigstens Bischof Burnet (Hist. of his own time, I, 63), welcher ja den Ereignissen nahe genug stand, die Wahrheit zu wissen, und ehrlich genug war, sie zu sagen.

in feierlichster Weise, angesichts der Welt. Freilich war der Todesspruch schon gefällt, bevor Karl vor die Schranken des Hohen Gerichtshofes trat; aber trotzdem muß die ganze Art und Weise, wie die Führer der englischen Revolution das Trauerspiel in Scene setzten, als ein sprechender Beweis für die unbezähmbare Kühnheit dieser Männer angesehen werden. Sie wagten das Unerhörte, welches wie ein ungeheurer Donnerschlag durch die Welt dröhnte. . . . . Unter den 59 Namen, welche das Todesurtheil des Königs und zugleich den Befehl zur Vollziehung desselben unterfertigten, steht als dritter der von Oliver Cromwell. Das Dokument selber ist von furchtbarem Lakonismus [1]). Es könnte, in Erz gegraben und als Warnungstafel in Königspalästen aufgestellt, vielleicht doch einige Dienste thun. Am 30. Januar von 1649 (n. St.) trat Karl Stuart durch ein Fenster des ehemaligen Bankettsals von Whitehall auf's Schaffot. Man müsste ein herzloser Mensch sein, wollte man nicht anerkennen, daß der entthronte Mann während der ganzen Dauer der Procedur seinen Feinden herzhaft gegenübertrat. Er hatte nicht mit Würde zu leben gewusst, aber er wusste wenigstens mit Würde zu sterben. Einer

---

1) To Colonel Francis Hocker, Colonel Huncks and Lieutenant-Colonel Phayr and to every of them.

At the High Court of Justice for the Trying and Judging of Charles Stuart, King of England, 29 th. January 1648 (a. St.).

Whereas Charles Stuart, King of England, is and standeth convicted, attainted and condemned of High Treason and other high Crimes; and Sentence upon Saturday last was prononced against him by this Court, To be put to death by the severing of his head from his body; of which Sentence execution yet remaineth to be done: — These are therefore to will and require you to see the said Sentence executed, in the open Street before Whitehall, upon the morrow, being the Thirtieth day of this instant month of January, between the hours of Ten in the morning and Fife in the afternoon, with full effect. And for so doing, this shall be your warrant . . . And these are to require all Officers and Soldiers and others thee good People of this Nation of England, to be assisting unto you in this service . . . Given under our hands and seals, John Bradshaw, Thomas Grey (Lord Groby), Oliver Cromwell (and Fifty — six others).

Ueberlieferung zufolge betrachtete Cromwell den Leichnam des Hingerichteten im Sarge und bemerkte ruhig und einfach: „Das war ein kräftig gebauter Körper, welcher ein langes Leben versprach.“ Das Haus der Gemeinen warf 500 Pfund zur feierlichen Bestattung Karls aus, welche in der Schloßkapelle von Windsor geschah. Am 6. Februar sodann beschloß das Haus die Abschaffung der Lordskammer. Am Tage darauf kam es zu folgender Schlußnahme: „Es ist durch die Erfahrung erwiesen und dieses Haus erklärt demnach, daß das Königthum (kingship) in diesem Lande unnütz, lästig und für die Freiheit, Sicherheit und Wohlfahrt des Volkes gefährlich ist. Darum ist es von heute an abgethan.“ England sollte ein freies Gemeinwesen („commonwealth“) sein, das Unterhaus die höchste Gewalt haben und ein von ihm erwählter Staatsrath die Regierung führen. Die Statue Karls des Ersten vor der Börse in der City ward umgestürzt und auf das leere Piedestal schrieb man die Worte: „Exit tyrannus, regum ultimus.“ Der Könige letzter? Das hieß den Mund sehr voll nehmen.

6.

Ein Staatsrath, beherrscht von dem Parlamentsrumpf, welcher seinerseits nur das Sprachrohr der von Cromwell jetzt unumschränkter als je befehligten Armee war, regierte also die „Republik“ England. Es war ein Regiment der Gewalt und die Bevölkerung ließ es sich gefallen, wie denn die Völker überall und allzeit dies thun, *so lange die Gewalt mit Geist, Kraft und Glück gehandhabt wird.* Populär war die „Commonwealth“ keineswegs und so ziemlich alle Klassen blickten mit derselben Mißachtung auf die in Westminister deklamirenden und gestikulirenden Politiker, welche man die Girondisten des 17. Jahrhunderts

nennen kann und deren Leiter höchst ehrenwerthe, gebildete, durch und durch ehrliche, aber freilich mehr auf der Agora zu Athen und auf dem Forum von Rom als in der St. Stephanskapelle zu London oder in den Grafschaften von England heimische Männer waren. Man ließ sie reden und — fügte sich stillschweigend der wuchtigen Thatsache von Olivers Diktatur, nachdem der Mann neuestens royalistische sowie leveller'sche Widerstandsregungen, welche nach der Hinrichtung Karls versucht worden, niedergeblitzt hatte.

England gehorchte. Nun sollten aber auch Irland und Schottland, welche Karls des Ersten ältesten Sohn als König Karl den Zweiten anerkannt und ausgerufen hatten, zum Gehorsam zurückgebracht werden, um die Commonwealth auch über diese beiden Königreiche auszudehnen, und selbstverständlich betraute der Staatsrath sein Mitglied Cromwell mit der Lösung dieser schwierigen Aufgabe. Er lös'te sie. Zunächst fiel er auf Irland, zermalmend „wie der Hammer des Thor". Mit 12,000 seiner kriegerischen Heiligen, auserlesenen Veteranen, schiffte er nach der Insel hinüber, deren Smaragdgrün bald von breiten Blutstreifen durchzogen ward. Charakteristisch, daß vor der Abfahrt das Heer einen strengen Buß-, Bet- und Fasttag feierte, an welchem der General selber verschiedene Bibeltexte auslegte. Es steht zu vermuthen, das es solche gewesen, worin den Kindern Israel von ihrem Jahve-Moloch befohlen wird, mit Eisen und Feuer Vernichtung über die Stämme von Moab, Edom und Amalek zu bringen. In diesem Stile ist dann auch der Krieg geführt worden, nachdem Oliver am 24. August von 1649 von Dublin aus sein Kriegsmanifest erlassen hatte. Die irischen Katholiken und Royalisten waren in den Augen der Krieger Cromwells in der That Amalekiter und Moabiter, Empörer gegen Gott, Kinder satanischer Finsterniß, Heiden und Götzendiener, welche weggetilgt werden mussten vom Angesichte der Erde. Die Erstürmung von Drogheda am 10. September könnte mit Ehren im bluttriefenden Buche Josua stehen. Es war eine echt alttestamentliche Schlacht- und Vernichtungsscene.

In seinem Siegesbericht an den Sprecher des Parlaments sagte der General: „Ich bin überzeugt, es war ein gerechtes Gottesgericht (a righteous judgment of God), über die Barbaren verhängt, weil sie ihre Hände in so viel unschuldiges Blut getaucht; und auch dessen bin ich überzeugt, daß es für die Zukunft mehr Blutvergießen verhindern wird. Das sind wohl ausreichende Gründe für ein derartiges Vorgehen, welches sonst nur Reue und Trauer erregen könnte (which are the satisfactory grounds to such actions, which otherwise cannot but work remorse and regret)."

Natürlich war Cromwell weit entfernt, den blindwüthenden Berserkergrimm seiner Soldaten zu theilen. In diesem wunderbaren Menschen verband sich mit dem General stets der Organisator und Regent. Dasselbe Schwert, dessen zerschmetternde Schläge den irischen Aufstand rasch niederwarfen, wurde in Olivers Hand zur Pflugschar der Kultur. In Wahrheit, die unglückliche Insel hat nie einen furchtbareren Feind und nie einen werkthätigeren Freund gehabt als Cromwell, dessen kraftvolle Maßregeln, die keltische Barbarei auszurotten und die irische Anarchie zu bändigen, Ackerbau, Gewerbe und Handel zu fördern, von erstaunlich günstigen Erfolgen begleitet waren. Denn das Land blühte unter der von Oliver demselben gesetzten Verwaltung so sichtbar auf, daß man ohne Uebertreibung sagen kann, durch die cromwellische Eroberung sei Erin erst für die Civilisation erobert worden .... Zu den denkwürdigsten Cromwells-Thaten gehört aber ein von ihm verfasstes Schriftstück, eine „Deklaration", welche er im Januar von 1650 von Youghal aus „zur Enttäuschung des betrogenen und verführten Volkes" an die römisch-katholischen Prälaten erließ, welche sich zu Clonmacnoise zusammengethan und eine neue große Verbindung aller Katholiken gegen den General zustandezubringen versucht hatten. Die Herren Erzbischöfe und Bischöfe hatten in ihrem Manifeste besonders eindringlich

betont, daß Klerus und Laienvolk auf's engste gegen den Feind sich zusammenschließen sollten. An dieser widerchristlich-hierarchischen Unterscheidung zwischen Priestern und Laien fasste Oliver die Prälaten und hielt ihnen eine gutpuritanische Predigt, aus deren theologischem Gewölke helle Gedankensonnenstralen scharf und mächtig hervorschossen. „Ah, nachdem ihr eurer Gewohnheit gemäß zuerst an euch selbst gedacht und dann zweitens an „Seine Majestät", wie ihr ihn nennt, geruht ihr auch das Volk in Betracht zu ziehen. Oh, über die armen „Laien"! Ihr und euer König möchtet sie reiten und schinden, wie eure Kirche und euer König es zu allen Zeiten gethan. Doch es ist nicht schwer, zu prophezeien: das also gestachelte Roß wird hinten ausschlagen, denn dieser Zustand kann nicht ewig dauern. Die willkürliche Gewalt der Könige und Priester ist ein Ding, dessen die Menschen müde zu werden anfangen, und alle die Ränke und Schwänke, welche königliche und kirchliche Tyrannei zu gegenseitiger Aufrechthaltung in Scene setzt, beginnen offenbar zu werden (arbitrary power is a thing men begin to be weary of, in kings and churchmen; their juggle between them mutually to uphold civil and ecclesiastical tyranny begins to be transparent). Es gibt Männer, welche dieses doppelte Joch bereits abgeworfen haben; andere sind gerade daran, es zu thun. Gar viele Gedanken darüber gähren in den Gemüthern der Menschen. Der Grundsatz, das Volk sei für Könige und Pfaffen da, fängt an, ausgepfiffen zu werden (this principle, that people are for kings and churches, begins to be exploded). Ich wundere mich daher gar nicht, daß eure heilige Fraternität so erbos't ist; aber ich wünsche, das Volk möchte so weise sein, um euer Reden und Thun sich gar nicht zu kümmern." Ach, ja wohl, großer Oliver! Leider harrt dein wahrhaft frommer Wunsch noch immer der Erfüllung; denn die Dummheit der Völker ist, falls dies möglich, noch unergründlicher als die deutsche Geduld, welcher doch bekanntlich noch kein Sterblicher auf den Grund gekommen. Selbst die Landgrafen und Kur-

fürsten von Hessen nicht, welche doch den Geduldbohrer mit exemplarischer Virtuosität und Ausdauer zu handhaben wußten.

Nachdem der Lord-General den Iren also den Meister gezeigt hatte, zeigte er ihn auch den Schotten. Diese hatten den Vater verschachert, aber den Sohn des Verschacherten aus Holland geholt, um diesem zweiten Karl Gelegenheit zu geben, aus einem lüderlichen Prinzen ein lüderlichster König zu werden. Im armsäligen Holyroodhouse zu Edinburgh konnte er freilich vorerst nicht alle jene Eigenschaften, Talente und Gaben entfalten, welche er in späterer Zeit unter günstigeren Umständen in Whitehall zu London entfaltete, — Eigenschaften, Talente und Gaben, die ihn vollkommen befähigten, die Rolle eines Bordellwirthes ersten Ranges mit Anstand und Beifall zu spielen. Im Gegentheil, er musste heilig thun, mußte den „Covenant“ beschwören, musste mit dem Anschein christlicher Ergebung unendliche Predigten anhören, Vormittags und Nachmittags, Predigten, in welchen von seinen eigenen Sünden sehr drastisch gehandelt wurde, und musste sich überhaupt in allem und jedem unter die frommen Daumen der Essigblicker und Wermuthsprecher von Covenantern ducken. Das hieß die bettelhafte Krone eines bettelhaften Landes fürwahr theuer erkaufen, so theuer, daß Cromwell Karl dem Zweiten im Grunde einen Freundschaftsdienst erwies, als er ihm das beschwerliche Ding vom Kopfe schlug.

Oliver, zum Generalkapitän aller Streitkräfte der Republik ernannt (Captain-General and Commander-in-Chief of all the Forces raised or to be raised by authority of Parliament within the Commonwealth), ging am 26. Juni 1650 von London nach dem Norden ab, wo er das beste Heer, welches Schottland jemals ins Feld gestellt hatte, schlagen sollte. Zunächst machte er, insbesondere in einem Schreiben vom 14. August an den schottischen Obergeneral Lesley, den Versuch, mittels der Argumente einer verständigen Politik die Schotten von der Sache der „Uebelgesinnten (malignants)“ ab- und auf billigen Grundlagen den Frieden

zwischen England und Schottland zu Stande zu bringen. Er wurde nicht gehört und doch widerstrebte es ihm, gegen Glaubensgenossen die ganze Furie des Krieges zu entfesseln. Zudem war seine militärische Situation bei Eröffnung des Feldzuges eine sehr missliche. Die Schotten waren den Engländern an Truppenzahl sehr überlegen, geradezu doppelt, und hatten bei Dunbar eine sehr vortheilhafte Stellung genommen. Sie standen auf einer Hügelkette verschanzt, an deren Fuß das aus den Bergen von Lammermoor kommende Flüßchen Broxburn hinfließt. Oliver fand es bedenklich, ja unmöglich, die feindliche Position zu erstürmen, und ebenso, die seinige länger zu behaupten. Am 2. September schrieb er an den Gouverneur von Newcastle, daß er sich fast nur durch ein Wunder aus der Klemme ziehen könne („we cannot get without almost a miracle“). Am Tage darauf war alles verändert. Die Schotten begingen die Thorheit, statt den Gegner noch länger in der Klemme zu halten, in der Nacht vom 2. auf den 3. September von ihren Höhen herabzusteigen, um einen Angriff auf das englische Lager zu thun. Nichts konnte Cromwell willkommener sein. Mit gewohnter Raschheit und Bestimmtheit traf er seine Anordnungen, mit gewohnter Kraft führte er sie aus und durch, er selbst der Erste beim Angriff. Im Morgengrauen wüthete der Kampf. Er war mörderisch, aber kurz und noch vor Sonnenaufgang entschieden, vollständig zu Ungunsten der Schotten. Als sich das geschlagene Heer derselben in wilde Flucht warf, hörte ein Ohrenzeuge den Sieger ausrufen: „Sie fliehen! Ich sage, sie fliehen (they run! I profess they run)!“ In diesem Augenblick erhob sich das Tagesgestirn aus dem deutschen Meere, seine rothen Stralen von St. Abb's Head herüber auf die rothe Walstatt werfend, und frohlockend brach Oliver in die Worte des Psalmisten aus: „Aufstehe Gott, auf daß zerstreut werden seine Feinde!“

Die Unterwerfung Schottlands konnte jedoch, dem Siege bei Dunbar zum Trotz, nicht so rasch bewerkstelligt werden, wie die von Irland bewerkstelligt worden war.

Die Schotten erwiesen die ganze Zähigkeit ihrer hagebuchenen Natur und insbesondere machten die schottischen Pfaffen — anmaßlichere und herrschsüchtigere hat es nie gegeben, als diese echten Schüler des widerlichen Prädestinationsfanatikers, Molochisten und Scheiterhaufenentflammers Calvin gewesen sind — dem Lord-General viel zu schaffen. Er hatte in Edinburgh Winterquartiere bezogen, konnte aber im Frühjahre von 1651 den Feldzug nicht so zeitig eröffnen als er wünschte, weil eine harte Krankheit ihn auf's Lager warf. Erst der Herbst brachte die Entscheidung. Unfähig, gegen Oliver in Schottland das Feld zu halten, hatten die Stuartisten den verzweifelten Entschluß gefasst, in England einzufallen und in Eilmärschen gen London vorzudringen. Sie rechneten dabei auf den englischen Royalismus und hofften, alle Königlichgesinnten würden sich um die auf den Boden Englands getragene Fahne Karls des Zweiten sammeln. Anfangs schien das Abenteuer Erfolg haben zu wollen, obschon es einem Hauptantreiber zu demselben, dem Herzog von Hamilton, von vornherein den Geständnißseufzer entpresste: „Unser stärkstes Argument heißt Verzweiflung". Die Hoffnung auf einen massenhaften Aufstand der englischen Royalisten zu Gunsten der stuartistischen Invasion schlug freilich fehl. Dennoch drang Karl bis Worcester vor und die Bewohnerschaft von London gerieth darob in einen haltlosen Schrecken. Aber hierfür war kein Grund vorhanden; denn schon hatte sich Cromwell mit seinem Heere zur Verfolgung des Feindes aufgemacht und gerade am Jahrestag der dunbarer Schlacht, am 3. September, fiel er bei und in Worcester auf die königliche Armee, wiederum „wie Thors Hammer". Karl Stuart selbst entging für seine Person nur mit äußerster Noth und Gefahr dem zerschmetternden Hammerschlag, seine Streitmacht aber war zu Staub zerschlagen. Am folgenden Tage berichtete Oliver an den Sprecher des Parlaments über „the great things the Lord hath wrought for this Commonwealth and for His People". Er bezeichnete mit Recht den Sieg als einen vollständigen („an absolute

victory“) und nannte denselben eine krönende Gnade (a crowning mercy“).

Freitags am 12. September von 1651 zog der Sieger von Worcester triumphirend in London ein, empfangen von dem Parlament und dessen Sprecher, vom Staatsrath und dessen Lord-Präsidenten, von den Behörden der Stadt und der Grafschaft Middlesex, und es mochte sich bei diesem Triumpheinzuge des Gewaltigen, welcher so eben der Commonwealth England zwei Königreiche unterworfen hatte, manchem der Gedanke aufdrängen, welchen der independentische Prediger Hugh Peters vor sich hin geflüstert haben will: — „Der Mann wird König von England sein!“

7.

Er brauchte das nicht erst zu werden: er war es bereits thatsächlich, und wenn „König“ im Hochsinn des Wortes einen echten und rechten Volksregierer und Staatslenker bedeutet, so hat es einen wahrhaftigeren König niemals gegeben, als Cromwell einer gewesen ist, innerhalb wie außerhalb Großbritanniens nicht.

Aber wäre Oliver der Große nicht ein Größerer gewesen, so er, nachdem er glorreich die Machtstellung der englischen Republik nach innen und außen gesichert hatte, seinen Kommandostab schlicht-bürgerlich auf den Tisch des Parlaments niedergelegt und sich auf seine Farm in Ely zurückgezogen, also gethan hätte, wie 132 Jahre später der erlauchteste Mann des modernen Weltalters, George Washington, drüben in Amerika that? Ach ja, 132 Jahre später und drüben in Amerika! Diese beiden Thatsachen geben die Antwort auf die gethane Frage. Ruhm und Preis für allzeit dem großen Bürger, der i. J. 1783 einer Königskrone, einer Kaiserkrone das Bewusstsein vorzog,

seinem Lande die Freiheit gegeben zu haben! Allein sehende Augen müssen erkennen, daß Cromwell i. J. 1651 und hüben in England nicht also handeln, ja nicht einmal den Gedanken „schlichtbürgerlicher" Machtentsagung haben konnte. Schon deßhalb nicht, weil der Begriff einer Bürgerlichkeit, wie ihn erst die Philosophie des 18. Jahrhunderts geschaffen hat, im 17. noch gar nicht existirte. Und dann, konnte es einem Manne vom Bau Olivers einfallen, das große Werk, welches er mit so harter Arbeit aufgerichtet hatte, Unberufenen, Uebelgesinnten und Thoren, Faselern und Fanatikern des tausendjährigen Reiches, komplottirenden Stuartisten und Prälatisten, steifnackigen Doktrinären, welche in Westminster die Wände der Stephanskapelle müde schwatzten, zur raschen Wiederzerstörung zu überliefern und zu überlassen? Das konnte ihm nicht einfallen und fiel ihm auch nicht ein.

Wohl, aber warum hat er sich dann nicht offen und ohne weiteres zum König gemacht? Weil das Heer, auf welches er sich dem Rumpfparlament gegenüber stützen mußte, der Wiederaufrichtung des Königthums ganz entschieden abhold war. Diese bewaffneten Heiligen hingen an dem Worte Commonwealth: sie waren bereit, ihren geliebten General, das auserwählte Rüstzeug des Herrgottes Zebaoth, zum Diktator der Republik zu machen, aber sie hätten ohne Zweifel die Schneide ihrer frommen Schwerter sofort gegen den King Oliver gekehrt. Bevor an einen Wiederbau des Thrones zu denken war, mußte das cromwellische Heer erst in sich zersetzt, von seinen Führern verrathen und seines großen Hauptes durch den Tod beraubt sein. Für jetzt nahm es die Ausschlag gebende Stellung im Staate ein.

Der feindselige Gegensatz zwischen der Armee und dem Parlamente wurde bald ein klaffender. Das letztere wollte begreiflicher Weise das Land möglichst rasch der Militärgewalt entziehen und die parlamentarische Gewalt, also zunächst die eigene, zur Omnipotenz erheben. Die in Westminster leitenden Leute übersahen nur, daß ein

Cromwell an der Spitze eines siegreichen Heeres sich nicht durch eine Handvoll doktrinärer Schwätzer, welche überdies in den Augen der ungeheuren Mehrzahl der Bevölkerung des Landes gar kein Mandat mehr besaßen, werde maßregeln lassen. Es kam denn auch, was bei Lage der Sachen kommen mußte. Die Situation war gegen den Frühling von 1653 zu so gespannt geworden, daß nur noch vom Biegen oder Brechen die Rede sein konnte. Es brach. Denn während die Phantasten der Stephanskapelle als echt- und rechtschaffene Parlamentirer vom Debattiren und Resolutioniren alles erwarteten und abhängig wähnten, hatte Cromwell seinen Entschluß gefasst und traf die zur Ausführung desselben nöthigen Maßnahmen, nachdem er sich überzeugt hatte, daß nicht nur die Armee, sondern die gesammte öffentliche Stimmung verlangte, es möge und solle der Existenz des „Fag-end“ oder „Rump“ von Parlament ein Ende gemacht werden. Natürlich fehlte es nicht an feinen, gröberen und gröbsten Winken für die Herren in Westminster, daß es die höchste Zeit für sie wäre, sich wegzuheben. Aber ebenso natürlich war des Schwatzes süße Gewohnheit stärker als alle anderen Rücksichten und Beweggründe.

Am 20. April von 1653 verließ Cromwell zur Stunde, wo der Rumpf in der Stephanskapelle eine Bill berieth, welche die Verlängerung seiner — des Rumpfes — Autorität und Gewalt sichern sollte, Whitehall und ging, von einem Halbdutzend seiner Officiere begleitet, nach Westminster. Unterwegs nahm er eine Kompagnie Musketire mit, welche zu dem Zwecke bereitstand, Pforte und Vorhalle des Parlamentshauses zu besetzen. Dies gethan, trat Cromwell in den Sitzungssal und setzte sich auf seinen gewohnten Platz neben dem Generalmajor Harrison. Sir Henry Vane hatte das Wort und wies die Dringlichkeit der Verlängerungsbill nach. Oliver hielt an sich, bis die Abstimmung beantragt wurde. Da neigte er sich zum Ohre Harrisons, flüsterte demselben zu: „Jetzt ist es Zeit; ich muß es thun (I must to it)!“ stand auf, nahm den

Hut ab und begann zu sprechen. Seine Rede war wie ein von Wolkenbrüchen geschwellter Waldstrom, erst fernher dumpf rauschend und dröhnend, dann näher herandrohend und endlich in donnernden Zornkatarakten sich ergießend. „Das sei keine parlamentarische Sprache meint ihr? Wohl, ich weiß es, aber erwartet keine andere von mir.“ Und mitten in den Sal tretend, stülpte er den Hut auf den Kopf, stampfte mit dem Fuß auf den Boden und runzelte die armen Doktrinäre und Schwatzleute an: „Ihr habt kein Herz für das Gemeinwohl und nur Sinn dafür, euch in beständigem Besitze der Macht zu erhalten. Eure Zeit ist um, der Herr ist fertig mit euch. Ich will eurem Gewäsche ein Ende machen (I will put an end to your prating). Ruft sie herein, Harrison!“ Die Thüre that sich auf und Oberst Worsley kam mit 20 oder 30 Musketiren herein. „Ihr nennt euch ein Parlament?“ rauschte der Zornstrom weiter. „Ich sag' euch, ihr seid kein Parlament. Söffer und Hurer sitzen unter euch. Ihr habt schon allzu lange hier gesessen. Geht, macht ehrlicheren Leuten Platz! Fort mit euch! In Gottesnamen, packt euch!“ Sir Henry Vane wagte einen Protest. „Oh, Sir Henry Vane,“ rief Cromwell aus, „du mit deinen subtilen Kasuisten-stücklein und abstrusen Haarspaltereien (thou with thy subtle casuistries and abstruse hairsplittings)! Der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane! . . . Holt den Sprecher von seinem Sitze herunter und steckt ihn hinaus!“ Harrison faßte den Sprecher am Talar und führte ihn hinaus, worauf die Mitglieder den Sal verließen. Der Lord-General trat an die Tafel, ergriff die darauf liegende Skepterkeule („mace“) des Sprechers — so eine Art von parlamentarischer Monstranz — gab sie einem Musketir und sagte: „Was soll uns der Firlefanz (bauble)? Fort damit!“ Hierauf ließ er den geleerten Sal schließen und kehrte nach Whitehall zurück. Kein Finger hatte sich für die weggesäuberten Schwätzer gerührt. „Ihr Verschwinden machte keinen Hund bellen (we did not hear a dog bark at theirgoing).“ Etliche Stunden später löſ'te Oliver auch

den vom weggewischten Parlament gewählten Staatsrath auf, ohne die geringste Schwierigkeit. Der idealste aller idealen Republikaner von damals, James Harrington, und der genialste und edelste Bekenner des republikanischen Kredo, John Milton, beide haben sie den cromwellischen Hammerschlag vom 20. April als eine patriotische That anerkannt, mittels welcher England von der Herrschaft einer ebenso anmaßlichen als unfähigen Oligarchie befreit wurde. Aber der Gewaltakt vom 20. April ließ doch einen schmerzenden Stachel in Cromwells Seite zurück. Einen schmerzenden und nie ganz zu beseitigenden Stachel: — alle seine späteren Versuche, mit seiner Herrschaft die parlamentarischen Traditionen seines Landes zu versöhnen und Parlamente um sich zu versammeln, sind misslungen und zum Theil ganz lächerlich ausgefallen. Man braucht, um hieran zu erinnern, nur das „Barebone-Parlament" zu nennen.

Oliver hatte nach der Aprilkatastrophe von 1653 einen neuen Staatsrath von 13 Mitgliedern gebildet und unter dem Titel eines Lord-Präsidenten desselben die Regierung von Großbritannien und Irland übernommen. Im Winter des nämlichen Jahres trat an die Stelle dieses Provisoriums die Errichtung des Protektorats. Am 16. December wurde Cromwell in der großen Festhalle von Westminster als Lord-Protektor der Republik von England, Schottland und Irland feierlich proklamirt und auf den Staatssessel gesetzt. Es hat sich damals, wie auch später noch, darum gehandelt, ob nicht der General den Königstitel annehmen sollte, und ein Mann, welchem selbst nörgelnde Pedanten einige Kompetenz und Autorität in Sachen der Staats- und Rechtsgeschichte von England einräumen werden, Macaulay, hat sicherlich mit Recht behauptet, daß die ungeheure Mehrzahl der Bevölkerung die Wiedererstehung der Monarchie in der Person Cromwells mit entschiedener Zustimmung begrüßt und die überwiegende Mehrheit der Nobility und Gentry sich beeilt haben würde, dienstwillig die Hand König Olivers zu küssen. Noch mehr, Zeitgenosse Clarendon berichtet mit dürren Worten, daß guter Grund zu der Annahme vor-

handen sei, ein großer Theil der königlichen Partei wäre Cromwell zugefallen, so dieser sich die Krone aufgesetzt hätte. Der Protektor, welcher selbstverständlich zu dieser Zeit nicht mehr der naive Enthusiast von 1628 war, sondern der unter großen Geschäften, schweren Sorgen, harten Anstrengungen, glänzenden Erfolgen und bitteren Erfahrungen zu seiner vollen Höhe herangereifte Staatsmann, erkannte gar wohl die Vortheile, welche ihm der Königstitel verbürgen würde allein es verwehrten ihm, wie weiter oben dargethan worden, schwerwiegende, wenn nicht absolute Gründe den ihm sonst so nahegelegten und scheinbar ganz leichten Griff nach der Krone.

Mit diesen zwingenden äußeren Motiven verbanden sich aber ohne Zweifel nicht minder zwingende innere. Es hieße diesem großen und guten Manne schreiendes Unrecht anthun, wollte man glauben, seine wiederholte Weigerung, den Königstitel anzunehmen, wäre nur Heuchelei und Posse gewesen. Die Wahrhaftigkeit — dieses Hauptcharaktermerkmal der wahrhaft großen und guten Männer — ja, die Wahrhaftigkeit seiner Seele verbot es ihm. Er fühlte, daß die Annahme der Krone eine Verleugnung seiner eigenen Vergangenheit, daß ein gekrönter Cromwell ein greller Widerspruch in sich selber wäre. Der eine Krone mitsammt dem Kopfe, auf welchem sie gesessen, abgeschlagen hatte, konnte nicht eine Krone aufsetzen wollen.

Eine schlichte Größe, eine schwermüthige Treuherzigkeit, welche in dem Munde eines so eisernen Mannes wahrhaft rührend und erschütternd wirkt, spricht aus den Verhandlungen, welche der Protektor im April und Mai von 1657 mit seinem sogenannten „zweiten" Parlament pflog, das eine neue Verfassung für Großbritannien entworfen hatte, kraft welcher die Monarchie hergestellt werden sollte und Cromwell in aller Form angegangen wurde, Amt und Titel eines Königs anzunehmen. Er zollte mit warmen Worten den Bestimmungen dieses Verfassungsentwurfes zur Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Freiheit seine Anerkennung; er gab auch offen zu, daß, obzwar für ihn

persönlich das Aufsetzen oder Nichtaufsetzen der Krone nur die Bedeutung habe, ob „er auf seinen Hut eine Feder stecke oder keine“, vom Gesichtspunkte der praktischen Politik aus die Annahme des königlichen Titels sich empfehle: aber er könne sich nun einmal nicht damit befreunden, es gehe ihm gegen den Mann. Als am 13. April die große Parlamentskommission vor dem Protektor in Whitehall erschien und in feierlicher Audienz das wiederholte Anerbieten der Krone vorbrachte, motivirte Cromwell in ausführlicher Rede seine Ablehnung. Besonders charakteristisch war in dieser Rede die Stelle: — „Ich habe den Platz, auf welchem ich stehe, eingenommen nicht so sehr in der Hoffnung, Gutes zu thun, als vielmehr mit dem Wunsche, Schäden abzuwenden, von welchen ich die Nation bedroht sah (not so much out of hope of doing any good, as out of a desire to prevent mischief and evil, which I did see was imminent on the nation). Ich sah, daß wir kopfüber in Verwirrung und Anarchie hineinrannten, und da entsprach ich, um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, dem Wunsche, mich dahin zu stellen, wo ich jetzt stehe. Auf Titel und Namen kommt es dabei gar nicht an. Es handelt sich darum, den Frieden und die Freiheiten der Nation zu gründen und sicherzustellen, und da bin ich bereit, euch zu dienen, wie ich kann, — nicht als ein König, aber als ein Konstabler, so ’s euch gefällt (not as a king, but as a constable, if you like). Denn, fürwahr, oft hab’ ich vor Gott gedacht, daß ich mein Geschäft und meinen Platz nicht besser bezeichnen könnte, als wenn ich mich mit einem guten Konstabler vergliche, welcher dazu da ist, den Frieden in einer Gemeinde aufrecht zu erhalten. Und wahrlich, das gereichte und gereicht mir in allen Trubeln und Trübsalen, die ich durchzumachen hatte und habe, zur Beruhigung und Genugthuung, daß ihr jetzt Frieden habt.“

Mittels einer Zuschrift an den Sprecher des Parlaments vom 8. Mai 1657 lehnte Oliver endgiltig den Königstitel ab („I cannot undertake this government with the title

of king") und fuhr fort Großbritannien als Lord-Protektor zu regieren, royalistischen, doktrinär-republikanischen, papistischen, anglikanischen und leveller'schen Anfeindungen, Nörgeleien, Fanatismen, Verschwörungen und Mordkomplotten zum Trotz. Es war eine Gewaltherrschaft, keine Frage; mit dem Schwerte gewonnen und mit dem Schwerte behauptet, nur von den Riesenschultern Olivers getragen und voraussichtlich mit dem Leben des Riesen zusammenbrechend. Aber es war eine Regierung der Wohlfahrt und des Ruhmes, ja, und auch eine Regierung der Milde und Duldung, soweit die Leidenschaften der Feinde des Protektors demselben nur immer gestatteten, Milde und Duldung zu üben. Selbst der heftige Royalist und eingefleischte Stuartist Hume sieht sich, um doch den Thatsachen der Geschichte nicht allzu hart ins Gesicht zu schlagen, genöthigt, des Protektors bürgerlicher Verwaltung, seiner Achtung vor dem Gesetze, seiner Gerechtigkeitsliebe, seiner Fürsorge für eine fleckenlose Rechtspflege Lob zu spenden [1]). In Wahrheit, England ist nie besser regiert worden, als es von Cromwell regiert wurde, und das innere Gedeihen der Nation unter dieser Regierung war so augenscheinlich, daß nur ganz verbohrte Kavaliere und ganz verrückte Millenniarier es leugnen konnten.

Die glänzenden Erfolge des Protektors nach außen, den herrlichen Aufschwung, welchen er der Macht Englands gab, mochten selbst Kavaliere und Millenniarier nicht leugnen. Auch Stuartist Hume fühlte beim Rückblick auf das, was Cromwell für seines Landes Geltung und Ehre gethan, sein Herz etwas höher schlagen. Er sagt: „Die große Seele dieses glücklichen Usurpators war auf die Ausbreitung der Ehre des englischen Namens gerichtet und er pflegte sich zu rühmen, daß er den Namen eines Engländers ebenso gefürchtet und geehrt machen wollte, als jemals der Name eines Römers gewesen sei." In Wahrheit, er durfte sich

---

1) Hume, Hist. of England, II, ch. 2.

also rühmen, weil er vollbrachte, was er sich vorgesetzt hatte. Er besiegte alle Feinde seines Landes und schrieb ihnen Gesetze vor, er ließ die englische Flagge triumphirend auf allen Meeren wehen, er war der geniale Impulsgeber und energische Wegzeiger seiner Nation auf ihrem Vorschritt zur Weltmachtstellung. Nach zwei Richtungen hin gebührt aber, wenn ich recht erwäge, dem Wesen und Walten des Protektors der höchste Preis. Erstlich hat die herzliche Förderung, welche er den jungen puritanischen Kolonien in Amerika angedeihen ließ, eine Zukunftssaat von unberechenbarer Ertragsfähigkeit mitstreuen geholfen. Zweitens war es Cromwells Politik, welche der reißenden römischen Reaktion im 17. Jahrhundert Halt gebot. Ja, nicht etwa der selbstsüchtige Eroberer Gustav Adolf von Schweden, sondern vielmehr der Protektor der Commonwealth von England ist der Fels gewesen, an welchem die Springflut jener verderbenschwangern Reaktion sich gebrochen hat. Oliver Cromwell war der echte und rechte Held des Protestantismus — ich meine das, wie Denkende leicht errathen, nicht im bornirt konfessionellen Sinne — er war der glorreiche Schwerthalter germanischer Freiheit gegenüber romanischer Verdummung und Tyrannei . . .

Der große Glückstag seines Lebens, der 3. September, an welchem er seine besten Schicksalshammerschläge gethan hatte, sollte auch des Mannes Todestag werden. Am 3. September von 1658 starb der Gewaltige und die Nachfolge seines Sohnes Richard im Protektorat ging scheinbar ganz ruhig und glatt vonstatten. In Wahrheit und Wirklichkeit aber begann schon am Tage nach Olivers Hingang die Agonie der Commonwealth. Sie ging zu Grunde und es folgte die schmachvolle Orgie der stuartischen Restauration, welche mit einem namenlosen, jedoch vollkommen ihrer würdigen Akt der Barbarei und Gemeinheit eingeweiht wurde. Man riß den halbverwes'ten Leichnam Cromwells, man riß die Gebeine seiner hochehrwürdigen Mutter und seiner geliebten Tochter Bridget aus ihren Gräbern, schleifte sie nach dem Richtplatz zu Tyburn und hing sie dort an

den Galgen, — im Namen der Gerechtigkeit und des Königs.

Also lohnte England dem größten seiner Männer. Aber die Weltgeschichte hat den Namen Oliver Cromwells mit ewigleuchtenden Zügen in ihr Pantheon geschrieben und die Namen Karls des Zweiten und seiner Mitkujone für ewig an ihren Galgen genagelt.

Ein Prophet.

„Malo periculosam libertatem quam quietum servitium."

Rafael Leczynski.

1.

In einer der Handschriften meines verstorbenen Freundes, des wunderlichen Dr. Jeremia Sauerampfer, eines gelehrten Troglodyten, findet sich diese ketzerische Auslassung:

„Wäre ich Mitglied einer Strafgesetzgebungskommission, so würde ich, als ein Verehrer des alttestamentlichen Jus talionis, beantragen: In den Zuchthäusern der Zukunft sind die allerärgsten Sünder und Verbrecher anzuhalten und unter Umständen zu zwingen, täglich etliche Stunden lang in der christlichen Kirchengeschichte zu lesen, — maßen solche Lesung für die schwerste Pön zu achten ist."

In einer Note hat dann der Heide von Doktor zur Begründung seines Antrags manches nicht ganz Unebene gesagt. Unter mehrerem dieses: — „Es ist in der Kirchengeschichte, welche unser glorreicher Wolfgang der Einzige einen „Mischmasch von Unsinn und von Gewalt" zu nennen so frei gewesen, kaum eine Seite zu finden, deren Inhalt nicht so oder so daran erinnerte, daß die Priester der „Religion der Liebe" auf's Haar jenen Raubmördern

glichen, welche, wie Seneka meldet, zu seiner Zeit in Aegypten ihr Wesen trieben und die man Philethen (Liebende) nannte, weil sie die ihnen Begegnenden umarmten und küssten, um dieselben zu — erwürgen. Diese Thatsache muß der liberalisirenden Theologie unserer Tage sehr unbequem sein und die Gute strengt sich daher an, mittels einer ihrer gewohnten Schleiermachereien sich darum herum oder darüber hinweg zu schwindeln. Sie wähnt nämlich jeden gegen das Christenthum erhobenen Ein- oder Vorwurf pariren zu können mit der Forderung, daß man Christenthum und Kirche streng unterscheiden müsste. Aber wo bliebe denn das Christenthum, falls man die Kirche oder die so und so vielen Kirchen und Konventikel abzöge, d. h. falls man Dogmen und Kulte beiseite stellte? Es würde spurlos im Nebel der Phrase verflattern. Denn die humane Idee, welche vor dem Christenthum da war und nach dem Christenthum da sein wird, sowie die verschiedenartigen Erscheinungsformen und Bethätigungen dieser Idee für Christenthum ausgeben zu wollen, dazu dürfte selbst die Sophisterei eines potenzirten Krumm- oder Schleiermachers nicht fr—omm genug sein. Die humanen Anschauungen, Stimmungen und Thaten der modernen Gesellschaft sind nicht nur nicht vom Christenthum eingegeben, sondern sie sind auch wesentlich unchristlich. Warum nicht gar? Allerdings! Diese humanen Anschauungen, Stimmungen und Thaten sind ja Wirkungen der modernen Kultur, welche auf der Sorge für das „Irdische" und auf der Freude am Irdischen, auf dem Zweifel, auf dem Widerspruch und Widerstand gegen priesterliche Bevormundung, auf der freien Forschung, auf der Pflege des Schönheitsinnes, auf der Schaffung von Wohlstand und der Vervielfältigung des Behagens, auf der möglichst bequemen, gesunden, anständigen und genüsslichen Einrichtung unserer Erdenheimat beruht, das will sagen auf lauter Trieben, Wünschen, Vollbringungen und Veranstaltungen, welche das ganz wesentlich asketische, d. h. naturlose, mönchische, antisociale und bildungsfeindliche Christenthum entschieden verwirft. Jeder echte Christ

ist ein Gegner, ist geradezu ein Todfeind der Civilisation. Man sollte daher billiger Weise weder den Insassen des römischen Vatikans ihr flüchespeiendes Delirium tremens, noch den Mitgliedern des berliner Oberkirchenraths ihre Knakismen, noch den hochwürdigen Herren von der Schleiermacherei ihre Tifteleien und Gifteleien, ihre Suppositiönchen, Interventiönchen, Denunciatiönchen und Inquisitiönchen verübeln. Diese Christen sammt und sonders thun nur, was sie thun müssen, um „„Zeugniß zu geben für den Herrn““. Sie können gar nicht anders.“ . . .

Soweit unser ungeleckter, nachsintflutlicher Höhlenbär. Wir überlassen ihm die Verantwortlichkeit für sein zeitwidriges Gebrumme, können aber leider nicht umhin, auch unsererseits eine den „liberalen“ protestantischen Theologen unliebsame Thatsache vorzubringen. Nämlich diese, daß es eine fromme Kriegslist, wenn der Protestantismus das Verdienst anspricht, in der modernen Welt die Gewissens-, Glaubens- und Denkfreiheit begründet zu haben.

Der Protestantismus musste naturnothwendig ebenso ausschließlich, unduldsam und verfolgungssüchtig sein wie der Katholicismus, weil er wie dieser eine dogmatisirte Religion, und daß die verschiedenen protestantischen Kirchen allzeit und überall nach Kräften ausschließlich, unduldsam und verfolgungssüchtig wirklich gewesen sind, weiß jedermann. Die Herren Reformatoren selber spielten die Inquisitoren, soweit immer ihre Mittel es erlaubten, und kein Papst hat sich infallibler gebärdet als Luther und Calvin. In's Blutig-Große aber trieb die Verfolgung gegen Andersgläubige vor allen anderen protestantischen Kirchen die englische Hof- und Staatskirche, weil sie, eins mit der Königsgewalt, über die reichsten Verfolgungsmittel gebot.

Das Gesagte ist selbstverständlich nur im konstatirenden, nicht etwa im tadelnden Sinne vorgebracht. Die römischen, lutherischen, calvinischen und anglikanischen Theologen, die Reformatoren und Inquisitoren vollbrachten zweifelsohne ihre Barbareien zumeist in guten Treuen. Sie wussten es nicht besser. Auch reducirt sich der ganze Unterschied

zwischen dem 16. und 17. Jahrhundert einerseits und dem 18. und 19. anderseits im Grunde darauf, daß die menschliche Dummheit, Bosheit und Grausamkeit früher die religiöse Verfolgung zur Lieblingssache ihres heiligen Eifers machten, während sie später das politische Verfolgungsgeschäft mit besonderer Vorliebe betrieben. Das Objekt der Verfolgung wechselte und wechselt, verfolgt aber musste und muß unter allen Umständen werden. Der Mensch thut es nicht anders und kann es nicht anders thun. Denn Verfolgen und Verfolgtwerden gehört wie Handeln und Leiden unerlässlich zum Fluche des Daseins, welches aufhören müsste, sobald es aufhörte, ein Kampf zu sein. Die Entwickelung der Menschheit geht nur in schroffen Gegensätzen vor sich. Reibung muß sein. Aus der widerwilligen Begattung von Stahl und Stein entspringt der zündende Funke. Lasst die Gegensätze auf einander losschlagen und wadet durch die Blutlachen der unendlichen Walstatt dem „anderen Ufer“ zu, gleichviel ob dasselbe jemals erscheine oder nicht. Strebe! Ringe! Kämpfe! „Mensch sein heißt ein Kämpfer sein“ und —

„Es währt nur eine kurze Weile,
So liegst auch du, wo alles liegt,
Was nach des Lebens Kampf und Eile
Zum langen Schlafe sich geschmiegt.
Und wenn die Woge dich erfasste
Und trug dem großen Meer dich zu,
Schläfst bei Millionen du zu Gaste,
Die auch vergessen sind wie du.“

2.

Rabenmutter High Church stieß ihren düsteren Heldensohn Puritanismus in die amerikanische Wildniß hinüber, hoffend, daß der Verhasste dort im Ringen mit Hunger

und Kummer, mit Rothhäuten und Urwaldbestien zu Grunde gehen werde. Aber er ging nicht zu Grunde, er gedieh vielmehr wundersam unter all der ungeheuren Mühsal und Arbeit, die er zu leiden und zu thun hatte, und wuchs zu einem Riesen auf, dessen Arme bestimmt scheinen, den Erdball herrschend zu umspannen.

In Wahrheit, an jenem 11. November von 1620, als die erste Schar der puritanischen „Pilgerväter“ in Sicht der Küste von Neu-England in der Kajüte des Barkschiffes „Mayflower“, worin sie über den weiten Ocean geschwommen, ihren schlichtfeierlichen Dankgottesdienst abhielt, um dann in freier Berathung eine bündige Verfassung für die an der vor ihren Augen liegenden wilden Küste zu gründende Kolonie zu entwerfen, — zu jener Stunde wurde im Weltgeschichtebuch ein neues Kapitel aufgeschlagen. Denn zu jener Stunde geschah es ja, daß der moderne Demokratismus seine Augen zum Dasein aufschlug, lebensfähig mit den jungen Beinen strampelte und mit kräftiger Bruststimme, obzwar vorerst noch nur in unartikulirten Lalltönen, kundthat, daß er da sei und Willens, da zu bleiben und etwas vorzustellen und etwas vor sich zu bringen in der Welt. Treffend hat Bancroft gesagt: „In the cabin of Mayflower humanity recovered its rights and instituted government on the basis of equal laws for the general good.“

Hunderte und tausende von europäischen mit Pracht und Prunk in Scene gesetzten und mit Trompeten und Pauken abgespielten Staatsaktionen kommen an Werth und Wichtigkeit, an menschheitlicher Bedeutung und Tragweite nicht entfernt jenem Akt in der ärmlichen Kajüte der Maiblume gleich, wo einundvierzig Männer, um ihres Glaubens willen durch staatspfäffische Verfolgung aus ihrem Vaterlande getrieben, den Granitgrundstein zum Riesenbau der Vereinigten Freistaaten von Nordamerika gelegt haben. Wohl thaten die Nachkommen der Pilgerväter („Pilgrimsfathers“) recht, das Felsstück, auf welches die Gründer der ersten der Neu-Englandskolonieen, die Gründer von

Neu-Plymouth, beim Landen ihre Füße gesetzt hatten, pietätvoll zu einem nationalen Heiligthum zu machen.

Eine deutsche Frau hat die Geschichte der Kolonisation von Neu-England geschrieben [1]). Musterhaft! Kein englisches oder amerikanisches Buch über den Gegenstand — selbst den bezüglichen Band von Bancrofts großem Werke nicht ausgenommen — kommt an Umfang und Gewissenhaftigkeit der Forschung, treffendem Urtheil und fesselnder Darstellungsweise diesem deutschen gleich. Talvj hat es verstanden, das große Werk der Carver, Smith, Bradford, Winslow, Winthrop, Endekott, Eaton und ihrer Mitstreiter, das Werk der Gründung und Förderung der Pflanzstaaten von Neu-England so uns vorzuführen, daß es uns auch menschlich nahegebracht wird und wir mit vollem Gemüthsantheil betrachten können, wie aus kleinen Anfängen Schritt für Schritt Großes und Größtes geworden ist. Das Buch muß nicht allein für die beste historische, sondern darf wohl auch für die beste wissenschaftliche Arbeit überhaupt erklärt werden, welche bislang von einer Frau gethan wurde.

Wie gewaltig aber der Puritanismus aufstand diesseits und jenseits des Meeres, wie unermesslich segensreich sein Wesen und Wirken für die Menschheit geworden, eine liebenswürdige Erscheinung war er nicht. Vielmehr ein steifkattunener Geselle mit einer ewigen Leichenbittermiene, in die Kanibalismen des alten Testaments sich versenkend und über den grotesken Phantasiestücken der Offenbarung Johannis grübelnd; ein Essigblicker, welcher den großen Shakspeare alles Ernstes für ein Kind Belials hielt und wähnte, daß es eine Todsünde, um den Maibaum zu tanzen

1) Talvj, Autorname von Therese Adolfine Luise von Jakob, geb. 1797 zu Halle, verheiratet an den Amerikaner Robinson 1828, gest. in Hamburg 1870. Von ihren anderweitigen, in deutscher und englischer Sprache veröffentlichten Arbeiten sind besonders verdienstvoll die „Volkslieder der Serben" (1825), der „Historical view of the slavic languages" (1834), die Abschluß gebenden „Untersuchungen über die Echtheit des Ossian" (1840) und der „Versuch einer geschichtlichen Charakteristik der Volkslieder germanischer Nationen" (1840).

oder zur Weihnacht Rosinenpudding zu essen und hübsche Mädchen unter dem Mistelzweig zu küssen. Die beiden erlauchtesten Söhne und erleuchtetsten Träger des Puritanismus, der Ideemann Milton und der Thatmann Cromwell, sie wussten und wollten freilich von solcher Bornirtheit nichts. Der große Oliver war sogar ein Stück von einem Humoristen, welcher mit seinen „Ironsides“ fromm psallirte, aber auch fröhlich pokulirte. Im Lager predigte er ihnen was vor, aber vor dem Feinde sagte er zu ihnen: „Haltet euer Pulver trocken!“

Es verhielt sich eben mit dem Puritanismus, wie es sich mit noch gar vielem verhielt und verhält. Geniale Menschen thun neue Ideen auf und ihre mittelmäßigen Nachbeter machen geistlose Schablonen daraus. Der Rabbi Jesus von Nazaret ließ es sich, als er sich einen „Sohn Gottes“ nannte, gewiß nicht träumen, daß vernagelte Bonzen an diesem Worte so lange herumquetschen und herumzerren würden, bis glücklich das Kredo (= „quia absurdum“) des Dreifaltigkeitsdogma's daraus geworden wäre.

Die Schicksale des Puritanismus machen es begreiflich, daß er ein finster zelotisches Wesen annehmen konnte und daß seine ganze Anschauungs-, Denk- und Sprechweise vom alttestamentlichen Molochismus durchsäuert wurde. Wenn er aber so dumm war, die Freude am Leben für Sünde zu halten, so ist das seine Sache gewesen und hat er damit zumeist nur sich selber genarrt und geschadet. Viel schlimmer dagegen war es, daß er, eingekrebst in seinen steinherzigen Bibelglauben, das schnöde Unrecht, welches an ihm verübt worden, auch seinerseits zu üben begann, daß er, nachdem er kaum aufgehört, ein Verfolgter zu sein, ein Verfolger wurde. Die Puritaner henkten nicht etwa nur Hexen, sondern sie wütheten auch gegen alle, welche sich nicht zum striktpuritanischen Katechismus bekannten. So war in den fünfziger Jahren des 17. Jahrhunderts in Boston und der ganzen Kolonie Massachusetts, welche bekanntlich der bedeutendste unter den Pflanzstaaten von Neu-England war und blieb, eine heftige Verfolgung gegen die Sekte der Quäker im Gange, die sich

allerdings durch ihren absonderlichen Fanatismus sehr unbequem machten und manches unerträgliche Aergerniß gaben. Lief doch eines Tages eine hübsche Quäkerin, Deborah Wilson, in der Glut ihrer Verzückung fasernackt durch die Gassen von Salem und entschuldigte einer ihrer Mitquäker die Eingefangene und in den Stock Gelegte mit den Worten: „So der Herr eine seiner Töchter antreibt, euch ein Zeichen eurer Nacktheit zu sein, so ist das freilich ein schweres Kreuz für ein anständiges Frauenzimmer; aber der Herr will Gehorsam". Ein anderer Glaubensbruder des „anständigen Frauenzimmers" meinte, der Herr habe ja dem Propheten Jesaia (Kap. 20) auch befohlen, nackt einherzugehen „zum Zeichen und Wunder über Aegypten und Mohrenland". Es dürfte überhaupt schwer oder unmöglich sein, eine Schamlosigkeit, Gaunerei, Schurkerei oder Brutalität auszuhecken, für welche sich im „Buch der Bücher" nicht ein „frommes" Vorbild auffinden ließe.

Alle Katechismusphrasen beiseite gestellt, heißt die große Feder in dem Triebwerk der Natur und der Gesellschaft Eigenliebe. Die Kultur kann diese ihre Haupttriebkraft veredeln, aber sie darf nicht daran denken, dieselbe zerstören zu wollen, ohne sich selbst zu vernichten. Der ruhelose Wunsch eines jeden Menschen, seine Lage zu verbessern, ist der große Motor aller socialen Entwickelung, alles Vorschritts. Die menschliche Selbstsucht ist demnach keineswegs an und für sich verwerflich; sie bedarf nur der vernünftigen Beschränkung und Leitung, welche an die Hand gegeben ist durch die Thatsache, daß das wirkliche Wohlbefinden und Glück des Einzelnen abhängig ist von dem Wohlbefinden und Glück der Gesammtheit. Die alberne Lüge, daß Jesus zuerst die frohe Botschaft der Liebe verkündigt habe, kann man nur noch ganz unwissenden Menschen einstreichen. Wie in seiner Mythologie, so ist das Christenthum auch in seiner Moral keineswegs originell. Es hat nur Vorgefundenes sich angeeignet. Sechshundert Jahre schon vor Christus hatte Sakjamuni-Buddha gepredigt: „Seid gränzenlos barmherzig gegen alle Geschöpfe!" Vier-

hundert Jahre vor Christus ließ Sophokles seine Antigone sagen: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da!" Das im sogenannten Markus-Evangelium (12, 31) gegebene Haupt- und Grundgesetz der „christlichen" Moral: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!" ist bekanntlich buchstabengetreu aus dem dritten der sogenannten Bücher Mosis (K. 19, V. 18) entlehnt. Selbstverständlich befolgten die Christen dieses Gebot gerade so wenig, als es die Juden befolgt hatten. Und sie konnten es nicht befolgen; denn es enthielt eine naturwidrige, eine übernatürliche und übermenschliche Zumuthung, welche in dem Jesu in den Mund gelegten „Liebet eure Feinde!" ihre Zuspitzung zum Verrückten erhielt. Eine solche widermenschliche Phrase mag in Katechismen paradiren, um Kinder damit zu unterhalten oder auch zu langweilen; für das wirkliche Leben aber war und ist sie ganz werthlos. Das große Moralgesetz der Vernunft und Humanität fordert nichts Unmögliches, Supranaturalistisches, Naturwidriges. Es lautet: Sei so glücklich, wie möglich; aber sei es nicht auf Kosten deiner Mitmenschen!

Die Puritaner von Neu-England waren weit entfernt, dieses edle Princip zu erkennen und zu bekennen. Ihre Religion, d. h. ihre Unduldsamkeit verwehrte es ihnen. Wie hätte überhaupt der Protestantismus des 16. und 17. Jahrhunderts duldsamer sein sollen, als Papst und Inquisition waren, da er als höchste und unbedingte Autorität, als das „geoffenbarte Wort Gottes" die Bibel anerkannte und verehrte, d. h. die kunterbunte literarische Hinterlassenschaft des halbbarbarischen Judenvolkes, welches an roher Selbstsucht und erbarmungsloser Grausamkeit nicht seines Gleichen gehabt und folgerichtig aus seinem eigensten Wesen heraus sich einen „Gott des Eifers, des Zornes und der Rache" zurechtgemacht hatte?

Um jedoch den Gründern der Neu-England-Staaten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, muß man zu ihrer Entschuldigung neben der allgemeinen Unwissenheit und besonderen theologischen Verbohrtheit ihrer Zeit noch anführen,

daß eine straffe, mit strenger Zucht verbundene Glaubenseinheit nöthig erscheinen konnte, um diese mühsäligst der Wildniß abgerungenen und vom Mutterlande herüber häufig bedrohten jugendlichen Gemeinwesen aufrecht zu halten und weiterzubringen; sowie, daß in jeder kleineren oder größeren menschlichen Gesellschaft die Vernünftigen zu den Dummköpfen sich verhalten wie 1 zu 100 und letztere demnach schon durch die bloße Wucht ihrer Dummheit das Aufkommen der Vernunft erschweren oder auch ganz verhindern.

Jedermann weiß, daß der große Grundsatz unbedingter Glaubens- und Denkfreiheit, unbeschränkter Toleranz einer der Grundpfeiler war, auf welchen die riesige Republik der Vereinigten Staaten von Nordamerika sich aufbaute.

Wer hat diesen Grundpfeiler gesetzt? Wer hat zuerst auf Erden einen Staat gegründet, wo, wie die Abkömmlinge aller Nationen und Stände, so auch die Bekenner aller Religionen absoluter Rechtsgleichheit sich zu erfreuen hatten? Ein ausgestoßener, geächteter und verfolgter Mann, ringend mit Armuth, Hunger und jeder Mühsal und Beschwerniß, der charakterfesteste, unerschütterlichste Kopf und das mildeste, liebevollste Herz, ein Held im höchsten Sinne des Wortes, so es jemals einen gegeben.

3.

Im Februar von 1631 kam ein puritanischer Prediger, Roger Williams geheißen, aus England in die junge „Bai-Kolonie" (Massachusetts) herüber. Er war der Verfolgung entwichen, welche damals daheim gegen seine Glaubensgenossen in erneuten und verschärften Gang gebracht worden. Der falsche, meineidige und grausame Stuart, König Karl der Erste, welcher nachmals verdientermaßen vom großen Cromwell auf's Schaffot geschickt wurde, hatte angefangen, mittels seiner beiden Haupthandlanger, mittels des Junkers

Wentworth-Strafford und mittels des Pfaffen Laud, seine rechts- und verfassungsbrüchige Zwingherrschaft aufzurichten, welche dann Held Oliver auf dem Marstonmoor zum Wanken brachte und bei Naseby zu Boden schlug.

Williams war bei seiner Ankunft in Boston wenig über dreißig Jahre alt. Eine Aufzeichnung von damals bezeichnet ihn als einen „jungen Geistlichen, fromm und eifervoll, mit kostbaren Gaben ausgestattet (a young minister, godly and zealous, having precious gifts)". Was aber den Ankömmling thurmhoch über die Puritaner vom Durchschnittsmaße stellte, war, daß ihn die Verfolgung, welche er erlitten, nicht zum Verfolger machte. Die Unduldsamkeit selber hatte ihn Duldsamkeit gelehrt.

Nicht plötzlich. Denn noch bei seinem ersten Auftreten in Amerika wollte ihn ein Beobachter, welcher ihm nicht abgünstig war, schwankend im Urtheil („unsettled in judgment") finden. Die Wahrheit ist eben kein Ding, welches jedem vor den Füßen liegt und nur so leichtweg aufgehoben werden kann. Auch Roger Williams musste sich mühsälig durch die labyrinthischen Schachte und Gänge des Zweifels und der Forschung hindurcharbeiten, um zur Ueberzeugungsfreudigkeit zu gelangen, und es sind Anzeichen vorhanden, welche die Vermuthung gestatten, daß gerade in den 66 Tagen, während der winterlich stürmische Ocean den Auswanderer auf seinen Wogen schaukelte, die köstliche Frucht seines Nachdenkens gereift sei[1]).

Gewiß ist, daß er die Neue Welt betrat als Träger eines neuen Princips. Er trug in seiner Seele den so einfachen und doch so großen Gedanken der Unverletzlichkeit des Gewissens, er brachte auf seinen Lippen die Lehre von der religiösen Duldsamkeit, er kam als Verkündiger des Satzes, daß keiner geistlichen oder weltlichen Obrigkeit das Recht zustände, die Meinungen zu bestrafen, in das Innerste und Eigenste des Menschen gewaltsam einzugreifen

1) Vgl. die bezügliche Stelle in Knowles „Life of Roger Williams." Boston 1835.

und die Ueberzeugungen zu maßregeln. Mit vollem Rechte durfte darum der Geschichtschreiber Amerika's sagen, Williams' Lehre habe ihrem Verkündiger unvergänglichen Ruhm und in ihrer Anwendung der amerikanischen Welt den religiösen Frieden gebracht („as its application has given religious peace to the American world").

Zuvörderst freilich brachte der kühne Selbstdenker, der Prophet der Denk- und Glaubensfreiheit nicht den Frieden, sondern den Krieg nach Neu-England. Denn neue Ideen wollen und müssen ja sich geltend machen und ein von dem Oele lauterster Begeisterung genährtes Licht kann sich nicht unter dem Scheffel bergen. Es will und muß leuchten und beißt lichtscheue Augen gar unsänftiglich. Roger Williams war auch weit entfernt, das von ihm entzündete Licht auszublasen, als das zelotische Geschrei: „Aergerniß! Aergerniß!" dagegen anstürmte. Als ein rechter Held des Gedankens besaß er, so sanften und milden Herzens er war, jenen unbeugsamen Muth der Ueberzeugung, ohne welchen das Genie nur eine Spielerei. Es lebte in diesem Manne jene straffe und starre Logik der Gesinnung, ohne welche, die leicht handirlichen Waschlappen von Anbequemern und Anschmiegern mögen sagen was sie wollen, nichts Großes geschaffen, nichts Menschen- und Völkergeschickebestimmendes vollbracht wird. Wie verlorene Dirnen sich über nichts so sehr ärgern und erbosen wie über die jungfräuliche Keuschheit und frauliche Würde, so ärgert und erbos't sich unsere Zeit über nichts mehr als über Gesinnung und Charakter. Sie weiß wohl, warum.

Roger Williams hatte sich gleich nach seiner Ankunft in Massachusetts dem Puritanismus von der strikten Observanz verdächtig und verhasst gemacht durch die Verlautbarung seiner Ansicht, daß die Verschmelzung von weltlichem und geistlichem Regimente, wie sie in den Kolonieen bestand, vom Uebel sei. Kirche und Staat, meinte er, kirchliche und bürgerliche Obrigkeit müssten getrennt sein. Man sieht, der Mann eilte seiner Zeit um zwei Jahrhunderte voran. Er sprach auch offen und nachdrücklich aus, keine

Regierung sei berechtigt, einen Menschen wegen Verletzung der vier ersten der zehn Gebote zu bestrafen, maßen das Verhalten des Menschen zu diesen Geboten durchaus nur Sache des Gewissens und demnach jedem zu überlassen sei. Eine Strafgewalt der Obrigkeit könne erst dann eintreten, wann eine Verletzung jener Gebote für den Frieden und die Sicherheit der Gesellschaft erweisbar störsam wäre.

Sehr verständiger Weise wollte demnach Williams die religiösen der zehn sogenannten mosaischen Gebote von den socialen getrennt und jene als solche angesehen wissen, deren Befolgung oder Nichtbefolgung jeder Mensch schlechterdings nur mit sich selbst auszumachen habe.

Es liegt auf der Hand, daß dies ein ungeheurer Vorschritt über den Protestantismus des 17. und nicht minder auch über den officiellen Protestantismus des 19. Jahrhunderts hinaus war. Roger Williams hat in Wahrheit manche der hellsten Ideen und humansten Forderungen der Freidenker und Aufklärer des 18. Jahrhunderts vorweggenommen. Klar ist aber auch, daß der orthodoxe Puritanismus von Neu-England über die Aufstellungen des genialen Mannes sich entsetzen mußte.

Das Gezeter gegen den „Ketzer" begann denn alsbald. Die Cotton, Hooker, Mather und wie die Kerzen der Kirche von Neu-England weiter hießen, sie waren richtige Diener ihres Gottes des Zorns und der Rache. Eine Erscheinung wie jene herrliche atheniſche Priesterin Theano, welche, zur Zeit des peloponnesischen Krieges von staatswegen zu einer Verfluchung aufgefordert, sich weigerte mit den Worten: „Ich bin Priesterin zum segnen, nicht zum fluchen!" würde diesen finstern Eiferern ganz unbegreiflich gewesen sein. Sie ihrerseits waren Priester zum fluchen.

Um gerecht zu sein, muß man sagen, daß Williams seinerseits es nicht an Herausforderungen fehlen ließ. Es war in ihm ein starker Zug von theologischer Zanksucht und von jener pastorlichen Vielgeschäftigkeit, welche nicht umhin kann, einen Finger oder gar alle zehn in alles und jedes zu stecken. Ein vorragender amerikanischer

Staatsmann der neueren Zeit, John Quincy Adams, hat zwar mit entschiedenem Uebelwollen, aber doch nicht ganz ohne Grund von Williams gesagt, dieser hätte „mit einer Inkonsequenz, welche religiösen Enthusiasten eigen, die edelsten und liebenswürdigsten Herzensregungen mit der unerbittlichsten Ausschließung aller Versöhnlichkeit verbunden, wo es sich um Meinungen handelte". Aber der große Unterschied zwischen Williams und seinen Gegnern ist dieser gewesen, daß jener seine Meinungen nur mit Vernunftgründen behauptete, diese dagegen die ihrigen mittels Anwendung von brutaler Gewalt aufrecht zu halten suchten. Diesen entscheidenden Punkt zu berühren hat Adams sich wohl gehütet. Und wie sollte wohl ein neues Princip im Gewohnheitsschlendrian der Welt sich Raum und Geltung verschaffen können, falls es nicht mit unerbittlicher Eisenköpfigkeit sich Platz machte?

In scharfen Konflikt mit den herrschenden Gewalten musste der Prophet der Glaubensfreiheit besonders dadurch kommen, daß er den in Neu-England herrschenden Kirchenzwang entschieden verwarf. Die Obrigkeiten hielten strenge darauf, daß jedermann den öffentlichen Gottesdienst besuchte, wogegen Williams den Satz aufstellte und verfocht: „Niemand darf gegen seinen Willen gezwungen werden, eine Kirche zu besuchen oder zur Erhaltung derselben beizutragen". Das kam natürlich den Priestern ganz ungeheuerlich vor. Das hieß die Religion in ihrem innersten Heiligthum angreifen, d. h. ein Loch in den Pfaffensack bohren. „Was," schrieen sie „ist der Arbeiter nicht seines Lohnes werth?" — „Ganz gewiß ist er seines Lohnes werth," entgegnete Williams; „aber er kann denselben nur von solchen fordern, die ihn gedungen haben und für die er arbeitet". Der Streit erweiterte und vertiefte sich bis zur Behandlung von Fragen, welche das eigenste Wesen von Kirche und Staat berührten. Die Gegner sagten: „Die Obrigkeit hat das Recht und die Pflicht, die Seelen des Volkes vor dem Verderbniß zu wahren und demnach das, was ihr als Irrthum und Ketzerei erscheint, zu bestrafen". Worauf

Williams: „Mit nichten! Obrigkeiten sind nichts als Bevollmächtigte und Diener des Volkes, welchen eine Gewalt in religiösen Dingen niemals übertragen werden kann, weil das Gewissen nur ein Eigenthum jedes einzelnen Menschen ist und nicht der Staatsgemeinschaft angehört (magistrates are but the agents of the people or its trustees, on whom no power in matters of worship can ever be conferred; since conscience belongs to the invidual and is not the property of the body politic)".

Solche erleuchtete Ansichten konnten nichts als Verfolgung einbringen. Sie hob auch thatsächlich an, sobald die Gemeinde von Salem Roger Williams zu ihrem Pastor gewählt hatte (1634) und zwar ohne vorher in Boston anzufragen. Von hier aus ward gegen den Verkündiger der großen Lehre von der Freiheit des Geistes eine Reihenfolge von Quängeleien und Quälereien in Scene gesetzt, die an Schärfe in eben dem Verhältnisse zunahmen, in welchem es sich herausstellte, daß in Führung der theologischen Kontroverse die bostoner Orthodoxen gegen die Genialität und Dialektik des salemer Ketzers schlechterdings nicht aufzukommen vermochten. Macht geht aber wie dem Rechte so auch dem Genie vor und die Feinde von Williams waren im Besitze der Macht. Auf Betreiben von Ehren Cotton, einem Hierarchen von echt calvinischem Schnitte, dessen geistlicher Hochmuth es nicht verwinden konnte, daß es einen Menschen geben sollte, welcher *seiner* puritanischen Päpstlichkeit sich nicht beugen wollte, wurde schließlich gewaltsam gegen Williams vorgegangen.

Schon im November von 1635 ward ein Dekret erlassen, kraft dessen er aus dem ganzen Gebiete von Massachusetts verbannt sein sollte. Als dann in Boston verlautete, der Verbannte wollte sich mit einer Anzahl seiner Anhänger von Salem aufmachen, um an der Narragansettbai eine eigene Niederlassung zu gründen, erschien das der völlig von den Cotton und Hooker beherrschten bostoner Regierung so bedrohlich, daß sie beschloß, den Ketzer nach der Hauptstadt zu citiren, ihn dort wie einen Verbrecher zu ergreifen

und gewaltsam nach England einzuschiffen. Was dort seiner geharrt hätte, braucht nicht erst gesagt zu werden. Williams erwiderte dem Regierungsboten, er wäre krank, was völlig der Wahrheit gemäß, und er bäte desshalb um Frist. Statt diese zu gewähren, sandte die Behörde ein bewaffnetes Boot gen Salem hinauf, um den Widerspänstigen als Gefangenen einzubringen. Aber er war noch rechtzeitig gewarnt worden und zwar war die ihm zugegangene Warnung höchst wahrscheinlich von dem Haupte der Kolonialregierung selbst, von dem Governor Winthrop ausgegangen. Die Häscher fanden den Verfolgten nicht mehr in Salem. Noch halbkrank hatte er sich von seinem Lager aufgerafft und in die Wildniß geflüchtet.

4.

Mitten im strengsten Winter, im Januar von 1636, vollführte der geächtete Mann seine müh- und gefahrvolle Flucht. Ueber die Einzelheiten derselben sind wir wenig oder gar nicht unterrichtet. Wir wissen nur, daß er zunächst ganz allein den herben Mühen und mancherlei Gefahren dieser winterlichen Flucht trotzte; denn erst nach Verfluß von vielen Wochen gelang es etlichen seiner treuen Anhänger und noch später seiner Frau, welche letztere von ihm abwendig machen zu wollen seine Feinde sich nicht schämten, sich wieder mit ihm zu vereinigen.

Es scheint, daß der Flüchtling die Massachusettsbai in einem Boote gekreuzt habe, um in dem Kolonialgebiet von Plymouth zu landen, welches damals noch nicht mit dem von Massachusetts verbunden war. Aber auch auf plymouther Boden war Williams, obzwar er dort von früherher Freunde hatte, nicht sicher, weil es die von Plymouth mit ihren mächtigeren Nachbarn von Boston nicht verderben wollten. Seine Hoffnung waren die Indianer,

insbesondere der Sachem der Pokanoketen, Massasoit. Williams hatte sich während seines früheren Aufenthalts in der Kolonie Plymouth liebevoll der Eingeborenen angenommen, wie sein humaner Sinn es ihm gebot. Er hatte ihre Sprache gelernt, ihre Anschauungen, Zustände und Sitten erforscht, ihr Zutrauen gewonnen. Zu den Rothhäuten also schlug er sich durch die Wälder hin. „Vierzehn Wochen lang — hat er später erzählt — ward ich in schlimmster Jahreszeit bitterlich umhergeworfen, ohne zu wissen, was ein Stück Brot oder ein Bett sei. Ohne Führer durchwanderte ich die Wildniß und hatte gar oft in stürmischer Nacht kein Feuer, keine Nahrung, keinen Gefährten und als einziges Obdach einen hohlen Baum." Endlich erreichte er die Wigwams der Pokanoketen und Massasoit nahm seinen „Blaßgesichtsbruder" gastlich auf. Für das gewährte Asyl stattete der Ankömmling seinen Dank dadurch ab, daß er den mächtigen Kanonikus, Sachem der Narragansetter, welcher gerade den Kriegspfad gegen die Pokanoketen betreten wollte, seinem Gastfreunde Massasoit versöhnte. Von da ab ist Williams auch bei den Narragansettern in hohes Ansehen gekommen und bis zu seinem Tode darin geblieben. Die Rothhäute haben vielleicht kein zweites Blaßgesicht so geliebt wie diesen Mann, welchen seine Landsleute und Mitchristen ausgestoßen hatten, weil er weiser und besser war als sie. Wann dereinst die „rothen Männer" vom Angesichte der Erde weggetilgt sein werden, wird im Buche der Humanität der Name von Roger Williams mit denen von John Elliot, William Penn und George Washington zu verzeichnen sein; denn diese Vier sind es gewesen, welche vor allen anderen durch die kupferfarbige Epidermis hindurch den Menschen, den Menschenbruder erkannten und ihn als solchen achteten und schützten.

Williams siedelte sich unter den Indianern an, von welchen er dankbar gesagt hat: „Diese Raben fütterten mich in der Wildniß." Da, wo heute Rehoboth steht, etwas landeinwärts vom Ufer des östlichen Armes der Narragansettbai, schlug er auf einem von Massasoit erstandenen Stücke

Land zuerst seine Siedlerhütte auf und hier fanden sich die ersten Bekenner seiner Anschauungen und Gefährten seiner Mühen und Leiden zu ihm: fünf Männer, Landbauer und Handwerker aus Salem, welche den Spuren ihres Meisters in die Einöde gefolgt waren. Aber auch hier sollte der Verfolgte noch keine Ruhe und Sicherheit haben. Der Governor von Plymouth, Winslow, hatte kaum von der neuen Ansiedelung vernommen, als er, um es nicht mit den Bostonern zu verderben, eine Botschaft an Williams abgehen und ihm sagen ließ, der Platz, worauf der Flüchtling sich niedergelassen, gehöre zum „Patent" von Plymouth, was heißen wollte: Geht um einen Strich Landes weiter! Doch fügte Winslow, welcher dem Fortgewiesenen nicht abgeneigt war, den Rath bei, Williams sollte über den Fluß (d. h. über die Bai) gehen. Drüben würde er ganz frei und unabhängig sein, maßen dort das Land zum Patent, d. h. zum Gebiete weder von Plymouth noch von Massachusetts gehörte.

Der Rath war klug und wurde befolgt. In einem indianischen Kanoe ruderte Williams mit seinen fünf Genossen den Arm der Bai, jetzt gewöhnlich Fluß Seakonk, hinauf. Vom rechten Ufer riefen ihnen freundlich gesinnte Narragansetter in gebrochenem Englisch zum Willkommen zu: „What cheer, Yankees!" [1]) Die heimatlosen Männer nahmen das für ein gutes Omen, fuhren noch um die Landspitze Fox-Point herum und gingen am westlichen Ufer an's Land, da, wo nahe der Küste eine reiche Quelle aus dem Boden sprudelte. „Williams' Brunnen" heißt die noch heute sprudelnde, also genannt zum Ehrengedächtniß daran, daß hier der Prophet der Gewissensfreiheit, der Gründer des Freistaates Rhode-Island zuerst seinen Fuß auf den Boden desselben gesetzt hat.

1) Das Wort Yankees, womit heute die Bewohner der Neu-Englandstaaten im Gegensatze zu den Bewohnern der westlichen und südlichen Staaten der Union bezeichnet zu werden pflegen, soll bekanntlich die indianische Korruption des Wortes English sein, welches die Indianer nicht auszusprechen vermochten.

Die Landschaft hieß Maushasuck und gehörte zu den Jagdgründen der Narragansetter. Ihr Sachem schenkte die ganze Halbinsel, welche durch die Flüsse Maushasuck (später Providence-River) und Pawtucket gebildet wird, an Roger Williams. Dieser theilte den ganzen Grundbesitz, welcher ihm und nur ihm allein geschenkt war und ihm, wie er sich ausdrückte, „so gewiß allein gehörte wie der Rock, den er auf dem Rücken trug", mit seinen Gefährten, deren Zahl im Verlaufe des Sommers auf zwölf anwuchs, und zwar vollzog er diese Theilung so, daß er sich nicht den geringsten Vortheil ausbedang oder auch nur eine Fußbreite Landes mehr behielt, als er jedem der Schicksalsgenossen gab. Also gleichbesitzend und gleichberechtigt traten die dreizehn Pioniere der Civilisation, der Glaubens- und Denkfreiheit zu einem bürgerlichen Gemeinwesen zusammen und gründeten die Ansiedelung Providence, wie Williams den Ort nannte, um sein unerschütterliches Vertrauen auf die göttliche Vorsehung auszudrücken. „Ich wünschte — sagte der Gründer — daß Providence der Zufluchtsort für Menschen sein möchte, welche um des Gewissens willen verfolgt würden (I desired, it might be for a shelter for persons distressed for conscience)."

Zunächst war die junge Kolonie ein Sitz härtester Mühsal und bitterster Armuth. Zwar gab Williams seine Thätigkeit als Lehrer seiner Gefährten und als Prediger unter den Indianern nicht auf, allein seine Studien und seine schriftstellerischen Arbeiten — er hatte nicht einmal Papier zum schreiben — musste er einstweilen ganz beiseite legen, weil des Lebens Nothdurft seine Zeit so in Anspruch nahm, daß er — wie er selber erzählt — „bei Tag und Nacht, daheim und auf dem Felde, zu Land und zu Wasser mit Hacke, Beil, Spaten und Ruder thätig sein musste, um des Brotes willen."

Inmitten der Bedrängnisse, mit welchen die junge Freigemeinde zu ringen hatte, wurde dem Stifter und Leiter derselben die Genugthuung zutheil, daß er seinen Feinden und Verfolgern einen außerordentlichen Dienst zu leisten, eine größte Wohlthat zu erweisen Gelegenheit erhielt. Er

leistete diesen Dienst und erwies diese Wohlthat. Er rächte sich an den Kolonisten von Boston, wie sich der geniale Mensch an Durchschnittsmenschen rächt, indem er ihnen seine Ueberlegenheit dadurch beweis't, daß er ihnen hilft.

Zu Ende des Jahres 1636 und zu Anfang des folgenden waren nämlich unter den Indianerstämmen von Neu-England bedrohliche Bewegungen im Gange. Die Pequoden waren in blutige Händel mit den Ansiedlern von Konnektikut gerathen und ihr schlauer und kühner Sachem Sassakus hatte den Plan gefasst, die sämmtlichen rothen Männer von Neu-England in einem großen Kriegsbunde zu vereinigen, um die ihm verhassten Blaßgesichter, welche, wie er ganz richtig voraussah, den Untergang der Eingeborenen herbeiführen würden, ins Meer zu werfen. Alles kam darauf an, ob der mächtigste Stamm, die Narragansetter, sich für diesen Bund gewinnen ließe oder nicht. Thaten sie es, so war die Lage der Kolonieen geradezu eine verzweifelte. Man wusste in Boston, daß Sassakus seine gewandtesten Unterhäuptlinge nach einander als Boten zu den Narragansettern schickte, um den alten Kanonikus und dessen jungen Mitsachem Miantonomoh zu bestürmen und für den großen Indianerbund zu gewinnen.

In dieser Gefahr konnte nur Einer helfen, Roger Williams. Jetzt erinnerte man sich in Boston des Verketzerten, Verfolgten und Verbannten, welchen man gewaltsam hatte nach England hinüberschaffen wollen, um ihn auf den Schaffoten oder in den Kerkern Lands sterben zu lassen. Die Regierung von Massachusetts wandte sich an ihn mit der Bitte, die Narragansetter von der Allianz mit den Pequoden abzuhalten. Der Schwergekränkte fühlte nur, daß seine Brüder, wie feindselig und grausam sie sich ihm erwiesen hatten, doch seine Brüder wären, und kam auf der Stelle ihrem Wunsche nach. Stürmen und Wogen trotzend machte er sich nach dem großen Wigwam der Narragansetter auf, wo die Häuptlinge der Pequoden anwesend waren, und dort setzte er in tage- und nächtelangem Redekampf, wobei sein Leben mehrmals nur an einem Haare

hing, mittels seines Einflusses auf Kanonikus und Miantonomoh, mittels seiner Kenntniß des Indianercharakters und mittels seiner Beredsamkeit im Indianeridiom es durch, daß die Narragansetter den Allianzantrag der Pequoden zurückwiesen und den Tomahawk nicht gegen die Blaßgesichter erhoben. Das hat die Kolonieen gerettet. Denn mit den Pequoden allein vermochten sie schon fertig zu werden, um so mehr, da die Narragansetter passiv, die Mohikaner sogar aktiv gegen jene zu ihnen standen. Die Folgezeit hat freilich bewiesen, daß der arme Sassakus von seinem indianischen Standpunkt aus sehr rechtgehabt hatte.

Das am Pawtucket gegründete Asyl für Gewissensfreiheit gedieh. Nicht ohne innere Entwickelungskämpfe, wie sie bei einem Gemeinwesen, welchem nach und nach die buntscheckigste Menschenmenge, welchem Gläubige und Ungläubige aller Arten zuströmten, nicht ausbleiben konnten; auch nicht ohne vielfache Anfechtungen von außen: aber es gedieh. Aus den kümmerlichen Anfängen der Ortsgemeinde („town-fellowship“) Providence entwickelte sich allmälig der Staat Rhode-Island, was ursprünglich nur der Name einer zweiten, auf der Insel Aquidneck gegründeten Ansiedelung gewesen war. Da dem jungen Staatswesen Gefahr daraus zu erwachsen schien, daß die Baikolonie Miene machte, Anspruch auf das Gebiet von Rhode-Island zu erheben, ging Roger Williams im Jahre 1643 nach England, um ein „Patent“ und eine „Charte“ (Freibrief) zu erwirken. Es war nicht mehr die Zeit, wo der Prophet der Gewissensfreiheit auf englischem Boden eines übeln Empfanges sicher gewesen wäre. Das Parlament hatte seinen großen Kampf gegen königliche und priesterliche Tyrannei begonnen. Strafford hatte seinen Kopf auf den Richtblock legen müssen, Laud erwartete im Kerker seine wohlverdiente Hinrichtung. Williams fand in London Freunde und erwirkte eine Charte, kraft deren die Pflanzungen von Providence und Rhode-Island als eine gemeinsame, selbstständige, von den übrigen unabhängige Kolonie anerkannt wurde.

Wie gedeihlich dieselbe bereits sich entwickelt hatte, zeigt eine von Knowles, dem Biographen des Gründers, erwähnte Thatsache. Als Williams, aus England zurück, die Bai gen Providence hinauffuhr, waren Bucht und Fluß mit Booten bedeckt, voll von Bürgern und Bürgerinnen, welche ihren Wohlthäter, den „Vater eines Volkes“ mit freudigen Segenswünschen daheim willkommen hießen. Sie hatten alle Ursache, dankbar und fröhlich zu sein. Der von Williams mitgebrachte „Freibrief“ verdiente vollständig diesen Namen. Auf Grund desselben wurde Rhode-Island thatsächlich ein demokratischer Freistaat; denn diese Charte überließ es der Mehrheit der Einwohnerschaft, Gesetze zu geben und die Regierungsform zu bestimmen, unter der alleinigen Bedingung, daß die Gesetze denen Englands nicht widersprächen.

Später, im Jahre 1652, ist Williams noch einmal nach dem Mutterlande hinübergereis't. Es galt die Rücknahme unliebsamer und verkehrter Maßregeln zu erwirken, welche nach Abthuung des Königthums in England der Staatsrath der Republik, schlecht unterrichtet und von falschen Voraussetzungen ausgegangen, über Rhode-Island verhängt hatte. Auch diesmal vollzog Williams die ihm von seinen Mitbürgern übertragene Sendung mit glücklichstem Erfolge. Cromwell selbst half ihm dazu; denn der Gründer von Rhode-Island hatte die persönliche Bekanntschaft, die Achtung und Zuneigung des gewaltigen Mannes gewonnen. Schade, daß wir von den Gesprächen, welche die beiden mitsammen geführt, keine Kenntniß haben. Im Jahre 1653 ist Williams nach Providence heimgekehrt und hat, dem einmüthigen Wunsche seiner Mitbürger nachgebend, in den nächsten zwei Jahren die Verwaltung des jungen Staates als oberster Magistrat geleitet. Der erste Berather desselben blieb er auch nach seinem Rücktritt in den Privatstand und durch manchen Sturm, an mancher Klippe vorbei hat er noch das Staatsschiff geschickt und glücklich gelenkt. Ihm war vergönnt, von der Höhe eines rüstigen Greisenalters herab die Erfolge

der Arbeiten und Anstrengungen seiner Mannesjahre zu überschauen. Es waren gesegnete, früchtereiche, fernhinwirkende. Endlich ist der erlauchte Patriarch von Rhode-Island im Hochalter von 84 Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen (1683).

Roger Williams war kein Philosoph, kein Freidenker, welcher den letzten Gründen nachsuchte, das Warum des Warum zu finden strebte. Die himmelstürmende philosophische Mathematik seines großen Zeitgenossen Spinoza würde ihn, so er sie gekannt hätte, mit Entsetzen erfüllt haben. Er stand fest auf dem Boden des jüdisch-christlichen Mythus und nahm gläubig die Bibel für Gottes Wort. Niemals ist ihm beigekommen, diese angebliche Offenbarung der Analyse des gesunden Menschenverstandes, der Logik der Vernunft zu unterwerfen. Er war und blieb ein presbyterianischer Theologe, aber — merkwürdig zu sagen! — er zog aus seinen theologischen Prämissen keine theologischen, sondern humanistische Folgerungen. Gerade das macht ihn zu einer so eigenthümlichen, ja, chronologisch angesehen, einzigen Erscheinung. Allzeit streitfertig, hat er sein Lebenlang theologisch polemisirt und noch im höchsten Greisenalter gegen die Doktrin der Quäker geschrieben. Aber — glorreiche Inkonsequenz! — von Jugend auf bis zu seinem letzten Athemzuge bekannte er sich zu dem Grundsatz: In geistigen Dingen dürfen nur geistige Waffen gebraucht werden und darum ist alle und jede Anwendung von materiellen Gewalt- und Strafmitteln in Sachen des Denkens und Glaubens durchaus unstatthaft und verwerflich; niemand darf um des Gewissens willen verfolgt werden. Dieses große Princip der Toleranz, bestimmt, in der Entwickelung der menschlichen Civilisation eine ungeheure Revolution hervorzubringen, Roger Williams hat es zuerst mit klarem Bewusstsein verkündigt und mit heldischer Energie behauptet, — nicht aus den Vorstellungen seines theologisch eingeengten Kopfes, sondern vielmehr aus der heiligen Begeisterung seines liebevollen Herzens heraus. Sein ganzes Leben war ein Kampf gegen pfäffische Tyrannei

und er führte diesen hochedlen Kampf so, als ob — mit Lenau zu sprechen —

„Schon die Zukunft hörte rauschen
In der Ferne der Prophet."

Und wenn heute dieser prächtige Mensch wiederkäme, wie müßte er staunen über alles das Große, was seither seine Idee, sein Kämpfen, sein Leiden bewirkt haben auf Erden, insbesondere auf amerikanischer Erde! Einer der gewaltigsten Hebel der kolossalen Kraftentfaltung der Vereinigten Staaten ist ja die religiöse Toleranz geworden, deren Panier Roger Williams zuerst in der Wildniß aufgepflanzt hat. Es ist etwas vom Genius dieses hochherzigsten aller Pioniere in der ganzen Entwickelung des Amerikanerthums, etwas in ferne Zukunft kühn und siegessicher Hinausgreifendes. In eine Zukunft, wo die „Welt" Amerika heißen wird. Daher dieses scheinbar spielend leichte Bewältigen riesenhafter Probleme der Gegenwart, daher dieses wagnißfrohe Hinwegspringen über die bergehohen Bedenklichkeiten europäischer Philisterei. Seht euch beispielsweise nur die eine Thatsache an, daß dieser Teufelskerl von Unkle Sam inmitten des ungeheuren Wirrsals eines Bürgerkriegs von kolossalen Dimensionen sich's in den Kopf gesetzt hat, die Pacifikbahn zu bauen, daß er binnen wenigen Jahren dieses Riesenwerk schuf und, kaum mit demselben fertig, schon daran geht, noch verschiedene weitere Eisenstraßen vom atlantischen Ocean bis zur Südsee zu strecken, und haltet gegen diese Thatsache die europäischaltklug-engherzige und kleindenkend-philisterhafte vieljährige Mantscherei und Mauschelei, Zänkerei und Stänkerei in der Frage der Gotthardsbahn, welche doch im Vergleiche mit der Pacifikbahn nur ein Kinderspiel ist, und ihr werdet den Unterschied zwischen einer veraltenden und einer jungaufstrebenden Welt merken und werdet einsehen, wie prophetisch-richtig Platen sah und fühlte, als er schon im Jahre 1818 ausrief:

„Ja, nach Westen zieht die Weltgeschichte!"

Ninon de Lenclos.

Ewigjung und spiegelglatt und eben
Floß dies zephyrgleiche Leben.
Variante zum Schiller.

1.

Die Zeit der Demokratie ist noch nicht gekommen und dem nüchternen Beobachter könnte es mitunter scheinen, daß dieselbe niemals kommen werde. Denn nicht nur verlangt die Demokratie, wo sie mehr sein soll als ein Trugbild, einen intellektuellen und sittlichen Bildungsgrad der Massen, wie derselbe kaum jemals zu erreichen sein dürfte, sondern auch steht der Verwirklichung des demokratischen Gedankens — der thatsächlichen, nicht bloß papierenen Verwirklichung — die brutale Thatsache entgegen, daß die ungeheure Mehrzahl der Menschen, so, wie sie nun einmal sind, von Haus aus oder durch Gewöhnung oder in Folge gemeiner Berechnung knechtschaffen ist.

Die tausendfach mitleidswerthe, unter dem Joch der Nahrungssorgen keuchende, denkunfähige Menge, was weiß sie von Freiheit und was will sie davon wissen, kennen und haben? Nichts oder, wenn es hoch kommt, ein abenteuerlich ausstaffirtes und spektakelndes Zerrbild, statt der Göttin eine Mumba Jumba, welche die Sklaven, so sie in einem Anfall von Verzweiflungsmuth ihre Ketten zerbrochen haben, aus dem Fuselfaß der Zügellosigkeit tränkt, um die Berauschten mit Leichtigkeit wiederum fesseln zu können. Aber die Masse der „Gebildeten"? Oh, diese

wohlerzogenen Herren und Damen, sie verhalten sich zur Erscheinung der Freiheit wie der arme Faust zur Erscheinung des Erdgeistes. „Weh', ich ertrag' dich nicht!“ Und zu Boden geworfen durch ihre Majestät, vermag eine liebe liberale Mittelmäßigkeit den Angstblick nicht höher zu heben als bis zum Saume des Gewandes der Göttin, welcher allerdings häufig genug von Blut und Thränen trieft. Sie aber wendet sich verachtungsvoll von dem „furchtsam weggekrümmten Wurm“ der Bildungsphilisterei ab, wie der Erdgeist von seinem feigen Beschwörer, und dieser verfällt der Bestrickung durch Mephisto Konstitutionalismus, welcher verfassungsmäßigen Hokospokus mit ihm treibt und mittels allerhand parlamentarischer Gaukelei seinem Schützling einbildet, zu glauben, der liberale Bildungsphilister schiebe (d. h. regiere), während er in Wahrheit geschoben oder unter Umständen auch gestoßen (d. h. regiert oder auch despotisirt) wird.

Im Ernste zu reden, das konstitutionelle System, dieser zweischlächtige Bastard, dessen Vater der Betrug und dessen Mutter die Heuchelei, ist zwar eine häßliche, aber, wie es scheint, nothwendige Sprosse der unendlichen Leiter von Täuschungen und Enttäuschungen, mittels welcher die Menschheit mühsälig schneckenschrittlich zu Erkenntniß und Vervollkommnung emporklimmt. Die Gesellschaft muß durch diese Entwickelungsphase, durch diese Wüste, wo alles auf eine wechselseitige Berückung und Ueberlistung zwischen Krone und Kapital hinausläuft, hindurch, um zur Sehnsucht nach einem gesunderen und sittlicheren socialen Princip zu gelangen. Diese Sehnsucht wird und kann jedoch zunächst nur in wenigen auserwählten, klaren und energischen Geistern Wurzeln schlagen und Keime treiben, womit angezeigt ist, daß der Konstitutionalismus keineswegs, wie die Gedankenlosigkeit wähnt, zur Demokratie, sondern vielmehr zur Aristokratie führt. Zur wahren und wirklichen Aristokratie, welche, weil ganz wesentlich eine Ritterschaft des Geistes und der Thatkraft, mit dem Aristokratismus eines englischen Oberhauses nichts gemein hat, geschweige mit

dem kläglichen Pfuschwerk östreichischer, preußischer, bairischer u. s. w. Pairskammern. Diese Aristokratie der Zukunft wird die wahre und wirkliche Demokratie vorbereiten, vorausgesetzt, daß die letztere überhaupt eine Menschenmöglichkeit.

Aber die Möglichkeit, die Wahrscheinlichkeit der angedeuteten Gangart des Vorschritts der europäischen Gesellschaft wird kein Wissender bestreiten wollen. Denn wer seine Blicke auch nur auf die letzten drei Jahrhunderte betrachtend zurücklenkt, wird nicht anstehen, zu bekennen, daß die vorwärts treibende Bewegung eine rastlose und unaufhaltsame, sowie, daß die ein Zeitalter beseelenden Gedanken sich stets die Werkzeuge ihrer Verwirklichung zuzubereiten wussten.

So ein Werkzeug und zwar ein tüchtigstes war der große Kardinal Richelieu, einer der größten Revoluzer, welche jemals aufgestanden, ein wahrhaft epochemachender Mann. Die „rothe Eminenz“ unternahm genialisch ein Riesenwerk und führte es tapfer durch: — die Umformung des mittelalterlich-geistlichen Staates in den weltlich-modernen. Obzwar selber von Geburt ein Baron und von Stand ein Priester, zerbrach er kühn mit seiner unerbittlichen Eisenhand die Fesseln, womit Feudalität und Hierarchie die Menschen gebunden hielten, und die von ihm vollbrachte Gründung der modernen Monarchie, des absoluten Königsthums, sie konnte, so seltsam das heute klingen mag, sie musste bei der damaligen Zeitlage als ein entschiedener Herausschritt aus der Finsterniß ins Licht, aus der Knechtschaft in die Freiheit gelten, und zwar desshalb, weil der königliche Absolutismus zu seinem Bestehen zunächst eines neuaufkommenden socialen Elementes, des dritten Standes, der Bourgeoisie schlechterdings bedurfte. Mit dem Eintritt des dritten Standes in die weltgeschichtliche Bewegung that sich aber, wie bekannt, für diese das Thor einer neuen Entwickelungsbahn auf.

Nach dem Hingange des großen Staatsmannes, welcher, der erste, den socialpolitischen Gedanken der Reformationszeit begriffen hatte, versuchten zwar Junkerei und Pfafferei sein Werk wieder zu vernichten. Aber so tüchtig war es

begründet, daß die Hände eines Mazarin und einer Anne d'Autriche, vereinigt, stark genug waren, dasselbe gegen die Angriffe der Helden und Heldinnen der Fronde, welche nur eine schlechtdurchgeführte Travestie des mittelalterlichen Feudalismus gewesen ist, mit Erfolg zu vertheidigen. Der aalglatte Italiener und die indolente Spanierin waren mitsammen gerade die rechten Leute, um den Boden der französischen Societät für die Inthronisirung des absoluten Königthums vollends zu ebnen und herzurichten.

Wie alle dergleichen Uebergangsepochen, hatte auch die Zeit der mazarinischen Regentschaft und der Regierungsperiode Ludwigs des Vierzehnten eine Fülle von Gegensätzen aufzuweisen. Die verscheidende Feudalität und die aufwachsende Autokratie spielten in kontrastvollen Farben. Auffallen muß vor allem, daß ein gewisser religiöser Zug durch die ganze Gesellschaft ging, während daneben die Sitten der höheren Klassen von Stufe zu Stufe in den übelriechenden Morast einer allgemeinen Verderbniß hinabsanken. Was trieb, schob und stieß sich da alles durcheinander! Hier die frivole Anbequemungspraxis der Jesuiterei, dort die düsterfanatische Theorie des Jansenismus. Hier das glorreiche Banner des Zweifels, welches allzeit und überall der Menschheit auf ihrem Kulturgange voranweht, durch Descartes erhoben, dort der haarscharf zugeschliffene Stoßdegen oppositioneller Ironie in der Hand Pascals blitzend, und weiterhin die gewaltige Stimme Bossuets im Sinne katholischer Orthodoxie alle ketzerischen Regungen und Bewegungen scheinbar siegreich niederorgelnd. Sehr nur scheinbar freilich. Denn überall kündigte sich bei näherem Zusehen in dem Frankreich des 17. schon das Frankreich des 18. Jahrhunderts an. In den höchsten Luftschichten der geistigen Atmosphäre war schon etwas wie Voltaireismus, ja sogar ein Vorschmack von Jakobinismus. Denn seht, da zapft zwar die gute alte Jungfer Madeleine de Scudery aus dem Syrupfaß ihrer Phantasie unendliche Romane, in welchen Loyalität, Chevalerie, Courtoisie und Galanterie ganz in dem Sinne der strikten Lehre vom

unbedingten Despotismus, vom vergötterten Königthum gelehrt werden; aber zur selbigen Zeit schreibt Fénélon seinen Telemaque, worin der treffliche Erzbischof von Cambray gegen die Ausschreitungen und Zuchtlosigkeiten der unumschränkten Gewalt mit einer Kühnheit sich erhebt, daß man mitunter schon den Verfasser des Contrat social reden zu hören glaubt. Und wie viel religiösen, politischen und socialen Aberglauben hat „le bon homme“ Lafontaine weggelächelt!

Die Theilnahme an den Problemen der philosophischen und theologischen Spekulation, wie an der Bewegung der schönen Literatur, war in der damaligen französischen Gesellschaft eine sehr lebhafte. Drüben in Portroyal suchten Einsiedler und Einsiedlerinnen, über der wahnwitzigen Lehre von der Gnadenwahl und Verdammniß brütend, den schwarmgeistigen Gedanken der Möncherei des Urchristenthums zu verwirklichen. Hüben in Paris versammelten sich in den Salons der Hotels Rambouillet und Montmorency die „Gezierten“ (Précieuses), um Boileau's „Art poëtique“ zu diskutiren oder die Vorzüge und Mängel Corneille's und Racine's kritisch zu befraubasen. Das Thema war gewichtig genug, obzwar zu wetten ist, daß es in seiner Tiefe von diesen „preciösen“ Damen und Herren schwerlich gefasst worden. Corneille, in seinem Wesen noch ganz Romantiker, hat dem scheidenden Mittelalter nur das formale Gepräge der französischen Klassik aufgedrückt. Racine dagegen ist der Verherrlicher der modernen Absolutie und Despotie und doch auch schon ihr Züchtiger. Wenigstens sein Meisterwerk Athalie ist geradezu eine gegen die Tyrannei gerichtete dramatische Strafpredigt. Indessen veranschaulichen die Werke der beiden großen Tragiker trotzdem sehr deutlich den wesentlich aristokratisch-exklusiven Charakter der Literatur ihres Landes im 17. Jahrhundert. Anders Molière, in welchem man, obschon er ein Hofkomödiant war und zunächst nur zur Ergötzung der vornehmen Kreise schrieb, den großen Vorläufer und Wegbahner der wesentlich bürgerlich-oppositionellen Literatur des 18. Jahrhunderts zu erkennen und anzuerkennen hat.

Von einem läuternden und erhebenden, von einem wahrhaft civilisatorischen und sittigenden Einflusse, wie ihn z. B. die deutsche Klassik geübt hat, ließ freilich die reiche und glänzende Literatur Frankreichs im 17. Jahrhundert wenig oder nichts verspüren. Es war ein bewegtes, farbenhelles, reichkostümirtes, lustiges Leben; aber der Geist der Leichtfertigkeit und Lüderlichkeit ist mächtig gewesen unter Männern und Frauen. Leben und leben lassen! war die allgemeine Losung und so ließ man nicht nur die Ausschweifung, den Kynismus und die widernatürliche Sünde leben, sondern gewissermaßen auch das offenkundige Verbrechen. Es ist sehr charakteristisch, daß Madame de Sévigné am 17. Juli 1776 die Hinrichtung jenes Lasterbündels und Frevelknäuels, der Marquise de Brinvilliers, mit diesen Worten ihrer Tochter meldete: — „Enfin, c'en est fait, la Brinvilliers est en l'air; son pauvre petit corps a été jetté après l'exécution dans un fort grand feu et ses cendres au vent; de sorte que nous la respirerons, et par la communication des petits esprits, il nous prendra quelque humeur empoisonnante, dont nous serons tout étonnés.“ Man sieht, hier ist keine Spur von sittlicher Entrüstung, sondern nur der frivole Anlauf zu einem ziemlich frostigen Scherz.

Wenn man aber erwägt, daß eine der ehrbarsten französischen Damen ihrer Zeit, vielleicht geradezu die ehrbarste, also über den Ausgang einer schamlosen Metze und grauenhaften Giftmörderin sich auslassen mochte, so wird man es weniger befremdend finden, daß die berühmte Courtisane, welche ich jetzt vorführen will, im damaligen Paris die große Figur machen konnte, welche sie, ein sittengeschichtlicher Typus, wirklich gemacht hat [1]).

---

1) Die Materialien zu meiner Skizze sind aus diesen Quellen gezogen: — Marquise de Sévigné: Lettres, 8 vols. Leide et Maestricht 1736—75. Cardinal de Retz: Mémoires, 5 vols. Amsterdam 1718. Duc de Saint-Simon: Mémoires, collat. sur le manuscrit

2.

Anne de Lenclos, in der Blüthezeit ihrer Reize und ihres Rufes kurzweg Ninon, in ihren alten Tagen Mademoiselle de Lenclos genannt, ist am 15. Mai 1616 zu Paris geboren und daselbst am 17. Oktober 1705 gestorben. Sie hat demnach nahezu 90 Jahre gelebt, hat drei denkwürdigste Epochen der Geschichte ihres Landes mitgelebt: — das furchtbare und fruchtbare Regiment der rothen Eminenz, die mazarinische Regentschaft der Mutter Ludwigs des Vierzehnten und die Regierung des L'état-c'est-moi-Despoten. In der ersten dieser Epochen war sie geliebt — von der Blüthe der Modeherren, tapferen, glänzenden, zum Theil namhaften Seigneurs; in der zweiten gefeiert — als eine moderne Aspasia oder Leontion von Schön- und Freigeistern wie Scarron und Saint-Evremond; in der dritten geachtet — geachtet als das beste Vorbild feiner Sitte und vornehmer Lebenselegranz und sogar durch eine so äußerst vorsichtige Gleißnerin, wie die Maintenon gewesen ist, ausdrücklich als die trefflichste Lehrmeisterin der Geselligkeitskunst und des guten Geschmackes anerkannt. Selbst der Duc de Saint-Simon, welcher doch bekanntlich sehr wenig geneigt war, von irgendeinem menschlichen Wesen, welches unter dem Rang eines Herzogs oder Pair, gutes zu sagen, hat mit Wärme, ja fast mit Bewunderung sich ausgelassen: „Diese berufene Courtisane ist ein Beispiel, welche

original par M. Cheruel, 12 vols. Paris 1856; tome III. Scarron: Oeuvres. Amsterdam 1737, tom I, VIII. Tallemant des Réaux: Les Historiettes, publ. sur le manuscr. autogr. de l'auteur. 2. édit. Paris 1845, tome VII. Madame de Maintenon: Lettres, publ. par Beaumelle, 9 vols. Amsterd. 1756. Mad. de Motteville: Mémoires, 6 vols. Amsterd. 1739. Saint-Evremond: Oeuvres, 1753, tom. IV, V. Segrais: Mémoires et anecdotes (Oeuvres, t. II), 1737. Douxmesnil: Mémoires et lettres p. serv. à l'hist. d. l. vie de Mademoiselle de Lenclos, 1751. Walckenaer: Mémoires touchant la vie et les écrits de la Marquise de Sévigné. Paris 1841, t. I, II. Nouvelle Biographie générale. Paris 1859, t. XXX. p. 646.

Triumphe das Laster feiern kann, wenn es mit Geist getrieben wird und mit etlicher Tugend verquickt ist. Denn man darf sagen, daß Ninon, abgesehen von ihrer Schwäche (à la foiblesse près), tugendhaft und voll Rechtschaffenheit gewesen (qu'elle étoit vertueuse et pleine de probité). Sie war uneigennützig, verschwiegen und zuverlässig. Ihre Unterhaltung bezauberte. Sie war auch treu; denn sie hatte stets nur einen Liebhaber à la fois, und war sie seiner satt, so sagte sie es ihm offen und ehrlich."

So der gestrenge Duc. Schade, daß wir als Parallele kein so zusammenfassendes Urtheil über Ninon aus der Feder der Marquise de Sévigné besitzen. Es würde wohl etwas anders lauten, etwas sehr anders. Man muß aber auch gestehen, daß die gute Marquise alle Ursache hatte, über „la dangereuse Ninon", über „Ninon la courtisane" ungehalten zu sein. Madame war vierundzwanzigjährig, schön, geistvoll, tugendhaft, Mutter von zwei hübschen Kindern, als ihr Leichtfuß von Gemahl in die Nähe, d. h. in das Netz der „gefährlichen" Ninon gerieth, die doch schon vierunddreißig Jahre zählte und für Madame so zu sagen ein böser Genius wurde, der sie ihr Lebenlang quälte. Denn nachdem ihr die „Gefährliche" den Gemahl verführt hatte, verführte sie auch den Sohn, den Marquis Charles de Sévigné. Ja es geschah ein Unerhörtes; denn „cette vieille célèbre", wie Voltaire die Greisin Ninon nannte, flößte auch noch dem Enkel der armen Sévigné, dem Marquis de Grignan, eine zärtliche Neigung ein und so fing sie („captiva"), was in der Geschichte des Courtisanenthums sicherlich ganz einzig dasteht, drei Generationen von einer und derselben Familie. Das hieß jugendlich, frisch, reizend sein mit dreißig, mit fünfzig, mit siebzig Jahren. Ninon war in Wahrheit ein Phänomen und Madame de Sévigné besaß zu viel „Esprit", als daß sie dies nicht hätte erkennen und anerkennen sollen. Sie hat denn auch in späterer Zeit von der „Gefährlichen" mit einer gewissen Achtung gesprochen, wenn auch nur kurz und beiläufig, und dieselbe stets rücksichtsvoll Mademoiselle de Lenclos genannt.

Das göthe'sche Wort von der tief einschneidenden und lange nachwirkenden Macht der in frühester Jugend empfangenen Eindrücke findet auch auf Ninon Anwendung. Ihr aus der Touraine stammender Vater, ein Edelmann im Dienste des Duc d'Elbeuf, war ein so leichtfertiger Mensch als nur irgendein französischer Gentilhomme von damals. Den einzigen Vorzug, welchen er besaß, eine ungemeine Fertigkeit im Lautenspiel, übertrug er frühzeitig auf sein einziges Kind. Aber er übertrug auf Aennchen auch die eigenen frivolen Anschauungen und laxen Grundsätze; er gewöhnte das frühreifende Mädchen an ein abenteuerliches Fassen und Führen des Daseins. Als er eines nicht sehr ehrenhaft ausgefochtenen Duells halber, in welchem er seinen Gegner getödtet, aus Frankreich fliehen mußte, Frau und Tochter in bescheidenen, aber anständigen Vermögensverhältnissen zurücklassend, hatte seine Erziehungsmethode schon so gewirkt, daß die Bemühungen von Ninons Mutter Abra, einer tugendhaften und frommen Frau, die Kleine auf bessere Wege zu bringen, fehlschlugen.

Ninons leibliche und geistige Entwickelung war eine frühzeitige. Als sie, mit ihrem Zeitgenossen Tallemant des Réaux zu sprechen, „une fille grandette“ geworden, hatte sie das weltlich-skeptische Evangelium, wie es in den Schriften von Montaigne und Charron zu finden, schon vollständig inne. Sie besaß überhaupt eine nicht gemeine literarische Bildung oder hatte, wie man das im damaligen Paris ausdrückte, „beaucoup de lecture“. Schon war der Beweglichkeit und Schärfe ihres Geistes wegen ihr Gespräch gesucht; schon flogen Pfeile aus dem Köcher ihres kühnen und schlagfertigen Witzes durch die Salons. Meisterin auf der Laute, entzückte sie auch durch die unvergleichliche Grazie, womit sie den Modetanz jener Zeit, die Sarabande, zu tanzen verstand. Alle diese Vorzüge verschafften dem reizenden Backfisch Zutritt in die glänzendsten Gesellschaftskreise des Marais, damals, wie bekannt, das aristokratisch-modische Quartier der französischen Hauptstadt.

Ninon war keine jener sogenannten regelmäßigen Schön-

heiten, deren Name in der Regel Fadheit ist. Es herrscht sogar unter den gewichtigsten Zeugen keine Uebereinstimmung über die Frage, ob Mademoiselle überhaupt eine Schönheit gewesen. Ganz schroff stehen sich die Zeugnisse von Guyon de Sardière und von Tallemant gegenüber. Denn der erstere sagt: „Ninon war schön und war es immer; ihre Schönheit war vollkommen —“ der andere: „Viel Schönheit besaß sie niemals, aber allzeit viel Reiz (beaucoup d'agréments).“ Stellt man die überlieferten Nachrichten über Ninons Erscheinung unbefangen zusammen, so geben sie dieses Mosaikbild: — Hochgewachsen und schlank, war ihre Gestalt von vollkommen harmonischen Verhältnissen und waren ihre Formen von jener mäßigen Fülle, welche eine feste und dauernde Gesundheit verbürgt. Die Linien ihres Kopfes von tadellosem Oval, ihres Halses, ihres Nackens, ihrer Brust von blendender Weiße waren höchst anmuthig. Der Reichthum ihres kastanienbraunen Haares kontrastirte schön mit dem Tiefschwarz ihrer prächtig geschweiften Brauen, welche sich über großen, dunkeln Augen wölbten, deren stralenwerfendes Feuer durch lange Wimpern verschleiert und gemildert ward. Das Lächeln des rosigen Mundes mit den herrlichen Zähnen war von unbeschreiblicher Magie, welche nicht gemindert, sondern noch erhöht wurde durch einen Lacertenzug des Spottes, welcher sich allerliebst um die Mundwinkel schlängelte. Alle ihre Zeitgenossen haben an Ninon den seelenvollen Blick, das genialisch-belebte Mienenspiel und jene bezaubernde Anmuth der Haltung, des Gebarens und der Rede gepriesen, welche mit das Schönste und Beste an den Frauen ist, aber nicht eben im Besitze von gar vielen sich findet. Und auch eine andere frauliche Tugend besaß Mademoiselle in hohem Grade: — ihr Anzug war stets von eleganter Einfachheit und ausgesuchter Frische, dabei vollkommen decent.

Wunderlicher, aber für die Sitten jener Zeit sehr charakteristischer Widerspruch: — die Courtisane Ninon war als das Muster des Anstandes, des guten Geschmackes und

Tons in der besten Gesellschaft so unwidersprochen anerkannt, daß es der Maintenon zur Zeit, als sie schon im Begriffe war, die Frau des hochmüthigsten der Könige zu werden, keineswegs zum Tadel, sondern vielmehr zur Empfehluug gereichte, zur Zeit, als sie noch Frau Scarron gewesen, in so vertrauter Freundschaft mit Ninon gelebt zu haben, daß sie häufig in demselben Bette mit der Liebeskünstlerin geschlafen hatte. Diese sprach sich später mit gewohnter Kühnheit über die so hoch gestiegene Freundin also aus: „In ihrer Jugend ist sie tugendhaft gewesen aus Einfältigkeit. Ich wollte sie davon heilen, allein sie war zu gottesfürchtig." Die bekanntlich mit ihrer Erhöhung stets zunehmende Bigoterie der Maintenon hinderte diese übrigens keineswegs, mit der Courtisane in Verkehr zu bleiben und dieselbe noch im Jahre 1679 brieflich aufzufordern: „A donner de bons conseils à mon frère."

Man hatte überhaupt damals von feinem Takt und gutem Tone Vorstellungen, welche uns mitunter absonderlich genug vorkommen. Damen von vollendeter Bildung und untadeligster Lebensführung — es gab deren, namentlich in letzterer Beziehung, freilich nur sehr wenige — ließen Worte ausgehen, welche mehr drastisch oder witzig als verschämt oder prüde waren. Sehr viele Ausdrücke, von welchen die ehrbare und hochgebildete Sévigné ohne irgendein Bedenken in ihren Briefen Gebrauch machte, lassen sich jetzt gar nicht mehr nachschreiben. Aber das folgende Witzwort der genannten Dame läßt sich erzählen. Sie hatte sich durch das Andringen aufrichtiger Freunde um ihrer Kinder willen bewegen lassen, ihrem lüderlichen Gemahl, dem Marquis Sévigné, die Verfügung über ihr beigebrachtes bedeutendes Vermögen gesetzlich zu entziehen. Kurz darauf ließ sie sich aber doch wieder herbei, für eine Anleihe von 50,000 Thalern, deren der Marquis bedurfte, die Bürgschaft zu übernehmen, und als einer ihrer Freunde tadelnd zu ihr sagte: „Madame, eine verständige Frau sollte niemals so große Summen auf den Kopf ihres Mannes setzen"

— gab die liebenswürdige Getadelte rasch zur Antwort: „Bah, falls ich nichts anderes auf den Kopf meines Mannes setze, wer kann mir's übelnehmen?"

3.

Ihr bescheidenes, aber ausreichendes Erbtheil setzte Ninon in den Stand, anständig zu leben, und sicherte ihr die Unabhängigkeit, deren sie bedurfte, um die freie Liebeskünstlerin darzustellen. Trotz ihrer persönlichen Uneigennützigkeit, welche unbestritten ist, stand sie jedoch nicht an, gelegentlich tief in die Börsen ihrer reichen Verehrer zu greifen, wenn es sich darum handelte, ihrem großmüthigen Hange zum Geben und Schenken genugzuthun, einem Hange, welcher sie zur Abgöttin der Bettler von Paris machte. Das Stadtgespräch theilte die Verehrer der Courtisane in drei Klassen ein: — in Zahler, Märtyrer und Begünstigte („payeurs", „martyrs" et „favoris"). Die Mitglieder der ersten Klasse brachten es keineswegs immer, sondern sogar nur selten dazu, Mitglieder der dritten zu werden. Die Märtyrer waren Tantalusse, welchen Ninon eine unverbrüchlich treue, dauernde und aufopfernde Freundschaft widmete, ohne aus der Freundin eine Geliebte, d. h. eine liebende Geliebte zu werden.

Wenn so ein armer Schmachtbruder darnach trachtete, aus einem „Martyr" ein „Favori" zu werden, pflegte ihm Mademoiselle vertröstend zu sagen: „Attends mon caprice!" — aus welchem Trostworte wiederum recht deutlich zu ersehen, daß die französische Sprache in Wahrheit eine „galante" ist; denn sinngetreu verdeutscht wäre das Wort nur eine plumpe Zote. Den Ausdruck „Caprice" gebrauchte Ninon auch gleichbedeutend mit Liebschaft oder mit Liebhaber. So sagte sie: „Ich bin jetzt an meiner achtzehnten, zwanzigsten,

fünfundzwanzigsten Caprice." Uebrigens wusste sie Bewerber, welche ihr zuwider waren, gar hübsch abfahren zu lassen und ihnen das Wiederkommen zu verleiden. Der lüderliche Urenkel des lüderlichen vierten Heinrichs, der Großprior von Vendôme, welcher schlechte Verse und ungeheure Schulden machte, bewarb sich um Ninons Gunst und sandte ihr, nachdem er erkannt hatte, daß der „Liebe Müh' umsonst", die beleidigenden Vierzeilen zu: —

„Indigne de mes feux, indigne de mes larmes,
Je renonce sans peine à tes faibles appas;
Mon amour te prêtait des charmes,
Ingrate, que tu n'avais pas" —

worauf Mademoiselle dem unverschämten Erzschuldenmacher umgehend mit dieser Antwort diente: —

„Insensible à tes feux, insensible à tes larmes,
Je te vois renoncer à mes faibles appas;
Mais si l'amour prête des charmes,
Pourquoi n'en empruntais-tu pas?"

Kleinhändler mit sittengeschichtlichen Kuriositäten haben darüber gestritten, wer das ungestüme Feuer von Ninons Temperament zuerst angefacht habe. Die einen behaupten, ein tapferer Kavalleriehauptmann, Sieur de Saint-Etienne, sei der Verführer der kaum Vierzehnjährigen gewesen, welcher er die Ehe versprochen habe; die andern, der Graf Gaspard de Coligny, später Herzog von Chatillon, habe sie um ihre Unschuld betrogen. Einem Gerüchte zufolge, welchem Segrais sowohl als Voltaire thatsächliche Bedeutung beilegten, wäre Demoiselle Anne de Lenclos von einem Manne höchsten Ranges verführt worden, vom Kardinal Richelieu, und zwar i. J. 1632, als sie, von väterlicher und mütterlicher Seite Waise geworden, gerade ihr sechszehntes Jahr vollendet hatte. Marion de Lorme, Ninons berüchtigte Vorgängerin in der Rolle der ersten Courtisane ihrer Zeit und ihres Landes, soll dabei die Kupplerin gemacht und ihrer Nachfolgerin vonseiten des Kardinals als Preis der ersten Gunstgewährung 50,000 Thaler angeboten haben. Schon dieser Umstand macht die Sache sehr zweifelhaft; denn die rothe

Eminenz ging, wie mit den Geldern des Staats, so auch mit den eigenen sehr haushälterisch um und wusste ihren „Capricen" in weit wohlfeilerer Weise genugzuthun.

Gewiß ist, daß Ninon im Alter von sechszehn Jahren ihre selbstständige Stellung in der pariser Gesellschaft nahm und dafür sorgte, daß die Skandalchronisten und Skandalchronistinnen, welche über die lange Reihenfolge von Mademoiselle's „Zahlern", „Märtyrern" und „Favoriten" förmlich Buch führten, sattsame Arbeit bekamen. Dessenungeachtet hatte die exklusive Gesellschaft des Marais gegen die leichtfertige Schöne erst dann etwas einzuwenden, als diese, verleitet durch ihre drei sich ablösenden Liebhaber Miossens, Charleval und D'Elbène, sich beigehen ließ, ihren lustigen Lebenswandel mit den Flittern einer epikuräisch-freigeistigen Philosophie zu verbrämen. Denn die „Gesellschaft" ist zwar allzeit geneigt, die Kühnheit des Lasters, nie aber, die Kühnheit des Denkens zu verzeihen. Und dies ist ganz in der Ordnung, weil es auch der ordinäre Mensch allenfalls dazu bringen kann, in dem Sumpfe der Ausschweifung mit etwelchem Anstand herumzuplatschen, nicht jedoch dazu, auf den Schwingen des Gedankens in den Aether der Freiheit sich zu erheben.

Mesdames les „Precieuses" im Marais fanden demzufolge, daß die schöne Lautenschlägerin und graziöse Sarabandetänzerin doch allzu emancipirt sei, und gaben sich große Mühe, die „gottlose" Konkurrentin, um welche sich die glänzendste Jugend und das reichste Alter Frankreichs in lärmendem Wetteifer huldigend drängten, loszuwerden, zunächst wenigstens aus dem aristokratisch-modischen Quartier. Darauf bezieht sich der von Scarron gedichtete „Adieu au Marais", worin der boshafte Lahme Ninon also anredete: —

„Adieu, bien que ne soyez blonde,
Fille dont parle tout le monde,
Charmant esprit, belle Ninon.
La maitresse d'Agamemnon
N'eut jamais rien de comparable
A tout ce qui vous rend aimable,

Était sans voix, était sans luth,
Et mit pourtant les Grecs en rut:
Tant est vrai que fille trop belle
N'engendre jamais que querelle."

Die kecke Liebeskünstlerin machte sich aber nichts aus den Ränken und Schwänken der Gezierten und Ungezierten und fuhr fort, den tugendhaften und lasterhaften Damen der großen Welt mannigfaltiges Aergerniß zu bereiten. Da erinnerten sich ihre Feindinnen, daß Ninon eine adelige „Demoiselle" und als solche, den Anschauungen der Zeit gemäß, der Sittenpolizei des Hofes unterstellt sei. Man erwirkte also bei der Königin-Regentin Anne d'Autriche, daß ein Befehl an Ninon erginge, sich in ein Kloster zurückzuziehen. Sie las diese „Lettre de cachet" und sagte dann ernsthaft zu dem Gefreiten, welcher dieselbe gebracht hatte: „Mein Herr, maßen die Königin die Güte hat, mir die Wahl des Klosters anheimzustellen, so werde ich mich in das der Kapuziner begeben." Der verblüffte Gefreite hinterbrachte diese Lencloserie der Königin und diese soll den Spaß so belustigend gefunden haben, daß sie Mademoiselle in Ruhe ließ. Einer andern und bessern Lesart zufolge hätte es der Dazwischenkunft so mächtiger Verehrer Ninons, wie die Ducs de Candale und Mortemart und der Prinz von Condé waren, bedurft, um sie vor dem Kloster zu bewahren. Es kennzeichnet die Sitten von damals, daß Condé, der Sieger von Rocroi, zur Zeit, wo Ninon von der königlichen Ungnade bedroht war, eines Tages, als seine Karrosse auf dem Korso dem Wagen der Courtisane begegnete, halten ließ, ausstieg und inmitten des Gedränges der Modewelt mit entblößtem Haupte die Schöne begrüßte. Vor gänzlicher Beilegung des Klosterhandels war noch davon die Rede gewesen, Ninon in das Haus der „reuigen Jungfern" (filles repenties) zu sperren. „Das wäre doch sehr ungerecht — spottete sie — maßen ich weder mehr Jungfer noch schon reuig bin."

Um jedoch ihre vornehmen Nebenbuhlerinnen nicht zu weiteren Feindseligkeiten zu reizen, übersiedelte Mademoiselle

aus dem Marais nach dem Faubourg Saint-Germain. Einige Zeit nachher dachte sie sogar an eine Uebersiedelung in die Neue Welt. Sie war nämlich wiederum in einen verdrüßlichen Handel verwickelt worden. Mehrere junge Seigneurs speis'ten eines Tages während der Fasten bei ihr. Einer der Gäste warf einen Geflügelknochen zum Fenster hinaus und dieser knöcherne Beweis des Nichtfastens fiel unglücklicher Weise dem vorübergehenden Pfarrer von Saint-Sulpice auf die Nase. Seine beleidigte Hochwürden stieß sofort gewaltig in das heilige Religionsgefahrbockshorn und seine Herren Confratres wussten das gegen den Glauben und die Moral begangene Hühnerknochenattentat so erschrecklich aufzustaffiren, daß bei Hofe abermals und zwar sehr ernstlich von der Einklosterung Ninons die Rede war. Gerade damals (1651) florirte in Paris eine Schwindelaktienkompagnie — das Thätigkeitswort „schwindeln" ist bekanntlich zu allen Zeiten eifrigst konjugirt worden — welche an den Ufern des Amazonenstroms und des Orinoko das wahre „El Dorado" entdeckt haben wollte und mit dieser Entdeckung glücklich ein Auswanderungsfieber grassiren machte, welches sogar den lahmen Scarron ergriff, so sehr, daß der arme Teufel von Poet seine mühsälig gemachten kleinen Ersparnisse auf Nimmerwiedersehen in den Schlund des Eldoradoschwindelpuffs warf. Mit ihm zugleich wollte auch Ninon sich einschiffen, allein zum Glücke für beide verzögerte sich ihre Einschiffung zufälliger Weise so lange, bis Nachrichten von dem unsäglichen Elend einliefen, welches eine erste Schar von Auswanderern in dem Goldparadies am Orinoko gefunden, und inzwischen war es Mademoiselle oder ihren Verehrern auch gelungen, mittels Geldes das Hühnerknochenskandalum zu vertuschen.

Ninon dachte nicht mehr daran, das lustige Paris zu verlassen, sondern verließ nur einen Liebhaber um den andern. In diese Zeit fällt ihre flüchtige Caprice für den Gemahl der Sévigné, an dessen Stelle sehr bald der Marquis de Rambouillet kam. Diesem schrieb sie: „Ich glaube, daß ich dich drei Monate lieben werde, was für mich eine Ewig-

keit ist (c'est l'infini pour moi)." Unter den gleichzeitigen „Märtyrern" der Liebeskünstlerin stößt uns ein Abbé de Pons als nennenswerth desshalb auf, weil dieser würdige Priester das Original von Molière's Tartuffe gewesen sein soll. Als der Heuchler Mademoiselle seine Liebe erklärte und sie sich über ihn lustig machte, berief er sich darauf, daß ja auch verschiedene Heilige zärtlichen Gefühlen sehr zugänglich gewesen seien. Im übrigen war diese Zeit von 1645—55 die rechte Glanzperiode von Ninons Courtisaneschaft. Sie wurde in Prosa und in Versen gefeiert. In Prosa, indem man ihre „Honnêteté" pries, „parce qu'elle n'avait jamais plusieurs amants à la fois." In Versen, von denen die folgenden zu den am wenigsten feurigen, aber mittheilbarsten gehören: —

„Ah! Ninon, de qui la beauté
Méritait une autre aventure,
Et qui devait avoir été
Femme ou maitresse d'Epicure.

Je me sens foncé jusqu'au vif,
Quand mon âme voluptueuse
Se pâme au mouvement lascif
De ta sarabande amoureuse.

Socrate et tout sage et tont bon
N'a rien dit qui des dits égale;
Auprès de toi le vieux barbon
N'entendait rien à la morale."

Es war damals in Paris noch nicht Stil, die Prostitution mit dem Nimbus romantischen Brillantfeuers zu umgeben und Courtisanen als „Fleurs de Marie" oder unter ähnlichen seraphischen Namen so zu sagen heilig zu sprechen. Keinem der Poeten, welche die Ninon besungen haben, ist es eingefallen, sentimentalisch und pathetisch von ihr zu reden. Sie suchten im Gegentheil gar nicht zu verbergen, daß der Gegenstand ihrer Huldigungen eben doch eine Hetäre, zu deren Füßen man auch wohl einen derben Brocken Kynismus hineinwerfen dürfe, ohne be-

fürchten zu müssen, daß sie darüber stolpern würde. Dennoch hätten die Scarron, Saint-Evremond und Konsorten wenigstens einmal Gelegenheit gehabt, in pathetischem Tone von Mademoiselle zu singen und zu sagen.

Wunderlicher Weise nämlich wurde Ninons letzte „Caprice", welche eine so zu sagen officielle Einregistrirung gefunden, für sie zu einer Passion, ja zu einer wirklichen Leidenschaft im deutschen Sinne. Sie hatte ihr dreißigstes Jahr schon um mehrere Jahre überschritten, als sich der Marquis de Villarceaux um ihre Gunst bewarb und zwar mit solchem Erfolg, daß aus der leicht- und heißblütigen Genußkünstlerin ein warm und wahrhaft liebendes Weib wurde. Als den Geliebten eine heftige Krankheit befiel, schnitt sie sich ihre wunderschönen Haare ab, zum Zeichen, daß sie nicht ausgehen und niemand empfangen wollte, bevor er genesen. Sie hatte von Villarceaux einen Sohn und eine Tochter und man erzählt, daß der Sohn, als er zu mannbaren Jahren gekommen, heftig in seine Mutter, die er nicht als solche kannte, sich verliebt habe. Als sie ihm aber das Geheimniß seiner Geburt offenbart, habe er sich verzweiflungsvoll den Tod gegeben. Es läßt sich für dieses tragische Nachspiel zu Ninons Liebschaft mit Villarceaux kein fester Beweis beibringen und viel besser bezeugt ist ein komisches Zwischenspiel in diesem Drama. Der Präceptor der legitimen Söhne des Marquis nahm nämlich eines Tages in Gegenwart ihrer Mutter, der Frau Marquise, ein Examen mit den Knaben vor. Er fragte die Jungen: „Quis fuit primus monarcha?" Antwort: „Nimrod." Fr.: „Quem virum habuit Semiramis?" Antw.: „Ninum." „Was, Ninon?" schrie die mit Recht eifersüchtige Marquise wüthend. „Pfui, was bringen Sie den Knaben für Unflätereien bei!" .....

Die Franzosen sprechen, wie bekannt, von dem 17. Jahrhundert nie anders als von dem „großen" par excellence, wie sie auch noch nicht aufgehört haben, Ludwig den Vierzehnten, den abscheulichen Despoten, mit Emphase den „großen König" zu nennen. Einer jener französischen

Boudoir-Historiker, wie das zweite Empire sie hervorbrachte, Monsier Renée, hat auch kecklich behauptet, die Lüderlichkeit von damals oder, wie er sich zarter ausdrückt, die „Unordnung in den Passionen und Sitten", habe die Charaktere nicht erniedrigt, die Gefühle nicht vergiftet. Wirklich? Aber wie ist es denn gekommen, daß die französische Aristokratie sich zur unterthänigen und niederträchtigen Hoflakaienschaft, als welche sie unter dem vierzehnten Ludwig erscheint, zähmen ließ? Und war es etwa ein Merkmal vom Vorhandensein edler Gefühle, daß die Herren und Damen des „großen" Jahrhunderts, wie Monsieur Renée selber ausgeführt hat, mitunter nur eine Bande von Moglern und Moglerinnen gewesen sind? Was für eine bodenlose Zuchtlosigkeit und welche erzstirnige Ruchlosigkeit im Schoße der französischen Gesellschaft von damals großgewachsen, bezeugt sattsam das Ausbersten von socialen Pestbeulen, wie der Proceß der Marquise de Brinvilliers eine und der Proceß der Hebamme La Voisin (1680) eine andere gewesen, — das Ausbersten von Pestbeulen, welche furchtbar bewiesen, daß die Messalinen und Lokusten des antiken Roms im modernen Paris wieder aufgelebt waren.

Der verzauberte Kurfürst.

My Muse by no means deals in fiction,
She gathers a repertory of facts,
And that's one cause she meets with contradiction:
For too much truth, at first sight, ne'er attracts;
And were her object only wath's call'd glory,
With more ease too sh'ed tell a different story.

Byron.

1.

Donnerstags den 12. April 1694 ging vom sogenannten fürstenbergischen Hause an der Elbebrücke aus ein prächtiger Leichenzug durch die Straßen von Dresden.

Schwarz gekleidet, mit Ober- und Untergewehr bewaffnet, bildete die Bürgerschaft der Hauptstadt von Kursachsen Spalier, wie ihr „bei Strafe" befohlen worden war. Sie mussten lange stehen und warten, diese guten, geduldigen, in echtlutherischer Gottes- und Fürstenfurcht gezeugten, geborenen und erzogenen Bürger von Dresden; denn erst zur achten Abendstunde setzte sich der Leichenkondukt in Bewegung in dem Scheine der an den Straßenecken lodernden Wachtfeuer und der von acht zu acht Schritten längs der Straßen brennenden Pechfackeln.

Den Zug eröffneten sechs Hofdiener in langen schwarzen Mänteln, weiße Wachsfackeln tragend. Folgten zwei Marschälle mit schwarzen Stäben. Diesen zweiundsechzig Schüler mit langen Flören und weißen Wachslichtern. Dann kam der Hausstand der Verblichenen: Hofmeister, Stallmeister,

Kammerjunker, Pagen, Lakaien, der „Kammermohr" und der „Kammertürke", alle langbemantelt und in einer wahren Wolke von Flor wandelnd. Hinter diesem Gesinde der sechsspännige Leichenwagen, mit fürstlichem Pomp geschirrt und geschmückt. Wappenschilde hingen an beiden Seiten des mit schwarzem Sammet überzogenen Sarges. Dem Leichenwagen zur Seite schritten Hofherren mit weißen Wachsfackeln und hintendrein ritten zwei Marschälle. Hierauf folgte die vergoldete Staatskarrosse, in welcher der Kurfürst Johann Georg der Vierte in tiefer Trauer saß. Neben der Karrosse gingen sechszehn Trabanten mit schwarzen Hallbarten, von welchen silberne Trobbeln niederhingen. Wieder zwei Marschälle. Dann der Bruder des Kurfürsten, der Herzog Friedrich August, später als August „der Starke" Europa mit dem Rufe seiner Laster erfüllend, in sechsspänniger Kutsche, von Wachslichter tragenden Trabanten und Pagen umgeben. Abermals zwei Marschälle. Hierauf der Oberhofmarschall von Haugwitz in zweispänniger Kutsche, der Kammerherr von Neitschütz in einem schwarzüberzogenen Einspänner, vierundfünfzig zweispännige Wagen, angefüllt mit Kavalieren und Hofleuten; endlich zum Schlusse sechs Lakaien mit Fackeln.

Alle Glocken der Stadt begannen zu läuten, sowie die Procession sich in Bewegung setzte. Bei ihrem Vorüberkommen präsentirten die Bürger das Gewehr. Sie ging über den Neumarkt und von da durch die große Frauengasse und die große Brüdergasse in die Sophienkirche. Hier wurde der Sarg vor dem Altar niedergesetzt, um unter Choralgesang „eingesegnet" zu werden. Dies geschehen, wurde er in das Gruftgewölbe hinter dem Altar gebracht, wo verschiedene Mitglieder der kurfürstlichen Familie bestattet worden waren.

Und wem zu Ehren wurde denn dieser Begräbnißprunk aufgewendet? Wer war die Todte, welche man so pomphaft in eine Fürstengruft geleitet hatte?

Eine Metze.

2.

Wollen wir Deutschen an der Geschichte unseres Landes Freude haben, so müssen wir uns vorzugsweise an die kulturhistorischen Kapitel derselben halten. In diesen treten die herrlichen Gaben und edlen Eigenschaften unseres Volkes leuchtend hervor: die hohe Intelligenz, die rege Phantasiethätigkeit, das reiche Gedankenleben, der stille Fleiß, die unermüdliche Arbeitslust, die pflichtbewusste Wirthschaftlichkeit und der strenge Ordnungssinn — alles durchzogen von jenem poetischen Hauche, welcher in dem vielverspotteten und doch einzigschönem Worte „Gemüth“ seinen sprachlichen Ausdruck gefunden hat. Dieses Seelenvolle, dieses „Gemüthliche“ der deutschen Kulturarbeit war es auch, welches dieselbe über rassenhafte und nationale Beschränktheit hoch hinweggehoben und weit hinausgetragen und dem Deutschthum im Hochsinne seiner Bedeutung einen wesentlich weltbürgerlichen Charakter verliehen hat. Alle unsere wahrhaft großen Männer, unsere wirklichen Helden waren Weltbürger.

Zu solchen sie zu machen half allerdings auch der Anblick der einheimischen staatlichen Zustände. Wen hätte das Bild des Heiligen-Römischen-Reichsweichselzopfes nicht anwidern sollen? Statt in dem Krähwinkel der engen Heimat Philister zu sein, wollten denkende, wissende und fühlende Menschen in dem Idealstaate der weiten Welt Bürger werden. Aus der jammerhaften Knechtseligkeit deutschkleinstaatlicher Wirklichkeit retteten sich die Lessing und Kant, Göthe und Schiller in die Freiheit eines kosmopolitischen Wolkenkuckukheims.

Die Lesung der politischen Geschichte unseres Landes ist für einen Deutschen von Geist und Herz eine Marter. Falls der gute Abbé Grégoire diese Geschichte gekannt hätte, würde er seinen berühmten Spruch „L'histoire des rois est le martyrologe des peuples“ — zweifelsohne also ins Deutsche übersetzt haben: — Die Geschichte der deutschen

Staaten und Stäätchen ist durchschnittlich nur die Skandalchronik der Laster und Frevel der deutschen Despoten und Despötchen. In den unendlichen Reihenfolgen von deutschen Fürsten und Fürstlein fällt das ermüdete Auge selten auf einen, auf dessen Person und Thun es mit Wohlgefallen ausruhen kann. Es ist denkwürdig, zu sehen und zu sagen, daß und wie in der Regel die guten Gaben, Vorzüge und Tugenden der deutschen Rasse auf den oberen und obersten Sprossen der socialen Leiter mehr und mehr, ja ganz und gar sich verloren haben. Dem dünkelhohlen und schamlosen Uebermuthe droben entsprach dann die niederzüchtige und schamlose Unterthänigkeit drunten. Zwischen diesen beiden Extremen mitteninne hielten sich in zwei unter sich wiederum scharf getrennten Abstufungen ein bettelhafter Hof- oder roher Krautjunkeradel und ein verkrähwinkeltes Spießbürgerthum.

Die sogenannte Reformation des 16. Jahrhunderts hat auf das staatliche Leben Deutschlands keineswegs verjüngend und veredelnd eingewirkt. Das Lutherthum ist von seiner dogmatischen Fixirung an, welche etwa mit dem Aufenthalte seines Stifters auf der Wartburg zusammenfällt, eine Doktrin der Knechtschaffenheit gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben. Ein in der Wolle gefärbter Lutheraner kann niemals ein freier Mensch und Bürger werden. Die lutherische Bonzenschaft ist darum der Freiheit des Menschen und dem Selbstbestimmungsrechte der Völker noch gefährlicher als die römische. Die Muckerei entmenscht, entbürgert und versklavt die Leute noch viel nachhaltiger als der Ultramontanismus. Katholische Franzosen, Italiker, Spanier können vielleicht mit der Zeit Republikaner werden, preußische Stocklutheraner und schwäbische Pietisten niemals.

Eine Vergleichung der protestantischen Höfe des 16. und 17. Jahrhunderts mit den katholischen zeigt die Fabel von dem veredelnden Einfluß der Reformation sofort als solche auf. Hat es jemals einen jesuitischeren Politiker gegeben, als der „Hort des Protestantismus", Moriz von

Sachsen, einer gewesen ist? Seine Tochter Anna, welche der schweigsame Oranier zu heiraten so unglücklich war, machte sich als die größte Söfferin ihrer Zeit verrühmt. Die „alamodische“ Ausländerei, das aus Sodom stammende „welsche“ Laster, die rasende Vergeudung, das französische Maitressenwesen — alle diese Zuchtlosigkeit fand an den protestantischen Höfen Deutschlands noch früher Aufnahme und eifrigere Pflege als an den katholischen. Der Kurfürst Joachim der Zweite von Brandenburg war der erste deutsche Fürst, welcher die Kebsenwirthschaft schon ganz im Stile des „Hofes der Lilien“ trieb. Am Hofe von Kassel ging um 1615 eine Lüderlichkeit im Schwange, welche mit teutonischer Rohheit parisische Raffinirtheit vereinigte. Eine geradezu schweinische Völlerei tobte etliche Jahre früher am Hofe des Kurfürsten Christian des Zweiten von Sachsen, den die Unzucht zum Krüppel gemacht hatte und der sich schließlich zu Tode soff. Am Hofe von Hannover nahm das Galanterie-Stück Graf von Königsmark und Kurprinzessin Sophia Dorothea im Jahre 1694 einen grausenhaften Ausgang. Wo blieb denn, darf man billig fragen, in alledem die aus der angeblichen „Vertiefung“ des religiösen Sinnes entsprungene vielgepriesene „sittlichkräftigende“ Wirkung der Reformation? Die Wahrheit ist, daß jeder Vorschritt zu einer vernunftgemäßeren Anschauung wie zu einer geläuterteren sittlichen Lebensführung dem protestantischen Christenthum ebenso tapfer abgekämpft werden mußte wie dem katholischen.

In demselben Jahre, wo im Schlosse von Hannover der Buhler der Kurprinzessin auf Betreiben der Maitresse des Kurfürsten (Gräfin von Platen) seine „galante“ Laufbahn in einer Blutlache endigte, gab in Dresden das Ableben der kurfürstlichen Maitresse das Signal zum Ausbersten eines Skandals, welches ebensosehr die Sittenlosigkeit als den simpelhaften Afterglauben der vornehmen Kreise bloßlegte.

3.

Am 8. Februar von 1675 wurde dem Herrn Rudolf von Neitschütz von seiner Frau Ursula Margaretha von Haugwitz ein Töchterlein geboren, welches den Namen Magdalena Sibylle erhielt [1]). Die Kleine wuchs in Dresden auf und kam in Folge der Stellung ihres Vaters, welcher unter dem Kurfürsten Johann Georg dem Dritten Generalwachtmeister und Kommandant der Reitergarde war, von Kindheit an in häufige und vertrauliche Beziehungen zum Hof und zu den höfischen Kreisen. Der Herr von Neitschütz war allem nach ein Baron im lateinischen Sinne des Wortes und geht uns weiter nichts an, maßen er sich in das Listen- und Lüsteleben seines Weibes und seiner Tochter nicht gemischt hat [2]). Frau Ursula Margaretha dagegen ist eine Charakterfigur der aristokratischen Sittenverderbniß von damals. Galant, intrikant, kupplerisch und habsüchtig verband sie mit diesen Eigenschaften den rohesten Aberglauben. Selbstverständlich jedoch war sie, obzwar ein wahres Laster von Weib, geehrt und beschmeichelt, so lange ihre Glückstage währten, und ebenso selbstverständlich suchten sich die Menschen für die eigene Gemeinheit an ihr zu rächen, so-

---

1) C. Chr. C. Gretschel: Geschichte des sächsischen Volkes und Staates, 1841 fg. Lettres historiques 1794. J. Fr. Klotzsch: Sammlung vermischter Nachrichten zur sächsischen Geschichte, 10 Bd. 1775. Büsching: Magazin für n. Historie und Geographie, Bd. 8, S. 461 fg. Hasche: Magazin, Bd. 3. Journal für Deutschland, Jahrg. 4, S. 304 fg. Schletter: Annalen der Kriminalrechtspflege, Jahrg. 1849, Decemberheft. Bülau: Geheime Geschichte und räthselhafte Menschen, Bd. 3, S. 1 fg. Vehse: Geschichte der deutschen Höfe, Bd. 31.

2) Bei Büsching heißt er ein Mensch „von gar schlechten Qualitäten", welcher, was er geworden, durchaus nur dem Einflusse seiner Frau bei Hofe zu verdanken hatte. Anderwärts wird er ein „stattlicher Kavalier" genannt, welcher gut zu „courtisiren, zu turniren und zu bankettiren" verstand.

wie sie von der dem Missgeschicke Verfallenen nichts mehr zu hoffen und nichts mehr zu fürchten hatten. Dann machte sich der Klatsch in seiner ganzen Unerbittlichkeit über sie her und beschuldigte sie unter anderem auch, die Buhlerin des Kurfürsten Johann Georgs des Dritten gewesen zu sein und von diesem ihre Tochter Magdalene Sibylle empfangen zu haben — eine Beschuldigung, welche wohl nur aus der Begierde erfloß, die Skandalgeschichte dieser Tochter zu einer himmelschreienden zu superlativisiren, indem man die Kebse Johann Georgs des Vierten zu seiner Schwester machte.

Die junge Sibylle — (Billchen hieß sie in der Familie und wurde sie später auch von ihrem kurfürstlichen Liebhaber genannt) — wurde von ihrer Mutter ganz im Sinn oder Unsinn der französischen Galanterie erzogen, welche vom bourbonischen Hofe her ihre verpestenden Miasmen über Europa ausströmte. Das Resultat entsprach der Methode. In einem plastisch gebauten, wie zur Wollust geschaffenen, frühzeitig, ja vorzeitig entwickelten Körper eine leichte, lockere, lüsterne Seele, ohne alle höhere Bildung, nicht einmal des allergewöhnlichsten Liebebriefsstils mächtig, ganz ohne sittlichen Halt, gemeindenkend, nur auf materiellen Luxus und sinnliches Vergnügen gerichtet, war das dreizehnjährige Nichtkind eine vollendete Kokette, welche statt mit Puppen mit Liebhabern spielte und zwar — mit einem unserer mittelalterlichen Novellisten in Versen zu reden —

„als man in der werlde pflit
ze spilen mit der minne".

Sibylle war schön, aber schön wie die Sünde. Ihre Schönheit war das Gegentheil von Mädchenhaftigkeit. Ihre Stirne war hübsch gebaut, aber man sah derselben leicht an, daß auf ihr niemals die „holde Scham" gethront

„Mit jenem weichen Schmelz, der wie ein Duft von Rosen
Um keusche Mädchenstirnen fließt" —

sondern diese Stirne trug den Stempel frecher Ueppigkeit und harmonirte vollständig mit den großen, wollüstig

schwimmenden Augen und mit den begehrlich geöffneten Lippen. Ueber dem ganzen Gesicht lag der Ausdruck geistiger Unkultur und Trägheit wie ein leichter Flor. Dieses Mädchen, welches nie Kind gewesen, konnte mit seinen üppigen Formen, mit seiner ganzen auf den Sinnenreiz angelegten Erscheinung für eine Verkörperung des Ideals einer Odaliske gelten. Der arme König Lear würde sie sicherlich sofort unter jene Weiber eingereiht haben, von welchen er, aus der gebundenen Redeweise in die ungebundenste überspringend, sagte:

„Down from the waist they are centaurs,
Though women all above:
But to the girdle do the gods inherit,
Beneath is all the fiends; there's hell, there's
darkness, there is the sulphurous pit, burning,
scalding, stench, consumption — fye, fye, fye!“

In welchem Rufe die fünfzehnjährige Sibylle stand, erhellt schon daraus, daß, als eines Tages auf dem Taschenberge der oberflächlich begrabene Leichnam eines neugeborenen Kindes gefunden wurde, die öffentliche Meinung von Dresden ganz allgemein das Fräulein von Neitschütz als die Mutter dieses unmittelbar vor oder nach der Geburt getödteten Kindes bezeichnete. Hinsichtlich des Vaters dieses angeblichen Jungfernkindes war man weniger einig, indem einige glaubten, der Monsieur Saladin, französischer Sprachlehrer Sibylle's, sei der Uebelthäter, andere dagegen behaupteten: „Nein, der Herr Oberst und Oberkriegskommissarius Klemm hat es gethan.“ Soviel ist gewiß, daß der letztgenannte Kavalier von den redseligen Dresdenern als derjenige bezeichnet wurde, welcher der dreizehn- oder vierzehnjährigen Sibylle etwas genommen habe, was einem mittelalterlichen Scholastiker zufolge der Herrgott selbst nicht wiederzugeben vermöge. Zwei andere Hofherren, der Oberhofmeister von Harthausen und der Kammerjunker von Vitzthum, schienen sich mit ernsteren und ehrenhafteren Absichten dem Quasi-Fräulein nähern zu wollen. Mutter und Tochter unterließen auch nichts, diese Freier zu ermuthigen.

Jene ging sogar Hexer und Hexinnen um Rath an und verübte mit Hilfe derselben allerhand blödsinnig-zauberische Praktiken, um ihre Tochter ins haxthausen'sche oder vitzthum'sche Ehebett zu befördern. Allein diesmal kleckte weder der Schönheitzauber der jungen noch der Hexenzauber der alten Neitschütz. Die Freier zogen sich zurück und den Grund hat wohl Bülau richtig angegeben in seiner Frage: „Widerte vielleicht die beiden Herren bei näherer Bekanntschaft das wollüstige Kind an und fürchteten sie, in Sibylle keine reine Gattin zu erhalten?"

Möglich ist aber auch, daß die beiden Höflinge einem Nebenbuhler, welcher nicht viel später dem Fräulein zu hofiren begann, keine Konkurrenz machen wollten, nämlich dem Kurprinzen Johann Georg. Sobald dieses Wild sich zeigte, gaben Mutter und Tochter die Jagd auf Haxthausen und Vitzthum sofort auf und mitsammen rüsteten und richteten sie alle Netze, Fallen und Köder, über welche ausgelernte Koketterie und abgefeimte Kuppelei zu verfügen hatten.

4.

Die Jagd gelang, das Wild ging in die Falle und die beiden Jägerinnen trugen Sorge, die Beute festzuhalten.

Es ist nicht mit völliger Sicherheit zu bestimmen, wann die Leidenschaft für das üppige Mädchen den Kurprinzen zu besitzen angefangen hat. Denn förmlich besessen war der junge Mann von dem Zauber sinnlicher Reize, welche seiner eigenen starkausgeprägten Sinnlichkeit lockend entgegenkamen. Von seelischen Bezügen war in diesem ganzen Verhältniß, dessen Beginn in das Jahr 1688 zu setzen sein möchte, nie eine Spur. Die bildungslose, hohle Kokette konnte dem Prinzen nie etwas anderes sein denn

ein Lustinstrument. Er liebte Sibylle leidenschaftlich, wie — der Kater die Katze und der Spatz die Spätzin liebt. Wahrscheinlich wäre seine Verstrickung nie so weit gediehen, wie sie gedieh, wenn nicht die Kuppelkünste der alten Neitschütz sehr nachgeholfen hätten. Wenigstens sagte Johann Georg eines Tages zu seiner Maitresse: „Billchen, es wäre mit unserer Inklination nicht so weit kommen, wenn nicht deine Mutter gewesen; die ist kapable, einem alles zu überreden."

Die Verliebtheit des Prinzen war seinen Eltern sehr anstößig, namentlich seiner Mutter, der ehrbaren und frommen Kurfürstin Anna Sophia. Sibylle's Ruf war schon dermaßen zu Grunde gerichtet, daß, wie erzählt wird, sogar der Herzog Friedrich August an dem Verhältniß sich stieß und, um seinen Bruder zu ernüchtern, zu ihm sagte: „Sei kein Narr! Lass' dir kein X für ein U vormachen! Die hat schon mancher gehabt, z. B. ich selber." Indeß ist nicht eben wahrscheinlich, daß einer der ärgsten Unzüchtlinge, welche jemals gelebt, sich gedrungen gefühlt hätte, vor der Unzucht zu warnen. Dagegen ist sicher, daß mütterliche Besorgniß es zunächst noch über Unzucht und Kuppelei davontrug. Die Kurfürstin setzte es durch, daß der Kurprinz, um von der jungen Neitschütz abgezogen zu werden, vom Jahre 1689 an seinen Vater auf den Feldzügen gegen die Franzosen am Rhein begleiten mußte. Allein Johann Georg wurde dadurch von seinem Schaden nicht geheilt.

Das zeigte sich sofort, als der Prinz vom Sterbebette seines zu Tübingen im September 1691 von einer Lagerseuche weggerafften Vaters weg als Kurfürst nach Dresden zurückgekehrt war. Denn einer der ersten Regierungsakte Johann Georgs des Vierten ist gewesen, daß er ganz à la Louis XIV. die jetzt sechszehnjährige Neitschütz zu seiner Maitresse öffentlich erklärte, was in Sachsen, wo eine derartige Staatsaktion bislang noch nicht vorgekommen war, großes Aufsehen erregte, auch etliches Pamphletiren und Pasquilliren in den oberen, einiges fromme Gemurre in den unteren Gesellschaftschichten zur Folge hatte, selbst-

verständlich aber im übrigen hingenommen wurde als eine Schickung von Gottes Gnaden. Im Oktober geleitete die edle Mutter Neitschütz ihre nicht minder edle Tochter eines Abends ins Schloß, um Billchen dem Kurfürsten zu überliefern. Es steht aktenmäßig fest und ist von der Dame selber zugestanden, daß sie sich vor das Bett setzte, in welchem der Kurfürst mit Sibylle Hochzeit machte, und daß sie, bevor sie sich entfernte, das Lager „mit gemachten Kreuzen einsegnete". So „sittlichend" hatte das Lutherthum auf Frauen der vornehmen Welt gewirkt!

Natürlich machte die Frau Baronin nicht umsonst die Kupplerin, Zuführerin und Bettsegnerin. Ein kurfürstlicher Gnadenregen von Geschenken aller Art, Juwelen, Leibrenten, Häusern, Landgütern, Aemtern und Würden ergoß sich auf Sibylle und die ganze edle Familie. Der Kurfürst war auch eifrig darauf aus, die Schönheit seiner Favoritin den Leuten zu zeigen, und machte daher Sibylle zur Königin einer ganzen Reihe von glänzenden Festen. Da konnte die Eitelkeit der Dirne in den Huldigungen schwelgen, welche ihr von dem vornehmen Pack und Pöbel dargebracht wurden.

Doch spielte keineswegs der ganze Hof dieses Pack- und Pöbelspiel mit. Man war in Dresden des Skandals einer so frech offenkundigen Maitressenwirthschaft noch zu ungewohnt, um allgemein Gefallen daran zu finden. Auch regte sich gegen das Glück der Neitschütze heftiger Neid. Endlich hatte die Kurfürstin Mutter einen starken Anhang, welcher der Maitresse entgegenstand. Anna Sophia wähnte, mittels eines passenden Ehebundes würde ihr Sohn aus seiner buhlerischen Verstrickung zu lösen sein, und der Kurfürst ging auf nach dieser Richtung hin gewandte Weisungen und Bestrebungen seiner Mutter ein, woraus doch wohl geschlossen werden darf, daß ihn der Umgang mit Sibylle selber nicht ganz befriedigte. Er willigte in eine standesgemäße Heirat, allein die Diplomatie der Kurfürstin Mutter traf nicht die richtige Wahl, als sie zur Gemahlin des Kurfürsten die Prinzessin Eleonore Erdmuthe Luise von

Sachsen-Eisenach erkor, seit 1686 Witwe des Markgrafen Johann Friedrich von Anspach. Die Prinzessin war zwar keineswegs schon ganz verblüht, sondern noch hübsch genug, aber doch dreißigjährig und sechs Jahre älter als Johann Georg.

Trotzdem billigte dieser, durch das Zureden seiner Mutter bewogen und wohl auch verblüfft über die Symptome von Missbilligung, welche die Reitschützerei hervorgerufen, die ihm angesonnene Heirat und schien sogar entschlossen, mit Sibylle zu brechen und die Dirne mit einer Pension von 4000 Thalern abzulohnen. Noch mehr, er sprach von ihr als von einer „Kanaille“ und sagte, das, wie bereits erwähnt worden, auf dem Taschenberge gefundene todte Kind möge wohl von dieser „Kanaille“ sein. So gestimmt und gesinnt begab sich der Kurfürst zu Anfang des Jahres 1692 nach Berlin, um sich mit der am dortigen Hofe lebenden Markgräfin-Witwe von Anspach zu verloben. Der Zauber schien also gebrochen.

5.

Aber er war es nicht.

Kaum von seiner Verlobungsfahrt nach Berlin zurückgekehrt, lag der Kurfürst abermals in den Fesseln Sibylle's und war die vor wenigen Wochen en canaille Behandelte wieder das „herzallerliebste Billchen“. Zieht man diesen schroffen Wechsel in Betracht und rechnet man dazu den dicken Aberglauben an Hexen und Zauberkünste, welcher in den niedrigsten wie in den höchsten Klassen grassirte, so ist leicht erklärlich, daß man von einer „Verzauberung“ des Kurfürsten zu munkeln begann; zumal es in Dresden nicht verhohlen war, daß Mama Reitschütz mit allerhand „geheimen Praktiken“ schon früher sich abgegeben hatte. Freilich blieb es

bei Lebzeiten des Kurfürsten beim bloßen Gemunkel und Gezischel.

Ebenso alt in den Künsten der Buhlerei, wie jung an Jahren, hatte Sibylle es dem sinnlichen Manne ganz und gar angethan, so daß er nicht mehr von ihr lassen konnte. Aber, um sich mit dem brandenburger Hofe nicht zu zerwerfen, wollte er auch sein Verlöbniß mit der Markgräfin-Witwe nicht brechen und das Heiratsgeschäft ging demzufolge fürbaß. Die fürstliche Braut kam im April nach Leipzig, der Kurfürst erwartete sie daselbst und gewiß ist es für die deutschen Fürstensitten von damals kennzeichnend, daß Johann Georg seine Kebse nach der genannten Stadt mitnahm und daß er neben der Neitschütz am Fenster stehend den Einzug der Prinzessin ansah. Wie unter sothanen Umständen der kurfürstliche Bräutigam seine prinzessliche Braut empfing, kann man sich unschwer vorstellen. Kühl, kalt, geradezu unhöflich und abstoßend. Falls dem Flunkerer Pöllnitz zu glauben wäre, hätte Johann Georg die arme Eleonore Erdmuthe Luise, welche eine schwere Sammetrobe trug, beim Empfange mit den Worten angerasselt: „Sie müssen wohl toll sein, daß Sie bei diesem heißen Wetter ein Kleid von Sammet tragen." Man glaubt die daneben stehende Kebse zu sehen, wie sie sich vor Lachen ausschüttet und sich kaum die Mühe gibt, dabei den Fächer vor den üppigen Mund zu halten.

Diesem Anfang entsprach der Fortgang der Sache. Am 27. April von 1692 erfolgte die Vermählung des Kurfürsten mit Eleonore Erdmuthe Luise zu Torgau, aber mit einer der Zeitsitte grell widersprechenden, für die Braut und ihre Verwandten geradezu beleidigenden Stille und Prunklosigkeit. So wollte es die Maitresse, welche überhaupt keinen Anlaß unbenützt ließ, zu zeigen, daß s i e die eigentliche, wahre und wirkliche Herrin des Landesherrn sei, die Oberkurfürstin so zu sagen. Der Kurfürst versuchte nun zwar mit seiner Gemahlin als Ehemann zu leben, aber es ging nicht. Sein Kammerdiener Rousseau hat nachmals vor Gericht angegeben, der Kurfürst hätte öfter

geklagt, „es müßte ihm doch etwas gemacht worden oder im Bette sein, daß, wenn er bei seiner Gemahlin bleiben wollte, ihm ganz übel und so angst würde, daß er darüber schwitzete, und wäre es auch nicht anders, als wenn ihn jemand bei dem Arm aus dem Bette rausreißen wollte und er sich übergeben sollte, und hielte diese Beschwerlichkeit so lange an, bis er wieder in sein Gemach käme" — allwo ihn, wohlverstanden, die Maitresse zu erwarten pflegte. Darin lag die „Verzauberung", welche den Fürsten aus dem Ehebette trieb, nicht darin, daß Mama Neitschütz, wie man ihr schuldgab, das Schlafzimmer der Kurfürstin heimlich mit einem „verdächtigen Rauchwerk" hatte ausräuchern lassen, um die Ehegatten „einander gram zu machen".

Daß diese würdige Mutter einer gleich würdigen Tochter derartige Zauberpossen wirklich trieb, untersteht jedoch keinem Zweifel. Die Frau Generalin — Herr von Neitschütz avancirte nämlich um der Verdienste willen, welche seine Tochter um den Landesherrn und folglich, maßen bekanntlich Fürstenwohl Volksglück ist, auch um das Land sich erwarb, zum Generalleutnant — die Frau Generalin stand ja mit Personen in Verbindung, welche aus dem Aberglauben ein Geschäft machten, d. h. auf die heilige Dummheit spekulirten. Neben dem Scharfrichter von Dresden, Melchior Vogel, erscheinen in dieser Bande als Traumdeuterinnen, Wahrsagerinnen, „Planetenleserinnen", Amuleteverfertigerinnen und Liebegiftköchinnen die „Hexe" Margarethe aus dem Spreewald, die Traum-Marie, die Burmeisterin, die Lindnerin, die Krappin und andere. Mit den Fabrikaten dieser Sippschaft war die kurfürstliche Maitresse versehen und behängt. Sie besaß „ein gewisses Pulver, so von solcher Kraft, daß, wenn man es einem auf den Kopf streuete, derselbe nicht böse auf ihr sein konnte, welches Pulver aus einer Muskaten, so die Besitzerin dreimal verschlucket gehabt und durch sich gehen lassen, verfertiget war". Sibylle trug auch ein zauberkräftiges Armband „so aus des Kurfürsten Haaren gemachet gewesen". Ferner trug sie „auf der linken Brust in einem

kleinen güldenen Büchslein einen Liebesteufel, so Fränzel geheißen". Aber der rarste Talisman, welchen sie besaß, war doch ein „sonderliches Säckchen", welches sie in dem „Schubsacke des Unterrockes" mit sich führte und „worinnen, wie vermuthet, spiritus familiares waren"[1]). In diesem „sonderlichen" Säckchen befanden sich „zwei Läpflein, deren eines von des Fräuleins Hemde, darinnen sie menstruo laboriret, das andere aber Kurfürstliche Durchlaucht beschwitzet und welche beide besagtes Fräulein nebst der Kuhlauin (ihrer Gesellschafterin) an einem Karfreitage in der Bartholomäikirche, die Liebe zwischen Sr. Kurfürstl. Durchlaucht und mehrbesagtem Fräulein feste zu machen, zusammengewickelt, in eine Schachtel versiegelt und heimlich, als man die Passion sang, auf den Altar gesetzet, um den Segen darüber sprechen zu lassen".

Solchen Zauberkünsten war gewiß schwer zu widerstehen, namentlich wenn man, wie der „verzauberte" Kurfürst that, an bedenklicher Gehirnschwäche laborirte. Es ist das im wörtlichen, im physischen Sinne zu nehmen; denn Johann Georg hatte im Sommer von 1692 ein Abenteuer bestanden, wodurch seine geistigen Kräfte beeinträchtigt worden. Ein Sturz vom Pferde nämlich hatte ihm eine Gehirnerschütterung zugezogen.

Nun ist es aber eine bekannte Thatsache, daß die Schwächung der Intelligenz und Willenskraft keineswegs auch eine Minderung der Sinnlichkeit zur Folge hat. Im Gegentheil, die letztere wird nur um so unbändiger, je mehr sie des geistigen Zügels ledig geworden. Johann Georg der Vierte lieferte hierfür einen traurigen Beweis,

---

1) Die Vorstellung vom „spiritus familiaris" ist nur eine Abart des Aberglaubens vom Alraun. Zusammenfassenden Aufschluß geben die Brüder Grimm in Nr. 84 und 85 der „Deutschen Sagen". Unsere größte Dichterin, Annette von Droste-Hülshof, hat in ihrer poetischen Erzählung „Der spiritus familiaris des Roßtäuschers" diesen Volksglauben in genialster Weise behandelt (Gedichte 1844, S. 365 fg.). Es kennzeichnet das Verhalten unserer Zeit zur wirklichen Poesie, daß diese herrliche Dichtung so viel wie unbekannt geblieben ist.

indem er nach seinem gemeldeten Unfall ganz sklavisch dem Sinnenzauber sich fügte, welchen Sibylle von Neitschütz über ihn verhängte. Seit vollends das „Fräulein" sich guter Hoffnung fühlte — welches Gefühl im Herbste von 1692 sich einstellte — schien der Kurfürst nur noch da zu sein, um die Gelüste und Wünsche der Kebse zu erfüllen.

Die Wünsche flogen jetzt hoch und immer höher, Mama Neitschütz aber lenkte und leitete den Flug. Als Johann Georg die frohe Botschaft vernahm, Billchen werde ihn zum Vater machen, kratzte er sich hinter den Ohren und äußerte gegen die Kammerjungfer der Maitresse, Elisabeth Nitschin, das Kind müßte heimlich geboren und auferzogen werden. Da fuhr aber die Frau Generalin dazwischen mit den Worten: „Ei, Herr Cheses, das wäre mir scheen! Ich gebe so ein Kind nicht der Kanaille in die Hände. Der Kurfürst soll es machen wie der König von Frankreich". Sie meinte damit zweifelsohne, Johann Georg sollte es mit seinem zu erwartenden Bankert halten, wie Ludwig der Vierzehnte es mit seinen Bastarden hielt, welche ja ganz auf Prinzen- und Prinzessinnenfuß behandelt wurden. Oder auch schwebte ihr vor, daß der König von Frankreich seine letzte Maitresse, die glatte Schlange Maintenon, unlängst förmlich geheiratet hatte. „Der Kurfürst — sagte die würdige Mutter zu ihrer würdigen Tochter — muß dich vor seine Frau halten. Du mußt es ihm sagen. Er muß alles thun, was du haben willst: es ist nur um einen Sturm zu thun. Sonst werden die Leute dich vor seine Hure halten".

6.

Der „Sturm" wurde veranstaltet und that seine Wirkung. Zeitig im Jahre 1693 stellte der Kurfürst seinem geliebten Billchen eigenhändig ein Dokument aus, worin

er „kund und zu wissen“ that, daß er seine Verbindung mit dem „Fräulein“ für „eine rechte Ehe halte und erkenne“, und weiterhin erklärte: „Sollte also Gott uns in solchem diesem Ehestand segnen, so bekenne frei vor männiglich, daß solche vor meine rechte und nicht unrechte Kinder zu halten sein. Um aber keine Zerrüttung und Streitigkeit in dem Kurhause anzufangen, sollen diese meine rechte Kinder keinen Theil an denen Landen und Kurwürden haben und allein diese meine Ehefrau Gräfin und sie Grafen genannt werden“. Das Wunderlichste des wunderlichen Aktenstückes kam aber am Schlusse desselben zum Vorschein. Es hieß da nämlich: „Ich will mir ausgenommen haben, frei zu sein, noch eine Frau zu nehmen und zwar von gleichem Geblüt mit mir, welche den Namen vom Kurfürst führen und ihre durch Gottes Gnade von mir zeugende Kinder die rechtmäßigen Erben dieser Kur und Lande sein sollen, indem keineswegs in der heiligen Schrift zwei Weiber zu haben verboten, sondern Exempla anzuführen wären, worinnen es selber von unserer Kirche zugelassen.“

Das Exempel, welches Johann Georg im Auge hatte, war die bekannte Bigamie des Landgrafen Philipp von Hessen, welche ja Luther und Melanchthon serviler Weise gebilligt hatten. Schade übrigens, daß der Kurfürst nicht 130 Jahre später lebte, zur Zeit, als der Gauner Joe Smith die Handschrift von Salomon Spauldings albernem Roman „The manuscript found“ in die Mormonenbibel („Book of Mormon“) umhumbugte[1]). Denn Johann Georg hätte einen richtigen Mormonen abgegeben.

Das Dokument, kraft dessen der Kurfürst das „Fräulein“ von Neitschütz, mormonisch zu reden, sich „ansiegelte“, wurde auf den 16. Oktober 1691 zurückdatirt — so 'ne kleine Fälschung kann Einen von Gottes Gnaden nicht sehr behelligen — damit die Neitschütz, falls die Zulässigkeit

1) Siehe das 1. Kapitel der trefflichen „Geschichte der Mormonen“ von Moriz Busch, 1870.

einer Doppelehe nicht durchzuführen wäre, jedenfalls für die erste Gemahlin Johann Georgs, d. h. für die ihm zuerst angesiegelte gelten könnte. Zur gleichen Zeit erfolgte die in dem Aktenstücke schon angedeutete Standeserhöhung der Kebse, indem Kaiser Leopold der Erste auf Ansuchen des Kurfürsten für dieselbe ein Reichsgrafendiplom an- und ausfertigen ließ, kraft dessen sie zur Gräfin von Rochlitz gemacht wurde, wasmaßen — wie es in dem vom 4. Februar 1693 datirten Diplom hieß — „Kaiserliche Majestät die sichere Nachricht haben, wessgestalten gedachte Magdalene Sibylle Neitschützin aus altem adeligem Geschlechte entsprossen, welcher auch viel vornehme Familien in dem Heiligen Römischen Reich und Blutsfreundschaft verwandt seindt, der Ritterthaten ihrer Voreltern zu geschweigen."

Der neugebackenen Gräfin wurde jetzt ein eigener Haushalt und Hofstaat eingerichtet und zwar in dem sogenannten fürstenbergischen Hause an der Elbebrücke, welches durch den „schwarzen Gang" mit dem Schloß in Verbindung stand. Eine Frau von Arnim diente der Kebse als Hofmeisterin, das Fräulein Agnes von Kuhlau als Gesellschaftsdame. Das Laster hat zu allen Zeiten nur vornehm zu sein gebraucht, um vornehme Lakaien und Mägde zu haben. Die Kunst geht nach Brot und der Adel nach Braten. Unterm 17. März von 1693 machte ein Erlaß des Kurfürsten sämmtlichen Behörden und angestammten Sachsen die Grafung seiner Beischläferin als ein wichtiges und erfreuliches Ereigniß kund. Ueber was alles haben deutsche Unterthanen schon sich freuen müssen!

Die kaiserliche Gefälligkeit war eine kurfürstliche Gegengefälligkeit wohl werth. Im Mai des genannten Jahres trat Johann Georg der großen Allianz bei, welche Wilhelm der Dritte gegen Frankreich zuwegegebracht hatte. Der Kurfürst machte sich gegen Kaiser Leopold verbindlich, 12,000 Mann an den Rhein zu führen, und er kam dieser Verbindlichkeit im Juni nach. Selbstverständlich nicht gratis; denn England gab ihm 400,000 Thaler Subsidien und ließ auch die Gräfin von Rochlitz hören, wie hübsch

englische Guineen klängen: — es flossen mehr als 40,000 Thaler aus der englischen Staatskasse in den „Schubsack" der Kebse, welcher nicht nur für „Zaubersäckchen" Platz hatte.

Die Allianz- und Subsidienverträge deutscher Reichsfürsten mit England waren schon damals nichts anderes als Menschenfleischlieferungstraktate; nur verstanden zu dieser Zeit die deutschen Fürsten das „Machen" in Menschenfleisch noch nicht so gut, wie es ihre Herren Nachfolger in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts verstanden. Johann Georg der Vierte und seine zeitgenössischen Mithändler sind nur lausige Krämer gewesen, verglichen mit den großen Spekulanten, wie solche zur angegebenen Zeit thätig waren, insbesondere unter den drei Menschenfleischgroßhandelsfirmen: Landgraf von Hessen-Kassel, Herzog von Braunschweig und Herzog von Wirtemberg. Aber „Fürstenwohl ist Volksglück", und maßen sich's die Chefs der genannten Firmen und ihre Kompagnons wohl sein ließen, so wohl, daß sie mit den Gesellen in Auerbachs Keller singen konnten: „Uns ist ganz kanibalisch wohl" — so mußten folglich ihre getreuen Unterthanen glücklich sein. Wie glücklich, steht mit Höllenfeuerlettern in Schillers „Kabale und Liebe" geschrieben. Aber freilich, dieser Schiller gehörte trotz seiner klassischen Vornehmheit und vornehmen Klassicität im Grunde doch auch zu der nie genug zu verdammenden Rotte Gog, Ma- und Demagog, welche Altar und Thron unterwühlt. Ist ihm darum ganz recht geschehen, daß, als er nach einem Leben voll Arbeit und Sorge gestorben, nicht einmal so viel Geld im Hause war, um seinen Sarg zu bezahlen; ja, ganz recht, denn —

Was trug er auch sein Haupt so frei, so stolz
Und hob es über Lump und Kompagnie
Hinweg, empor bis zu der Sterne Kreis!

7.

Die Kebse begleitete den Kurfürsten ins Feld, d. h. sie ließ in den rheinischen Städten ihren Luxus und ihren Uebermuth sehen. Nebenbei mochte es ihr rathsam erscheinen, den „verzauberten“ Mann nicht aus den Augen zu lassen. In Frankfurt a. M. gebar Sibylle im Juli von 1693 eine Tochter, welche später, reich ausgestattet, an einen polnischen Grafen Dunin verheiratet wurde. Nach beendigtem Feldzuge mit ihrem Unterhälter nach Dresden zurückgekehrt, musste die Gräfin mit nicht geringem Verdrusse wahrnehmen, daß ihr Wochenbett Folgen gehabt, welche ihre Gesundheit und, was noch schlimmer, ihre Schönheit zu zerstören drohten. Die Kränkelnde musste befürchten, daß zugleich mit ihren Reizen auch die „Verzauberung“ des Kurfürsten abnehmen würde, — eine Befürchtung, welche vollständig gerechtfertigt war bei einem Weibe, dessen Mittel nur sinnliche gewesen sind. Nicht ein einziger gewinnender Zug, nicht ein einziger anmuthiger Scherz, nicht ein einziges gutes Wort wird uns von der Kebse gemeldet. Odaliskenfleisch, Haremsfutter, sonst nichts, gar nichts.

Die alte Neitschütz erkannte die Gefahr und beschloß, einen großen Schlag zu thun. Die Konsequenzen des seltsamen Eheversprechens, welches dem Kurfürsten abgelistet worden, sollten jetzt gezogen werden. Man steuerte darauf los, daß Johann Georg seine „Doppelehe“ förmlich und feierlich anerkennen sollte. Wäre Sibylle erst als Neben- oder Hauptkurfürstin anerkannt, so könnte man der Verblühten nicht nur so ohne weiteres den Laufpaß geben. Die Kreaturen der Neitschützerei wurden angewiesen, in dieser Richtung thätig zu sein. In der Vorderreihe dieser Kreaturen durfte natürlich auch ein Bonze nicht fehlen, der erst neuerlich zum Superintendenten von Pirna ernannte Johann David Schwerdtner, welcher auch den kurfürstlichen Bankert zu Frankfurt getauft hatte. Diesem Ehrwürdigen

wurde die Urheberschaft eines im Ungeschmacke der Zeit zubereiteten Fühlers zugeschrieben, welcher zur Sondirung der öffentlichen Meinung erschien unter dem Titel: „Liebe zwischen Prinz Herzmuthen, Prinzen in Albinien, und Fräulein Theonilden, oder drei Reimschaften, worinne die Theonilde dem Fürsten in Albinien ihre Liebe anträgt, worauf der durchlauchtigste Prinz Herzmuth, auf geschehenen Vortrag an seine Gemahlin, eingehet und die durchlauchtigste Prinzessin Patientia Victrix diesfalls selbst entschuldiget. Wobei zugleich von der Frage, ob das viele Weibernehmen zu gestatten? gehandelt wird." Die Allegorie dieser im Bombast- und Lascivstil eines Hofmannswaldau oder Lohenstein gehaltenen Reimerei war so handgreiflich, daß jedermann in dem Prinzen Herzmuth den Kurfürsten, in der Prinzessin Patientia die Kurfürstin und in Theonilde die Sibylle Neitschütz erkennen mußte. Was für rohe Naturlaute dazumal selbst im feinsten Hofton mitunterliefen, erfährt man, wenn an einer Stelle das zarte Fräulein Theonilde ausruft:

„Ach, warum kann ich nicht verrecken und erbleichen?"

und eine echt lutherisch-knechtschaffene Politik predigt aus den Versen:

„Es darf sich auch der Prinz nicht vor Gesetzen scheuen;
Er ist aus Fürstenblut, so Rechte brechen darf" —

allein seltsamer Weise zieht der unterthänige Reimer aus seinen Prämissen nicht ganz die entsprechenden Schlüsse. Zwar betont er, daß ja in der Bibel die Fürsten angewiesen würden, „im Nothfall" zwei Weiber zugleich zu haben, aber er läßt dann doch wieder seinen Prinzen Herzmuth sagen, daß dieser von „Zweigemahlschaft" nichts wissen wolle. Die Prinzessin Patientia sperrt sich anfänglich heftig gegen eine Mitprinzessin und meint, die „geile Brunst" des Prinzen würde wohl vorübergehen. Sie entschuldigt auch diese Brunst mit den Worten:

„Mein Prinz kann nichts dafür, er liebte mich von Herzen,
Wenn nicht ein Zaubergeist an seiner Seite hing" —

in welcher Wendung man später eine sehr bedenkliche Andeutung finden wollte. Schließlich indeß unterwirft sich, ob auch nur mit halben Worten, die gute Patientia der alttestamentlichen Ansicht, welche ihr Herr Gemahl über Liebe und Ehe hat.

In der Wirklichkeit erging es der Patientia-Eleonore Erdmuthe Luise zu jener Zeit schlimm und immer schlimmer. Die ganze neitschützische Blase machenschaftete gegen die arme Fürstin und reizte den willenlosen Kurfürsten gegen sie auf. In Folge dessen fanden bei Hofe sehr hässliche Auftritte statt. Bei einem derselben, welcher im Februar von 1694 im Schlosse Pillnitz spielte, benahm sich Johann Georg ganz wild und wüst gegen seine Gemahlin. Es war damals die Rede davon, die Kurfürstin nach Freiberg zu verbannen, oder gar, sie einzuthürmen.

Sibylle und ihre Mutter fassten zu jener Zeit ernstlich den Gedanken ins Auge, der Kurfürst müsste sich, da eine alttestamentliche „Zweigemahlschaft“ sich doch nicht wohl verwirklichen ließ, von seiner Gemahlin scheiden lassen, um seine Maitresse in aller Form zur Kurfürstin zu machen. Die alte Neitschütz bildete sich ein, diese Erhebung würde leichter zu bewerkstelligen sein, so ihre Tochter statt Gräfin Fürstin hieße, und ließ daher durch ihren Schwiegersohn, den Geheimrath von Beichling, am kaiserlichen Hofe die Erhebung der Gräfin von Rochlitz in den Reichsfürstenstand betreiben. Um zu seinem Zwecke zu gelangen, soll der Unterhändler in der wiener Hofburg insinuirt haben, die Gräfin würde ihre Fürstinkrone mit ihrem Uebertritt zum Katholicismus bezahlen und auch den Kurfürsten in die alleinseligmachende Kirche nachziehen. Aber auch das half nicht. Der Kaiser Leopold fand das Begehren der Metze unverschämt und wies, seine habsburgische Unterlippe noch bedeutend weiter als sonst herunterhängen lassend, dasselbe zurück mit den unwirschen Worten: „Was Fürstin, Fürstin! Kursachsen hat Fürstin genug an seiner preiswürdigen Gemahlin.“

8.

Das Tröstliche an den irdischen Dingen ist ihre Dauerlosigkeit. Die menschliche Thorheit und Niedertracht werden nur dadurch erträglich, daß sie in ewiger Metamorphose begriffen sind. Dummheit, Gemeinheit und Bosheit bleiben ihrem Wesen nach allerdings ewig dieselben, aber sie wechseln unaufhörlich Formen und Farben und dieser tausend- und hunderttausendfache Formen- und Farbenwechsel macht die „Tragicomoedia humana“ genießbar. Schon der bloße Gedanke, daß die große Posse immer die gleiche und die Komödianten stets dieselben sein könnten, muß Grauen und Entsetzen erregen. Die fortwährenden Verwandelungen der Scene, die rastlosen Aenderungen der Dekorationen, der Kostüme, der Mimik und der Deklamation sie bringen immer wieder die wohlthätige Illusion hervor, das Stück sei ein neues. Oberregisseur Tod sorgt auch in der Regel für einen zeitigen Aktschluß, bevor Neugier und Verwunderung der Langeweile platzgemacht haben. In der Regel! Denn der Ausnahmen sind viele. Komödianten, welche weltgeschichtliche Rollen tragiren, pflegen sich um so länger auf der Bühne zu halten, je größer der Frevel ist, welcher sie hinaufgehoben hat. Verbrecher wie der vom 18. Brumaire 1799 und der vom 2. December 1851 gastiren lange. Natürlich! Menschen und Völker ertragen aus innerster Wahlverwandtschaft das Lügenhafte, Gemeine und Böse viel lieber und länger als das Wahrhafte, Edle und Gute. Wer Macht über Menschen erlangen will, darf nicht auf die guten Instinkte und Regungen derselben, sondern muß auf ihre Laster und Leidenschaften spekuliren. Er muß, wie die Bonaparte es thaten, die menschliche Selbstsucht in ihrer gemeinsten Form zum einzigen Werthmesser der Ideen und Erscheinungen machen. . . .

Die niedrige Hofposse „Der verzauberte Kurfürst“ spielte nicht lange. Man wähnte noch mitten im Stücke

zu sein, als der genannte Regisseur das Klingelzeichen zum Fallen des Vorhangs gab.

Die kurfürstliche Kebse kränkelte seit ihrem Wochenbette fortwährend, und weil die Aerzte zu unwissend waren, die Krankheit zu erkennen, oder auch weil sie zu lakaienhaft, um gerade herauszusagen, daß das frühzeitige Lasterleben Sibylle's ihre Gesundheit zerrüttet hätte, gaben sie geheimnissvolle Winke und Hindeutungen, der Patientin dürfte wohl etwas „Unrechtes" beigebracht worden sein. Dieses Gemunkel verstieg sich bis zu der Infamie, nicht undeutlich die Kurfürstin zu bezichtigen, sie hätte ihrer Nebenbuhlerin Gift beibringen lassen. Sehr wahrscheinlich hat nur das rasche Hereinbrechen der Katastrophe die arme Eleonore Erdmuthe vor den schlimmen Folgen solcher Verleumdung bewahrt.

Im März von 1694 trat die Kränklichkeit der Kebse in eine Krisis: die Blattern brachen an ihr aus. Die Krisis nahm aber keinen günstigen Verlauf, denn statt zur Reife zu gelangen, traten die Blattern zurück. Der Leib der Kranken bedeckte sich mit einer schwarzen Kruste, heftige Krämpfe schüttelten ihre Glieder und am 4. April starb sie, noch nicht zwanzigjährig.

Der Kurfürst, welcher während Sibylle's Krankheit ihr Zimmer kaum verlassen hatte, that wie ein Verzweifelnder. Er wollte sich auch von der todten Kebse nicht trennen, ließ für den Leichnam ein prächtiges „Castrum doloris" herrichten, ordnete das prunkvolle, oben beschriebene Leichenbegängniß an, geleitete die Geliebte selber zu ihrer Gruft und verübte folgende Grabschrift für sie: — „Hier ruhet in Gott die hoch- und wohlgeborene Frau Magdalene Sibylle, des Heiligen Römischen Reiches Gräfin von Rochlitz, welche Einem Manne verbunden, eine allzeit treue, Eines Kindes Mutter, ihres Fürsten Unterthanin, auch ihme doch gleich war, indem Sie von ihme ehelich geliebt wurde. Weil sie nun jung an Jahren, auch angenehmer Gestalt, also war Sie mit anständigen Sitten und mit Tugenden begabt, in Summa von vortrefflichen Qualitäten, als welche den Noth-

dürftigen mit Hilfe, ihren Feinden mit Sanftmuth, jedermann mit Freundschaft und Gutthat gewogen, dahero Sie vielen ein heftiges Verlangen nach ihrer Person zurückgelassen hat. Sie ist geboren den 8. Februar 1675, starb den 4. April 1694, hat also gelebet 19 Jahre. So lebe denn ewig wohl und auch in deinem Erlöser, o wertheste Seele!"

Dieser Nachruf, welcher die „Verzauberung" Johann Georgs in ihrem ganzen Umfange widerspiegelte, mußte den Spott herausfordern. Es erschien auch wirklich eine Travestie der Grabschrift, welche witzig genug, aber freilich zu „galant" lautete, um heute noch druckbar zu sein.

Allzu tief muß aber das Herzeleid des Kurfürsten doch wohl nicht gewesen sein. Denn sonst hätte er nicht zugelassen, daß seine Quasi-Schwiegermutter ihn auf eine Manier tröstete, wie wohl niemals wieder eine Schwiegermutter ihren Eidam getröstet hat. Mama Neitschütz kam nämlich auf den sinnreichen Einfall, ihrem „Herrn Sohn", wie sie den Kurfürsten zu nennen pflegte, über seinen Verlust dadurch hinwegzuhelfen, daß sie ihm denselben zu ersetzen suchte. Zum Surrogat für ihre verstorbene Tochter ersah sie das Gesellschaftfräulein derselben, Agnes von Kuhlau, und dieses edle Frauenzimmer ließ sich, obgleich mit einem Herrn von Ponikau verlobt, zur Uebernahme der Surrogatrolle bereitwillig finden. So bereitwillig, daß sie zur Elisabeth Nitschin sagte: „Ach, wenn Sie mir doch etwas geben könnte, daß der Kurfürst mich liebete." Mama Neitschütz führte die Vice-Maitresse selber in das kurfürstliche Gemach und sprach, wie in den Akten steht, dem Herrn Sohn also zu: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden doch um meiner Tochter willen die ganze Welt nicht meiden. Sie müssen es machen wie der Oberst Malzahn, welcher den dritten Tag nach seiner Gemahlin Tod mit seiner Hausjungfer zu thun gehabt. So kann es doch nicht dauern, gnädigster Herr. Schlafen Sie bei der Kuhlauin; es ist Ihnen viel gesünder."

Was die Vettel mit dieser Kuppelei wollte, ist hand-

greiflich. Aber ihr schamloser Kalkul ging fehl, denn der Hauptfaktor in demselben wurde baldigst durch den Tod ausgestrichen. Der Kurfürst hatte an dem Krankenbette Sibylle's das Blatterngift eingesogen. Die Krankheit brach auch bei ihm in heftigster Weise aus, ein nicht zu bewältigendes Fieber warf ihn nieder und am 27. April, also nur dreiundzwanzig Tage nach dem Hingange der Maitresse, war er eine Leiche. Er zählte noch nicht volle sechsundzwanzig Jahre.

9.

Finstere Gerüchte begleiteten den todten Kurfürsten in seine Gruft zu Freiberg.

In jener guten alten frommen Zeit war in Folge einer stupiden Kirchlichkeit und einer unsittlichen Politik die ganze Anschauungsweise der Menschen so verqueert und verdorben, daß kein Mann von vorragender Stellung plötzlich sterben konnte, ohne daß es geheißen hätte, er wäre „expedirt“ worden. Die „Staatsraison“ hatte seit dem Aufkommen der sogenannten „welschen Praktik“, also seit nahezu 200 Jahren, Dolch und Giftphiole als Hauptargumente so häufig gehandhabt, daß man diese Argumente immer und überall wirksam glaubte.

Man raunte sich daher in Sachsen selbst und weitumher in Deutschland in die Ohren und deutete auch in schriftlichen Aufzeichnungen an, der frühzeitige Tod Johann Georgs des Vierten sei keineswegs den Blattern, sondern gewissen Personen vom sächsischen Adel und von der sächsischen Geistlichkeit auf Rechnung zu setzen. Der Adel hätte den Kurfürsten gehasst, weil dieser durch seinen Premierminister Hanns Adam von Schöning ein auf die adeligen Anmaßungen wenig oder keine Rücksicht nehmendes bureaukratisches Regiment im Lande ein- und durchführen ließ; die

lutherische Orthodoxie aber sei dem Kurfürsten gram gewesen, weil sie gefürchtet hätte, derselbe würde sie durch seine Kebse katholisch machen lassen. Daß die Junker und Pfaffen gegen Johann Georg übelgesinnt gewesen, mag ganz wahr sein; allein für die Sage, daß sie ihn „expedirt“ hätten, lässt sich nicht der Schatten einer Spur von aktenmäßigem Beweise beibringen.

Ein anderes Gerücht, welches um die Gruft des Kurfürsten her nicht leise flüsterte, sondern laut schrie, fasste sich in den populär-abergläubischen Satz zusammen: „Sie hat ihn ins Grab nachgezogen.“ War es doch schon bei Lebzeiten Johann Georgs und seiner Maitresse allgemeiner und bis in die obersten Gesellschaftschichten hinaufreichender Volksglaube gewesen, daß die junge Neitschütz mit Hilfe der alten den Fürsten „behext“ hätte, und dieser Volksglaube hatte sich auf das stützen können, was von den früher erwähnten Verbindungen der Generalin mit „unheimlichen“ Leuten bekannt geworden. Jetzt hieß es, die dem Kurfürsten angethane „Verzauberung“ hätte über den Tod der Kebse hinaus fortgewirkt und den Verzauberten der Todten ins Grab nachziehen müssen, insbesondere darum, weil der Neitschütz ein aus den Haaren ihres Liebhabers geflochtenes Armband, sowie ein Bild Johann Georgs in den Sarg mitgegeben worden seien.

Die Klätscherin „Oeffentliche Meinung“, in 99 von 100 Fällen so urtheilslos und boshaft, wie nur irgendein Waschweib es sein kann, schrie um so lauter nach einer Untersuchung, nach einer Hexenprocedur, als diese Forderung der volksdümmlichen Religiosität bedeutend verstärkt und befeuert wurde durch die Begierde der Hofklike, das Glück der todten jungen Neitschütz an der überlebenden alten zu rächen.

Des kinderlosen Kurfürsten Bruder und Nachfolger Friedrich August war ein so starker Mann, daß er Hufeisen mit den Fingern zerbrechen konnte und angeblich dreihundert und etliche fünfzig Bankerte in die Welt gesetzt hat. Aber seine Stärke lag in den Muskeln und Lenden, nicht im Gehirn.

Dennoch ist er schwerlich so dumm gewesen, an die Verzauberung und Zutodehexung seines Bruders zu glauben. Er willigte aber in die Forderung der öffentlichen Meinung, d. h. in die Processirung der alten Neitschütz und ihrer Helfershelfer und Handlangerinnen, weil ihm weder an jener noch an diesen etwas gelegen war, auch weil seine Mutter, die alte Kurfürstin, die Anstrengung des Processes verlangte und endlich weil — was wohl das schwerstwiegende Motiv — der vollgesogene neitschützische Reichthümerschwamm auf solche Manier am bequemsten in die kurfürstliche Kasse auszudrücken war.

Diese fiskalische Manipulation ist denn auch das Hauptresultat der Hexenprocedur gewesen, welche mit zahlreichen Verhaftungen und mit der am 30. April, also nur sechs Tage nach dem Ableben des Kurfürsten vorgenommenen Ausgruftung und Untersuchung von Sibylle's Leichnam begann. Nachdem man der Todten das mit Diamanten geschmückte Portrait Johann Georgs und das „verdächtige" Armband abgenommen hatte, wurde sie nicht wieder in der Sophienkirche beigesetzt, sondern ohne Umstände irgendwo eingelocht. Der Proceß spann sich lange hin und gestaltete sich nicht dem Buchstaben, aber dem Sinne nach zu einer Bestätigung des uralten und ewigjungen Sprichworts: „Die kleinen Schelme henkt man und die großen läßt man laufen." Die Werkzeuge nämlich, deren sich Mama Neitschütz bei ihren Ränken und ihren Zauberschwänken bedient hatte, kamen schlecht weg. Im Januar mussten die Traum-Marie, nachdem sie den dritten Foltergrad ausgehalten, sowie die Kammerfrau der Generalin und ihr Mann mitsammen am Pranger stehen. Während des folgenden Monats starben der Scharfrichter Vogel und die „Hexe" Margarethe an den Folgen der ausgestandenen Tortur im Gefängnisse. Der Sekretär Engelschall erhielt den Staupbesen. Der Surrogat-Kuhlau gestattete man, daß sie sich geschickt herauslog. Die alte Neitschütz setzte allen gegen sie erhobenen Anklagen ein standhaftes und konsequentes Leugnen entgegen. Es wurde gegen sie erkannt, daß „mit der peinlichen Frage und zwar

mit der Schärfe" gegen sie vorgegangen werden sollte; allein man kann nicht mit völliger Bestimmtheit sagen, ob und wieweit sie der Folter unterworfen worden, um ihr Geständnisse abzupressen. Wahrscheinlich jedoch ist, daß sie den ersten Torturgrad, die Daumenschrauben, zu fühlen bekommen hat, aber trotzdem bei ihrem Leugnen geblieben ist. Sie saß anderthalb Jahre lang in dem „Quatemberstübchen" des dresdener Rathhauses, Tag und Nacht von vier Mann bewacht. Dann schlug der Kurfürst den Proceß gegen sie nieder und man ließ die große Schelmin laufen. Sie ist auf dem ihrem Sohne Rudolf gehörigen Gute Gaussig bei Bautzen im Jahre 1713 gestorben. Auch den großen Schelm von Geheimrath und Kammerdirektor Ludwig Gebhart von Hoym, welcher die Gunst der beiden neitschützischen Damen zu Erpressungen und allerhand Geldschneidereien ausgenützt hatte, ließ August der Starke laufen, nachdem er dem für anderthalb Jahre auf dem Königstein Seßhaftgemachten von seinem Raube 200,000 Thaler abgezwackt hatte.

So thalermäßig modern-prosaisch endigte die romantische Historie vom verzauberten Kurfürsten.

Inhalt des vierten Bandes.

Leipzig, Walter Wigand's Buchdruckerei.









